13
WISSEN
UND LEBEN
JAHRGANG
VII.

WISSEN·UND LEBEN

SCHWEIZERISCHE
HALBMONATSSCHRIFT

XIII. BAND

1. OKT. 1913 — 15. MÄRZ 1914

RASCHER & Co.
ZÜRICH

VERLEGER

Dr. G. GRUNAU
RN

HASTEINER

INHALTSVERZEICHNIS

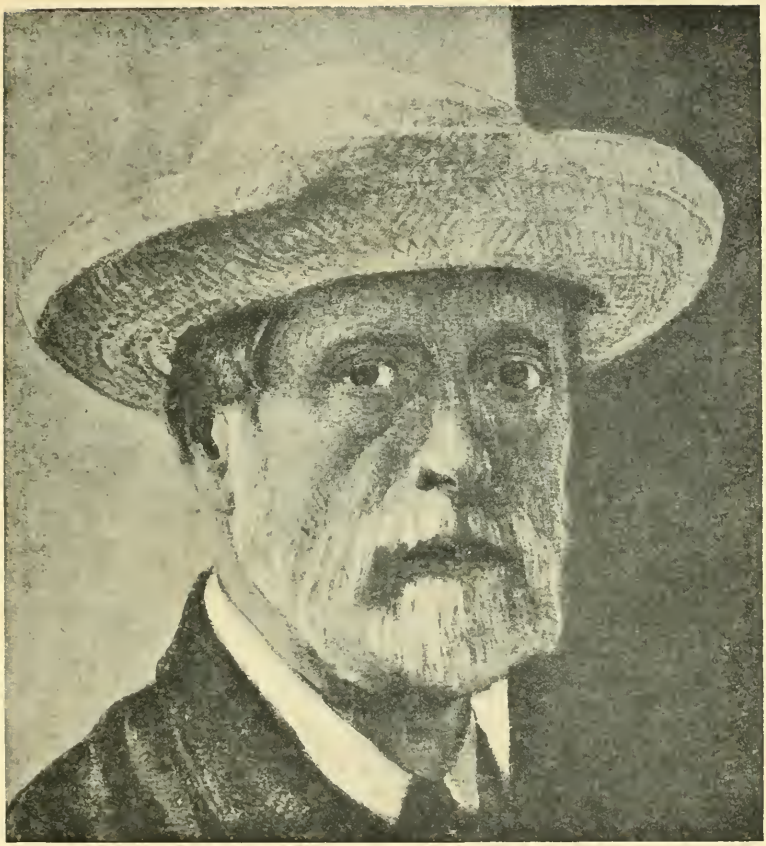
Seite

ANTONELLI, E. Aristide Briand 405
BLOCHER, ED. Von der französischen Fremdenlegion 327
Brief an meinen Landsmann William Martin 591
BLOESCH, H. Zur Feststellung 458
Heinrich Federer 746
BISE, P. Sur l'avenir de l'art 360
v. BODMAN, E. Die Seele des Künstlers 357
Künstler und Psychiater, Kunst und Bürgertum 555
BOVET, E. Die Wandmalereien der Universität 561
Ein schönes Buch 585
BOVET, R. La question de la réforme électorale 708
BROCKMANN-JEROSCH, H. Vergessene Nutzpflanzen 424, 489
BÜHRER, J. Robert und Hedwig Maria 156, 228, 306
CHIESA, F. Die heilige Kallimazone 322
CIVIS. Deutsche Invasion 434
COMBE, E. Suffragettes et féminisme 613
DELHORBE, F.-M. Au pays romanche 272
DICK, E. Hermann Burte 682
EPUY, M. Menues réflexions à propos du bicentenaire de Diderot . 110
ERNST, P. Mäcen und Künstler 656
v. ESCHER, N. Gedichte 97
FAESI, R. Richard Dehmel 266
Großstadt 641
FALKE, K. Die Laute 705
FICK, F. Die Kaste der Advokaten 66
FINK, P. Reiseerinnerungen 415, 465
FORRER, R. Jellinek und der Proporz 259
FREY, A. Konzert 2
FUETER, E. Die Türkei zur Zeit ihrer höchsten Machtentfaltung 661, 724
GAGLIARDI, E. Die Kämpfe um Novara 526, 598
GEILINGER, M. Gedichte aus dem Engadin 129
GUILLAND, A. Rousseau et les femmes 36
Philippe Monnier 672
GUTTER, A. Vom Sprechen 117
GYGAX, P. Tessiner Bankkrache 522
Waldeck-Rousseau 718
HALLER, L. Sein Bett 451
HESSE, H. Rat 65
Schlaflose Nacht 513
HINNERK, O. Guter Rat 449
JEGERLEHNER, J. Eine Manövernacht im Hochgebirge 514
JELMOLI, H. Giuseppe Verdi 25
Bach-Brevier 150
KÄGI, P. Elia und König Ahab 240
KELLER, A. Eine Philosophie des Lebens 89, 174, 208, 292
KELLER, C. Veränderungen in der Wildfauna von Kreta 28
KESSER, H. Der Novellist Moritz Heimann 483
Drama und Bühnenbild 619
KORRODI, E. Die Zeitgenossen in der Literaturgeschichte 15
Homer und Gerhart Hauptmann 626

Seite
LANG, R. J. Gedichte 217
Die Hochzeit des Leonz Wangeler 394
MARTIN, W. La langue des Suisses 459
MEYER, A. Richard Wagner und das Christentum 281, 345
MEYER B. Ein Brief über Gottfried Keller 387
MEYER, H. Zum Fermatproblem 556
MILLE, P. La Légion étrangère et l'Allemagne 131, 197
MOESCHLIN, F. Die Rache Gottes 4
NIEDERMANN, A. Doppelstern 385
PORT, F. Den unbekannten Freunden 326
de QUERVAIN, Th. Wissenschaft und Alpenschilderung 548
RABINDRANATH TAGORE. Gedicht (übersetzt von Max Geilinger) 321
REUTLINGER, E. Die schweizerische Totalauswanderung 236
ROSSEL, V. Un polémiste 539
SCHMASSMANN, O. Jellinek und der Proporz 167
SCHMIDINGER, G. Kirchgang in Italien 749
SIEBEL, J. Du Licht gewordner Kindertraum 356
STEIGER, J. Zur Lage 577, 642
STEINMANN, A. Qualitätsarbeit und Arbeitslust 193
STRASSER, CH. Feuervogel 98
STREIFF, C. W. Persephone 745
WALSER, E. Boccaccio 218
WEESE, A. Grundbegriffe der Wandmalerei 734
WETTSTEIN, O. Die Achtung vor dem geistigen Eigentum 5
WIEGAND, C. F. Das Kirchenfenster 257
ZENDRINI, P. Die religiöse Frage in Italien 475
ZIEGLER, E. Auf Griechenspuren in Sizilien 143
THEATER UND KONZERT. Emile Augier, *l'Aventurière,* S. 122. — Tristan Bernard, *Das kleine Café* S. 121. — *Berliner Saisonbeginn* S. 250. — Georg Büchner, *Dantons Tod* S. 184. — Paul Claudel, *L'Annonce faite à Marie* S. 699. — Gabriel Dregely, *Der gutsitzende Frack* S. 248. — Gastspiel Tilla Durieux S. 436. — Robert Faesi, *Odysseus und Nausikaa* S. 369. — Edmond Fleg, *Le Trouble-Fête* S. 249. — John Galsworthy, *Justiz* S. 633. — Charles Grelinger, *Die Hoffnung auf Segen* S. 57. — Halpérine-Kaminsky und Jules Lermina, *Résurrection* S. 371. — Vincent d'Indy, *L'Etranger* S. 370. — *Kinetophon* S. 698. — Maeterlinck, *Marie Magdeleine* S. 314. — *Marionetten-Theater Münchner Künstler* S. 696. — Henri Nathansen, *Hinter Mauern* S. 499. — Arthur Schnitzler, *Professor Bernhardi* S. 57. — Bernhard Shaw, *Pygmalion* S. 313. — Strindberg, *Frau Margit* S. 315. Adolf Vögtlin, *Hans Waldmann* S. 567, 698. — Wedekind, *Simson* S. 758. — Carl Friedrich Wiegand, *Marignano in Leipzig* S. 439.
Giannotto Bastianelli und Piet Deutsch S. 59 — Bischoff, *Sinfonie No. 1* S. 187. — Fritz Brun, *zweite Sinfonie* S. 436. — *Bremer Lehrergesangverein* S. 187. — Gustave Doret, *Die Sennen* S. 761. — Gluck, *Iphigenie in Aulis* S. 186. — Hans Jelmoli und Frl. Amstad S. 187. — Gustav Mahler, *Achte Sinfonie* S. 437 — Maria Philippi S. 439. — Giuseppe Verdi, *Falstaff* S. 185.
BILDENDE KUNST.
Kunsthaus Zürich. Albert Welti, Lovis Corinth, Emil Weber-Feldbach, Rudolf Löw, Wilhelm Hummel, Hans v. Faber du Faur S. 125. — Paul Osswald S. 191. — Fünfte Ausstellung der Gesellschaft Schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten S. 254. — Cuno Amiet S. 505. — Ferdinand Hodler, Ernst Kreidolf, Rudolf Hellwag, Franz Hoch, Franz Elmiger S. 637.

Kunstgewerbemuseum. Raum und Bild S. 60.
Kunstsalon Neuppert. Augusto Giacometti S. 191.
Kunstsalon Wolfsberg. Ausstellung des Londoner Senefelderclubs S. 60. Emile Cardinaux S. 191.
Moderne Gallerie Tanner, Alexander Wolf S. 637.
Kunsthalle Winterthur. Ausstellung moderner Graphik S. 60.
RÜCKSCHAU, Christian Conradin, Karl Itschner S. 445.
NEUE BÜCHER. Adrian Baumann, *Der Planet Mars* S. 443, — Gottlieb Binder, *Alte Nester* S. 384. — Auguste Bippert, *Prose*, Préface de Jules Carrara, *Poésie*, Préface de Philippe Godet S. 61. — *Bongs Schönbücherei* S. 381. — Jakob Burckhardt, *Briefwechsel mit Heinrich von Geymüller* S. 376. — M. Butts, *Au temps des chevaliers* S. 569. — Emil Ertl, *Der Neuhäuselhof* S. 571. — Ernst Eschmann, *De Sängertag* S. 445. — Konrad Falke, *Wengen* S. 190. — Adolf Frey, *Neue Gedichte* S. 377. — Ernst Frey, *Güg.s*, S. 190 — Eduard Fuchs und Alfred Kind, *Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit*, S. 504. — Simon Gfeller, *Geschichten aus dem Emmental* S. 318. — Otto v. Greyerz, *Von unsern Vätern* S. 382. — Paul Haller, *S'Juramareili* S. 444. — Wilhelm G. Hertz, *Ein Wanderer in der Wüste* S. 636. — Hermann Hesse, *Morgenländische Erzählungen* S. 503. — Alfred Huggenberger, *Dorfgenossen* S. 383, *Die Stille der Felder* S. 634 — Paul Ilg, *Das Menschlein Matthias* S. 373. — *Klassikerausgaben* S. 503. — R. Nimführ, *Die Luftfahrt* S. 382. — Karl Scheffler, *Italien. Tagebuch einer Reise* S. 317. — Dr. H. Schollenberger, *Edmund Dorer; die Persönlichkeit und sein Schaffen* S. 568. — Wilhelm v. Scholz, *Neue Gedichte* S. 22. — Johanna Siebel, *Mutter und Kind* S. 62. — Adolf Spanner, *Texte aus der deutschen Mystik des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts* S. 502. — G. Speck, *Der Garten* S. 188. — Max Stahel, *Das Bauhandwerkerpfandrecht nach dem schweizer. Zivilgesetzbuch S. 573.* — Karl Stamm, *Das Hohelied* S. 570. — Margarete Susmann, *Vom Sinn der Liebe* S. 63. — Dr. Vaerting-Berlin, *Das günstigste elterliche Zeugungsalter für die geistigen Fähigkeiten der Nachkommen* S. 124. — Ruth Waldstetter, *Das Haus „zum großen Kefig"* S. 316. — Gallus Walz, *Der Kanari und andere kleine Sachen* S. 61 — Carl Friedrich Wiegand, *Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp und andere Erzählungen* S. 316. — Eugen Wolff, *Faust und Luther* S. 500. — Ernst Zahn, *Der Apotheker von Klein-Weltwil* S. 374. — Helene Ziegler, *Lieder* S. 444.
TAGEBUCH. Bundesarchitektur S. 64. — Die Meuterei S. 126. — Hitzig! Witzig! Temperamentvoll! S. 127 — Ein Genfer Dichter S. 191. — Eine Ansprache Francesco Chiesas S. 255. — Verdeutschung, S. 320. — Von der Erziehung zur Sparsamkeit S. 508. — Herr Bleibtreu als Beschützer der Schriftsteller S. 511. — Monismus und Christentum S. 638. — Eine kurze Richtigstellung S. 640. — Ein Preisausschreiben S. 640.
MITTEILUNGEN des Schweiz. Schriftstellervereins (S. E. S.) S. 446, 506, 574, 702.
ILLUSTRATIONEN. Boccaccio S. 193. — Christian Conradin, *Im Belvoirpark* S, 449. — Richard Dehmel S. 257. — Ferdinand Hodler, *Skizzen zu den Marignanofresken* S. 129. — Barthélemy Menn, *Selbstbildnis* S. 1, *Zeichnung eines Schülers* S. 49, *Alter Bettler* S. 65.

□□□



BARTHÉLEMY MENN. SELBSTBILDNIS

ZUR EINFÜHRUNG

Wir beginnen heute den siebenten Jahrgang unserer Zeitschrift. Das Titelblatt kündigt die Erweiterung an, die wir bereits vor vierzehn Tagen unseren Lesern mitteilten: wir haben uns mit den Berner *Alpen* vereinigt, wodurch Herr Dr. H. Bloesch als zweiter Redaktor und Herr Dr. G. Grunau als weiterer Verleger, beide in Bern, für *Wissen und Leben* gewonnen wurden.

Mehr als je soll unsere Zeitschrift der schweizerischen Kultur dienen. Jeder Gewinn soll für den herausgebenden Verein ausgeschlossen sein; unser Ziel ist einzig die Förderung des nationalen Lebens. Diesem Ziele haben wir seit sechs Jahren bedeutende Opfer gebracht, die wir nicht bereuen, die wir nochmals bringen würden, da wir den festen Glauben haben an die Lebensfähigkeit und an die Kulturaufgabe unseres Vaterlandes.

Die unglückliche Annahme des Gotthardvertrages einerseits, der leidige Groll seiner Gegner anderseits, und drohende Gefahren jeder Art haben diesen Glauben nicht geschwächt. Wir befürchten bloß die Gleichgültigkeit, welche von Sonderinteressen genährt wird.

Offene Aussprache, offener Kampf um Grundsätze und nicht um Personen, das war und bleibt unser Programm. Jeder Leser kann hier aktiv mitarbeiten, indem er uns neue Freunde wirbt.

KONZERT

Stahlblaue Nacht, den Goldstaub der Gestirne
Im dunklen Haare, drückt die blasse Stirne
Ans Fensterkreuz, den Festsaal zu beschauen,
Gefüllt mit Männern und geschmückten Frauen.
Auf einmal blassen ab die Leuchtergarben,
Es bleichen der Gewänder lichte Farben.
Zugleich, im Lichte halb und halb im Düster,
Verrieseln und versickern die Geflüster.
Austräumend, losgeknüpft aus Schlummerschlingen,
Beginnen Geigengeister aufzuspringen;
Ein irrend Waldhorn wirbt aus Buchengründen,
Die Flöte klagt Heimweh und holde Sünden;
Und alle suchen sich und fliehn und schlingen
Sich abermals in Eines und verklingen.
Und wieder aus den Leuchterkörben bricht
Mit überquollnen Strähnen grelles Licht.
Die Sängrin naht und neigt sich, weißgewandet,
Im Gürtel gelbe Rosen. Rauschend brandet
Das Händeklatschen. Lauschend, ihres Winks
Gewärtig, träumt des Flügels finstre Sphinx.
Nun rührt sie schütternd ihre Silberzungen.
Schon hat die Menschenstimme sich erschwungen,
Und jugendrote Lippen überschwillt
Gesang, der Sehnen weckt und Sehnen stillt:
In Reif und Morgengrau der Hahnenkraht,
Ein Horenläuten hinterm Tannengrat,
Herbstfeldereinwärts Wandern, Schweifen, Träumen,
Ein blauer Ferneblick an Wäldersäumen,

Ein Gruß talüber, selig Wiedersehn,
Aufschluchzend Fahrewohl und Tücherwehn,
Rotkehlchenzwitschern aus dem Abendschein,
Ein Harfenklang hoch vom zerfallnen Stein.

Sieh! an des Saales Stirnwand zuckt die Helle;
Es perlt und kräuselt eine Funkenwelle:
Erregte Schatten und behende Lichter
Gießen ein Bild — — kennst du den toten Dichter,
Dem Zaubrerin Sehnsucht das Lied getränkt
Und weichen Wohllaut in die Brust gesenkt?
So war er, als er noch auf Erden ging
Und an die Frauen seine Träume hing.
Den Liedern, die er einst gesungen, wob
Die Fee Musik ein klingend Kleid und hob
Aus trüben Kammern der Verschollenheit
Sie gütig an den Strahl der späten Zeit.
Sie brechen auf! Vor ihnen klingt die Luft!
Sie kränzen seine moosverwachsne Gruft.
Sie steigen auf die goldnen Sternenstufen,
Ihn in den Lichtersaal herabzurufen.
Ihm auferstehen Lied und Seligkeiten
Und Träume der zergangnen Erdenzeiten.
Sein Antlitz strahlt — aushallen seine Lieder —
Er lächelt und verblasst und scheidet wieder.

ADOLF FREY

□□□

Aus den *Neuen Gedichten,*
erschienen bei J. G. Cotta,
Stuttgart.

□□□

DIE RACHE GOTTES

Von FELIX MOESCHLIN

Die christlichen Männer-, Frauen-, Jünglings- und Jungfrauenvereine waren auf dem Moosboden eines Tannenwaldes zu einem Frühlingsfeste versammelt.

Zwischen den hochragenden, mächtigen Stämmen, auf einem kanzelbildenden Baumstumpf stand der Pfarrer und hielt eine Predigt.

Er pries den lieben Gott, der alles so herrlich eingerichtet habe. Und er pries den Menschen als die Krone der Schöpfung, erhaben über allen andern Kreaturen, über Pflanzen und Tieren, Gewässern und Felsen.

Und er ermahnte die frommen Zuhörer, mit Gebeten und guten Werken weiter zu schreiten auf dem Wege zur Vollkommenheit, auf dass sie sich würdig erwiesen, Gottes Ebenbilder zu sein.

Die versammelte Gemeinde hörte in selbstgefälliger Andacht das Lob ihrer eigenen Herrlichkeit.

Da fuhr ein Sturm durch die Wipfel der Bäume, dass die Zweige und Äste um sich schlugen und die Stämme sich bogen.

Und tiefer und tiefer fasste der Wirbelwind. Seine eisenklammerige Faust senkte sich auf die Ebenbilder Gottes und fasste gierig nach Hüten und Kleidern.

Er öffnete die Röcke, die Westen und Hosen, die Jacken und Blusen, die Hemden und Unterkleider.

Er zog und zerrte, zerriss und zerfetzte.

Und die Lumpen wirbelten in die Luft wie riesige Vögel, immer dichtere Schwärme bildend, den Himmel verdunkelnd, bis die Menschen dastanden, nackt, bleich, schlotternd, zu Tode erschrocken, von Scham überwältigt, in der brutalen Schande ihres armseligen Fleisches.

Sieche Leiber, unförmliche Klumpen, Hühnerbrüste, Hängebäuche, Korsetteinschnürungen, krumme Beine, verkrüppelte Füße, unreine Haut, Ausschläge, Geschwülste, Geschwüre, Spuren ärztlicher Hülfeleistung, Offenbarungen heimlicher Laster . . .

Die Bäume konnten soviel Häßlichkeit nicht ertragen und hielten sich die Augen zu.

Als es Nacht geworden war, finstere Nacht, trotteten die Männer-, Frauen-, Jünglings- und Jungfrauenvereine scheu nach Hause.

In ihrer Mitte trugen sie den toten Pastor.

□□□

DIE ACHTUNG VOR DEM GEISTIGEN EIGENTUM

Wenn man vom neunzehnten Jahrhundert rühmt, es habe uns als höchste und schönste sittliche Leistung das Erwachen des sozialen Gewissens gebracht, so darf man als einen nicht unwesentlichen Teil dieses neuen Gewissens die Achtung vor dem geistigen Eigentum und seinen gesetzlichen Schutz bezeichnen. Die französische Revolution brach auch hierin Bresche auf dem Kontinent; die Beschlüsse des Konventes von 1791 und 1793 legten das Fundament, auf dem sich in der folgenden Zeit der Schutz des geistigen Arbeiters gegen seine Ausplünderung aufbaute. Ein Land nach dem andern erließ im Laufe der Jahrzehnte Gesetze zum Schutze des geistigen Eigentums, bis dann mit der Berner Konvention von 1886 die wichtigsten Schutzbestimmungen internationale Rechtskraft erhielten. Ihre Weiterbildung erfuhren sie in der seit dem 9. September 1910 in Kraft bestehenden neuen *Berner Übereinkunft zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst.*

Man sollte glauben, das Land, das die Ehre hatte, an diesem großen Werk internationaler Verständigung Patenstelle zu versehen und Sitz des ständigen Amtes für geistiges Eigentum zu werden, hätte allen andern auf diesem Gebiete vorbildlich vorangehen müssen. Die Schweiz hat auch wirklich ein einheitliches *Gesetz betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und Kunst* erlassen; doch geschah es reichlich spät. Frankreich besaß längst ein wohl ausgebildetes Urheberrecht, und das deutsche Reich übernahm ohne weiteres das Schutzwerk, das 1870 der Norddeutsche Bund aufgerichtet hatte. Erst als sich die Aussicht zeigte, dass Bern der Tagungsort der internationalen Konferenz für die Ausarbeitung eines internationalen Übereinkommens und Sitz des zu gründenden Amtes für geistiges Eigentum werden könnte, fand man es in der Schweiz empfehlenswert, mit der bisherigen kantonalen Zersplitterung auf diesem Rechtsgebiete und der damit verbundenen ausgedehnten Rechtlosigkeit aufzuräumen. Es ging doch nicht wohl an, dass das Land, in dem der internationale Schutzbau sich erheben sollte, ein abschreckendes Beispiel der Schutzlosigkeit bot.

So ward ziemlich eilig das Gesetz von 1883 ausgearbeitet. Mag es auch in mancher Beziehung Gutes gewirkt haben; in der Grundanlage war es verfehlt. Die Autoren behaupten, in der Praxis habe es sich als ein Gesetz zum Schutze des Publikums gegen das geistige Eigentum erwiesen, und das Publikum klagt über die Plackereien, denen es die Aufführung dramatischer und musikalischer Werke aussetze. Und im Grund haben beide Teile recht. In dem löblichen Bestreben, möglichst feste Regeln aufzustellen, hat man dem Leben Gewalt angetan, hat den künstlerischen Verkehr in Schablonen pressen wollen, und damit nur erreicht, dass endlose Streitigkeiten entstanden und niemand sich bei der Ordnung der Dinge wohl fühlte. Namentlich zeigte sich, dass das *System der gesetzlichen Tantième* vollständig verfehlt war. Nach Art. 7 des Gesetzes von 1883 darf jedes veröffentlichte dramatische, musikalische oder dramatisch-musikalische Werk aufgeführt werden, wenn der Aufführende 2% der Bruttoeinnahmen dem Autor sicher stellt. Das gleiche Gesetz, das den Grundsatz aufstellt, dass der Schöpfer eines Kunstwerkes das ausschließliche Recht nicht nur der Veröffentlichung sondern auch der Aufführung habe, und das dazu noch im selben Artikel ausdrücklich bestimmt, dass die Veräußerung des Veröffentlichungsrechtes nicht ohne weiteres auch den Verzicht auf das Aufführungsrecht bedeute, gewährt jedem das Recht, den Autor gegen Bezahlung einer sehr bescheidenen und in manchen Fällen höchst problematischen „Tantième" seines Aufführungsrechtes zu enteignen. Werden 2% der mutmaßlichen Einnahme sicher gestellt, so verliert der Verfasser jedes Recht, sich gegen die Aufführung zu wehren; mag für ihn die Gefahr noch so groß sein, dass die Aufführung künstlerisch mangelhaft werde, dass sie seinem künstlerischen Ansehen schade; tut nichts, er muss mit gebundenen Händen zusehen. Denn das Obligationenrecht, auf das man ihn etwa zum Schutze seiner persönlichen Rechte verweist, vermag ihm höchstens *nach* der Aufführung den magern Trost zu bieten, dass er in einem langwierigen Zivilprozess ein paar Franken herausschindet, wenn ihm nämlich der Nachweis einer bewussten Schädigung gelingt; es wird kaum einen Dichter oder Komponisten geben, der das Risiko eines solchen Prozesses übernimmt. Und mit der Höhe der Tantième ist es ebenfalls

eine eigene Sache. Der Schöpfer einer Symphonie, die zusammen mit andern Werken in einem Konzert aufgeführt wird, hat nicht etwa Anspruch auf den ganzen Betrag; er muss unter Umständen erst vom Richter feststellen lassen, wie viel auf seinen Anteil fällt. Die bundesgerichtliche Praxis scheidet — ebenso einfach als ungerecht — gleiche Teile zu. Hat das Konzert tausend Franken eingebracht, und sind fünf Musikwerke aufgeführt worden, so darf er auf vier Franken „Tantième" rechnen. Außerdem hat natürlich dieses System die Folge gehabt, dass niemand mehr als diesen gesetzlichen Betrag zahlt. Anderseits ergab es sich von selbst, dass die Autoren immer nachdrücklicher wenigstens diese Tantième verlangten, woraus dann die Beschwerden über schikanöse Auslegung des Art. 7 entstanden.

Das Gesetz von 1883 ging aber in der Beschränkung der Autorrechte noch weiter. Es strich in Art. 11 den Anspruch des Autors ganz, wenn die Aufführung keinen Gewinn bezweckt, wenn also ein Eintritt nur zur Kostendeckung oder für einen wohltätigen Zweck erhoben wird. In Frankreich, England, Belgien, Italien kennt man diese Einschränkung gar nicht, Deutschland geht wenigstens nicht ebenso weit; es nimmt von der Zahlung eines Anteils nur die wohltätigen Aufführungen oder solche ohne Eintritt aus. In der Schweiz sind auch Freikonzerte zu Reklamezwecken in Hotels, Cafés, Restaurants, oder Aufführungen, für die eine zahlungsfähige Gesellschaft beträchtliches „Entrée" entrichtet, wenn nur kein „Gewinn" beabsichtigt ist, abgabefrei. Der gut gemeinte Zweck war, den Dilettantenvereinen (dramatischen, musikalischen, Sänger-Vereinen) ihre Aufgaben volkstümlicher Kunstausübung zu erleichtern. Dabei ist man weit über das Ziel hinausgeschossen und hat auch da die Autorrechte beschnitten, wo gar kein Grund dazu vorlag. Man stelle sich nur etwa folgendes Bild vor: eine reiche Gesellschaft lässt sich unter hohem Eintritt, doch jedermann zugänglich, der die nötigen Mittel besitzt, von einem exquisiten Orchester einige eben erschienene Kompositionen junger, talentvoller Musiker vorspielen; ein Gewinn ist aber nicht beabsichtigt. Auf der einen Seite eine Hörerschaft reicher Genießender, die für das Recht der Aufführung keinen Rappen zahlen, auf der andern aufstrebende, vielleicht hart um ihr Dasein ringende

Talente, die gesetzlich gezwungen sind, dieser Gesellschaft ihr geistiges Eigentum zu schenken.

Kann man sich da wundern, dass die Autoren und ihre Verleger sich zusammenschlossen und wenigstens die Rechte, die ihnen das Gesetz gab, rücksichtslos geltend zu machen versuchten? Mit Hülfe des im Gesetz und im internationalen Übereinkommen zugelassenen Vorbehaltes des Aufführungsrechtes suchte man sich auch da die gesetzliche Tantième zu sichern, wo sie ohne diesen Vorbehalt wegfiel. Daraus ergaben sich unzählige Streitigkeiten und eine Unsumme von Verstimmungen gegen die Autoren und ihre Verbände. Namentlich war es die französische Gesellschaft der Autoren und Komponisten, die ein rigoroses System der Eintreibung der Tantièmen durchführte. Sie ging sogar so weit, unsere schweizerischen Autoren, die in Frankreich Werke aufführen ließen, den mangelhaften gesetzlichen Schutz des geistigen Eigentums in unserem Lande entgelten zu lassen. Man boykottierte diese Autoren förmlich, reduzierte wenigstens ihren Anteil auf die 2% auch in Fällen, wo sie Anspruch auf mehr gehabt hätten. Das hat nicht wenig dazu beigetragen, die Unhaltbarkeit unserer Gesetzgebung zu erweisen.

Die Arbeiten für eine Umgestaltung sind nun schon seit einigen Jahren im Flusse. Das Eidgenössische Justizdepartement hat einen Vorentwurf aufgestellt, den es im Mai 1912 einer Expertenkommission unterbreitete; diese nahm einschneidende Veränderungen daran vor. Auf Grund ihrer Beschlüsse legte das Departement einen zweiten Vorentwurf vor, der nächstens in der Bundesversammlung beraten werden soll. Die Grundsätze dieses Entwurfes kamen am *schweizerischen Juristentag in Glarus*, am 2. September dieses Jahres, zur Sprache und führten zu Erörterungen, die einige wichtige Beschlüsse hervorbrachten.

Im Mittelpunkte stand das so heiß umstrittene System der gesetzlichen Tantième. Der erste Vorentwurf hatte es trotz seiner Mängel beibehalten wollen, immerhin mit einer Änderung, die die Fälle berücksichtigte, in denen sich aus dem Roherträgnis ein Urheberanteil nicht ermitteln lässt. Art. 10 des ersten Vorentwurfs lautete:

Die öffentliche Aufführung eines herausgegebenen Werkes ist gegen Bezahlung des hiernach bestimmten Urheberanteiles an den Inhaber des Aufführungsrechtes jederzeit zulässig.

Der Urheberanteil beträgt:

2% des Roherträgnisses der Aufführung, oder, falls diese Ermittlungsart des Urheberanteils nicht anwendbar ist,

8% der Entlöhnung des bei der Aufführung tätigen Personals, einschließlich des Wertes allfälliger Naturalentlöhnung.

Dass diese Regelung in keiner Weise befriedigen könne, setzte am Juristentage der Genfer Rechtsanwalt Dunant überzeugend auseinander. Die Gründe gegen die 2% Tantième vom Roherträgnis haben wir bereits erwähnt. Steht es besser mit den 8% der Entlöhnung des aufführenden Personals? Man stelle sich die praktische Anwendung vor! Wer gehört zu diesem Personal? Nur diejenigen, die mitspielen, oder auch die Kassiere, Kontrolleure, Saalordner, Garderobehalter usw.? Und was ist „Naturalentlöhnung"? Gehören auch Soupers, Logis, Kutschen für die Solisten dazu? Welche Unsumme von Widerwärtigkeiten und Streitigkeiten müsste sich aus diesen Bestimmungen ergeben, ganz abgesehen von der Willkür, die in einer Ansetzung auf gerade 8% liegt. Und wie steht es, wenn kein Eintritt erhoben wird und die Musiker nicht vom Veranstalter entlöhnt werden, sondern auf freiwillige Spenden angewiesen sind? Wer soll da die Kontrolle ausüben? Oder wie soll die Berechnung erfolgen, wenn, wie im Variété, dazwischen andere Programmnummern erscheinen, Seiltänzer, Bauchredner und dergleichen? Dazu kommt die unglaublich mechanische Regelung für den Fall, dass mehrere Werke in derselben Darbietung aufgeführt werden. Da soll sich der Anteil des tantièmeberechtigten Stückes nach der Länge seiner Aufführung richten! Kann man sich etwas Unkünstlerischeres vorstellen als diese Abmessung nach der Zeitelle, die nicht die geringste Rücksicht auf den innern Wert des schutzbedürftigen geistigen Eigentums nimmt?

Der zweite Vorentwurf hat denn auch diese oberflächliche Lösung fallen lassen. Er sagt in Art. 14:

Die öffentliche Aufführung eines herausgegebenen Werkes darf gegen Bezahlung einer angemessenen Vergütung an den Inhaber des Aufführungsrechtes jederzeit veranstaltet werden.

Können sich die Parteien über die Vergütung nicht einigen, so wird deren Höhe vom Richter bestimmt.

Diese Fassung, die aller Kasuistik aus dem Wege geht, verfolgt offensichtlich nicht etwa den Zweck, den Richter zur entscheidenden Instanz für Kunstwerte zu machen, sondern sie weist die Parteien auf den Weg der Verständigung; nur wo diese fehlt, soll der Richter eingreifen; dass er in diesem Falle Sachverständige beizuziehen hätte, ist selbstverständlich. Dem Berichterstatter auf dem schweizerischen Juristentage ging auch dieser Artikel noch nicht weit genug; er wollte in seinen Thesen ausdrücklich den Grundsatz der freien Vereinbarung zur gesetzlichen Norm machen. Die Versammlung konnte sich dem nicht völlig anschließen; in der richtigen Erwägung, dass schließlich doch die richterliche Instanz entscheiden müsse, stimmte sie, unter einmütiger Ablehnung des Systems der gesetzlichen Tantième, dem zweiten Vorentwurf in diesem Punkte zu. Damit ist grundsätzlich das erreicht, was die Wortführer der schweizerischen Autoren seit Jahren verlangt haben. Sie forderten nie etwas Unbilliges. Und dass der Weg der freien Vereinbarung sehr wohl gangbar ist, hat sich in jüngster Zeit gezeigt. Zwischen der französischen *Société des auteurs et compositeurs* und dem Eidgenössischen Sängerverein ist, nachdem man sich jahrelang arg in den Haaren gelegen, ein Vertrag zustande gekommen, der die beidseitigen Ansprüche in befriedigender Weise regelt und allen Widerwärtigkeiten ein Ende macht. Nach diesem Vertrage bezahlt jeder einzelne Verein von nun an jährlich einen bestimmten Betrag und erhält dadurch das Recht zur freien Aufführung einer beliebigen Anzahl von Kompositionen der durch die „Société" vertretenen französischen, deutschen, italienischen und spanischen Komponisten, und zwar in Konzerten sowohl als an Unterhaltungsabenden, Sängerfesten und überhaupt jeder Art Veranstaltungen mit gesanglichen und musikalischen Darbietungen. Für dieses Aufführungsrecht haben nach dem vorläufig auf die Dauer von zwölf Jahren geschlossenen Vertrag jährlich zu bezahlen: die Vereine der ersten Kategorie (kleine Vereine) 5 Franken, die der zweiten (größere) 10 Franken, die der dritten 15, der vierten 20 und die einer allenfalls entstehenden fünften Kategorie (ganz große Vereine) 25 Franken. Das sind Beträge, die auch Dilettantenvereine, die nicht auf Gewinn ausgehen, sehr wohl aufbringen; sie ersparen ihnen so viel Unannehmlichkeiten, dass die

Summe dagegen gar nicht in Betracht kommt. War ein solcher Vertrag mit einer der schärfsten Organisationen möglich, so wird eine Vereinbarung mit den einheimischen Schöpfern von Kunstwerken noch viel leichter sein.

In Glarus hatte der Berichterstatter auch den Art. 19 des zweiten Vorentwurfes, der mit Art. 17 des ersten übereinstimmt, angefochten; dieser Artikel erklärt die Wiedergabe eines Werkes ausschließlich zu eigenem Gebrauche für zulässig (Werke der Architektur ausgenommen). Herr Dunant begründete seine These mit dem Hinweis auf die Möglichkeit von Missbräuchen, ohne aber das private Recht der Wiedergabe an sich anzugreifen; er wollte es nur nicht ausdrücklich im Gesetze festgelegt sehen. Dabei fügte er aber selbst hinzu, dass ihm von Konflikten aus diesem Rechte nichts bekannt geworden sei. Dann darf man, scheint uns, dieses Recht, an dem schwerlich ein Autor Anstoß nimmt, unbedenklich in das Gesetz aufnehmen; tut man es nicht, so ist nicht ausgeschlossen, dass der übereifrige Sekretär einer Autorenvereinigung anfängt, in private Kreise hineinzuschnüffeln. Das wäre sicher nicht im Interesse der Autoren.

Anders liegt die Sache bei den Einschränkungen, welche die Art. 30 und 31 des zweiten Vorentwurfes dem Autor auferlegen; sie weichen materiell wenig vom geltenden Recht ab. Art. 30 bestimmt: „Zulässig sind öffentliche Aufführungen herausgegebener Werke, welche von Liebhabergesellschaften ohne Zuziehung fremder Kräfte vorgenommen werden, sofern außer dem Leitenden keiner der Mitwirkenden ein Entgelt bezieht". So sehr man wünschen mag, dass unsern Gesang-, Musik- und dramatischen Vereinen ihre Tätigkeit möglichst erleichtert werde, so wenig kann man sich einigen Fragen entziehen, die dieser Artikel aufdrängt. Wenn diese Vereine ein Werk aufführen, so tun sie es doch, um sich und andern Freude zu machen; Spielende und Hörende genießen; sie lernen vielleicht auch noch etwas dabei. Mit welchem Rechte verlangt man aber vom Schöpfer des aufgeführten Werkes, dass er zugunsten dieses Genusses und geistigen Gewinnes auf den Ertrag seiner Arbeit verzichte? Selbst wenn die Aufführung nach ihrer Qualität — was ja nicht immer der Fall sein wird — für den Autor eine Ehre ist, so folgt daraus noch nicht die Pflicht, den materiellen Wert seines geistigen Eigentums zu

opfern. Er ist vielleicht ebenso sehr darauf angewiesen, wie der Leiter der Aufführung, für den diese ja auch eine Ehre ist; warum soll jener leer ausgehen, dieser seinen Lohn bekommen? Und nun gar, wenn der Verein zugunsten irgend einer Vereinsveranstaltung spielt, etwa für eine Reisekasse oder einen Fond — fühlt man nicht, wie ungerecht es ist, ohne jede Einschränkung den Autor, der den Verein vielleicht gar nicht kennt, gesetzlich in Kontribution zu setzen? — Man dürfte auch hier das Prinzip der freien Vereinbarung gelten lassen. Die Autoren werden sich nicht unvernünftig zeigen, denn eine Zugeknöpftheit, die den Vereinen die Aufführungen erschweren würde, läge gar nicht in ihrem Interesse. Aber wenn sie sich dagegen wehren, dass man ihnen das Verfügungsrecht über ihre Schöpfungen, das man ihnen mit der einen Hand gibt, mit der andern wieder nimmt, und dass man ihnen zumutet, ihr Eigentum andern Leuten zur Verfügung zu stellen, damit diese ihren Genuss haben, kann man ihnen das verübeln? Warum mutet man nicht auch den Musikalienhändlern zu, den Liebhabervereinen die Musikinstrumente gratis zu leihen oder den Saalbesitzern, den Saal unentgeltlich herzugeben? Wir glauben nicht, dass die Liebhabervereine schlechter fahren würden, wenn man sie auf gütliche Verständigung mit den Urhebern verwiese; der Vertrag mit der französischen Vereinigung beweist es. Dafür wäre das Unrecht vermieden, dass man Dichtern und Komponisten gesetzliche Pflichten auferlegt, die mit der Anerkennung des geistigen Eigentums schlechterdings nicht zu vereinigen sind.

Eine weitere Einschränkung des Urheberrechtes enthält Art. 31: „Zulässig ist der öffentliche Vortrag, sowie die öffentliche Aufführung oder Vorführung eines herausgegebenen Werkes, wenn ein Gewinn aus der Veranstaltung nicht beabsichtigt ist; insbesondere, wenn der Reinertrag der Veranstaltung ausschließlich für einen wohltätigen Zweck bestimmt ist. Zum Fehlen der Gewinnabsicht gehört insbesondere, dass in keinem Fall einer der Mitwirkenden ein Entgelt bezieht". Der erste Vorentwurf hatte noch hinzugefügt: „wenn die Veranstaltung an einem eidgenössischen, kantonalen oder Gemeindefest stattfindet, und Bestandteil des offiziellen Festprogrammes bildet". Wenn der zweite Vorentwurf diese Bestimmung gestrichen hat, so mag ja ein gewisses Schamgefühl dabei mitgewirkt haben — eine solche ge-

setzliche Unterstützung der helvetischen Festsucht auf Kosten der Autoren sah doch gar zu bedenklich aus —; die Streichung bedeutet aber keineswegs den Wegfall des Inhaltes der Vorschrift, denn sie liegt im wesentlichen schon im stehen gebliebenen Teile des Artikels. Über einen Verzicht zu wohltätigen Zwecken ließe sich allenfalls noch reden; unsere Autoren sind ja daran gewöhnt, dass man ihnen bei solchen Gelegenheiten die Ehre besonders einträglicher Mitwirkung erweist; nur ist auch hier nicht recht einzusehen, weshalb nun gerade diese Klasse von Bürgern gesetzlich zur Wohltätigkeit verpflichtet werden soll, während es keinem Gesetzgeber einfallen würde, etwa den Besuch von Wohltätigkeitskonzerten für Leute, die mehr als hunderttausend Franken besitzen, obligatorisch zu erklären. Dass man aber ohne Einschränkung Veranstaltungen, die keine Gewinnabsicht verfolgen, ermächtigt, über das geistige Eigentum hinwegzugehen, ohne auch nur den Autor zu fragen: das scheint uns wiederum eine unstatthafte Verletzung des Grundsatzes zu sein, den das Gesetz selber aufstellt. Womit will man es rechtfertigen, dass der Schöpfer eines Werkes Festbummlern zuliebe, die unterhalten sein wollen, auf seine Rechte verzichte? Man sollte auch hier konsequent sein und die Regelung der freien Vereinbarung überlassen. Dieser Ansicht war grundsätzlich auch der Glarner Juristentag.

Die Vorentwürfe haben außer diesen anfechtbaren Bestimmungen noch einen Mangel, der für die Autoren sehr empfindlich werden kann und bisher schon, wie oben erwähnt, zu Reibungen Anlass gegeben hat. Es fehlt eine Vorschrift, die dem Schöpfer eines Werkes erlaubt, die Aufführung zu untersagen, wenn diese den künstlerischen Anforderungen, die das Werk stellt, voraussichtlich gar nicht gewachsen ist. Auch hier hat sich der Juristentag für einen weiter gehenden Schutz des Autorrechtes ausgesprochen; es sollte, fand die Mehrheit, im Gesetz ausdrücklich gesagt sein, dass in einem solchen Falle der Urheber eines Werkes Einsprache erheben kann. Mit dem Hinweis auf das Obligationenrecht ist ihm, wie schon angedeutet, nicht genügend gedient; dieser moralische Schutz gehört in das Urheberrechtsgesetz selber; hier ist er, in Form einer klaren, bestimmten Vorschrift, ungleich wirksamer als in der allgemeinen Fassung des

Schutzes der persönlichen Rechte. Und es scheint uns ein Lob für die schweizerischen Autoren zu sein, dass sie mit ebenso großem Nachdrucke diese moralische Sicherung ihres künstlerischen Ansehens verlangen wie die Sicherstellung ihrer Geldansprüche.

Manches wäre an den Vorentwürfen noch auszusetzen; es kam uns aber hier nur darauf an, an einigen Hauptpunkten zu zeigen, dass wir in der Schweiz noch immer nicht das Ziel erreicht haben, dem künstlerischen Schaffen das Recht werden zu lassen, auf das es Anspruch machen darf. In der Hand der Bundesversammlung liegt es nun, das neue Gesetz auf den rechten Boden zu stellen; und dieser Boden heißt: Achtung vor dem geistigen Eigentum.

ZÜRICH OSCAR WETTSTEIN

□□□

„Nur der Naturforscher ist verehrungswert, der uns das Fremdste, Seltsamste mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft, jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören."

„Ein Naturalienkabinett kann uns vorkommen wie eine ägyptische Grabstätte, wo die verschiedenen Tier- und Pflanzengötzen balsamiert umherstehen. Einer Priesterkaste geziemt es wohl, sich damit in geheimnisvollem Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen Unterricht sollte dergleichen nicht einfließen, um so weniger, als etwas Näheres und Würdigeres sich dadurch leicht verdrängt sieht."

„Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten Tat, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert: denn das ganze Resultat davon ist, was wir ohnedies wissen können, dass das Menschengebild am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichnis der Gottheit an sich trägt."

„Dem Einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich deucht; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch."

Aus den Wahlverwandtschaften. GOETHE

□□□

DIE ZEITGENOSSEN IN DER LITERATURGESCHICHTE

Die ganze Weltgeschichte sei ohne die Literaturgeschichte einer Statue des Polyphem zu vergleichen, dem das eine Auge fehle. So wäre denn, dieser ehrwürdigen Äußerung Bacons von Verulam zufolge, die deutsche Literaturgeschichte das geistige Auge unserer deutschen Vergangenheit. Sie ist es, wenn man diesem Auge erst einmal den Star sticht; denn, die Wahrheit zu sagen, die Literaturgeschichte leidet, sogar sehr, an der verantwortlichen Last ihrer letzten Kapitel, in denen die Zeitgenossen des Geschichtschreibers auf Dornen oder Lorbeeren dem letzten Tribunal der Nachwelt entgegenschwitzen. Und die Remedur? Der Geschichtschreiber entzieht sich selber das Wort an der Schwelle der Gegenwart!

Wie einfach! „Parbleu! einfach unmöglich!“ unterbricht mich der Geschichtschreiber. „Wozu wäre alle die Erfahrung eines tausendjährigen literarischen Strebens? Glauben Sie, man kommt den Dichtern nicht hinter die Schliche, wenn man vom Gotenbischof Ulfila bis zum Weltkind Frank Wedekind nicht nur die Herzgrube aller Genies, sondern auch die der Vettern und Basen des Genies durchschaut hat? Wer einmal wie wir im goldensten Gold goldener Zeitalter zu Hause war, dann den schmerzlichen Übergang zum „silbernen“ Zeitalter mitangesehn und die Augenbrauen hoch zog, wenn die „bleierne“ Zeit klimperte, der lässt sich keine immergrünen Lenze und fröstelnden Herbste deutscher Literatur aufschwatzen. Er weiß, ob seine eigene Zeit ein Stoppelfeld oder ein kornwogendes Meer ist. Er weiß es!“ Weil Sie der liebe Gott sind, verehrter Herr Geschichtschreiber? Oder der Tod mit Stundenglas und Hippe, der den Legionen der Mittelmäßigkeit zuröchelt: Die Toten reiten schnell! Aber die Zeitgenossen sind keine Bleisoldaten, sie können reden und glauben nicht, dass ihre Hand *manus dextera Dei* sei, die das Chaos ordnen müsse. Der Geschichtschreiber flötet ein unwiderstehliches Lessingzitat: „Der Name eines Geschichtschreibers kommt nur dem zu, der die Geschichte *seiner* Zeiten und seines Landes beschreibet.“ So muss denn der Geschicht-

schreiber die Rangliste der Zeitgenossen bestimmen; denn jedes ernsthafte Werk zieht im letzten Kapitel Schlüsse. Sollte nun der Geschichtschreiber, der Leben und Meinungen aller Großväter kennt, nicht auf die lebenden Väter und Söhne Schlüsse ziehen dürfen, die die Prämissen noch solider erscheinen lassen? Wird man überhaupt eine Literaturgeschichte je anders als krebsartig von der letzten nach der ersten Seite hin prüfen? Genug: das Schlusskapitel ist die Prüfung der Zeitgenossen, aber auch des Geschichtschreibers, der durch jeden Federstrich einem Talent den Taufzettel oder die Grabschrift schreibt. Wie tröstlich zu wissen, dass viele Zeitgenossen die Prüfung rite und sogar egregie bestanden, dass aber die Geschichtschreiber durchfielen.

Ein leichter Beweis! Man denkt sich in das erste Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts zurück. Wilhelm Schlegel liest vor einem blasierten Berliner Publikum Vorlesungen in hohem Diskant über Geschichte der Literatur. Trotzdem Goethe und Schiller seine Zeitgenossen sind, scheint es ihm töricht, von einem „goldenen" Zeitalter zu reden: „Was die Poesie betrifft, so habe ich schon öfters geäußert, dass ich das meiste, was die Deutschen in der letzten Periode verehrt haben, *für durchaus null* halte." Es ist ja bekannt, dass der Sohn Wielands schon um 1810 herum seinen Vater nicht mehr für einen Dichter hielt. Die Romantiker glaubten, die Blütezeit liege nicht hinter, sondern vor ihnen. 1812 beginnt im Tanzsaale des römischen Kaisers in Wien Friedrich Schlegel seine Vorlesungen in Anwesenheit von neunundzwanzig Fürsten, die über die Literatur der Gegenwart hören dürfen, dass „sie noch alle die großen Erwartungen erfüllen werde, welche sie bisher mehr nur lebhaft *angeregt* habe, als vollständig zu befriedigen vermochte". Also, die Klassiker dürfen etwa in der Auffassung Schlegels die Bruthennen der kommenden größern Talente sein. Nichts mehr! Die Schlegel meistern die schöpferische Kritik, aber die Literaturgeschichte „erfanden" sie nur, um ihren romantischen Doktrinen eine vorteilhafte Basis zu geben. So gewiss der romantische Optimismus die Leistung der eigenen Zeit aufbauschte, so gewiss hat der katzenjämmerliche Pessimismus der dreißiger und vierziger Jahre sich unterschätzt. Gervinus hat seinem Meisterwerk, der *Geschichte der poetischen Nationalliteratur* einen Schluss gegeben, der das ganze Werk desavouiert. Kaum schwebt

uns am Ende des fünften Bandes das dankbare Wort Dantes auf den Lippen: „Tu sei maestro e guida!“ zieht man es reuig zurück beim Urteil über die zeitgenössische Dichtung, „die ganz auf dem Wege sei, auf dem in der Reformation die Religion ins Wüste und Wilde geriet“. Widerwillig legt er den „ungesunden Literaturkörper“ auf den Seziertisch und verordnet ihm absolute Ruhe. Eine Schonzeit des poetischen Geistes — lucida intervalla! Er verbietet seiner Zeit, sich um faustische Probleme zu kümmern und gesteht großmütiger als Gottsched: „*Ich bin nicht so prosaisch*, unserm Vaterlande eine zweite große Dichtungsepoche zu missgönnen.“ Mit Recht hat später H. von Treitschke diesen Mann ein wenig am Barte gezupft und ihm gesagt, seine Kritik der Dichter bestünde darin, dass er immer vom Feigenbaume Datteln fordere. Seine Literaturgeschichte hat wenigstens durch die Prophetie auf den kommenden Mann des deutschen Reiches, auf Bismarck, den griesgrämigen Schluss verschleiert. Aber fast ein Jahrhundert vor ihm hat unser Jakob Bodmer seinen unbeholfenen Versuch einer Literaturgeschichte in Alexandrinern mit einem kühneren Katzensprung in die Zukunft beschlossen. Er forderte von seiner Zeit das große epische Genie, das bereits auf den Bänken Schulpfortas rutschte: Klopstock. Diese Prophetie war entschieden wertvoller — für eine Literaturgeschichte.

Durch alle Auflagen von 1844 bis zum Jahre 1881 verabschiedet der konservative Vilmar sich mürrisch von der eigenen Zeit, einer „Periode der Abnahme der poetischen Kräfte“. „*Dass aber ein gänzlicher Verfall unserer Dichtkunst drohend bevorstehe*, . . . wage er nicht zu behaupten.“ Welch tröstliche Prognose für die Zeit Mörikes, Kellers und Storms! Und diese Zeit war schon da, als wieder ein Geschichtschreiber, Robert Prutz, 1859 seufzte: „Wir ergeben uns darein . . . die Saat (der Literatur) ist längst geschnitten.“ Heines Musterung der Zeitgenossen in der *Romantischen Schule* ergab das verblüffende Resultat, dass eigentlich nur — Heinrich Heine als Dichter übrig blieb.

Wenn die summarischen Urteile so in die Irre gehen, wie wird es erst um die Erkenntnis der Nüancen, also der einzelnen Dichter stehen? Ohne in Beweisen wühlen zu wollen: es sollen doch einmal Urteile geschichtlicher Würdigung der Zeitgenossen an den Spieß!

Ich beginne mit Wolfgang Menzel, der schon gegen Lessing, dessen *Nathan* er einfach „skandalös" nennt, gepöbelt, sich um Goethes willen heiser geschrien hat, so dass er, in seinen Urteilen der neuesten Literatur kurzatmig genug, nur noch zu Zensuren kommt. Zum Beispiel: „Sehr schön ist Kleists *Prinz von Homburg*". „Das Lustspiel *Der zerbrochene Krug* ist unbedeutend". „Grillparzer wagte sich an antike Stoffe: *Sappho, Medea, Hero und Leander, aber ohne Geist* mit sentimentaler Phraseologie, wie auch seine Oper *Melusine.* Auch sein *Ottokar* ist nur eine Ovation für die habsburgische Dynastie, sein *Der Traum ein Leben* nur Nachahmung eines französischen Stückes."

Um bei Grillparzer zu bleiben: Gervinus verantwortet Grillparzer mit Werner und Houwald zusammen für den Verfall der deutschen Bühne. Der „geistreiche" Vilmar hat für Grillparzer nur eine tadelnde Zeile. Für Mörike nicht einmal eine: „Mayer, Gustav Pfizer, Mörike und viele andere" heißt die bedeutungsvolle Wendung Vilmars; so erscheint meist der wirkliche Dichter nur als einer unter vielen Sternen in der Milchstraße! Lyriker werden fast immer nur in Massenquartieren untergebracht. Wer kennt K. J. Schuler, Fr. W. Rogge, Georg Schirges, Rudolf Kulmann, A. G. Lindenberg? Auf der selben Seite, auf der diese Mittelmäßigkeiten begönnert werden, erscheint der Satz: „Bilder aus den Schweizergebirgen enthalten die Gedichte von Reithard (1842) und von Gottfried Keller (1846), die letztern jedoch gemischt mit politischen Exkursen." Arm in Arm marschieren in der Literaturgeschichte wie zur Strafe alle jene, die sich im Leben als feindliche Brüder begegnen. Und der selbe Menzel, der die Gurgel des Kuckucks von der Kehle der Nachtigall nicht unterscheidet, wimmert über die poetische Superfötation seiner Gegenwart, hilft aber durch sein Lob der runden Nullen selber mit, dass die Muse sich nicht zu malthusianischen Prinzipien entschließt. Man vergleiche, wie zwei Zeitgenossen, von denen der eine vergessen worden, in der Literaturgeschichte gewürdigt wurden. Achtzehn Seiten widmet Robert Prutz Max Waldau, in dem „die Zukunft den Vorläufer ihrer größten und edelsten Namen stets mit Achtung und Teilnahme nennen wird". Was will da alles Lob über G. Keller, von dessen Novellen man erstaunt erfährt: es herrsche in den *Drei gerechten Kammachern* und in *Spiegel*

dem Kätzchen ein *erzwungener* und unnatürlicher Humor, der an das alte bekannte „kitzle mich, damit ich lache“ erinnert. Diesen selben Waldau himmelt R. Gottschall an:

Wenn Dichter von solcher Lebenskraft, solchem geistigen Reichtume, solchem weltoffenen Sinne, Produktionsdrange und unverwüstlichem Humore wie Waldau, in der Jugend sterben, so macht dies den untröstlichen Eindruck einer durch vulkanische Explosion verschütteten Gegend mit üppigen Lenzhoffnungen und unvollendeten Prachtbauten.

Fünf Seiten über Waldau, nicht fünf Zeilen über G. Keller, „der auch als *harmloser* Liederdichter viel Liebliches geschaffen hat“. In ein Massengrab wirft er den wertvollen Namen G. Kellers. Soll ich Moral pauken und den verblichenen Schatten Gottschalls nachrufen: „Wer andern eine Grube gräbt . . . etc.“ Das war in den fünfziger Jahren — für Gottschall ein mildernder Umstand; aber wenn im achten Jahrzehnt Heinrich Kurz in seiner wohlbeleibten Literaturgeschichte von G. Keller behauptete, die Neigung, *sich in Phantasiegebilde zu verlieren,* gereiche ihm zum Nachteil, wenn Robert Koenig, der seine Literaturgeschichte neben der Hausbibel in jedem Bücherschrank wiederfinden möchte, G. Keller im Jahre 1879 mit den Worten würdigt: „G. Keller, 1819 zu Zürich geboren, wo er noch lebt“, wenn dieser selbe „König“ alle schreibenden Gouvernanten und Komtessen „liebevoll“ hätschelt, wird man nicht mehr zweifeln können, dass die Literaturgeschichte in der Sünden Maienblüte stand. Gottfried Keller hat Heinrich Kurz, der über den unsittlicher als Boccaccio erscheinenden Gedichten Mörikes die Augen gen Himmel schlug, mit dem Wort „Literaturneger“ erschöpfend gewürdigt.

Diese Literaturneger haben ein halbes Jahrhundert lang auf Fr. Hebbel mit großmütiger Gebärde verzichtet. Zwischen W. Menzels Urteil über *Maria Magdalena* — „eine Kriminalgeschichte, aber ohne Poesie“ — und R. Koenigs Meinung: Hebbel hätte *Maria Magdalena* ebenso gut ein „Schauerstück“ nennen können, liegen die ehrlichen Missverständnisse des geistreichsten Literaturgeschichtschreibers seines Zeitgenossen, Julian Schmidts. Entschuldbar bleibt es, weil Hebbel nur von einem zweiten Dichter, von Henrik Ibsen, so begriffen werden konnte. Aber dass sogar auf durchsichtige Begabungen wie Gotthelf und Freytag die Literaturgeschichte keinen Wert legte, zeigt ihr geradezu tragisches Be-

streben, mit Ausschluss der wirklichen Talente die Geschichte der Eintagsfliegen zu schreiben.

Robert Prutz schrieb über Gotthelf ein so verranntes Urteil, dass ich es ungern in der Studie G. Murets über *Gotthelf und Deutschland* vermisse: „Als Dichter wird eine spätere, unbefangenere Zeit, die von der gegenwärtig grassierenden, einseitigen Vergötterung der Dorfgeschichte geheilt ist, *ihn nicht mehr kennen.*" — Heinrich Kurz, der die Entwicklung des Kaufmannsromanes nicht erlebte, hat Freytag glatt abgelehnt: „Wenn sich je ein bedeutendes Talent in seinen Stoffen vergriffen hat, so ist es Gustav Freytag, denn die Philisterhaftigkeit kann doch höchstens den Stoff zu einem komischen Roman abgeben, und dies soll doch weder *Soll und Haben* noch *Die verlorene Handschrift* sein."

Die Geschichte ist wirklich die vorzügliche Lehrmeisterin, die leider nur keine Schüler hat; denn sonst würden unsere Literaturgeschichten minder keck die Zeitgenossen stempeln, sondern eher die wirklich entscheidenden Former und Ideenträger der Zeit erkennen wollen. Wem in dreißig Jahren R. Riemanns tüchtiges Werk in die Hand fällt, wird keinen Carl Spitteler darin finden; wer in zwanzig Jahren Eduard Engels Literaturgeschichte die Versicherung glaubt: „Das Herz des Literaturgeschichtsschreibers schlage allemal da höher, wo die Purpurstandarte der Jugend im frischen Wind flattere," wird erstaunt sein von der damaligen literarischen Jugend der Schweiz nur die Namen Walter Siegfried und Gustav (!) Heer durch sie zu erfahren. Schlägt der verblüffte Leser in der Not dann R. M. Meyers *Deutsche Literatur im neunzehnten Jahrhundert* auf, so mag ihn das die Schweizer in einen Satz verpackende Urteil: „Eine ganze Reihe junger Talente teilt mit Zahn mehr die gleiche Schule und Richtung als die Anlage: Felix Moeschlin, Paul Ilg, oder der bittere Menschenschilderer Hermann Kurz" bass verblüffen. Das Schicksal aber bewahre ihn vor eines Herrn E. Howalds Werk, der an der „hyperoriginellen Erscheinung Carl Spittelers von schwer *bestimmbarer* Eigenart" vorüberschleicht, um sich bei Otto Sutermeister behaglicher einzufühlen, und der G. Hauptmann einen „Zug nach Höherem" zuerkennt und mit solcher Orakelei glaubt seiner Darstellung „Relief gegeben zu haben". Wenn aber der späte Leser

gar über den wackeren Schwaben Ludwig Finck als einzige Charakteristik erfährt: „Ludwig Finck schwimmt in Rosen", weil er den *Rosendoktor* schrieb, so mag er diesen Witz einem Universitätsprofessor verzeihen, der ihn aber Blumenthal und Kadelburg nie entschuldigt hätte.

In der Tat! Diese Würdigungen der Zeitgenossen sind nur Verkittungen von Namen; Kürschnersche Literaturkalender, in denen die Namen mit unverantwortlichen Epithetis behängt werden. Ein Schläuling meint gar Geschichte geschrieben zu haben, wenn er die Biographien seiner Mitlebenden klatscht, als ob denn eine Summe von Biographien Historie wäre.

Wilhelm Scherer hat 1874 *(Vorträge und Aufsätze)* behauptet: „In der Literaturgeschichte von 1920 wird man bequem die Namen der Dichter, Philosophen, Historiker, Philologen aufschlagen, in deren Händen um 1870 die Fortbildung der Poesie und Geisteswissenschaft ruhte. Wie wenig aber ist den Zeitgenossen darüber zu wissen vergönnt."

Wollen wir dem Scharfsinn unserer Zeit ein Distanzurteil auf zwanzig, dreißig Jahre wenigstens zutrauen, dann dürfte die Literaturgeschichte mit den ziemlich bestimmten Profilen der achtziger Jahre abschließen. Sie könnte wenigstens in dem beruhigten Gefühle leben, die ins Kraut geschossene Literatur von den wirklichen Persönlichkeiten geschieden zu haben. Um 1840 steht erst für den Historiker Gervinus das zu würdigende Personal der Romantik ganz fest. Um 1870 das des Jungen Deutschland. Gewiss scheint uns die Periodisierung der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Empfindsamkeit, Sturm und Drang und klassische Richtung heute sehr klar; ich zweifle aber, ob Lamprecht diese triadische Gliederung schon den Zeitgenossen Schillers zusprechen konnte. Wie schwer aber hält es, die leisen und leisesten Schattierungen zu beachten, die wirklich nicht so leicht zu schildern sind wie alle Übergänge von der Kerze bis zur Glühbirne. Gälte es in der Würdigung der Gegenwart nur einen Querschnitt durch eine Generation! Aber eben Anziehung und Abstoßung verschiedener Generationen ergeben das literarische Leben. Da der Geschichtschreiber fast immer der ältern Generation angehört, erlebt er nur mit Reserve diejenige Generation, die zum Umlernen zwingt. Wie hahnebüchen die Generations-

lehre auf die Literaturgeschichte übertragen wird, sieht man aus Werken, in denen das Geburtsjahr — zum Beispiel 1813: Hebbel, Ludwig, Wagner — für die Zugehörigkeit einer Generation entscheidet. Wenn man das Problem der Generationen für die Literaturgeschichte fruchtbar machen will, soll man zu Balzac, zu den Russen, zu Thomas Mann in die Schule gehen, die den Typus der Geschlechter und seiner kontinuierlichen Veränderung mit den feinsten und reinlichsten Instrumenten der Sprache erfasst haben, so dass man beinahe versucht wäre, diese Dichtungen Wissenschaft — und die Literaturgeschichte Dichtung, viel Irrtum und ein Fünklein Wahrheit zu nennen.

ZÜRICH EDUARD KORRODI

□□□

NEUE GEDICHTE VON WILHELM v. SCHOLZ

Das Bedeutsame und die Einheit dieses Buches[1]) erstehen aus dem Gefühl der Zeit, das im Dichter über alles andere mächtig ist. Der Glanz der Dinge erstirbt vor dem Gedanken des unerbittlich Vergänglichen; „dies Fließen, dies Verwandeln" hebt die Realität des Geschauten auf. Einzig der Geist ist das Wirkliche, denn er durchglüht das Vielverworrene und klärt das Jetzt zu zeitloser Gültigkeit. So fühlt er sich dem Außer-Sinnlichen, dem All verbunden und gelangt über die schmerzlich deutliche Erkenntnis, dass wir nur Bilder sehen, nur Schein und Schatten, ahnend zum Ewigen.

Aus dieser Einstellung ergibt sich das merkwürdige Verhältnis von Verstand und Gefühl: eine intellektuelle Mystik, eine reine, hohe Leidenschaft, zum Letzten emporzudringen. Und das Reich der Scholzschen Lyrik ist durchmessen, wenn gesagt wird, dass sich zur schwermütig erhabenen Meditation über Leben und Welt, zum Kampf des Geistes mit dem Stoff — derselben Sehnsucht nach dem Außerzeitlichen entspringend — die Harmonie findet in der Poesie der Stille. Da verwirken sich der Unendlichkeitsdrang und die Kunst des Schauens zum tiefen Stimmungsbild. Was über diese beiden Pole hinausgeht, entbehrt einmal des Geistigen und damit bei Scholz des Persönlichen („Bergjahr") und wird zur Deskription („Märztal") oder zur bloßen Dekoration („Rauch"), zum andernmal des Gegenständlichen und wird abstrakt („Wandel und Wiederkehr").

Durch eine Reihe von Motiven erneut er das Schweigen der Natur zum Wunder und macht das Unbegrenzte, Maßbefreite, Kosmische fühlbar durch das Hereindämmern ferner Geräusche, durch magische Horizonte, durch Dunkel, Schweben und alle Geheimnisse der Einsamkeit. Ein Phä-

[1]) München 1913, bei Georg Müller.

nomen gibt er in fünf Zeilen, wo alles in poetischer Formulierung aufgegangen ist. „Sonnenfinsternis im Frühling".

Die Sonnensichel schwebt in grauem Raum.
Die Luft ist dämmerstill. Ein Tagermatten
senkt seine Schleier um den Himmelssaum.
Fahl, wie im Mondlicht, steht der Blütenbaum.
Halbsonnen schimmern in den Blätterschatten.

Seine Sinne lösen sich wie zum Jubel über irdische Seligkeit; „Wehender Duft" heißt ein Frühlingsgedicht, „Erster Hauch" ein anderes: „Über den Lichtern im Tal ist es wie Atem erwacht". Er bannt das Unbestimmte. „Herbstabend".

Herbstlicher Dämmerungswald, der feuchtschwarz starrt.
Ein Weg voll Moderlaub. Und ringsum Höhn,
die dunstverschwommen durch die Stämme sehn.
Raumrunde, die das Ohr mit Lauten narrt.

In das Erdgrauen, das des Schlummers harrt,
läuten die Täler Nacht. Die Schritte gehn
verschwundenen Weg. Kaum Wipfel sind zu sehn.
Still. Stille wird zu dunkler Gegenwart. —

Derart umflorte Bilder nehmen den Klang seines Wesens rein auf. Helle Hintergründe nötigen zu andern Mitteln. In dem Gedicht „Über dem Lande" — Blaues Bild ist alles Land — flutet das Weitegefühl in ruhigem Strom, bis es sich plötzlich in dem Schlusse zusammendrängt:

Wandrer! Erde ist dies Bild —
schreit hinein: und jäh enteilend,
sich in Raum und Abgrund teilend,
lockt dich fort, was nie dich stillt.

Farbe und Glanz lenken vom Innern ab. Auf einem „Maigang" besinnt er sich zu „klarem Ruhn", und beglückend dehnt Vergangenheit die Gegenwart. Das Grüblerische weist ihn in die Einsamkeit; das häufige Motiv des Wanderns („Der Wandernde", am eindrücklichsten in dem Dialog „Am Brunnen") erhält etwas Symbolhaftes.

Des Abends oft, wenn ich allein,
von meinem Willen still verlassen,
durch Felder wandre, um mein Sein
im Dämmerfrieden zu umfassen,

wird mir aus allen Zweifeln klar
mein Gehen auf der dunkelnden Erde,
mein Aufwärtsschaun, wie Tag und Jahr
und Leben sich gestalten werde.

Den Menschenstätten entrückt sieht er alles „fern, tief, lautlos, klein". Allein empfindet er das Leben stärker. „Der einsame Zecher" trinkt „Erdenfreude im einsamen Wein" und kann, an sich selber,

wie Zeit, vorübergetrieben
Stunden der Nacht ein Ewiger sein.

Immer wieder schwindet wieder das Reale. Das Licht- und Lautlose wächst zu suggestiver Macht. Es gestaltet sich das Urgeheimnis der Liebe, wenn aus verfließenden Umrissen das „Paar im Dunkel" taucht. Charakteristisch ist die Vision der „Atmosphäre": ein Meer, in dessen Tiefe wir schleichen „unter Gewächsen wie das Grundgetier". Das raumhaft Gewaltige wird oft durch graue Töne vermittelt: Nacht, Dunkel, Dämmer.

Daraus heben sich die Dinge schattenhaft, traumleicht, schwerelos. Das treibt wiederum zu den mystisch verwebenden Schlüssen. Wie denn auch das Schwebende, Schwankende im Rhythmus wiederholt ist, so dass zum Beispiel die strengen Maße der Terzine, der Oktave, des Sonetts aufgelockert werden. — Aber bei dem rastlosen Flug ins Unbeschränkte versagt das Auge, und die Poesie muss, wenn der Gedanke nicht an einem Motiv dargestellt, wenn zur monologartigen Auseinandersetzung gegriffen wird, in Gefahr kommen. Probleme treten in den Vordergrund, die über die Lyrik hinaus zum Drama streben. Manche Gedichte bewegt die Dualität: „Ich und Welt." „Wer bist du?" Das Ich ist sich selber und allem außer ihm fremd. Die ewige Tragik der Liebe: „Du weißt nicht, wer ich bin", schauert aus zwei Versen:

Als ich dich suchte, konnt ich dich nicht finden.
Dem Fremdgewordnen gibst du still dich hin.

Überall spürt er die irdischen Fesseln und so fordert er drei Saturnusjahre, drei Leben

statt dieser hastig schnellen Erdenjahre,
in denen Monde kurz wie Stunden schweben,
rasch wechselnd, wiederkehrend — statt dass wunderbare
Unendlichkeit die Jahreszeiten sind . . .

Unbegreiflich unaufhaltsam enteilt dieses Leben.

Als ob es sinke, wenn es halten bliebe,
wie Staub aus Wind, wandelt es, atemschnell
vorüberfließend, Glanz, Gestalt und Liebe. — —

Sind wir Getäuschte, die nie Leben hatten? fragt er in den „Lebensterzinen" und führt ineinandergleitende Bilder herauf, von den schmerzlichen Akkorden durchzittert: „Kann dieses Träumen unser Leben sein?"

Greifst du's, wird es dir ewig Bilder zeigen,
denkst du es aus, ist es dir sprechend nah;
du aber zitterst: endlich wird es schweigen —
und sinnst versäumend: war es jemals da?

Ein einsamer Herbstgang, das Treiben der Stadt, das Theater, das Liebesfest, der Tod lehren:

dein Herz trägt,
wo es noch eben Wirklichkeit genossen,
modernden Schein zur Gruft, so lang es schlägt.

So schreitet eine hochentwickelte Kunst die Grenzgebiete der Poesie und des menschlichen Geistes überhaupt ab. Die Richtung auf die schwierigsten Probleme, die nur ahnungsweise gelöst werden können, ergibt bisweilen eine Irrationalität des Gedanklichen, die auch eine scharfe Dialektik nicht beseitigen kann. Der Gewinn aber aus diesem Ringen um die Unendlichkeit ist eine Weltandacht, die sich dem Leser mitteilt.

Jagst du dem Leben nach?
Wirst deine heiße Gier nicht kühlen.
Wir gehn gemach
und lernen still: Welt um uns fühlen.

USTER JOSEF HALPERIN

□□□

GIUSEPPE VERDI

In der Casa di riposo in Mailand feiern sie das Verdi-Jahr. Sie feiern es durch ein Konzert vor einer kleinen auserwählten Hörerschaft. Am Schlusse aber vereinigen sich alle zum Vortrag einer jener Chöre des Meisters, die seine Opern um die Welt getragen haben.

Das ist nun ein gar ergreifendes Bild: mit trockenen, ausgesungenen Stimmen stehen die alten emeritierten Opernsänger da, denen Verdis Liebe dies Heim erbaut; im Auge aber glüht die Begeisterung für die Kunst und für ihn, und aus den Augen quellen die Tränen der Dankbarkeit. Sie alle haben sich aufgebraucht in der harten Mühle, die für sie jene Welt des holden Scheins war, tausende werden ihnen folgen, — unsterblich bleibt nur das Meisterwerk und der es geschaffen.

* * *

„Gloria a lui, immortale, sereno e trionfante, come l'idea della patria e dell'arte."

Diese Worte, die Carducci im Jahre 1889 schrieb, sie könnten wie ein gewaltiger Portikus als Motto über dem Verdi-Jahr in Italien stehen. Was hat nicht die Liebe seines Volkes alles ausgesonnen, um die hundertste Wiederkehr seines Geburtstags würdig zu feiern, um sein Gedächtnis in aller Herzen zu festigen und vor allem, um ihm zu danken für all das unaussprechlich Begeisternde, für die Flügel, die er seinem Volke im Freiheitskampfe schuf.

In Parma ward eine große Ausstellung eröffnet, in der nicht nur Verdis Werke, sondern die ganze Geschichte der italienischen Oper in äußerst anschaulicher und anregender Art vertreten ist. Dazu gesellen sich Musteraufführungen seiner Opern, wobei man zum ersten Male auch jenes erste Werk des Komponisten berücksichtigte, den *Oberto conte di San Bonifazio* (seine Première an der Scala reicht in das Jahr 1839 zurück); und mit welch beispielloser Andacht lauschte die Hörerschaft den ersten Klängen, wie sehr sie auch noch im Konventionellen befangen schienen, wie man wohl sinnend und ergriffen an der schmalen Quelle eines Stromes steht, den tief drunten im Lande stolze Schiffe befahren.

Eine der wertvollsten, nein, die wertvollste Frucht dieses Jahres aber wird die Herausgabe seiner Briefe bedeuten. Sechsundfünfzig Jahre, zwei Menschenalter umfassen diese Schriften, denen der Titel eines document humain im edelsten und stolzesten Sinne zukommt. Schon jetzt lassen die spärlichen Proben, die daraus veröffentlicht wurden, erkennen, in welch vollendeter Art sich uns das Bild dieses seltenen Meisters darstellen wird, dessen Ethos — im Leben — sich auf der Höhe seines Pathos — in der Kunst — hielt.

* * *

Wie sich die Produktion Verdis in seinem Oeuvre abrollt, das wird stets eine der staunenswertesten Evolutionen des Genies, und nicht etwa nur des musikalischen Genies, bleiben. Während sich bei den andern Größen bestimmte Richtlinien zeigen, die von den Anfangswerken durch allerlei Irrungen und Wirrungen zu dem Ziele der Begabung, zur Erfüllung der Persönlichkeit führen, gliedert sich Verdis Oeuvre in verschiedene Epochen, denen oft durchaus entgegengesetzte Kunstgesetze und Kunsteinsichten innewohnen. Ja, selbst wenn man den Größten zum Vergleich herbeizieht: meinem Gefühl nach ist der Weg, der aus dem Kaleidoskop liliputanischer Leidenschaften des *Oberto* zu den lichten Höhen gütigster Heiterkeit im *Falstaff* führte ungleich weiter, als die Pilgerbahn jenes Wähnens, das in den *Feen* dämmerte, um endlich im Charfreitagszauber Frieden zu finden.

„Desideravo il risorgimento del nostro teatro" schreibt Verdi 1877 in einem Brief an Escudier: dies Ziel hat er in der ruhmvollsten Weise erreicht.

Von gewaltigem Umfang ist sein dramatisches Oeuvre. Zweiunddreißig Opern verdanken ihm ihre Entstehung. Wenn wir berücksichtigen, dass sich darunter je zwei Bearbeitungen von *Macbeth* und von *Don Carlos* befinden, dass ferner *Die Lombarden* mit *Jerusalem*, *Stiffelio* mit *Aroldo* identisch sind, so bleiben immerhin noch siebenundzwanzig Werke. Davon haben sich etwa zehn die Unsterblichkeit errungen

* * *

„Io credo all' ispirazione" schreibt Verdi einmal. Das durfte er, dessen melodische Erfindung wie ein unerschöpflicher Quell bis ins höchste Alter seine nie versagende Frische bewahrt, die,

namentlich in der ersten Periode, imstande war, dürre Strecken öder Reimereien mit einem Schlag in blühende, lachende Oasen zu wandeln. Verdi der Melodiker. Hand in Hand mit ihm geht Verdi der Patriot. Sein Lied hatte ihm gar bald die Herzen der Massen gewonnen und er vermochte es nun, sie für die Ideale der Freiheit und Unabhängigkeit zu begeistern. Er war der musikalische Rhetor seines Volkes, und die Tiraden und Sentenzen seiner Reden waren die Arien und Chöre seiner Opern. Man begreift wohl, dass er einst, als man ihn ersuchte, Italien eine Nationalhymne zu geben, die Bitte abschlug mit dem Hinweis, wie tief seine Melodien im Herzen des Volkes Wurzel gefasst und sich dort mit patriotischen Gedanken verbunden hätten.

Doch höher als der Melodiker Verdi steht Verdi als Musikdramatiker. Zurzeit, da er seine ersten Opern schrieb, waren die Gestalten der italienischen großen Opern leere Marionetten, denen der Komponist durch das musikalische Kleid ein Scheinleben verlieh. Verdi ist der Begründer des psychologischen Elementes in der italienischen großen Oper. Sein Verständnis und seine Einsichten in das Drama hatte er an Shakespeare herangebildet.

„Ah Shakespeare, Shakespeare! il gran maestro del cuore umano", schreibt er einmal an seinen Verleger Ricordi. Und wie hoch er den großen Briten verehrte, geht aus seinem *Macbeth,* aus dem *Othello,* aus dem *Falstaff* leuchtend hervor.

So sah er denn seinen Gestalten ins innerste Herz und füllte sie mit lebendigem Blute, so dass ihre Schmerzen unsere Schmerzen wurden und ihre Lust unsere Lust. Wenn eine *Violetta Valéry* uns heute noch ergreift und wir keinen Moment die Koloraturen der tragischen Gestalt als veraltet empfinden, wenn uns Rigolettos Los heute noch zu rühren vermag, so liegt dies in der psychologischen Wahrheit der Verdischen Helden begründet. Psychologisches steht höher als Stilistisches. Auch wo der Stil veraltet, bleibt das Kunstwerk lebendig, wenn die psychologischen Verhältnisse richtig sind.

Denn das Köstlichste auf Erden, das wusste Verdi, der Gütige und Große, bleibt des Menschen Seele.

FLORENZ HANS JELMOLI

□□□

VERÄNDERUNGEN IN DER WILDFAUNA VON KRETA
WÄHREND DER HISTORISCHEN ZEIT

Überall, wo menschliche Kultur dauernd einsetzt, lassen sich tiefeingreifende Veränderungen in den ursprünglich vorhandenen Lebensgemeinschaften nachweisen — die menschliche Kultur verdrängt eine Anzahl von Lebensformen. Das letzte Jahrtausend hat in unserer engeren Heimat Veränderungen und Verluste hervorgerufen, die wir zum Teil mit genaueren Daten belegen können; das Hinschwinden von originellen Lebensformen hat sich sozusagen vor unsern Augen in Nordamerika, in Südafrika und in Australien abgespielt. Schließlich erwachte das wissenschaftliche und ästhetische Gewissen; man suchte das Verhängnis aufzuhalten und die Naturschutzbewegung ist in der ganzen Welt mit Enthusiasmus begrüßt worden.

Wenn ich gerade Kreta wähle, um diese Veränderungen zu untersuchen, so leiten mich dabei kulturhistorische Gründe. Kreta ist derjenige Fleck von Europa, wo die Kultur unseres Erdteils am frühesten eingesetzt hat. Die spätere mykenische und hellenische Kultur ist nicht mehr so autochthon, wie wir früher angenommen hatten — beide sind ja nur Ableger der viel älteren minoischen Kultur. Hinsichtlich der Verarmung der mittelmeerischen Tierwelt waren wir bisher fast nur auf literarische Angaben angewiesen, deren Kontrolle nicht immer leicht war. Erst in der jüngsten Zeit kamen positivere Dokumente zum Vorschein, die größtenteils auf kretischem Boden gewonnen wurden.

Wer heute die sagenumsponnene Minos-Insel besucht, wird mit einiger Bewunderung zu den zähen menschlichen Bewohnern aufschauen, die in ihrem harten Kampf mit einer verödeten Heimat stets aufrecht blieben. Die blühenden Städte, von denen uns Homer berichtet, sind meist zerfallen, ihre Ruinen durchsucht der Archäologe. Die Hänge der Gebirge sind kahl, Wälder fehlen überall, das Bild der Verkarstung ist ganz typisch. Es fehlt eben das Wasser als belebendes Element — Seen sind gar nicht vorhanden und die Flussläufe stehen im Sommer meist trocken; wo sie

in eine flache Küste ausmünden, können sich allenfalls schattenspendende Platanen oder Bestände von Oleanderbüschen behaupten.

Eine Reihe von Gründen sprechen dafür, dass die heutigen Verhältnisse sich erst in historischer Zeit herausgebildet haben.

Kreta hat die gleiche geologische Vergangenheit hinter sich, wie die übrigen Inseln im östlichen Teile des Ägäischen Meeres. Alle standen früher in landfester Verbindung mit Kleinasien und für manche Tierformen lässt sich eine östliche Einwanderung nachweisen. Kreta hat sich sicher erst in der Diluvialzeit von Kleinasien losgelöst und das gleiche gilt wohl für die näheren Inseln.

Vergleicht man nun Kreta mit Rhodos oder Samos, so sind die Unterschiede im Vegetationscharakter auffallend. Auf Rhodos ist noch ein Drittel der Insel mit Wald bedeckt. Auf Samos, dessen Verhältnisse ich aus eigener Anschauung kenne, ist der größere Teil im Westen noch mit üppiger Waldvegetation bedeckt; an den Bergabhängen bilden Eichen, Zypressen und Aleppokiefern ausgedehnte Bestände, einzig im östlichen Bezirk Vathy hat die Verkarstung an vielen Stellen begonnen.

Logischerweise müssen wir daher annehmen, dass auch Kreta ursprünglich gut bewaldet war. Kretische Sagen berichten denn auch, dass die Urbewohner der Insel in den Höhlen der Berge und in den Wäldern lebten, dort die Jagd betrieben und erst später in die Ebenen herunterzogen, um sich mit Ackerbau und Viehzucht zu befassen.

Sagen sind nun keine naturwissenschaftlichen Beweise, aber sie dürften doch dem allgemeinen Gang der Entwicklung entsprechen und wir sehen ja auf vielen andern Gebieten die gleichen Vorgänge sich abspielen.

Indessen liegen literarische Zeugnisse vor, dass Kreta noch in frühhistorischer Zeit ein ganz anderes Bild darbot als in der Gegenwart. Strabo lobt die vielen ausgezeichneten Waldungen, mit denen die Insel bedeckt war und nach Diodor gab es bei Knossos Zypressenwälder, in deren Schatten einst Theseus und Ariadne gewandelt haben mögen. Wer dort heute die Ruinen des gewaltigen Minospalastes besucht, erblickt ringsum ein ödes Plateau, umrahmt von kahlen Höhenzügen. Über die steinigen

Fluren fliegen die Scharen hungriger Nebelkrähen, auf den Feldern weiden kleine, grobwollige Schafe die dürftige Vegetation ab.

Erinnern wir uns ferner, dass Altkreta schon in minoischer Zeit eine bedeutende Seemacht war und mit den Schiffen einen regen Verkehr mit Ägypten und Kleinasien unterhielt, so setzt dies Voraus, dass ein bedeutender Holzreichtum vorhanden war, um den Schiffbau zu ermöglichen. Später erfahren wir durch Homer, dass die Kreter eine stattliche Flotte ausrüsteten, um am trojanischen Kriege teilzunehmen.

Die Holzgewinnung für nautische Zwecke und für den Export nach Griechenland mag frühzeitig zur Lichtung der Wälder beigetragen haben. Es entstanden größere Weideflächen, was die Zunahme von Weidevieh begünstigte. Es lässt sich dies durch positive Tatsachen sehr schön nachweisen. Ich erhielt unlängst aus der Station Tylissos in der Nähe von Knossos eine große Zahl von Haustierknochen, deren Alter verschieden ist. Einzelne lagen in Kulturschichten aus altminoischer oder mittelminoischer Zeit, andere gehören der spätminoischen Epoche an, noch andere der Eisenzeit.

Es ist nun höchst beachtenswert, dass anfänglich die kleinen, für den Nachwuchs im Walde verderblichen Weidetiere wie Ziege und Schaf recht spärlich vertreten sind, gegen das Ende der Bronzezeit dagegen erscheinen Schaf- und Ziegenreste in solcher Menge, dass man einen starken Aufschwung der Kleinviehzucht annehmen muss. Damit war nun ein Faktor geschaffen, der den Wald sehr ungünstig beeinflussen musste. Rechnen wir noch hinzu die Sorglosigkeit der Hirten, welche das trockene Gras anzuzünden pflegen und damit Waldbrände verursachen, so verstehen wir vollkommen den Rückgang des Waldareals. Später kam noch die Misswirtschaft der Türken hinzu, die ja nirgends ein Verständnis für die Waldpflege bewiesen haben; was noch übrig geblieben war, wurde vollends zerstört.

Wer im Innern der Insel die großartige Gebirgswelt aufsucht, wird höchstens in unzugänglichen Schluchten da und dort noch einen dürftigen Fetzen Wald antreffen. Und doch müssen noch vor einem halben Jahrtausend Zypressenhaine bestanden haben. Eine Bemerkung des deutschen Reisenden F. W. Sieber, welcher 1817 Kreta besuchte, ist in dieser Hinsicht höchst bemerkenswert.

Er berichtet, dass in der Schneeregion bis zu den höchsten Lagen abgestorbene Zypressenstämme sichtbar sind, aber ein Nachwuchs ist nicht vorhanden. Ältere Reisende wollen die toten Zypressenwälder noch grün gesehen haben.

Der Rückgang und das schließliche Verschwinden der Waldvegetation hat naturgemäß tiefeingreifende Veränderungen in der Zusammensetzung der Tierwelt hervorgerufen. Alle diejenigen Arten, deren ganze Existenz vom Walde abhängig ist, also die typische Waldfauna, wurden nach und nach ausgemerzt. Anderseits begann die Fauna des offenen Geländes zu überwuchern. Am deutlichsten lässt sich dies bei den größeren Säugetieren verfolgen. Es sind jetzt in Kreta zahlreiche Knochenfunde gemacht worden, deren Alter genau bestimmbar ist und die bis zum dritten vorchristlichen Jahrtausend hinaufreichen. Wir sind daher in der Lage, die Angaben alter Schriftsteller und einzelne sagenhafte Überlieferungen ganz genau auf ihren tatsächlichen Hintergrund prüfen zu können.

Nehmen wir als Beispiel die stolzeste Erscheinung aus der europäischen Säugetierwelt vor — den Urochsen *(Bos primigenius)*. Wer hätte noch vor wenigen Jahren an die Möglichkeit geglaubt, dass dieser gewaltige Wildochse in Kreta wirklich gelebt hat. Die Tiergeographie bezweifelte dies und nur die Sage berichtet, dass unter den Großtaten des Herkules das Einfangen des kretischen Stieres eine der hervorragendsten Leistungen war. Aber niemals gelang es, den geringsten zoologischen Beweis für die Existenz eines kretischen Wildochsen beizubringen, und so betrachtete man die Sache als ein müßiges Erzeugnis der Volksphantasie. Und doch liegt hier wieder ein Beispiel vor, wie häufig Sagen einen positiven Hintergrund haben. Es ist mir möglich geworden, osteologische Beweise in Fülle für die einstige Existenz des Ur beizubringen, die ich unlängst veröffentlicht habe. In Knossos kam neben sechzehn Hornzapfen ein ziemlich gut erhaltener Hinterschädel zum Vorschein, Knochenreste haben auch die Stationen Palaeokastro und Tylissos geliefert. Die altkretische Kunst hat uns sogar mehrfach bildliche Darstellungen überliefert. Wir kennen eine Darstellung eines Primigenius-Kopfes von einem älteren Tier auf einem Tonbecher, der aus spätminoischer oder mykenischer Zeit stammt und in den Höhlen von Dicte ausgegraben wurde.

Man muss den Urochsen zur Waldfauna rechnen, wenn er auch mehr die Lichtungen bewohnt haben mag. Mit dem Schwinden der Wälder wurden seine Existenzbedingungen erschwert. Mit dem Andringen der Hellenen zu Beginn der Eisenzeit (1200 bis 1000 v. Chr.) wurde allgemeiner die Jagd wieder zu Ehren gebracht und dies dürfte zur Ausrottung der kretischen Ure geführt haben. Seine letzten Spuren habe ich ums Jahr 1000 vor Christus nachweisen können, indem ich aus der Eisenzeit in Tylissos kürzlich einen Backenzahn mit anhängendem Oberkieferstück erhielt.

Auch der europäische Wisent hat einst in Kreta gelebt, doch scheint er ziemlich selten gewesen zu sein. Bisher ist ein einziger Hornzapfen in Südkreta aufgefunden worden.

Streng ans Waldgebiet sind die Hirsche gebunden; ihr Vorkommen kann daher als sicheren Beweis für eine gutbewaldete Gegend angesehen werden. Ich finde bei F. W. Sieber angegeben, dass „Hirsche der Diana ehedem geheiligt, in der Nähe von Kydonia waren; jetzt findet man sie hier gar nicht mehr."

Dies ist durchaus wahrscheinlich; denn die Wälder haben in Westkreta, also auch in der Nähe von Kydonia, dem heutigen Kanea, am längsten ausgehalten. Heute fehlt der Hirsch und offenbar schon seit langer Zeit. Aber es sind kürzlich überraschend viel Hirschgeweihfragmente aus minoischer Zeit und Eisenzeit in meine Hände gelangt. Sie gehören ausnahmslos einer einzigen Art, dem Edelhirsch (*Cervus elaphus*) an. Es müssen zum Teil recht stattliche Hirsche gewesen sein, und wenn sonst insulare Formen kleiner und zierlicher zu werden pflegen, so trifft das in diesem Falle nicht zu. Aus der Eisenzeit in Tylissos kann ich eine prächtige Geweihstange mit Rose namhaft machen, die an der Basis einen Umfang von zwanzig Zentimetern besitzt und wohl einem Sechzehnender angehört hat. Die Häufigkeit der Reste ums Jahr Tausend vor Christus lassen vermuten, dass diese Hirschspezies damals noch in voller Lebensfülle vorhanden war, auch später wird sie auf altkretischen Münzen abgebildet. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, dass noch im Beginn unserer Zeitrechnung Edelhirsche in Kreta vorhanden waren.

Ähnlich verhält es sich mit dem Wildschwein (*Sus scrofa ferus*). Es ist auf Kreta längst erloschen und fehlt daher in den

zoologischen Listen, die seinerzeit V. Raulin veröffentlicht hat. Auch Sieber hebt schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts das Fehlen von Wildschweinen hervor. Nicht einmal verwilderte Schweine haben sich behaupten können.

Dagegen macht Plinius die Angabe, dass in der Umgebung von Kydonia Eber vorkamen. Es ist dies durchaus glaubwürdig, denn die neuesten Funde aus Tylissos beweisen, das Kreta in frühhistorischer Zeit offenbar eine Menge von Wildschweinen besaß, die sich in dem gutbewaldeten Westen wohl am längsten behauptet haben. Die Altkreter galten als vorzügliche Jäger und haben offenbar zu allen Zeiten dem Schwarzwild eifrig nachgestellt. Die minoischen Reste gehören meist jüngeren Individuen an; diese waren eben am leichtesten zu erlegen, doch befindet sich unter ihnen auch ein oberer Eckzahn von gewaltigen Dimensionen, der offenbar einem alten Eber angehörte. In den jüngsten Kulturschichten, welche bereits der Eisenzeit angehören, sind Wildschweinreste besonders zahlreich vorhanden, was darauf hinweist, dass das Tier noch in seiner vollen Lebensfülle stand.

Das häufigste und vielleicht das geschätzteste Jagdwild der altkretischen Epoche scheint die Wildziege gewesen zu sein. Man bezeichnet sie wissenschaftlich als *Capra aegagrus cretensis*. Es sind zum Teil geradezu kolossale Individuen zur Strecke gebracht worden, wie aus den Dimensionen der aufgefundenen Hornzapfen geschlossen werden muss. Die Reste erscheinen in altminoischer Zeit wie in der Eisenzeit ungemein häufig und das benachbarte Idagebirge beherbergte sicher starke Rudel von Wildziegen. Dort leben heute noch einzelne Trupps; noch zahlreicher werden sie in den sphakiotischen Bergen angetroffen. Es ist das einzige größere Wild, das vor dem Aussterben bewahrt blieb. Die Ursache ist darin zu suchen, dass diese Wildziege als echtes Gebirgstier vom Walde unabhängig ist. Es ist kaum zu befürchten, dass sie in Bälde verschwindet, denn die Kreter sind sehr stolz auf diese Zierde ihrer Berge und schonen sie.

Einst sollen auch Wölfe und Bären vorhanden gewesen sein. Diodor berichtet, dass es Herkules zu verdanken sei, dass sie verschwanden; denn der Sage zufolge hatte er sie alle umgebracht und wurde deswegen beim Abschied von der Insel mit den größten Ehren überhäuft. Das ist sicher poetische Erfindung und es

sind wohl die kretischen Jäger gewesen, welche diese Raubtiere vernichtet haben. Die Ausgrabungen der Neuzeit haben ihr besonderes Augenmerk auf allfällige Knochenreste von Bären und Wölfen gerichtet, aber bisher sind solche nicht zum Vorschein gekommen.

Die niedere Tierwelt hat in historischer Zeit wohl starke Veränderungen erfahren, aber aus Mangel an genauen Beobachtungen sind wir zunächst auf Hypothesen angewiesen. Sollten später Reste von Landschnecken in den minoischen Kulturschichten aufgefunden werden — bisher ist ein einziges Exemplar in meinen Besitz gelangt — so ergeben sich vielleicht bessere Anhaltspunkte für einen Vergleich mit der modernen Molluskenfauna.

Über diese hat sich der Tiergeograph Kobelt genauer ausgesprochen. Er hebt die große Zahl von endemischen Arten und das Fehlen weit verbreiteter Gattungen hervor; *Cyclostoma* und *Campylaea* fehlt auf Kreta; von Schließmundschnecken ist nur *Albinaria* vertreten und zwar in auffallend starker Entwicklung; ungemein häufig ist *Xerophila,* auf trockenen Grasplätzen erscheint sie millionenweise und in Gärten sah ich *Xerophila cretensis* an Stämmen und Zweigen der Feigenbäume zuweilen so dicht beisammen, dass diese aus der Ferne gesehen weiß erschienen.

Aus diesen Tatsachen geologische Schlussfolgerungen zu ziehen und auf eine frühzeitige Isolierung der Insel zu schließen, ist gewagt. Klimaveränderungen in historischer Zeit mögen auch faunistische Veränderungen unter den niederen Tieren begünstigt haben. Jedenfalls wurde die Entwicklung xerothermer Arten seit dem Schwinden der Wälder sehr begünstigt, feuchtigkeitsliebende Schneckenarten dagegen ausgemerzt. Der starke Endemismus kann eine einfache Folge des in historischer Zeit stets zunehmenden xerothermen Klimacharakters gewesen sein.

Wir wollen damit die hohe Bedeutung der Landmollusken-Fauna für die Beurteilung tiergeographischer und geologischer Fragen keineswegs herabsetzen. Aber wo es sich um Klimaveränderungen in geologisch junger oder gar historischer Zeit handelt, da müssen auch andere Faunenglieder herangezogen werden. Nun begegnen wir auf dem Boden von Kreta Säugetieren, die erst in der Diluvialzeit auf dem Landwege anlangen konnten und

zwar von Osten her. Dahin gehören die Wildziegen, deren Hauptverbreitungsgebiet Westasien ist. Auch Ur und Bison, die freilich wieder erloschen sind, dürften von Osten her bezogen worden sein. Der Ur ist ja einst in Mesopotamien heimisch gewesen und der Bison lebt heute noch im Gebiet des Kaukasus. Indirekt wird damit bestätigt, dass die eigenartigen Züge der kretischen Schneckenfauna weniger auf eine lange geologische Isolierung, sondern auf andere Ursachen hinweisen.

ZÜRICH CONRAD KELLER

□□□

Es ist gesagt worden, aus Italien käme jeder anders zurück, als er hingeht. Das Leben vieler deutscher Romfahrer scheint diese Behauptung zu bestätigen. Es liegt darum nahe, dass auch ich mich frage, ob die neuen Erkenntnisse mich verändert haben. Wenn ich mich selbst beurteile, so ist in mir allerdings etwas Wichtiges vorgegangen. Mit einer schmerzlichen Gewaltsamkeit ist der Rest einer gewissen falschen Romantik vernichtet, und es ist dafür das Gefühl für geschichtliche Notwendigkeit, für die Lebensrealität überhaupt gestärkt worden. Ich bin in Italien nüchterner geworden, härter und illusionsloser. Aber nicht ärmer, sondern reicher trotz alledem. Es hat sich wieder gezeigt, dass das Leben niemals nimmt, ohne zugleich auch wieder zu geben. Mit unnachsichtlicher Klarheit lehrt Italien, dass die Vorstellung, als hätte es jemals in der Welt und in der Zeit ein vollkommenes Kulturideal gegeben, ein Traum ist. Ein deutscher Traum. Italien lehrt, dass alles im Leben bedingt ist, und das Bedeutende am meisten, dass hart neben jeder Freiheit die Notwendigkeit steht. Dieses empfindet man zwischen den antiken Trümmern, im Milieu der Renaissance und inmitten des modernen Lebens, wenn einem dort, wo man auf Verklärung gerechnet hatte, die Dinge mit unerwarteter Brutalität entgegenkommen. Dennoch geht man bereichert aus der Lehre hervor, weil die unbarmherzige Wahrheit allemal tiefsinniger und größer ist als die edelste Illusion. Die Welt erscheint einem klarer, wenn man die Welt Italiens verlässt.

Italien. Tagebuch einer Reise KARL SCHEFFLER

□□□

ROUSSEAU ET LES FEMMES

On a dit de Rousseau que ce qu'il y avait de plus intéressant en lui, ce n'est pas ses idées, ce n'est pas les vérités qu'il a cru trouver, ce n'est pas ce qu'il a pensé du monde, mais ce qu'il en a senti. En effet, ce qu'il y a d'unique et d'original en lui, ce n'est pas son imagination, mais sa sensibilité. Et cette sensibilité explique la prise énorme qu'il a eue sur les femmes, sur les femmes de son temps d'abord, puis sur les femmes des générations suivantes, particulièrement sur les grands écrivains féminins de la fin du XVIIIe siècle et de la première moitié du XIXe.

Proudhon, le logicien et le rationaliste qui n'aimait pas Rousseau, l'a dénoncé comme le grand coupable dans l'efféminination des lettres françaises. „Le moment d'arrêt de la littérature française commence à Rousseau, dit-il; il est le premier de ces *femmelins* de l'intelligence en qui, l'idée se troublant, la passion ou affectivité l'emporte sur la raison[1])."

Rousseau n'a jamais dissimulé ses sentiments; on peut même trouver qu'il les étale avec excès dans son œuvre. Il confesse qu'il était extrêmement sensible au charme féminin et qu'il se défendait mal contre ses attraits. Qu'on se rappelle la fameuse apostrophe de Saint-Preux dans la *Nouvelle Héloïse*: „Femmes, femmes, objets chers et funestes que la nature orna pour notre supplice, qui punissez quand on vous brave, qui poursuivez quand on vous craint, dont la haine et l'amour sont également nuisibles et qu'on ne peut ni rechercher ni fuir impunément! Beauté, charme, attrait, sympathie, être ou chimère inconcevable, abîme de douleurs et de voluptés! beauté plus terrible aux mortels que l'élément où l'on t'a fait naître, malheureux qui se livre à ton charme trompeur! C'est lui qui produit les tempêtes qui tourmentent le genre humain. O Julie! ô Claire! . . . J'ai vécu dans l'orage et c'est toujours vous qui l'avez excité."

Cette confession est un cri de l'âme de Rousseau qui, tombé à plus de cinquante ans amoureux de Mme d'Houdetot, exhalait dans ces brûlantes paroles le feu qui le dévorait. Et il en avait

[1]) *Influence de l'élément féminin sur les mœurs et la littérature française* (Paris, 1858).

déjà été ainsi depuis son enfance et les tristes années de sa puberté qu'il appelle lui-même „le labyrinthe obscur et fangeux de ses confessions." Amoureux précoce, ses sens s'éveillent à Bossey quand Mlle Lambercier lui administre une correction ou lorsqu'il polissonne avec des amies plus âgées que lui, Mlles Goton et Vulson. Une fois sur les grands chemins de sa vie d'aventures, ses expériences passionnelles se multiplient: il s'éprend tour à tour de Mme Basile, la jolie marchande de Turin, de Mlle de Breil dans la famille de laquelle il est en condition, de Mlles Galley et Graffenried, les héroïnes de la charmante idylle des cerises, de Mlle Merceret, la femme de chambre de Mme de Warens, de Mme de Larnage qu'il rencontre en diligence dans le Midi de la France et surtout de Mme de Warens dont l'influence fut capitale sur sa vie sentimentale.

Et quand il arrive à Paris la série s'allonge encore. Un père Jésuite lui donne le conseil de voir les femmes s'il veut réussir dans le monde. Rousseau voit beaucoup de femmes et il réussit dans le monde. Il s'éprend, on peut dire, de presque toutes les femmes dont il fréquente les salons: Mme Dupin de Francueil, Mme d'Epinay, Mme de Vercelles, Mme d'Houdetot, la princessse de Rohan, la comtesse de Forcalquier, Mme de Mirepoix, Mme de Brignolé, lady Hervey, d'autres encore.

Une chose qu'on n'a point mise assez en évidence dans la biographie de Rousseau, c'est que, lorsqu'il rompt brusquement avec le monde et qu'il choisit la pauvreté, l'indépendance et la solitude pour pouvoir dire ce qu'il croit la vérité, toutes les femmes lui restent fidèles. Les philosophes, ses confrères, le conspuent, en le traitant de renégat et de traître: elles le soutiennent et le réconfortent. On peut même dire que c'est de ce temps que datent ses meilleures amitiés féminines et les plus durables. La plus exquise fut sans doute celle de Mme de Verdelin, cette délicieuse créature, de sens juste, de cœur excellent, extrêmement aimante, avisée, fine, caressante et consolatrice. Mme de Verdelin, prend avec courage la défense de Rousseau aussi bien contre la clique encyclopédique, que contre les pseudo-chrétiens qui le persécutent. „Si vous n'y étiez pas intéressé, lui dit-elle, nous ririons de voir ces protecteurs de la religion et des mœurs s'élever contre le seul écrivain de son siècle qui ait écrit utilement

en leur faveur, qui ait bien voulu s'élever contre le matérialisme que le bien seul de la société devrait proscrire."

Et elles sont légion celles qui à ce moment pensent ainsi. C'est la princesse de Conti, la maréchale de Luxembourg, la pieuse et dévote marquise de Créqui, la comtesse de Boufflers, Mme de la Tour de Franqueville qui fidèle jusqu'à la dévotion lui écrivait: „Ah! s'il ne fallait que vous aimer pour vous guérir!" Et n'est-il point surprenant que toutes ces grandes dames que le cynisme voulu de ce plébéien aurait dû éloigner d'elles, l'entourent d'un large courant de sympathie! Quand la société le désavoue, elles lui donnent raison et, les premières, elles ont le courage de proclamer son génie. Plus libres que les hommes à l'égard des préjugés courants, elles ne sont point choquées par son individualisme outrancier et, sans en apercevoir les dangers, elles l'encouragent dans son attitude.

C'est que Jean-Jacques avait précisément les qualités qui attirent le plus les femmes. De quelques défauts ou tares qu'il se prévalût, tout mal élevé qu'il prétendît être, il avait dans les manières, à défaut de l'usage du monde, cette politesse instinctive du geste, cette flatterie du regard, cette câlinerie de la conversation où les femmes reconnaissent ceux qui les aiment; mais surtout il avait cette sensibilité profonde et par conséquent maladive, que peut-être elles apprécient par-dessus tout au monde, parce qu'il n'est pas de disposition qui leur livre plus complètement un homme, ni qui leur permette, aussi longtemps du moins qu'elles savent le retenir et qu'il s'attache, d'être plus souverainement les inspiratrices de ses résolutions, les maîtresses de ses actes, et l'âme même de toute sa conduite.

Et c'est sans doute la raison qui explique que Rousseau ait eu une influence si puissante sur les écrivains féminins qui sont venus après lui. L'histoire de cette filiation féminine serait bien curieuse à écrire. On y verrait comment les quatre femmes les plus géniales de la littérature moderne, Mme Roland, Mme de Staël, George Sand et George Eliot, ont été, pour ainsi dire, composée de la substance même de Rousseau. Avec franchise elles ont toutes quatre confessé qu'elles étaient les filles intellectuelles de sa pensée et les filles de ses sentiments.

Ecoutez, par exemple, Mme Roland raconter l'effet magique que produisit sur elle la lecture du philosophe. Elle avait à peine vingt ans et venait de recevoir d'un ami de son père, l'horloger genevois Moré, un exemplaire de ses œuvres. „Avoir tout Jean-Jacques en sa possession, s'écrie-t-elle, pouvoir le consulter sans cesse, se consoler, s'éclairer et s'élever avec lui à toutes les heures de la vie, c'est un délice, une félicité qu'on ne peut bien goûter qu'en l'adorant comme je fais. Dans le moment de l'enthousiasme, mes mains, prenant tous les volumes les uns après les autres, gardèrent je ne sais comment, un tome de l'*Héloïse*: avec ce précieux dépôt, je m'enfuis au coin de la cheminée, et je m'y tapis en silence, dans le plus grand recueillement."

Ayant de bonne heure perdu la foi de ses pères, elle trouve dans la *Profession de foi du vicaire savoyard*, la religion qui parle à son cœur, et d'enthousiasme, elle en adopte le credo. „J'aime et je veux croire, dit-elle; ce n'est que dans la poussière du cabinet, en pâlissant sur les livres, ou dans le tourbillon du monde, en respirant la corruption des hommes, que le sentiment se dessèche et qu'une triste raison s'élève avec les nuages du doute ou les vapeurs destructives de l'incrédulité. Comme on aime Rousseau! comme on le trouve sage et vrai, quand on le met en tiers seulement avec la nature et soi!"

Mariée, elle associe son mari à son culte. „Mon ami, lui écrit-elle, je lirai cet auteur toute ma vie, et si jamais nous en étions à cet état que nous nous sommes plu à supposer, où toi, vieillard et aveugle, tu ferais des lacets tandis que je travaillerais à l'aiguille, il me suffirait de regarder les ouvrages de Jean-Jacques, leur lecture nous ferait encore verser des larmes délicieuses, et ranimerait les sentiments qui nous rendraient heureux en dépit du sort."

On sait qu'avant de monter à l'échafaud, Mme Roland écrivit ses *Mémoires* dans la prison de la Conciergerie. Ici encore c'est Rousseau qui la hante. Comme lui, elle a la manie de se confesser des folies et des fautes qui pèsent à sa conscience; comme lui, elle évoque la Providence et prend à témoin de son innocence la postérité. Peu importe de mourir, dit-elle, si l'on meurt pour la justice et pour la vérité! Et comme dans les *Confessions*, au milieu de ces prosopopées déclamatoires, elle

parsème ces délicieux portraits, ces ravissantes descriptions de la nature et ces jolis tableaux d'intérieur qui forment, après les *Confessions*, parmi les pages les plus vives, les plus alertes, les plus colorées de la prose française du XVIIIe siècle.

* * *

Sur Mme de Staël, si différente pourtant de Rousseau, l'influence de l'auteur du *Contrat social* est non moins forte. En réfutant les idées politiques de l'écrivain, la fille de Necker adopte sa forme passionnée de discussion, son style dense, imagé et véhément. Est-elle du reste si hostile que cela à ses idées? Dans son livre de début, *Lettres sur les ouvrages de J.-J. Rousseau*, qui paraît sans nom d'auteur à la veille de la convocation des Etats Généraux, elle reconnaît que, si les idées de Montesquieu sont utiles aux sociétés formées, celles de Rousseau ouvrent des perspectives infinies aux sociétés de demain. Dès 1788 elle annonce l'avènement de la démocratie „Le projet de Rousseau est sans doute une chimère, dit-elle; mais les alchimistes, en cherchant la pierre philosophale, ont découvert des vérités utiles."

Des vérités de cette sorte, elle confesse qu'elle en trouve à foison dans les écrits de Rousseau, notamment dans *Emile* et la *Nouvelle Héloïse*. „Quel ouvrage que ce roman, dit-elle, et quelles idées sur tous les sujets sont éparses dans ce livre!" Quand elle-même écrit ses romans *Delphine* et *Corinne*, elle s'inspire du citoyen de Genève et déclare avec lui qu'un roman digne de ce nom doit surtout viser à ancrer des idées morales dans les esprits. "D'un bon roman, dit-elle, on peut extraire une morale plus pure, plus relevée que d'un ouvrage didactique sur la vertu." Oui sans doute, mais à la condition que la vertu ne soit point prêchée. Mme de Staël n'était point assez artiste pour échapper à ce travers, mais d'autres après elle, surtout George Sand et George Eliot, devaient montrer comment on y réussit.

* * *

George Sand, dans une page célèbre, a reconnu que Rousseau fut le libérateur de sa pensée et l'inspirateur de son art. A dix-sept ans, au sortir du couvent, après une violente crise de mysticisme, elle était tombée dans le doute et, pour trouver la

vérité, lisait à la file penseurs et poètes, Locke, Condillac, Montesquieu, Bacon, Aristote, Leibnitz, Montaigne, Virgile, Dante et Shakespeare. Mais aucun de ces hommes ne parvenait à combler le vide de son âme. „Comme devant, dit-elle, je restais mélancolique, sauvage, désemparée." Sur le conseil de son confesseur elle lut le *Génie du Christianisme* et l'*Imitation*, mais la foi ne lui revint pas davantage. „J'en étais là, dit-elle, quand je rencontrai Rousseau. Sa langue éloquente et la force de ses déductions s'emparèrent de moi comme une musique superbe éclairée d'un grand soleil. Je le comparais à Mozart; je comprenais tout! Quelle jouissance pour un écolier malhabile et tenace d'arriver enfin à ouvrir les yeux tout à fait et à ne plus trouver de nuages devant lui! Je devins, en politique, le disciple ardent de ce maître, et je le fus bien longtemps sans restrictions. Quant à la religion, il me parut le plus chrétien de tous les écrivains de son temps, et, faisant la part du siècle de croisade philosophique où il avait vécu, je lui pardonnai d'autant plus facilement d'avoir abjuré le catholicisme, „qu'on lui en avait octroyé les sacrements et le titre d'une manière irréligieuse bien faite pour l'en dégoûter. Protestant né, redevenu protestant par le fait de circonstances justifiables, peut-être inévitables, sa nationalité dans l'hérésie ne me gênait pas plus que n'avait fait celle de Leibnitz. Il y a plus, j'aimais fort les protestants et, dans le silence de mon cœur, je voyais en eux des gens sincères, qui ne différaient de moi que par des formes sans importance absolue devant Dieu. Jean-Jacques fut le point d'arrêt de mes travaux d'esprit."

Il y avait évidemmeut harmonie préétablie entre l'esprit de Rousseau et celui de George Sand. La conformité des sentitiments, des goûts et des idées était parfaite. Quoi d'étonnant si dans le développement du talent, les sources d'inspiration sont les mêmes. Chez George Sand, comme chez Rousseau, c'est d'abord la passion puis l'amour de l'humanité, enfin l'amour de la nature. Après une vie ardente et orageuse elle trouve le calme et la paix dans les grands horizons de verdure et la solitude des champs. Ne croirait-on pas lire une page des *Rêveries du promeneur solitaire* dans cet hymne au sentiment de la nature „le seul qui ne trompe jamais?" „Les créations de l'art, dit-elle, parlent à l'esprit seul et le spectacle de la nature parle à toutes

nos facultés. Il nous pénètre par tous les pores comme par toutes les idées. Au sentiment tout intellectuel de l'admiration, l'aspect des campagnes ajoute le plaisir sensuel. La fraîcheur des eaux, les parfums des plantes, les harmonies du vent circulent dans le sang et les nerfs, en même temps que l'éclat des couleurs et la beauté des formes s'insinuent dans l'imagination."

* * *

Nous retrouvons une confession semblable sous la plume d'un autre grand écrivain féminin de XIXe siècle, George Eliot dont le développement moral et intellectuel offre tant d'analogies avec celui de George Sand. Comme l'auteur de *Lélia*, George Eliot avait un cœur jaloux et orageux qui aimait violemment et voulait être uniquement aimé. Incomprise et isolée dans sa famille, un milieu rigide où l'effusion était bannie — c'est le milieu des Dodson et des Tulliver qu'elle a peint de façon si magistrale dans son *Moulin sur la Floss* — elle se sentait profondément malheureuse. Elle avait des goûts intellectuels très vifs qu'elle satisfaisait par la lecture. Comme George Sand, elle lut pêle-mêle les philosophes, les historiens, les poètes — Shakespeare, Cooper, Wordsworth, Milton — et s'occupait en outre de géométrie, d'entomologie, de chimie, de métaphysique „le tout, disait-elle, comprimé et comme étouffé par les menus incidents de la vie et les soucis domestiques". Défiante d'elle même, elle se développait lentement, n'ayant point conscience de son génie. La théologie tenait une grande place dans ses préoccupations. Après une enfance mystique, le doute avait envahi son âme. A Coventry où son père s'était établi, elle avait fait la connaissance d'esprits larges, les Hennell et les Bray, qui l'avaient libérée de toute foi positive. C'est dans cet esprit qu'elle s'était mise à traduire la *Vie de Jésus* de Strauss et le *Tractatus theologico-politicus* de Spinoza. Mais le calme n'était point revenu en son cœur et elle était très désemparée quand la lecture de Rousseau vint donner un sens à sa vie. Ecoutons-la elle-même raconter cet épisode décisif: „Rousseau, dit-elle[1]), a lancé à travers mon être intellectuel et moral la vibration électrique qui m'a éveillée à des percep-

[1]) Lettre du 9 février 1849.

tions ignorées et qui a fait de l'homme et de la nature, pour moi, un nouveau monde de pensée et de sentiment. Non pas qu'il m'ait inculqué aucune croyance nouvelle, mais simplement parce que le souffle puissant de son inspiration a avivé mes facultés au point que j'ai pu donner une forme plus précise à des idées qui, jusque-là, avaient tenté mon âme à l'état de vagues pressentiments. Le feu de son génie a si bien fondu au creuset mes vieilles idées et mes vieux préjugés que je suis devenue capable d'en faire sortir des combinaisons nouvelles."

Quand on rapproche cette confession de celle que fit plus tard un autre grand esprit du XIXe siècle, Tolstoi: „J'ai lu Rousseau tout entier, j'ai lu ses vingt volumes, y compris le dictionnaire de musique. Je l'admirais avec plus que de l'enthousiasme; j'avais un culte pour lui. A quinze ans je portais à mon cou, au lieu de la croix habituelle, un médaillon avec son portrait. Il y a des pages de lui qui me sont si familières qu'il me semble les avoir écrites." Quand on songe aussi à l'influence prodigieuse que Rousseau a exercée sur quelques-uns des plus grands génies de la fin du XVIIIe siècle et du début du XIXe siècle, Gœthe, Schiller, Kant, Fichte, Schleiermacher, Byron et Shelley, on ne peut faire moins que de voir en lui un de ces réservoirs géants, si peu nombreux dans l'histoire intellectuelle de l'humanité, où des générations entières vont puiser. Et si parmi ces écrivains les femmes tiennent une place si considérable, c'est que sans doute, mieux que les hommes, elles ont été aptes à comprendre la nature de sensitive, toute de nerfs, de faiblesse, de douleurs, de passion et de rêve, qu'était celle de Jean-Jacques.

ZURICH ANTOINE GUILLAND

□□□

Rejetez le noir et ce mélange de blanc et de noir qu'on nomme le gris. Rien n'est noir, rien n'est gris. Ce qui semble gris est un composé de nuances claires qu'un œil exercé devine. Qui peint n'a point pour tâche, comme le maçon, de bâtir, le compas et l'équerre à la main, une maison sur le plan fourni par l'architecte. Il est bon pour les jeunes gens d'avoir un modèle, mais qu'ils tirent le rideau sur lui pendant qu'ils peignent. Mieux est de peindre de mémoire, ainsi votre œuvre sera vôtre; votre sensation, votre intelligence et votre âme survivront alors à l'œil de l'amateur.

PAUL GAUGUIN

□□□

BARTHÉLEMY MENN UND DIE SCHWEIZERISCHE KUNST

Immer wieder ist in den letzten Jahren auf die Bedeutung Menns für die moderne Schweizer Kunst hingewiesen worden, zuletzt in dem Bericht von Albert Baur über die Zeichenklasse Martins an der Genfer Kunstschule[1]). Martin ist es vor allem, der das künstlerische Erbe Menns hütet, durch Eigenes bereichert, und der von den Ideen, die bei Menn ins Unbegrenzte sich zu verlieren drohten, einzelne herausgreift, mit tiefer Einsicht systematisch ausbaut und für die Kunst fruchtbar macht.

Menns spekulativer Geist hatte Bausteine zusammengetragen, aus denen nicht nur ein System der bildenden Kunst, sondern ein System der allgemeinen Lebenskunst und Menschengestaltung aufgebaut werden sollte. Sein Plan war ungeheuer, nicht fassbar in seinem ganzen Umfang für einen einzelnen Geist, nicht realisierbar in einer einzigen Generation. Um eine neue Kunst aus der Unkunst des modernen Lebens heraufzuführen wollte Menn die Menschen selbst umgestalten und ihnen zu einer neuen Erbschaft („une hérédité nouvelle") verhelfen. Er ging von der richtigen Erkenntnis aus, dass von Kunsttheorien allein kein neuer Stil zu erwarten sei. Woher sollte dieser kommen, wenn nicht aus den Menschen und aus einer neuen Menschengemeinschaft? Ins Leben selbst muss Stil kommen, wenn der Ausdruck des Lebens in der Kunst das Gepräge des Stils tragen soll. Den Menschen muss geholfen werden, zu einer bewussten innern Einheit und zur Herrschaft über sich selbst zu gelangen; dann erst können wir erwarten, in ihren Werken wieder Einheit und Sieg der Form über den Stoff anzutreffen. Dies war Menns erzieherischer Plan. Zu einer solchen Fundierung der Kunst, die nicht nur dem Künstler, sondern der Gesellschaft überhaupt unmittelbar zu gute kommen sollte, hat er wertvolle Vorarbeit geleistet. Diese wurde durch seinen Tod, im Jahre 1893, jäh unterbrochen. Fast zwei Jahrzehnte schien das angefangene Werk zu stocken. Wir haben jedoch die Zuversicht, dass wenig oder nichts davon verloren ging

[1]) Zweite Julinummer 1913 von *Wissen und Leben.* (B. XII. S. 503).

und dass einer seiner Schüler und Verehrer in absehbarer Zeit der Öffentlichkeit übergeben werde, was an Worten und Gedanken Menns unvergesslich geblieben ist und was an persönlichen Aufzeichnungen von ihm sich noch vorfindet.

Menn selbst hat eine Tatsache der Zukunft vorausgesehen, als er kurz vor seinem Ende einer Freundin gegenüber äußerte: „Was ich geleistet habe, ist eine Saat. Wenn ich tot sein werde, wird es den Anschein haben, als wäre die getane Arbeit umsonst gewesen. Aber die Saat wird aufgehen zu ihrer Zeit; dessen bin ich gewiss."

Was wir im Folgenden darzustellen versuchen, ist nicht das große, auf die Menschenerziehung gerichtete Wollen Menns, sondern seine Rolle als Künstler und Lehrer und seine Beziehungen zur gegenwärtigen schweizerischen Malerei.

Die Voraussetzung zum Verständnis dieser Beziehungen wäre freilich eine ausführliche Darstellung von Menns Kunst in ihrem komplizierten Werdegang. Das würde uns jedoch vom geraden Weg nach dem Ziele zu weit abführen. Es sollen daher nur die Resultate dieses Werdeganges betrachtet und mit den Tendenzen der modernen Kunst verglichen werden.

1. STILPRINZIPIEN IN MENNS KUNST

Menn war ungemein vielseitig und wechselnd in seinem Schaffen. Wer die posthume Ausstellung seiner Werke in Genf besuchte, musste auf den ersten Blick glauben, dass er die Werke verschiedener Hände und ganz verschiedener Epochen vor sich habe. „Unpersönlich" nannten viele den Stil Menns. Etwas Richtiges liegt wohl in der Bezeichnung. Menn hat in der Tat, im Gegensatz zu der individualistischen Strömung des neunzehnten Jahrhunderts, nicht nach einem persönlichen Stil gesucht, der seine begrenzte menschliche Individualität zum Ausdruck bringen sollte; sein Streben war vielmehr auf die allgemein giltigen Grundlagen eines Stiles gerichtet. Zu diesem Zwecke studierte er mit Bleistift und Pinsel die Meisterwerke der Antike, der italienischen, spanischen, niederländischen und französischen Kunst. Er kopierte in summarischer Weise alte und neue Meister. Selbst die Kunst Japans wurde auf die für uns brauchbaren Elemente hin geprüft.

„Es gibt nur *eine* Kunst, aber ihre Erscheinungsformen sind verschieden", lautet ein bekannter Ausspruch. Diese eine Kunst wäre die Summe dessen, was an den Kunstwerken aller Länder und Zeiten wesentlich ist. Den wesentlichen Kern aus der Schale aller Zufälligkeiten herauszuheben war Menns unablässiges Bestreben. Auf einen universellen Kunst-Stil scheinen solche Bestrebungen gerichtet zu sein. Ein universeller Stil ist jedoch eine Abstraktion und künstlerisch eine Unmöglichkeit, weil das wahre Kunstwerk immer Auseinandersetzung eines Ich mit Welt und Leben bedeutet. Das geniale Ich erweitert freilich die Schranken des gewöhnlichen Ich, hat aber immerhin zeitliche, örtliche und persönliche Grenzen, welche die absolute Universalität unmöglich machen. Demnach wären Bestrebungen, wie sie Menn im Auge hatte, höchstens für die Kunstwissenschaft, nicht aber für die Kunst selbst fruchtbar; eine Ansicht, die unter Menns Gegnern und auch unter seinen Schülern manchen Vertreter hatte. Diese vergaßen, dass auch der individuelle Stil in reinster Form ein Ding der Unmöglichkeit, eine Abstraktion ist. Denn Stil ist nicht das Werk eines Einzelnen; das lehrt uns zur Genüge die Betrachtung und die Geschichte der Kunst, wo immer wir sie anfassen.

Stil war und ist stets die Schöpfung einer Gemeinschaft, und Stil-Elemente sind die in einer Gemeinschaft lebendig gewordenen konventionellen Zeichen und Formen [1]). Ist also ein rein individueller Stil ebenso unmöglich, wie ein universeller Stil, so muss es zwischen den beiden Extremen einen gangbaren Weg geben, auf welchem allgemeine Gesetze und individuelle Freiheit einander begegnen. Nach eben diesem Wege suchten große Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, Gottfried Semper, Hans von Marées, Adolf Hildebrand. In ihrer Reihe steht auch Menn. Er legitimiert sich zwar durch kein schriftliches Werk; seine Lehre blieb gesprochenes Wort. Nur hie und da notierte ein Schüler sich Aussprüche, die einen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Wohl trug sich Menn mit dem Gedanken einer schriftlichen Fixierung seiner Lehre. Hätte er sich durch eine Bilderschrift, wie die alten Ägypter sie besaßen, verständlich machen können, so wäre der Plan viel eher zur Ausführung gelangt. Des

[1]) In den Aufsätzen von Berlage, in *Wissen und Leben*, November, Dezember 1912 (B. XI, S. 168, 232, 307, 360) ist der Gedanke weiter ausgeführt.

geschriebenen Wortes hingegen bediente er sich nur ungern und hielt sich für ungeschickt zur literarischen Formulierung seiner Gedanken. So müssen wir uns denn einstweilen mit dem begnügen, was an gesprochenen Worten in seinem Kreise lebendig geblieben ist. Diese fruchtbar gebliebenen Gedanken beweisen zur Genüge, dass Menn, gleich den früher genannten Künstlern, an dem großen Orientierungsplane mitgearbeitet hat, nach welchem die Kunst unserer Zeit verlangt. Dieser Orientierungsarbeit gab er seine beste Kraft. In ihr zeigt sich seine Genialität und seine Größe.

Von den Bildern, die er gemalt, gezeichnet, radiert und lithographiert hat, zerstörte er selbst einen großen Teil, weil sie seiner vorauseilenden Erkenntnis vom Wesen der Kunst nicht entsprachen. Was uns von seinen Werken erhalten blieb, will nur als Teilstück seiner Lebensarbeit aufgefasst und unter dem Gesichtswinkel jener allgemeinen Orientierung betrachtet sein, die ihm, dem Pfadfinder und Pfadweiser, am Herzen lag.

Bei Betrachtung seiner Lehre gehen wir wohl am besten von deren sichtbaren Dokumenten von seinen Zeichnungen und Bildern aus. Eine sorgfältige Vergleichung diser Werke lehrt uns erkennen, was an ihnen wesentlich ist und was als wesentliches, das heißt stilbildendes Element in einer Kunstlehre Aufnahme finden konnte.

Stilelemente sind, wie schon angedeutet, konventionelle Zeichen und Formen. Sie dienen dazu, das Naturvorbild, die Landschaft, das Modell, was immer dem Künstler als Vorlage dient, aus dem unpersönlichen, naturgesetzlichen Zusammenhang herauszuheben und in einen geistesgesetzlichen Zusammenhang einzuführen; sie sind also Mittel, durch welche die äußere Natur in eine innerliche, rein menschliche übersetzt werden kann; sie sind, nach Menns eigenem Ausdruck, „Elemente der Ordnung", durch die wir alles beherrschen, was außer uns ist. Ein Kunstwerk enthält gerade soviel Stil, als es naturbeherrschende, ordnende Form besitzt.

2. DER LINEARE PARALLELISMUS

Eine Zeichnung aus der Menn-Schule veranschaulicht uns eines dieser Stilelemente. Ein Schüler zeichnete die antike Büste mit weichen Linien und Schatten, die möglichst getreu

den Rundungen des Gipsmodells folgen. Auf diese Zeichnung setzte der Lehrer ein Liniennetz ganz anderer Art, das nicht aus dem Vorbild stammt. Vom Scheitel zur Stirne, von der Stirne über die Gesichtsmitte hinunter bis zur Halsgrube sind parallele Linien gezogen, die auf die Naturformen keine Rücksicht nehmen, sondern Nasenflügel und Lippen überschneiden und die Rundung des Schädels negieren. Diese Geraden sind eine Dominante, die die ganze Zeichnung beherrscht. Sie verleihen der Erscheinung eine innere Festigkeit, ein Gesetz, einen Willen, eine Geschichte. Denken wir uns diese Linien hinweg, so bleiben bloß organische Formen zurück, die dem Modell abgeschrieben sind; die Sprache dieser Formen muss sich alsdann jeder selber deuten, muss sich ihre Proportionalität und ihre Dynamik klar legen so gut er kann und die Inhalte zu erraten suchen, welche, als die geistigen Motoren und eigentlichen Bildner, das Relief dieser Formen herausgetrieben haben. Doch in der *Deutung der Form* besteht ja gerade die künstlerische Arbeit, die der geniale Blick für den ungenialen leistet und die ein Werk erst zum Kunstwerk erhebt. Eine solche klärende und deutende Funktion verrichten die Parallelen unserer Zeichnung. An ihnen erfasst das Auge mit Leichtigkeit die Proportionen der niederen Stirn, der kräftigen Nase, des Kinnes, dessen Muskel wie ein Kraftstrang die Energien des Mundes zusammenhält. Erst durch den Richtungswechsel dieser Linien empfinden wir die Bewegung des Kopfes deutlich und erfassen mit der Funktion zugleich die gehaltene Willensenergie, die ihr zugrunde liegt. — Es bedarf keiner langen Übung, um jeden Strich herauszufinden, durch welchen Menn der Zeichnung des Schülers ein besonderes Gepräge aufgedrückt hat. Er holt aus den organischen Formen die Kraftlinien heraus und betont sie durch Wiederholung. Der Kopf des Römers wird dadurch zum Kopf des Imperators. Nicht aus der Porträtähnlichkeit schließen wir auf den Kaiser, sondern aus dem Machtbewusstsein, das aus den Zügen spricht. Die porträtmäßige Wiedergabe des Modells ist hier als Nebensache behandelt. Es soll ja kein Geschichtwerk illustriert, sondern ein Kunstwerk geschaffen werden. Als Zweck des Kunstwerks aber gilt das Herausholen des Wesentlichen aus der Erscheinung, oder, um mit Fromentin zu sprechen, das Sichtbarmachen des Unsichtbaren.

ZEICHNUNG EINES SCHÜLERS MIT KORREKTUREN VON MENN

Das Mittel dazu ist hier der Parallelismus der Linien, den wir als eines der wichtigsten Stilelemente bei Menn an den Anfang der Reihe stellen.

Das Prinzip des Parallelismus lässt sich auch auf die Landschaft anwenden. In Parallelen staffelt sich die Ebene zum Horizont und gewinnt Raumtiefe; in gleichtaktigen Bewegungen gleiten die Wellen eines Flusses zwischen ihren Ufern; in gleichartigen Gebilden schichten sich manchmal die Wolkenmassen und bauen für das Auge das Gewölbe des Himmels auf. Und wenn die Frühlingserde von der Sonne erwärmt wird, dann strahlt sie ihre Säfte aus in parallelen und radialen Gebilden, die als Gräser und Halme, als Stämme, Zweige und Blätterbüschel gruppenweise den Weg zu Licht und Wärme suchen. Es gibt kleine Landschaften und späte Studien von Menn, in welchen dieser Parallelismus des Naturlebens zu einem Poem von unaussprechlicher Schlichtheit und Feinheit gestaltet ist.

Der Parallelismus ist Ausdruck einer Ordnung, einer Gesetzlichkeit. Er betont das stabile Element im flutenden Wechsel der Erscheinungen. Jede Tagesstunde und jede Sonnenbewegung verändert Farbe und Form der Dinge für unser Auge. Diese Relativität des Sichtbaren hat die impressionistische Malerei der letzten Jahrzehnte mit leichten, kühnen Pinselstrichen erhascht und gestaltet. Mit gewollter Einseitigkeit gab sie von der Erscheinung nur das, was vergeht. So weit ist Menn nicht gegangen. Sein Auge ist zwar sensibel genug, um die Relationen der Erscheinungen zu erfassen. Auch freut er sich mit den Impressionisten am schöpferischen Lichte, das jeden Augenblick alles neu gestaltet. Aber es liegt nicht in seiner Art, sich dem Zauber des einzigen Momentes rückhaltlos zu überlassen. Das Vorher und Nachher ist auch da für ihn und schlingt um die Gegenwart den Knoten der Notwendigkeit. Der Wechsel selbst ist determiniert durch ein feinmaschiges, unzerreißbares Netz von Ursächlichkeiten. Dem Fließenden stellt sich ein Beharrendes entgegen, dem Wechsel die Ordnung, dem Leben das Gesetz.

Besonders klar und schön zeigt sich Menns Standpunkt in seinem Selbstbildnis mit dem Hute. Er hat es mit treffendem Ausdruck „seine Autobiographie“ genannt. Wir wollen jedoch die autobiographische Seite des Bildes dem Scharfblick des Be-

trachters überlassen und es in diesem Zusammenhang hauptsächlich als künstlerisches Selbstbekenntnis zu begreifen suchen. Die Farbengebung des Originals würde dabei besonders zu statten kommen.

Der Künstler stellt sich im vollen Sonnenlichte dar. Ein Strohhut beschattet die obere Gesichtshälfte. Aber auch in die Schatten dringen die von der Umgebung reflektierten Sonnenstrahlen und machen sie durchsichtig, kühl und klar wie blaue Luft. Wo die Sonne direkt auffällt, hat der Pinsel locker die rötlichen Farben aufgetragen und hat wahrnehmbar gemacht, wie das erwärmte Blut die gesunde Haut durchströmt. Der blonde Bart und Hut erhöhen die Farbigkeit des Gesichtes, die der graue Hintergrund zusammenhält und konzentriert. Als farbige Erscheinung ist das Bild ein frisches Bekenntnis moderner Freilichtmalerei. Ein impressionistisches Bild kann man es dennoch nicht nennen. Der Impressionist gibt die farbige Oberfläche, die Hülle, das, was leicht und zart vom Licht berührt und durchleuchtet wird. Menn hingegen sucht das Schwebende des optischen Eindrucks zu festigen, indem er das innere Kräftespiel, die struktive Wahrheit der Erscheinung sichtbar macht. Das Mittel hierzu ist wieder der lineare Parallelismus, der die beschattete Gesichtspartie beherrscht. Durch diese willkürlichen Geraden erhält der lebenswarme Porträtkopf erst die Dominante: in ihnen wird jene innere Festigkeit, jene widerstandskräftige Beharrlichkeit betont, die mit dem Namen Menns verbunden bleiben wird im Gedächtnis aller, die ihn gekannt haben.

Der Parallelismus ist natürlich nicht eine Erfindung Menns. Die byzantinische, romanische und gotische Kunst haben von diesem Mittel des Stils reichlichen Gebrauch gemacht. Wir finden es noch vielfach in den Zeichnungen von Leonardo da Vinci und der Früh-Renaissance. Die realistischen und rein malerischen Tendenzen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts verdrängen es; aber in Meisterzeichnungen des neunzehnten Jahrhunderts dringt es wieder durch. Puvis de Chavannes, Millet, Segantini sind hier zu nennen. Gerade der Umstand, dass es sich dabei nicht um willkürliche Erfindungen handelt, lässt uns dieses Stilelement um so bedeutsamer erscheinen.

Die letzten zwei Jahrzehnte schweizerischer Kunstentwicklung haben bereits gezeigt, wie fruchtbar dieses Element geworden ist.

3. DIE STRUKTIVEN AKZENTE.

Der Parallelismus ist ein ordnendes Prinzip und bringt Einheit in das organisch Lebendige, welches natürlich vorhanden sein muss, damit man es durch Ordnung beherrschen kann. Für die byzantinische Kunst war es in der Antike vorhanden, die überwunden werden sollte, und so gründlich überwunden worden ist, dass der schematische Parallelismus eine despotische Herrschaft ausübte. In der romanischen Kunst herrschte ein ähnlicher Konflikt, der ebenfalls zugunsten der Gesetzmäßigkeit gelöst wurde. In den Meisterwerken der Gotik hingegen, etwa in den Skulpturen von Chartres, ist das Gesetz in Freiheit umgewandelt. Das organische Element lebt sich hier in Rhythmen aus, die von einem hohen, freudigen Willen diktiert werden. In der Renaissance und den folgenden Jahrhunderten durchbricht das organische Element wie in der Römerzeit wieder Schranke um Schranke und wird erst heute allmählich von neuem eingefangen, nachdem ein wachsendes Bedürfnis nach Regel und Halt die jungen Zielstrebenden ergriffen hat.

Was heute überwunden werden soll, das ist der Realismus des neunzehnten Jahrhunderts; Menn war eine zeitlang stark in seinem Fahrwasser. Er studierte die Erscheinungen mit dem Auge eines Naturforschers; er analysierte und sezierte, damit der innere Mechanismus der Dinge ihm vertraut werde; er modellierte wie ein Plastiker, damit er vom Volumen der Dinge bestimmte Raumvorstellungen habe. Der Raumeindruck, den das Auge vermittelt, genügte ihm nicht, er nahm den Tastsinn der Hand zu Hilfe. Um eine Figur räumlich richtig auf der Leinwand entstehen zu lassen, verschmähte er es nicht, zuerst, gleich dem Bildhauer, die Figur als Drahtgerüst in den wirklichen Raum zu projizieren. Innenräume, Plätze, Straßen ließ er von seinen Schülern in Kartonmodellen räumlich ausführen, damit bei ihrer Reduktion auf die Fläche die Richtigkeit des tatsächlichen Raumeindruckes wirksam sei.

Eine Unklarheit war diesem bewussten, hellen Geiste zuwider wie eine Unwahrheit. „Entrez hardiment dans le dedans des choses", lautete eine Aufforderung an seine Schüler. Damit die äußere Erscheinung der Dinge vollkommen sei, musste nach seiner Ansicht ihr innerer Bau fühlbar und sichtbar sein.

Eine Zeichnung eines alten Bettlers wäre als ein Beispiel unter vielen herauszugreifen. Es lässt sich von dieser Zeichnung sagen, dass sie nur Hauptsachen gibt; kein Detail; wenig Oberfläche. Das Volumen hingegen ist mit Händen zu greifen; der Bau des Kopfes, die Struktur und Zusammenhänge aller Teile sind so anschaulich gemacht, dass der Blick, indem er das Ganze richtig fasst, alles Nebensächliche unwillkürlich richtig ergänzt. Die Fähigkeit, eine Erscheinung von innen heraus aufzubauen, zeigt sich hier in aller Deutlichkeit. Aber auch in den Korrekturen der Schülerzeichnung und im Selbstporträt gewahren wir besonders um die Augen, auf den Backenknochen, um Mund und Nase, jene knappen, scharfen Akzente, welche aus der Naturform das Wesentliche herausholen.

Diese Akzente bedeuten für die Malerei ungefähr das selbe, was der Lapidarstil für die Literatur bedeutet. Sie vereinfachen das Wirklichkeitsbild; sie machen die Ordnung des natürlichen Mechanismus wahrnehmbar und können somit ebenfalls zu den Stilelementen gezählt werden. Sie sind in unserer Zeit noch nicht eigentlich konventionelle Zeichen geworden, wie dies zum Beispiel in der japanischen Kunst der Fall ist; aber sie sind zu allen Zeiten die Grundbedingungen gewesen, aus welchen typische Stile entstehen konnten.

Das Wirklichkeitsbedürfnis wirkte überall bestimmend in Menns Kunst hinein und ist, wie später gezeigt werden soll, ein charakteristischer Zug der jungen Schweizer Schule geblieben. Es handelt sich hier um eine Formfrage, die ihre tieferen Wurzeln nicht nur in Menns Individualität hat, sondern in der Rasse, im Milieu, dem er angehörte. Das Besondere seiner Leistung besteht darin, dass er für diesen schweizerischen Wirklichkeitssinn jene künstlerische Formel, den bildnerischen Lapidarstil, gefunden hat, den wir als die struktiven Akzente bezeichnen.

4. DIE ATMOSPHÄRISCHE VERSCHLEIERUNG

Parallelismus und struktive Akzente haben den Charakter von Stilformeln. Ihre Wirkung hängt natürlich von der feinen Unterscheidungsgabe ab, die bei ihrer Anwendung die Wahl trifft. In einer Gewitterlandschaft zum Beispiel wird der Künstler die Stabilität und Gesetzmäßigkeit der Dinge nicht betonen, da sie durch den Aufruhr der Elemente für unser Gefühl geradezu aufgehoben werden. Wenn Menn ein Frauen- oder Kinderbildnis malte, so hütete er sich, durch die parallelen Kraftlinien den Charakter der Weichheit und Unbestimmtheit zu zerstören, der in diesem Falle den Gesichtszügen verbleiben muss, damit die Eindrücke und Gefühle jedes Augenblicks mit zartem Finger auf dieser schmiegsamen Klaviatur spielen können. Einige Frauenbildnisse von Menn gehören in dieser Beziehung zu den Perlen seines Werkes. Seine künstlerische Forderung lautete also, je nach den Umständen: *rabotez!* hobelt, oder *caressez!* liebkost mit dem Pinsel. — Heute fängt er die Erscheinung im ehernen Netz des Parallelismus, morgen drängt er das Gesetz zurück, um dem Gefühlsausdruck eine Sphäre relativer Freiheit zu schaffen. Er verhüllt also, wenn es sein muss, die Form durch einen feinen Schleier von Licht und Schatten. Dieses Kunstmittel, das *sfumato* Leonardos, ist vom Impressionismus in farbiger Auflage erneuert worden. Es soll nicht als ein Charakteristikum der Menn-Schule dargestellt werden, sondern nur als eines jener Elemente, die nicht fehlen durften, wo das Bestreben auf eine universelle Kunstsprache gerichtet war.

5. DER LINEARE RHYTHMUS

Eigenwüchsiger ist ein viertes Stilmittel bei Menn: die *Silhouette,* sowohl die begrenzende äußere, wie die trennende innere Umrisslinie. „Jede Figur hat drei Profile", lehrte Menn, „nämlich je eines rechts und links und ein drittes da, wo Licht und Schatten sich treffen". Die Silhouette ist ihm von größter Wichtigkeit, denn sie nimmt zuerst den Blick gefangen; sie vermittelt schlagwortartig das Wesentliche einer Erscheinung. Man kann wohl sagen, dass sie die graphische Zusammenfassung und Synthese eines Gegenstandes bedeutet. Aber sie ist noch in höherem Sinne ein Element des Stils: sie erfasst nicht nur die äußere Erscheinung

und klärt sie für unser Auge: sie bemächtigt sich auch der geistigen Inhalte und macht sie sichtbar durch das wunderbare Mittel des linearen Rhythmus.

Es gibt große Kunstkreise, welche zeichnerisch fast ausschließlich mit der umgrenzenden Linie arbeiten. Die ägyptische Kunst tat es in vollendetster Weise; die griechische Malerei bis zur Blüte bediente sich fast ausschließlich der formumgrenzenden, nicht der schattierenden Linie. Die persische Kunst tut heute noch ein Gleiches. Die japanische Graphik treibt mit der Silhouette ein anmutiges Spiel, dessen Reize nur mit den Augen nachgefühlt, nicht aber mit Worten ausgedrückt werden können. Im Abendland behauptete sich die Linie als wesentliches Element im Flächenschmuck des Mittelalters, wurde dann aber durch die illusionistische Renaissance-Kunst zurückgedrängt und verkümmerte infolge der reinmalerischen Tendenzen der folgenden Jahrhunderte. Damit ging eines der wichtigsten Elemente des Stils für die Kunst verloren und musste im neunzehnten Jahrhundert unter mühsamem Ringen erst wieder entdeckt werden.

Die Kunst des Empire hat zuerst wieder nach linearen Werten gesucht. Ingres, der Lehrer Menns, bewegt sich in dieser Richtung; aber dieser begeisterte Verehrer der Antike nimmt mit den formalen Qualitäten zugleich Inhalte einer vergangenen Zeit in seine Seele und in seine Kunst auf. Seine Manier konnte wohl eine Zeit lang zum ästhetischen Ideal erhoben werden, aber Wurzel fassen konnte sie nicht; wie denn überhaupt nie ein literarisches Ideal oder ein historischer Stil das Erdenbürgerrecht erhält.

Auf Menn hat die elegante, synthetische Liniensprache Ingres' einen nachhaltigen Eindruck gemacht. Bis in die Landschaften der fünfziger Jahre und einzelne Bildnisse sogar der sechziger Jahre ist ein Nachklang jener wohllautenden Formel zu spüren. Dann aber trat endgültig ein Bruch ein. Das historische Prinzip war bei ihm überwunden. Was jetzt als Linie aus seinen Bildern heraustritt, ist etwas durchaus Neues. Der Unterschied, den man sich am besten durch Vergleichung der frühesten und der letzten Bildnisse klar macht[1]), lässt sich folgendermaßen ausdrücken:

---

[1]) Im Kunstmuseum in Genf sind Bilder aus allen Epochen seines Schaffens im Menn-Saale vereinigt.

Die älteren Bilder zeigen eine *gewollte,* die späteren eine *gewachsene* Silhouette.

Menn hatte sich ein Studium daraus gemacht, die rhythmischen Elemente nicht nur in der bildenden Kunst, sondern auch in Musik und Poesie aufzusuchen und mit einander zu vergleichen. Dabei wurde ihm klar, dass es auch in der bildenden Kunst rhythmische Gesetze gebe, die etwa dem entsprechen würden, was in den tönenden Künsten Takt und Metrum sind. Diesen messbaren Zeiteinheiten hätte die Malerei Maßeinheiten gegenüber zu stellen, welche freilich, so lange noch keine oder wenige mathematische Gesetze der Proportionalität gefunden worden, nur annähernd und gefühlsmäßig zu bestimmen sind. Menn nannte diese Einheiten die *Länge* und die *Kürze* und verstand es vortrefflich, etwa bei Besprechung eines griechischen Reliefs, zu zeigen, wie hoch entwickelt bei den Griechen der Sinn für die Länge und die Kürze gewesen ist.

Diese Erkenntnisse des Künstlers und Forschers haben in seiner Umgebung so nachhaltig gewirkt, dass wir heute keine schweizerische Kunstausstellung besuchen können, ohne gerade bei ihren bedeutendsten Erscheinungen an Menn erinnert zu werden. Doch ehe wir den Fäden nachgehen, die Menn mit unserer Zeit verbinden, müssen wir auf ein letztes Mittel künstlerischen Ausdrucks hinweisen, das ebenfalls zu einem gefestigten Besitz der jungen Schweizer-Schule geworden ist:

6. DIE DEKORATIVE BILDKOMPOSITION

Sie ist das vornehmste Mittel, durch welches die Natur im Kunstwerk zu ihrer höheren Funktion erhoben wird. Das dekorative Prinzip bedeutet eine Entfernung vom Natureindruck, eine Vereinfachung, Anpassung an das Material, ein Gestalten von innen heraus. In der Bezeichnung selbst liegt aber auch der Hinweis darauf, dass die dekorative Kunst an ihre ursprüngliche Funktion, Flächenkunst zu sein, wieder anknüpft. Je mehr die Malerei an die Fläche gebunden wird, desto mehr wird sie notwendigerweise zur Zweidimensionalität zurückgeführt. Diesen Weg geht die Malerei heute. Menn hat diese Entwicklungsnotwendigkeit vorausgesehen. Es ist dies um so erstaunlicher, als er, der Raumgestalter und Körperbildner, damit sich selbst Opposition

machen musste. Dennoch wich er dem Problem der Flächenkunst nicht aus und kam gerade auf diesem Wege zu der Erkenntnis von der primordialen Bedeutung der Linie. „Une peinture est décorative, quand elle charme par ses grandes lignes." Diese großen Linien, von denen Menn spricht, sind nichts anderes als die Silhouetten, die innere und äußere; und das Mittel, wodurch sie uns fesseln sollen, ist der Rhythmus der Längen und Kürzen. Damit kommen wir auf schon gesagtes zurück. Es ist kaum nötig, auf den Unterschied zwischen diesen Kompositionsmitteln und denjenigen der sogenannten Historienmalerei hinzuweisen, mit welcher Menn angefangen hatte. Sein Weg aber ging durch den Realismus und darüber hinaus zu dem, was uns heute als Stil vorschwebt. In seiner Isolierung hatte er in den siebziger und achtziger Jahren eine Richtung angestrebt, die heute dominierend geworden ist. Er selbst konnte seine Erkenntnisse nur in Skizzen und Studien und in der Lehrtätigkeit verwerten, denn, wie Débrit schrieb, gab es in seiner Vaterstadt nicht Wände, auf denen er seine Kunst hätte entfalten können. Es kann hingegen nicht als Zufälligkeit angesehen werden, dass derjenige Künstler, der auch in Deutschland und Österreich als ein Pionier der neuen Richtung angesehen wird, dass Ferdinand Hodler aus der Schule Menns hervorgegangen ist.

Unter dem Druck von innen und außen hat Menn ein eigenartiges Lebenswerk geschaffen. Es gleicht einem groß angelegten Bauplan, den der Meister mit unzähligen Skizzen und Dokumenten ausgestattet, aber selbst nicht weit über die Fundamente hinausgeführt hat.

Was in der Folge aus diesem Bauplan geworden, wie die jüngere Generation ihn nützte, ausbaute und neuen Zwecken dienstbar machte, das soll uns im zweiten Teil dieser Orientierungsschau beschäftigen.

WIEN ANNA LANICCA

(Ein zweiter Teil folgt.)

□□□

THEATER UND KONZERT

ZÜRCHER THEATER. Die Schauspielsaison des Stadttheaters brachte gleich zu Beginn eine Premiere, die sich des lebhaftesten Erfolges zu erfreuen hatte: Arthur Schnitzlers Komödie *Professor Bernhardi* wurde auf der Schauspielbühne im Pfauen zur Aufführung gebracht. Gegen Ende des letzten Jahres war das Stück in Berlin — bei Barnowsky im Kleinen Theater — aus der Taufe gehoben worden. Für Österreich hat die Zensur dem Werk den Zutritt zur Bühne versperrt. Ob sich Schnitzler im Ernst über dieses Verbot verwundert hat? Seine Komödie beleuchtet österreichische Verhältnisse mit einer solchen Schärfe, dass ein Zensor schon ein sehr vorurteilsloser Mann sein müsste, wenn er nur das Künstlerische des Stückes zur Richtschnur seines Urteils gemacht und der Komödie seine Sanktion erteilt hätte. Schnitzler war es in seinem *Professor Bernhardi* nicht sowohl um eine Verteidigung des Rechtes der Wissenschaft gegenüber den Forderungen der Religion, beziehungsweise der Kirche zu tun, als darum, zu zeigen, wie sich aus einem an sich recht belanglosen Vorkommnis in einem Privatspital ein „Fall" entwickelt. Daraus, dass Professor Bernhardi eine Sterbende, die über ihren Zustand sich dem glücklichsten Optimismus hingibt, in ihrem Wahnglauben belassen und ihr die letzten Momente nicht trüben lassen will durch das Erscheinen des Geistlichen mit seiner Mahnung zur Regelung des sündig beschwerten Seelenkontos mit dem strafenden oder — im Bußfall — vergebenden Gotte — daraus wird ihm ein Strick gedreht von Solchen, die aus allem und jedem nur Kapital schlagen für ihre selbstischen Interessen, seien es nun Interessen der persönlichen Ambition oder der Partei oder der Rasse. So gerät die Weigerung Bernhardis dem katholischen Pfarrer gegenüber sofort in den unreinen Dunstkreis persönlicher Streberei und wüstester Parteipolitik. Alles was mit dem Antisemitismus Geschäfte macht, gerät in Aktion. Und so kommt es schließlich zur Verurteilung Bernhardis wegen Religionsstörung: der Professor muss zwei Monate sitzen. Der Umschlag tritt dann während seiner Gefängnisstrafe ein, und der fünfte Akt der Komödie entlässt uns mit der Aussicht, dass nunmehr mit dem Märtyrer Bernhardi der gleiche politische Handel von seiten der Freigesinnten wird getrieben werden wie vorher mit dem Freigeist und Juden Bernhardi von seiten der Reaktion.

Nur einer der Gegner Bernhardis — und das ist die blutigste Satire der ganzen Komödie — benimmt sich anständig: der katholische Pfarrer. Er hat es über sich gewonnen, vor Gericht dem Professor das Zeugnis zu geben, nach seiner, des Pfarrers Überzeugung habe Bernhardi bei seinem Verhalten im Spital keineswegs einen Akt der Feindseligkeit gegen die Kirche begehen wollen. Ja, der Geistliche geht noch weiter: er gibt dieser seiner Überzeugung auch noch persönlich Bernhardi gegenüber bei einem Besuch nach des Professors Verurteilung in dessen Wohnung Ausdruck. Dieser Dialog der beiden Männer hebt das Stück für einen kurzen, aber bedeutungsvollen Augenblick in eine reinere Atmosphäre empor; hier stehen sich endlich zwei Weltanschauungen sauber gegenüber, und weil Bernhardi und der Geistliche *homines bonae voluntatis* sind, können sie sich zum Schluss, der Kluft vergessend, welche die beiden Ansichten einfürallemal

trennt, die Hand reichen. Hier weht etwas von der Luft des Nathan-Dramas. Und das tut in dem unsaubern Getriebe, das Schnitzler in dieser Komödie schonungslos enthüllt — schonungslos auch für gewisse Semiten, wie er dies in seinem Roman *Der Weg ins Freie* gewagt hat — das tut unendlich wohl. In dem genannten, in vieler Hinsicht ungemein wertvollen Roman fällt einmal das Wort „Ja, es ist halt alles Politik", nämlich in Österreich. *Professor Bernhardi* ist die lebensvolle Illustration zu dem Wort. Das macht das Beklemmende dieser „Komödie" aus. Und das Schlimmste ist, dass selbst ein Bernhardi zum Schluss ein lächelnder Skeptiker wird. Auch der Edelste nimmt in solchen Verhältnissen bleibenden Schaden. Resignation heißt das Ende vom Lied. H. TROG

*

BERNER STADTTHEATER. Charles Grelinger, ein in La Chaux-de-Fonds ansäßiger Meister, dessen vieraktiges Musikdrama in Bern zum ersten Mal aufgeführt wurde, hielt sich an das Rezept, das trotz der fast ausnahmslos misslichen Erfolge stets wieder zur Anwendung kommt: Man nimmt ein erfolgreiches Schauspiel und streicht es zusammen, dann nimmt man ein symphonisches Orchesterstück und füllt damit entweder die entstandenen Lücken aus oder „vertieft" damit das gesprochene Wort. Man hat dabei nur Sorge zu tragen, dass die Aktschlüsse des Schauspiels und die Einschnitte im musikalischen Bandwurm ungefähr zusammenfallen. Hat das Schauspiel seinerzeit einen durchschlagenden Erfolg gehabt, ist die Musik von einem begabten und kenntnisreichen Komponisten, so müsste es doch sonderbar zugehen, wenn das vereinigte Musikdrama nicht die Bühnen erobern sollte. *Die Hoffnung auf Segen* wird schwerlich zu den seltensten Fällen gehören, wo diese Rechnung stimmt. Wenn uns gesagt wird, dass das gleichnamige Schauspiel von Hermann Heyermans großes Aufsehen erregte, so können wir das glauben; es ist schlecht genug dazu. Vielleicht war es auch vor der musikalischen Verfilmung besser. Jetzt sind es einzelne zusammenhängende Bilder fischerdörflichen Elends, deren Rührseligkeit durch die Musik zur Sentimentalität vertieft wird. Warum *diese* Leute *diese* Sachen singen, ist uns unerfindlich. Wenn uns schon bei Charpentier, Grelingers Vorbild, die gesungenen Banalitäten oft ein Lächeln abzwingen — aber wie ist der Text der *Louise* aus dem Geist der Musik heraus geboren und dafür zurechtgemacht! Dass die Voraussetzungen für ein Schauspiel und einen Operntext ganz verschieden sind, davon scheint Grelinger keine Ahnung zu haben und daran ist auch sein Musikdrama gescheitert. Man fühlte mitunter den Verdacht aufsteigen, dass der Komponist eine fertig vorliegende Symphonie wieder lebensfähig machen wollte. Der musikalische Teil weist sicherlich manche Schönheiten auf, die Behandlung des Orchesters verrät ein tüchtiges Können und auch in der Erfindung erfreut mancher hübsche Gedanke, aber ein Musikdrama ist das Ganze nicht geworden.

Trotzdem sind wir der Theaterleitung für die Tatsache, dass sie einem in der Schweiz ansäßigen Komponisten Gelegenheit gab zur Überprüfung seines Werkes vor der Öffentlichkeit, dankbar. Auch unser Theater ist ein solches morsches Schiff, eine „Hoffnung auf Segen", und niemand weiß, ob und wann die See ihr Opfer verschlingt. Um so

verdienstvoller ist der Wagemut, ungewisse aber ehrliche künstlerische Arbeit zum Wort kommen zu lassen.

BLÖSCH

*

TONHALLE ZÜRICH. Giannotto Bastianelli aus Florenz, der am 23. September eigene Werke vortrug, erregt in seiner Vaterstadt Aufsehen durch Veröffentlichungen in Worten und Noten. Was er als Kritiker und Musikästhet leistet, entzieht sich unserer Beurteilung.

In seinem Konzert lernten wir in ihm einen Musiker von großem Wollen, beachtenswerter Gestaltungskraft, mäßiger Erfindungsgabe und ohne jegliche Wärme kennen. Kalt und nüchtern wie sein äußeres Auftreten ist sein Spiel. Als Pianist verfügt er nur über zwei Register: ein schneidend hartes Fortissimo und ein verschleiertes Pianissimo. In seinen Kompositionen wirkt die ständige, carillonartige Triolenbegleitung der linken Hand monoton, zumal die fast stets einstimmige Melodie der Rechten kaum ein tieferes Interesse wachzuhalten vermag. Ein zu häufig wiederkehrendes ostinato findet man schließlich wirklich eigensinnig. Dass bei ihm von einem Erwachen national-italienischen Empfindens etwas zu spüren sei, konnte ich nicht herausfinden; mir schien seine Musik ganz frei von der naïven, sonnigen Breite und Sangbarkeit der Italiener. Am besten gefiel mir die Klaviersonate Nr. 4; die Violinsonate (gespielt von Herrn Maglioni) ist für Klavier gedacht und für Violine übertragen, aber im letzten Satz klangschön und groß. Das Klavier-Konzert, um dessen Uraufführung sich neben dem Komponisten Herr Hans Jelmoli verdient gemacht hat, ist wohl kraftvoll in der Erfindung — die Instrumente bekamen dies zu spüren — aber zu bizarr und improvisierend in der Gestaltung, als dass es nicht der Läuterung bedürfte. Dies bleibt auch das Urteil über den Gesamteindruck des Abends.

Reife Kunst bot uns zwei Tage später der Liederabend von Herrn Dr. Piet Deutsch aus Berlin, der bei bester Disposition eine Reihe Brahms- und Schubertlieder sang. Die Stimme des Sängers hat gegenüber früher an Glanz der Tiefe gewonnen, und besonders erfreulich war, wie er diesmal die dramatischen Akzente anfasste und herausmodellierte, so dass die dramatischen Lieder wie zum Beispiel der Schubertsche *Sänger* geradezu am besten gelangen. Neuheiten waren für Zürich die Lieder von Ulmer und Bohnenblust; diese einfach und warm empfunden, während Ulmer etwas äußerlich effektvolle, aber durchaus musikalische und gut charakterisierte Kompositionen schuf, als ein Künstler, der seiner Mittel sicher ist. Die beiden Lieder nach Bodmanschen Texten, *Der Steinhauer* und *Der Invalide*, wirken geradezu beängstigend durch ihren dramatisch bewegten sozialen Hintergrund, während Ulmer im *treuen Kameraden* schön den schlichten altdeutschen Volksliedton traf.

OTTO HUG

BILDENDE KUNST

Im KUNSTGEWERBEMUSEUM DER STADT ZÜRICH ist bis Ende Oktober eine Ausstellung über *Raum und Bild* zu sehen. Einige monumentale Räume, darunter ein Fakultätszimmer für die neue Zürcher Universität von Carl Moser in schönster Durchbildung, ein Vorzimmer für die neue höhere Töchterschule in Zürich von den Architekten Streiff und Schindler, mit einem dekorativ gestalteten Familienbild von Ernst Würtenberger, das etwas an dasjenige Holbeins erinnert, eine Vorhalle aus Eternit der Architekten Pfleghard und Häfeli mit dem farbig wundervoll wirkenden Wandgemälde „Arbeit" von Augusto Giacometti. Die Ausstellung informiert vortrefflich über die moderne Glasmalerei. Die Schweizer Meister Jäggli, Hérion, Röttinger befassen sich hauptsächlich mit Kopien alter Wappenscheiben und ähnlicher Kleinkunst; die Leistungen sind zum Teil vorzüglich, das Ziel zu wenig hoch gesteckt. Den besten Entwurf, ausgeführt von Gottfried Heinersdorff in Berlin, hat Carl Rösch in Diessenhofen geliefert; die wohlüberlegten Kompositionsgrundsätze der Schweizer Schule bewähren sich hier aufs beste. Von Künstlern des Auslands zeigen M. Pechstein aus Berlin, Prof. Thorn-Prikker aus Essen, Remigius Geyling aus Wien und Joseph Goller aus Dresden Vortreffliches.

Einige Räume enthalten Kleinplastiken. Da ist als erfreuliches Ereignis zu nennen, dass nun in Brienz Hans Huggler dafür sorgt, dass dort der langgepflegte Schnitzereischund gesundem Streben Platz machen muss. Von urwüchsigem, echtem Ausdruck und kecker Behandlung sind die aus Wurzelstöcken geschnitzten Köpfe, die ein St. Galler Bauernbursche, Wilhelm Lehmann aus Kronbühl, schuf.

*

In der KUNSTHALLE WINTERTHUR findet bis zum 12. Oktober eine *Ausstellung moderner Graphik* statt, die mit Frankreich, Deutschland, der Schweiz, England und dem Norden fast das ganze Schaffen Europas umfasst. Von Franzosen sind Pierre Bonnard, Cézanne, Toulouse-Lautrec, Manet, Millet, Renoir, Vallotton und Vuillard vertreten, von älteren Künstlern Daumier und Delacroix (unter anderm mit einem merkwürdigen, fast unbekannten Goethebildnis). Von Deutschen nenne ich Fritz Böhle, Lovis Corinth, Kalckreuth, Käthe Kollwitz, Wilhelm Leibl, Max Liebermann, den phantastischen Hans Meid, Menzel, Schinnerer und Slevogt. Dabei sind die Franzosen durchweg billiger als die Deutschen und bei ihren sichern Qualitäten die bessern Anlagewerte. Von wundervoller Feinheit sind die englischen Landschafter Pennell, Muirhead Bone, Seymour Haden; wie ein Riese daneben Frank Brangwyn. Mit ihren 185 Nummern gibt die Ausstellung eine so gut gewählte Übersicht über die heutigen Graphiker, wie man sie auch in einer großen Stadt nicht alle Jahrzehnte erlebt.

*

Weitere erlesene Graphik bietet im KUNSTSALON WOLFSBERG in Zürich die *Ausstellung des Londoner Senefelderclubs.* Was da mit den Mitteln der einfarbigen Lithographie erreicht wurde, grenzt ans Fabelhafte. Joseph Pennell wirkt in seinen Lithographien vom Panamakanal, wo man doch nur Gerüste, Kranen und Geleise sieht, wie ein gewaltiger Choral der Arbeit; für ein technisches Bureau wüsste ich mir

keinen schöneren Schmuck. Vergleicht man damit die Aquarelle und Zeichnungen von Schiffswerften und Werkplätzen, die der bekannte Karikaturenzeichner Heinrich Kley in der GALLERIE TANNER ausstellt, so muss man sagen, dass sie als Schülerarbeiten hohes Lob verdienten, als künstlerische Leistung aber gänzlich belanglos sind.

Das Münchner Brüderpaar Eugen und Alfred Feiks, das gleichfalls im Wolfsberg sich vorstellt, lässt Strandbilder von warmer Sachlichkeit in ernster reifer Technik sehen; dazu einige Damenporträts von durchaus persönlicher Art und einem Reiz, der an alte Pastells gemahnt, obwohl sie persönlich und modern empfunden sind. A. B.

NEUE BÜCHER

GALLUS WALZ, *Der Kanari und andere kleine Sachen.* Verlag Arnold Bopp & Cie, Zürich.

Von einer zarten und beabsichtigt unbeholfenen Biedermeirigkeit ist die Titelerzählung dieses sehr gefällig ausgestatteten Büchleins, zu dem Ernst Georg Rüegg einen bunten Holzschnitt und einen Kupferstich beigesteuert hat. Und von den andern zahlreichen Momentaufnahmen entbehrt wohl keine der unerwarteten und für des Verfassers Ausdruckskunst ausgiebigen Situation, weder *Der Fallite im Freien*, der im Augenblick seines Zusammenbruchs an Lenz und Blumen Trost und Glück findet, noch *Das Früchtchen*, das sich von seinen Eltern weit abgetrieben sieht, gerade da sie meinen, Reuetränen hätten sein Herz zu ihnen geschwemmt, noch *Die Schweizerknaben*, die sich auf Bergeshöhen treffen und gegenseitig Einsicht ernten, da sie ihre Knabenbegeisterung aneinander messen. Den letzten Satz dieser Erzählung „man wird von diesen Knaben noch hören" gibt ihr leider einen schulmeisterlichen Abschluss, der in der klug verhaltenen Stimmungskraft des ganzen Bändchens wie ein grober Zeichnungsfehler wirkt. A. B.

*

AUGUSTE BIPPERT, *Prose*, Préface de Jules Carrara. — AUGUSTE BIPPERT, *Poésie*, Préface de Philippe Godet. Imprimeurs-Editeurs: les fils de Mettler-Wyss, La Chaux-de-Fonds.

Wenige haben wohl bei uns gewusst, dass wir einen so vortrefflichen Zeitungsschreiber in der Schweiz besessen haben wie Auguste Bippert, nach dessen Tode nun zwei prachtvoll gedruckte und ausgestattete Bände ausgewählter Arbeiten und Gedichte künden, was man zu seinen Lebzeiten hätte wissen sollen. Die kleinen Zeitungsaufsätze sind mit so selbständigen Gedanken erfüllt und mit einer so vollendeten Grazie des Stils ausgestattet, dass es wirklich schade wäre, müssten alle mit dem Holzpapier gilben. *Les propos d'un vieux Bouif* (was wohl etwa „alter Chnorzi" bedeutet) über *La volonté populaire* und *De la corruption électorale* müssen auch in einer arglosen Seele die Überzeugung reifen lassen, dass und wie sehr unsere Demokratie eine Fiktion ist. Als eleganter Fechter geht er den theoretischen Friedensfreunden,

den Napoleonsverächtern, den Akademikern, allen Leuten, deren Ideen sich in einem Mausloch verfangen haben, zu Leibe. Man kommt von diesen Streit- und Zeitfragen nicht mehr weg, wenn man sich einmal in das Buch verbissen hat. Hätten wir nur drei solcher Journalisten in der deutschen Schweiz, wir dürften ruhig ein paar Millionen an unsern Schulen sparen. — Die Gedichte sind in der Hauptsache flott gereimte Geistreicheleien à la Banville; es gibt vielleicht Leute, die mehr Vergnügen daran haben als ich. A. B.

*

JOHANNA SIEBEL. *Mutter und Kind*, Gedichte und Parabeln. Huber und Co. in Frauenfeld.

Ganz leise, wie ein Licht bei Nacht,
Ist nun dein Herz in mir erwacht
Und weiht dir mehr noch meinen Sinn
Zur Dienerin.

Ich flehe, dass mich keine Not
Und auch kein Sturm zu hart bedroht,
Und lege Leib und Seele gut
Zu deiner Hut.

So baue du dein Häuschen weit
In wunderbarer Regsamkeit
Und mache meinen Mutterschoß
So heilig groß.

Fast hundert Gedichte und acht Parabeln hat Johanna Siebel in einem feinen Bändchen vereinigt.

Was an schöner, reifer Menschlichkeit und tiefem Muttersinn im Herzen dieser gütigen, tapferen und sympathischen Frau lebt, tritt in diesem Bande zutage, der, um mit einem Worte Adolf Freys zu reden, voll Wohlklang, Seele und Sonne ist.

Mir scheint, als habe der Dichterin bislang das große Erlebnis gefehlt, ohne das keine Lyrik werden kann. In ihrer glücklichen Ehe, in der Erwartung und Erfüllung wurde ihr nun *das* Erlebnis geschenkt, das in der Läuterung eines heiteren Temperamentes ihr die reine Ader öffnete, aus der diese Liedchen und Lieder, diese Stimmungsgedichte, diese Kinder- und Mutterträume geflossen sind, Gedichte beredter Einfachheit, zarter Erwartung, starken Mutterwillens, sonnigster Erfüllung, übermütigen Mutterglücks. Johanna Siebel schreibt mit einem leichten Griffel, wirkt aber trotzdem eindrucksvoll, besonders, wenn sie zu singen beginnt, wenn der Gehalt die Form durchstrahlt und durchbricht, ungefähr so, wie wenn abends in einem festlichen Häuslein jedes Fenster glänzt. Der Vorzug dieser Gedichte ist die Leichtigkeit des Vortrages, ist das Spiel der Seele, ist Tanz und Humor, Wärme und Liebe des Gehaltes. Es bedeutet dieses geschmackvolle Büchlein, nicht zuletzt wegen seines einheitlichen Tones, einen großen Fortschrit, Wurf und Gewinn, nach der Seite der Form und des Inhaltes.

Kritisch wäre zu bemerken, dass nicht alle Gedichte auf derselben Höhe stehen (wie könnte es auch anders sein!), dass Wiederholungen vorkommen, nicht neuartige Motive auftauchen, dass manche Verse zu leicht, manche Reime zu billig sind. Es wäre festzustellen, dass hier und da Anschauung und Gedanke in Konkurrenz treten, oder dass der Anschauung und dem Gesange durch einen angehängten Gedanken Abbruch getan wird. Aber dies alles wiegt leicht, wenn man das Ganze im Auge behält.

Sieh, Kind, nun wacht in hellem Hauf
Wo blau die Nacht sich breitet,
Der Glanz der güldnen Sternlein auf,
Vom Monde sanft geleitet.

Nun regt es sich auf Füßchen klein
Und hebt sich auf die Zehen:
Das sind die jüngsten Sternelein,
Die lernen just das Gehen.

Ja, Kindchen, wer das einmal kann,
Der kann es dann für immer.
Komm, Kind, wir ziehn die Schühchen an
Und gehen durch das Zimmer . . .

Eltern, die grade so reich und liebevoll sind wie diese Dichterin; Mütter, denen mit jedem Kind das eigene Kinderherz neu erwächst, werden dieses Büchlein mit Genuss lesen. CARL FRIEDRICH WIEGAND

*

MARGARETE SUSMAN, *Vom Sinn der Liebe.* Eugen Diederichs, Jena.

„Liebe ist das unaufhörlich brennende Gefühl des Einsseins, das unaufhörlich zerschnitten und bedrängt wird von dem grausamen Gefühl des Andersseins alles Lebens außerhalb meiner — und ihre ewige Forderung ist, das Anderssein dem Einssein zu versöhnen."

Diese Worte, die in dem eigenartigen und schweren Buche von Margarete Susman stehen, geben die Richtung an, in der das ganze Problem durchdacht wird.

Der große Eros Platos, jener machtvolle geistige Zeugungstrieb, der uns dem Göttlichen selbst näher zu bringen strebt, wird in seinen vielfältigen Erscheinungsformen erhellt und ihr Wesentliches wird in einer satten Sprache und in reichen Symbolen zu verbildlichen versucht. Immer wieder wird auf die Grundanschauung zurückgewiesen und von ihr aus werden den Einzelerscheinungen jener großen kosmischen Kraft neue Bedeutungen, ein neuer Sinn abgewonnen, und die verschiedenartigen Blüten dieses einen machtvollen Stammes leuchten in neuen, dunkleren Farben auf.

Vor allem eines zeichnet dieses Buch aus: die Feinheit, mit der die Probleme dieser ewigen, drängenden, qual- und lustvollen Macht gegeneinander gestellt werden, und dann die wohltuende, ich möchte fast sagen: gedankliche Keuschheit mit der sie behandelt und gelöst werden; besonders dort, wo die Fragen der Beziehungen der Geschlechter untereinander beleuchtet werden, macht sich diese Wesenheit geltend. — Wenn auch gerade hier die Probleme keine neue Gegenstellung und Lösung erhalten, wenn auch hier auf den schon so oft formulierten Gedanken zurückgegangen wird, dass die Phantasie der eigentliche Motor dieser Liebe darstellt, so erhalten doch die verbrauchten und nur zu geläufig gewordenen Anschauungen neue Leuchtkraft durch die schöne Art ihrer Formulierung, etwa wie: „Alle Liebe ist Schaffen am Symbol des Geliebten."

Darin liegt, neben dem schon Erwähnten, ein großer Vorzug dieses begrifflich unscharfen Werkes; es ist ein schweres, symbolbuntes Lied, das in keuschverhaltenen Worten von jener uralten Kraft singt, die den Mensch dem Menschen, die Welt dem Einzelnen, den Einzelnen allen und alle dem Gotte zu binden vermag.

Rein klingt dieses Frauenbuch aus und die irrationale Philosophie, die in ihm wirkt und die, wenn auch nicht durch ihre Begriffe, so doch durch ihre Beschreibungen und dichterischen Umschreibungen verwirrtes zu entwirren und zu klären versteht, klingt in einem hoffenden, innerlich-pathetischen Mahnwort aus, das wohl beachtende Würdigung verdient: Wir, die wir allein unsere Liebe auf uns genommen haben, sollten tiefer als alle Menschen früherer Zeiten den Ruf begreifen, uns nicht zu gewöhnen, dem Leben treu zu bleiben bis ans Ende, alles Erscheinende immer neu zu durchfühlen, zu erleiden, zu begreifen, den Kräften des Lebens trauernd alles Alte, Unfruchtbare mit der zentralen Kraft des eigenen Lebens zu zersprengen. S. D. STEINBERG

TAGEBUCH

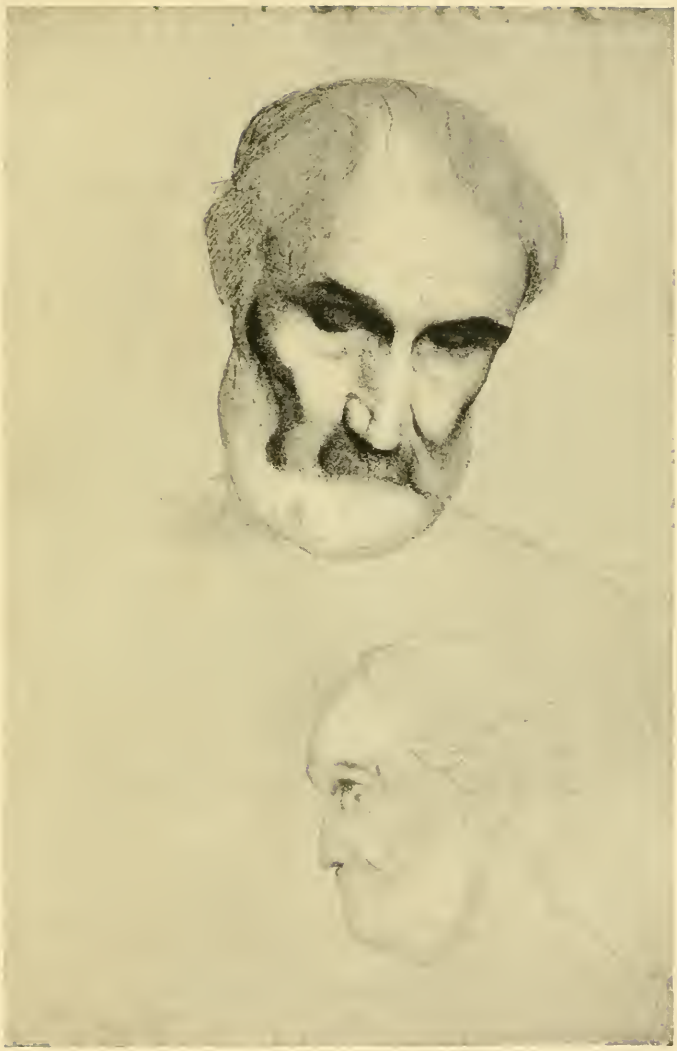
BUNDESARCHITEKTUR. Nichts war bis jetzt weniger erfolgreich bei uns als der Kampf gegen die offizielle Architektur, die große wie auch kleine Städte und selbst Dörfer in gleicher Weise verwüstet. Wenn man sieht, wie sich die Privatbahnen im Toggenburg, im Thurgau und im Bündnerland redlich mühen, anständige Bahnhöfe zu erstellen und dabei Vorbildliches leisten, so muss man die Faust ballen, wenn man schaut, was die Bundesbahnen in Örlikon zusammenschustern. Da ist weder Anklang an gute Bauart noch strenge Sachlichkeit noch persönlicher Kunstwillen; da ist nur jene einfältige Drauflosdekoriererei, deren Hohlheit jeder vernünftige Architekt seit Jahren eingesehen hat. Gute Kräfte stehen auf dem Pflaster und solche Impotenz darf arbeiten und die Schweizerische Eidgenossenschaft gibt den Segen dazu.

Etwas besser, aber immerhin noch herzlich schlecht ist das eine Telephongebäude, das der Bund mit Umgehung der guten Architekten in Zürich erstellt. Das andere, das kommen soll, hat durch ein paar teure Vergesslichkeiten beim Bodenkauf seinen Schatten vorausgeworfen und bewiesen, dass eidgenössische Behörden kaufmännisch nicht minder hereinfallen können als künstlerisch. Und nun ist bei der Konkurrenz für ein Bundesgericht (leider konnte ich die Entwürfe nicht sehen, aber soviel darf ich dem Geschmack der Architekten vertrauen, die mir darüber berichteten) eines der schlechtesten Projekte allen vorgezogen und die Gelegenheit zu einer stolzen Tat moderner Baukunst versäumt worden. Nur weil man das Preisgericht nach dem Willen jener Pompiers zusammenstellte, die im Bund über Gut und Böse entscheiden. Wie seinerzeit beim Postgebäude Murten, wo man die guten Architekten durch die Wahl der Jury schon abschreckte. Man möchte diese Herren, die mit allen schaffenden Künstlern des Landes im Widerspruch stehen, einmal vor den prächtigen neuen badischen Bahnhof in Basel führen: vielleicht ist doch noch Hoffnung, dass sie lernten, sich zu schämen.

Unter dem alten Bundesrat war jeder Kampf gegen die Bundesarchitektur aussichtslos. Aber vom erneuerten Rat und ganz besonders von seinem jüngsten Mitglied erwartet man bestimmt, es werde etwas geschehen, damit die Schweiz nicht ruhmlos dastehe mit dem, was sie allen sichtbar und für lange Jahre schafft. A. B.

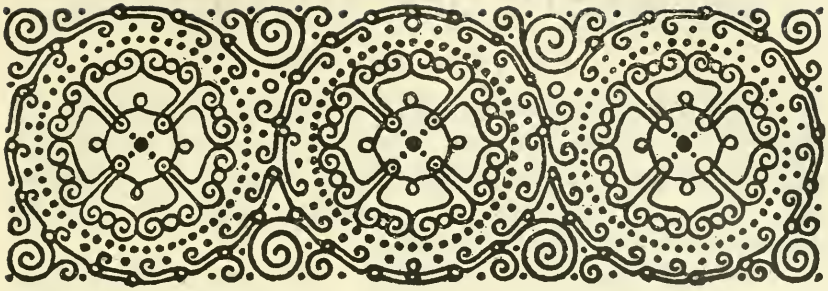
Diesem Heft liegt ein Prospekt der MODERNEN GALLERIE von *Heinrich Thannhauser* in München bei.

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750
Redaktor in Bern Dr. HANS BLÖSCH, Bümpliz.



BARTHÉLEMY MENN: ALTER BETTLER

(Vergleiche S. 52 des letzten Heftes)



RAT

So lang du nach dem Glücke jagst,
Bist du nicht reif zum Glücklichsein,
Und wäre alles Liebste dein.

So lang du um Verlorenes klagst
Und Ziele suchst und rastlos bist,
Weißt du noch nicht, was Friede ist.

Erst wenn du jedem Wunsch entsagst,
Nicht Ziel mehr noch Begehren kennst,
Das Glück nicht mehr mit Namen nennst,

Dann reicht dir des Geschehens Flut
Nicht mehr ans Herz, und deine Seele ruht.

HERMANN HESSE

□□□

DIE KASTE DER ADVOKATEN

EIN WORT PRO DOMO

Nachdem ich am letzten 15. Sept. in *Wissen und Leben* (Bd. XII, Seite 721—731) Herrn Caspar Scheidts[1]) *Kritik der Rechtspflege* einer Überkritik in uneigennütziger Weise unterzogen habe, werden die Leser der Zeitschrift mir verzeihen, wenn ich heute die Interessen meines Standes verteidige.

An nicht weniger als 13 Stellen — ich habe sorgfältig nachgezählt — erlaubt sich Herr Scheidt offen und halb offen Ausfälle gegen den ganzen Stand der Rechtsanwälte, dem anzugehören ich die Ehre habe. Ich darf mich nicht wundern, wenn Herr Scheidt durch meine Ausführungen nicht überzeugt wird, denn seiner Ansicht nach muss ich ja meine Interessen auch gegen meine innere Überzeugung vertreten. An vier Stellen erhebt er nämlich mehr oder weniger verblümt diesen Vorwurf gegen uns Anwälte. Jedoch ich hoffe, dass unter Ihnen, meine verehrten Leser, noch einige sind, die etwas besser von uns denken, so dass meine Ausführungen wenigstens von Ihnen einer ernsten Prüfung unterzogen werden.

I.

„Was das Rechtspflegegesetz an wirklicher Freiheit gebracht hatte, war die Freigebung der Advokatur. Aber gerade damit ist man seither wieder abgefahren," ruft Herr Scheidt mit dem Brustton der Überzeugung aus und behauptet im Anschluss daran, man habe „eine förmliche Kaste" „aufgerichtet", eine „besondere Klasse von Advokaten" geschaffen, den „Beruf zur Kaste abgeschlossen".

Stimmt das?

Sehen wir uns zuerst einmal den Zustand zu der so hoch gerühmten Zeit der Freigebung der Advokatur an.

Damals waren natürlich — wie heute noch — unter den Anwälten eine nicht unerhebliche Zahl tüchtiger Männer vorhanden. Ein großer Teil der juristisch gebildeten Anwälte hatte sich, um keine nach Bildung und Charakter ungeeignete Elemente aufkom-

[1]) Caspar Scheidt: *Vereinfachung der Staatsverwaltung und Erleichterung der Staatslasten.* Band XII, S. 321, 391, 462, 531, 613.

men zu lassen, zum Zürcherischen Advokatenverein zusammengeschlossen, der jeden Neuling auf seine Studien und auf Herz und Nieren prüfte.

Die Prüfung war so streng, dass manche Neulinge — die einen, weil sie aus Stolz den Kollegen kein Prüfungsrecht zugestehen mochten, die andern aus Angst, nicht vor den gestrengen Kollegen zu bestehen — sich gar nicht zur Aufnahme in den Verein meldeten, so dass neben dem wirklich fast kastenmäßig abgeschlossenen Verein eine immer größer werdende Zahl ebenfalls tüchtiger Berufsgenossen heranwuchs, die dem Verein — der Kaste — nicht angehörten.

Hätte sich der Berufsstand der Anwälte nur aus diesen zwei Gruppen zusammengesetzt, so wäre kein Grund zur Klage gewesen.

Da aber bei der völlig freien Advokatur zur Ausübung des Berufs kein anderes Erfordernis nötig war, als der Besitz des schweizerischen Aktivbürgerrechts, so drängte sich zur berufsmäßigen Vertretung vor Gericht und zur Beratung in Rechtsangelegenheiten auch eine dritte Gattung von Menschen zu, die sich teils als Advokaten, teils als Rechtsagenten bezeichneten und den ganzen Stand der Anwälte und der ehrlichen Rechtsagenten zu schänden geeignet waren. Charakter besaßen sie gar keinen, Bildung ebensowenig, und ihre juristischen Kenntnisse hatten sie, so weit sie solche besaßen, wohl durch ihren Verkehr mit den Untersuchungsbehörden und dem Strafrichter in eigener Sache erworben. Als Musterbeispiel nenne ich den Mann, der einen ehemaligen Oberrichter, als er ihn als „ein dutzendmal vorbestraftes Individuum“ bezeichnete, wegen Verleumdung einklagte und den Gegenbeweis anerbot, dass er nur elfmal vorbestraft war.

Dass diese dritte Sorte von Vertretern des Rechts ihre Kunden schamlos ausbeutete, braucht nicht noch besonders hervorgehoben zu werden; dass sie namentlich als Anstifter und Gehilfen ihrer Kundschaft tätig war, ebensowenig.

Um diese Eiterbeule am Volkswohl ausschneiden zu können wurde die Freiheit der Advokatur eingeschränkt.

Heute ist — seit bald fünfzehn Jahren — zum Berufe zugelassen nur, wer sich vor der aus Oberrichtern und Professoren gebildeten Prüfungskommission über genügende Rechtskenntnisse

zur Ausübung des Berufes ausweist und auch nach Ansicht der Disziplinarbehörde einen genügenden Leumund besitzt.

Dass die schwersten Krebsschäden des Zustandes der freien Advokatur dadurch beseitigt sind, soll zugegeben werden — und trotzdem ist der neue Zustand auch nach Ansicht der Kastengenossen noch heute keineswegs einwandfrei.

Aber nicht, wie Herr Scheidt meint, deshalb, weil eine Kaste geschaffen wurde, sondern umgekehrt, weil der Zutritt zur neu geschaffenen, erweiterten „Kaste" immer noch allzu frei ist.

Es kam vor, dass zwei nicht mehr ganz junge Staatsbeamte, die wegen Unbrauchbarkeit in ihrem Amte abgehen mussten, sich zum Anwaltsexamen meldeten. Ihre juristischen Kenntnisse waren auch im Examen selbst mehr als mäßige. Die unzureichende moralische Qualifikation des einen davon war aus seiner früheren Amtstätigkeit bekannt. Der andere zeigte sie dadurch, dass er zum Probeprozess das erstemal morgens 8 Uhr in völlig betrunkenem Zustand erschien, das zweitemal in einem so schweren Katzenjammer, dass er vor der Replik sich wegen Brechreizes aus der Sitzung entfernen musste. Trotzdem erhielten beide — keineswegs zur Freude des gesamten Anwaltsstandes — das Anwaltspatent. Beide blieben allerdings nicht lange in der Kaste. Dem einen wurde das Patent wieder entzogen, der andere starb an den Folgen seiner Trunksucht. Bei richtiger Würdigung ihrer Pflichten hätte die Prüfungs- und die Aufsichtsbehörde, die aus Gutmütigkeit schwach waren, diesen Skandal vermeiden können.

Es kam vor, dass ein älterer Anwalt in einem Prozesse ein neues Aktenstück an Stelle eines beseitigten alten unterschob, und in einem Gerichtsprotokoll eine Zahl (3000) durch Vorsetzung einer „1" in eine andere Zahl (13 000) umfälschte. Das Bezirksgericht IV. Abteilung, das diese Aktenfälschung erkannte, erstattete Anzeige beim Obergericht. Das Obergericht aber schritt nicht gegen den Fehlbaren ein, weil es — übrigens glaube ich mit Recht — annahm, er habe nur aus Dummheit, nicht aus böser Absicht so gehandelt.

Bei richtiger Würdigung hätte auch diese vom Obergericht festgestellte gemeingefährliche Dummheit die Aufsichtsbehörde veranlassen sollen, das unschuldige Publikum vor einem derartigen

Rechtsbeistand zu bewahren. Im Anwaltsverein — in der Kaste — hatte er nie Aufnahme gefunden.

Selbst dann, wenn strafbare Delikte einwandfrei nachgewiesen sind, schreitet die Aufsichtsbehörde nicht immer mit der erforderlichen Strenge ein. Ich könnte einen Fall benennen, in dem ein Anwalt, der 7000 Franken unterschlagen hatte, nicht aus dem Stande ausgestoßen, sondern aufgefordert wurde, auf sein Patent zu verzichten. Als er zwei Jahre später sich wieder meldete, war es nahe daran, dass die Aufsichtsbehörde ihn wieder zuließ. Seine Neumeldung hätte Erfolg gehabt, wenn nicht zufällig eine neuere geringfügigere Unterschlagung des Anwärters der Behörde noch rechtzeitig zu Ohren gekommen wäre.

Auch dieser Mann war von der Kaste, dem Verein der Anwälte, stets ausgeschlossen gewesen.

Doch das Publikum selbst wünscht nicht durchweg einwandfreie Advokaten.

Ein Anwalt, der wegen eines schwerwiegenden Disziplinarfehlers — z. B. Verwendung unanständiger Mittel bei Vertretung eines Klienten — von der Aufsichtsbehörde gemaßregelt wurde, hat alle Aussicht, seine Praxis zu vermehren, da er bei einem zahlreichen Teil des Publikums den Ruf erwirkt, ein ausgezeichneter Anwalt zu sein, der die Interessen seiner Klienten bis aufs Äußerste verficht.

So lange die Gutmütigkeit und Langmut der Aufsichtsbehörden den Anwälten gestattet, nicht einwandfreie Mittel zu verwenden bei Beratung und Vertretung der Klienten, und so lange es eine Kundschaft gibt, die die Anwendung solcher Mittel wünscht, so lange werden auch räudige Schafe eben Zutritt zum Anwaltsstand finden, oder in ihm bleiben, die der „Kaste“ zur Unehre gereichen. Niemand bedauert das mehr als wir Anwälte.

So lange aber weder das Publikum noch die Aufsichtsbehörden uns in unseren Bestrebungen zur Säuberung des Standes wirksam unterstützen, können auch unsere darauf zielenden Bemühungen keinen vollen Erfolg haben.

Wenn Herr Scheidt also eine geringe Meinung über einzelne Personen äußern würde, so sähe ich mich nicht zur Abwehr veranlasst, denn unter allen Berufsständen — also auch unter den Advokaten — gibt es Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte.

Dagegen aber, dass die Sünden einzelner verallgemeinert und dem ganzen Stande als solchem in die Schuhe geschoben werden, dagegen darf ich mich wohl im Interesse des Standes zur Wehr setzen. Dass solche Verallgemeinerungen beim Publikum leicht auf guten Boden fallen — weil der oder jener, sei es unter den Auswüchsen der freien Advokatur, sei es in jüngerer Zeit unter den Folgen der übermäßigen Gutmütigkeit der Aufsichtsbehörden zu leiden hatte — macht sie noch gefährlicher, als sie es sonst schon wären.

Wenn Herr Scheidt nicht blind wäre vor Advokatenhass, so hätte er nicht Öffnung, sondern Schließung der Kaste zu einem Verband mit Selbstkontrolle fordern müssen — ähnlich wie er es bei den Notaren vorschlägt.

Wenn wir verantwortlich wären für die untauglichen und unsaubern Elemente unter uns, wenn wir auch nur die Macht hätten, sie auszuscheiden, dann wäre bald Abhilfe geschaffen.

Eine Advokatenkammer mit Disziplinarbefugnissen bis zum Ausschließungsrecht — eine geschlossene Kaste der Advokaten — wäre nicht so sentimental wie die jetzigen Prüfungs- und Aufsichtsbehörden. Sie würde im eigenen wohlverstandenen Interresse ihren Stand, ihre Kaste mit eisernem Besen säubern.

II.

Herr Scheidt spricht von der Gefahr, dass die Advokaten durch ihre „Unbefangenheit" und „Mundfertigkeit" die Räte beherrschen. Darin liegt zugleich ein Lob und ein Tadel.

Verdienen wir — in unserer Gesamtheit — beides?

Unbefangenheit ist eine Tugend — gemeint hat Herr Scheidt aber wohl deren Übermaß — die Unverfrorenheit. Dass wir Anwälte im steten Verkehr mit unsern Gegnern, — wenn wir den Beruf erfolgreich ausüben wollen — ein gewisses Maß von Keckheit besitzen und erwerben müssen, dass wir nicht als Veilchen im Verborgnen blühen, unser Licht nicht unter den Scheffel stellen dürfen, soll zugegeben werden. Dass also ein gewisses Übermaß an Selbstsicherheit eine Berufskrankheit werden kann, mag sein.

Darin liegt aber auch ein Vorzug, der eben das Volk veranlasst — zum Ärger Herrn Scheidts — gerne gerade Advokaten zu seinen Vertretern im Rate zu berufen, weil sie die Tugend des

sichern Auftretens haben. In diesem Punkte verdienen wir also Lob und Tadel.

Auch der Vorwurf der „Mundfertigkeit" mag vielfach zutreffen. Leider aber ist die gute Seite der Mundfertigkeit — das Rednertalent — keineswegs so weit verbreitet, dass wir als Stand dieses Lob ohne Erröten in Empfang nehmen könnten. Ihre schlechte Seite dabei — die Suada ohne Gehalt — genügt wahrlich nicht, um uns zu unserem Beruf und zum Parlamentarier tauglich zu machen.

Wer nur „unbefangen" und „mundfertig" ist, wird in der Konkurrenz elendiglich untergehen. Mit diesen beiden Eigenschaften allein kann man nicht einmal einen noch so schlecht zusammengesetzten Rat — und unserem Kantonsrat trauen wir doch etwas besseres zu — beherrschen, geschweige denn einem Gericht ein X für ein U vormachen. Höchstens vor Schwurgericht — wenn zufällig lauter gänzlich unerfahrene Geschworene ausgelost werden — lässt sich mit kecker Rede allein gelegentlich ein Erfolg erzielen.

Unter dem Publikum herrscht allerdings oft die irrtümliche Meinung, das Verteidigen sei die einzige oder doch wenigstens die hauptsächliche Tätigkeit des Anwalts. Ein schwerer Irrtum! Gerade die beschäftigten Advokaten kommen verhältnismäßig selten dazu. Die Zivilprozesse spielen im Anwaltsberuf eine weitaus größere Rolle. Schon bei den Strafprozessen ist nicht die Rede vor Gericht der wesentliche Teil der Anwaltsarbeit, sondern das gewissenhafte Aktenstudium, das rasche und richtige Erfassen der psychologischen Momente. Die Kenntnis der Psychologie des Angeklagten sowohl als der Geschworenen, bringt den Erfolg. Gelegentlich — wenn auch verhältnismäßig weniger häufig, als der Fernstehende glaubt, ist es die gründliche Kenntnis der Gesetze, die den Ausschlag gibt.

Noch mehr aber im Zivilprozess, der meist einen weitaus größeren Teil der Anwaltspraxis auszumachen pflegt, spielt die stille Arbeit des Aktenstudiums, der Instruktionsaufnahme, und hier auch in höherem Maße das Rechtsstudium die Hauptrolle, und tritt die „Unbefangenheit" im Auftreten und die „Mundfertigkeit" gänzlich in den Hintergrund.

Ich behaupte, ohne diese vorbereitende Tätigkeit der Anwälte wäre eine geordnete Rechtspflege überhaupt nicht möglich. Die Herren Richter, (die von Herrn Scheidt verächtlich „Advokatenrichter" benannt werden) die die stille advokatische Vorbereitungstätigkeit zu schätzen wissen, sind sicher nicht die schlechtesten und nicht die dümmsten. Sie wissen, dass es in verwickelten Fällen dem Richter geradezu unmöglich, in einfacheren wenigstens beschwerlich ist, den unvorbereiteten Prozeßstoff zu verarbeiten.

Gäbe es keine Advokaten, so müsste auch die vorbereitende Arbeit von den Richtern selbst getan werden, und das wäre wohl nur dann denkbar, wenn die Zahl der Richterstellen mindestens um die halbe Zahl der vorhandenen Advokaten — also im Bezirk Zürich allein ungefähr um 60 — vermehrt würde.

Ob aber der beamtete Richter-Advokat geeigneter wäre für diese Tätigkeit als der freie Berufs-Advokat, das ist sehr zu bezweifeln. Herr Scheidt zieht doch anderorts auch die freie Berufstätigkeit der „Bureaukratie" vor. Jedenfalls würde das rechtsuchende Publikum, wenn es unterlegen ist, nur noch auf Gericht und Rechtspflege, auf den Staat und seine Beamten schimpfen können, während es jetzt einen Teil seines Missvergnügens mit Herrn Scheidt auf die Anwälte abladen kann.

Es mag sein, dass durch eine derartige Neuerung das recht suchende Publikum eine gewisse Verbilligung der gesamten Prozesskosten des Einzelfalls erzielen könnte, aber wohl kaum ohne Abwälzung eines Teiles der Last auf die übrigen Steuerzahler, also durch eine Vermehrung der Staatslasten, ein Gedanke, der ganz besonders Herrn Scheidt unsympathisch sein müsste.

III.

Dass neben der gerichtlichen Tätigkeit die Anwälte noch ein sehr großes Arbeitsgebiet haben in der Beratung bei nicht streitigen oder noch nicht streitigen Rechtssachen, ist allerdings einem großen Teil des Publikums und ganz sicher Herrn Scheidt völlig unbekannt.

Ich denke an die Rechtsgutachten, an die Aufsetzung und Prüfung von Verträgen und Testamenten, die Ausarbeitung von Satzungen für Vereine, Genossenschaften, Aktiengesellschaften, an die Prüfung von Briefen in geschäftlichen Angelegenheiten oder

bei schwierigen Familienverhältnissen, die Rechtskonsulententätigkeit in Industrie und Handel usw.

Ich möchte diese Tätigkeit an Umfang der Anwaltstätigkeit vor Gericht gleich, an Wert weit höher einschätzen.

Wie der Arzt leichter eine Erkrankung durch zweckentsprechende Maßnahmen verhindern als eine ausgebrochene Krankheit heilen kann, ebenso ist es dem Anwalt leichter möglich, einem Streit durch gute Verträge oder durch zweckentsprechenden Rat vorzubeugen als den ausgebrochenen Streit zu schlichten oder durch Prozess für den Klienten zu einem günstigen Ende zu führen.

Wird rechtzeitig konsultiert, so gelingt es dem Anwalt meistens, den Schaden für alle Interessenten abzuwenden.

In dieser prophylaktischen Tätigkeit des Anwalts liegt ihr hauptsächlichster praktischer Wert.

Aber auch in der Tätigkeit vor Gericht haben wir Gelegenheit, wirkliche und ideale Werte zu schaffen, dann nämlich, wenn wir die neuen Gedanken der Rechtsentwicklung zuerst als Forderung hinstellen und auch durchsetzen, indem entweder der Richter sich unsere Gedankengänge zu eigen macht, oder der Gesetzgeber sich ihnen anschließt. Dann sind wir die *Geburtshelfer neuen Rechts.*

Mit Rücksicht auf diese Tätigkeit sagt Benedikt[1]) vom Anwalte: „Dass er das werdende künftige, menschlichere Recht auch gegen das gegenwärtige und deshalb fast immer veraltete, harte Recht vertreten kann, erhebt seinen Beruf in dessen höchsten Augenblicken über den des Richters."

Mit Rücksicht auf sie muss der Vorwurf, die Advokaten seien „die unproduktivste und am Volk am meisten zehrende Klasse" geradezu mit Entrüstung zurückgewiesen werden.

Den Beweis für seine kühne Behauptung bleibt Herr Scheidt natürlich schuldig.

Warum sollen wir unproduktiver sein, als andere Berufsstände?!

Gewiss bauen wir kein Getreide und züchten wir kein Vieh.

---

[1]) Dr. Edmund Benedikt: *Die Advokatur unserer Zeit.* Demjenigen Leser, der sich über die Lebensfragen des Anwaltsstandes näher unterrichten will, sei das seit 1903 schon in vier Auflagen erschienene Büchlein bestens empfohlen.

Aber das tut wohl auch Herr Scheidt nicht. Nach Form und Inhalt seines Artikels zu schließen dürfte auch er den akademischen Ständen angehören. Die akademischen Stände aber, wenigstens die drei ersten Fakultäten und auch der überwiegende Teil der vierten Fakultät (einzig die Chemiker vielleicht ausgenommen) sind nicht Produzenten im engeren Sinne des Wortes.

Deswegen ist ihre Tätigkeit aber doch im gleichen Sinne produktiv zu nennen, wie auch Herr Scheidt „die Armen- und Schulausgaben, die Ausgaben für Straßen und Anstalten usw." unter die produktiven Staatsausgaben rechnet.

So gut wie der Arzt, der die Krankheiten des Körpers verhütet und heilt, so weit seiner Kunst das möglich ist, so gut dürfen auch wir Anwälte beanspruchen, als nützliche Glieder der Menschheit eingeschätzt zu werden. Dürfen wir Anwälte doch uns als *Ärzte der sozialen Krankheiten* fühlen. So wenig wie der Arzt alle Krankheiten heilen oder verhüten kann, so wenig gelingt uns das für alle soziale Schäden.

Wenn wir aber einen Kaufmann durch guten Rat vor dem finanziellen Zusammenbruch retten, wenn wir dabei mithelfen, den Mann einer verlassenen Frau, den Vater vernachlässigter Kinder zur Erfüllung seiner Pflicht zu zwingen, so leisten wir eben so nützliche Arbeit wie der Arzt, der die Kranken heilt, wie der Pfarrer, der die Trübseligen aufrichtet, wie der Lehrer, der die Jugend fördert.

Wir brauchen also den Schimpf „unproduktivster" Arbeit im Superlativ nicht auf uns sitzen zu lassen.

Wie aber will Herr Scheidt den Vorwurf begründen, dass wir „am Volkswohl zehren"? Ich weiß wahrhaftig nicht, wodurch wir ihn verdienen sollen.

Wir haben ja — im Gegensatz zu andern Staaten — keinen Anwaltszwang. Zu uns kommt also nur, wer unsern Rat wirklich braucht. Warum sollten wir ihn dem Heischenden vorenthalten? Warum sollten wir nicht des Lohnes Wert sein, wie jeder andere Arbeiter?

Ich glaube fast — Herr Scheidt — aus Ihnen spricht der Neid! Sie glauben noch an das Märchen von den hohen Advokatenrechnungen und von den riesigen Einnahmen eines Rechtsanwalts.

Ein Arzt, der mich in leidiger Sache konsultierte, und den ich durch geduldige Unterhandlungen vor dem vollen Ruin bewahren konnte, sagte mir einst, er begreife jetzt, warum die Anwälte höhere Ansätze für die einzelnen Konsultationen haben müssen als die Ärzte. Er könne in seiner Sprechstunde zehnmal mehr Konsultationen erteilen und habe dann bei durchschnittlich zwei Franken ungefähr zwanzig Franken verdient, die Konsultationen bei mir hätten aber, obwohl er sich bemüht habe, sich bei der Instruktion so kurz wie möglich zu fassen, meist eine Stunde oder mehr Zeit beansprucht.

Er hatte damit den Nagel auf den Kopf getroffen.

Wenn wir nur nach unserer Taxordnung berechnen, und wenn wir berücksichtigen, dass der Anwalt ein Bureau an guter Lage mieten, dass er Hilfspersonal besolden, Literatur anschaffen muss, Schreibmaterial, Schreibmaschine usw. usw. braucht, so können wir sogar als voll und mehr als voll beschäftigte Advokaten lange nicht so viel verdienen wie einer der großen Ärzte, wie ein Kaufmann in leitender Stelle.

Aus Oberrichterkreisen hörte ich kürzlich das Einkommen eines beschäftigten Anwalts etwa dreimal so hoch einschätzen als dasjenige eines Oberrichters. Ich glaube aber nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, ein derartig hohes Einkommen kommt in Zürcher Anwaltskreisen überhaupt nicht vor. Sollte es doch der Fall sein, so verdient der betreffende Anwalt sein Einkommen sicher nicht allein mit Anwaltstätigkeit, sondern etwa als Verwaltungsrat einer Großbank, eines Versicherungsunternehmens, oder durch andere kaufmännische Betätigung.

Die eigentliche Anwaltstätigkeit — forensische und konsultative Praxis — ist bei dem niederen Anwaltstarif, den wir im Kanton Zürich noch haben, sehr wenig lukrativ. Alle übrigen größeren Schweizerstädte haben für den Anwalt weit günstigere Ansätze, ganz zu schweigen von Plätzen wie Berlin oder gar Paris und London.

Unter diesen Umständen ist es ein Unrecht, dem Anwaltstand, der einen der aufregendsten und aufreibendsten Berufe ausübt — wohl nur der chirurgische kann, was Nervenbeanspruchung anbetrifft damit verglichen werden — vorzuwerfen, er zehre am Volkswohl.

IV.

Auch „zu wirklich fruchtbarer Arbeit für das Volk“ soll der Anwaltsstand „am wenigsten geeignet“ sein.

Schon wenn man die Anwaltstätigkeit im engern Sinne betrachtet, so ist sie — als die ärztliche Tätigkeit bei Krankheiten des sozialen Organismus, richtig ausgeübt natürlich — eine im Interesse des Volkswohls äußerst segensreiche.

Das Verhüten von Streit — das Durchfechten des ausgesprochenen Streites bis zum Wiedereintritt des Friedens — ist schon wirklich fruchtbare Arbeit für das Volk.

Niemand aber — als der Anwaltsstand — hat so tiefen Einblick hinter die Kulissen des sozialen Lebens. Uns beichtet der Klient reichlicher und aufrichtiger als dem Pfarrer.

Wir sehen die nackte Psyche des Kranken wie der Psychiater, und des Gesunden mehr noch als er. Wir sind gezwungen, zu raten und zu taten mit dem Techniker bei seinen Erfindungen, mit dem Kaufmann und dem Industriellen bei seinen wichtigsten Entschließungen.

Nichts, aber auch gar nichts Menschliches bleibt uns fremd.

Darum eignet sich auch kein Beruf so vorzüglich als Vorschule für das große Theater der Politik und der sozialen Kämpfe wie der unsere.

Darum gehen so zahlreiche hervorragende Staatsmänner — man denke an den derzeitigen Präsidenten der französischen Republik, an den derzeitigen englischen Ministerpräsidenten — aus dem Anwaltsstande hervor.

Nicht wegen ihrer „Unbefangenheit“ und „Mundfertigkeit“, sondern wegen der vorzüglichen Schulung, die ihnen der Anwaltsberuf gegeben hat, sind unsere sämtlichen sieben Bundesväter ohne Ausnahme aus dem Anwaltsstande hervorgegangen.

Unsere Bundesversammlung scheint also die Ansicht Herrn Scheidts, dass niemand so wenig wie die Advokaten zu wirklich fruchtbarer Arbeit für das Volk tauge, nicht geteilt zu haben; sonst hätte sie wohl kaum nur solche an die hervorragendste Stelle unseres Staatswesens gestellt.

Unser Zürcher Volk scheint in seiner Mehrheit sie nicht zu teilen. Ich brauche nur an die jüngste Nationalratswahl zu erinnern.

Natürlich: ein geborener Hohlkopf bleibt ein solcher, auch wenn er den Anwaltsberuf ergreift und betreibt, und wird im politischen Leben zum leeren Schwätzer.

Ein solcher wird aber auch in seinem Berufe keinen dauernden Erfolg haben, und als Ratsmitglied nicht die Räte beherrschen, sondern nur mehr schwatzen als die andern.

Ein solcher wird auch nicht fruchtbare Arbeit fürs Volk leisten. Er versagt aber nicht deshalb — weil er — sondern trotzdem er ein Anwalt ist.

Ist der Mann aus dem Holze, aus dem man Staatsmänner schnitzt, dann wird ihm die Zugehörigkeit zur Kaste der Advokaten nur nützen können, denn nirgends kann er so gut lernen, wie das Volk denkt, was es braucht, wo es der Schuh drückt. Nirgends auch übt er die Eigenschaften, die der Staatsmann braucht — rasches Erfassen — Schweigen am richtigen Ort — Reden das richtige Wort — wie in der Schule der Anwaltspraxis.

KÜSNACHT

Dr. FRITZ FICK
Rechtsanwalt

□□□

INDISCHE SPRÜCHE

Ist die falsche Meinung von der eigenen Person geschwunden und der höchste Geist erkannt worden, so ist, wohin sich der Geist auch wendet, die Andacht da.

*

Wer uns liebt, bleibt uns lieb, selbst wenn er uns Unliebes erweist —: wer entzieht dem Feuer seine Achtung, wenn es ihm das Beste im Hause verbrannt hat?

*

Gute Menschen gleichen heiligen Badeplätzen, da der Anblick, die Berührung, die Erwähnung und das Gedenken jener wie dieser alles Unreine entfernt.

*

Haben Menschen einen festen Entschluss gefasst, dann werden Götter ihre Bundesgenossen.

*

Für die Familie opfere man einen, für ein Dorf opfere man die Familie, für das Reich ein Dorf, für das eigene Selbst die ganze Erde.

Aus dem Insel-Almanach 1914. Übertragen von OTTO BÖHTLINGK

□□□

BARTHÉLEMY MENN UND DIE SCHWEIZERISCHE KUNST

II.

Erst seit wenigen Jahren kann man wieder mit Berechtigung von einer schweizerischen Kunst sprechen. In den Tagen der Renaissance hat es eine solche gegeben, die sich von der Kunst der Nachbarländer dadurch unterschied, dass in ihr das schweizerische Volkstum mit seiner kriegerischen Wehrhaftigkeit und seinem herb kräftigen Wirklichkeitssinn zu einem unverfälschten Ausdruck gelangte. Trotzdem sich die Schweizer der in Italien geschaffenen, intereuropäischen Formensprache der Renaissance bedienten, hatten sie doch genug eigene Inhalte, um diese Formen zu einer eigenen Sprache umzubilden. Seit jenen Tagen hat es bei uns wohl namhafte Künstler, aber keine nationale Kunst mehr gegeben. Was von einem Hoffmann, Liotard, Graff, Gleyre und andern geschaffen wurde, gehört in die außerschweizerische Entwicklungsgeschichte der Kunst.

Erst heute zeigt das Kunstschaffen unseres Landes wieder Merkmale, die ihm ein eigenes Gepräge verleihen. Nach langer Entfremdung ist endlich wieder der Zusammenhang mit dem Boden, dem Volkstum, dem ererbten nationalen Kulturgrund gefunden worden. Überraschend und erfreulich ist dabei die Wahrnehmung, dass dieser Zusammenhang so tiefgreifend ist, dass die Verschiedenheiten der Rasse und Tradition in den einzelnen Landesteilen zurücktreten vor den gemeinsamen wichtigen Richtlinien dieser Kunst.

Um diese Hauptlinien zu finden sind wir gezwungen, das Kunstschaffen der jungen Schweizer Schule aus einer gewissen Distanz zu betrachten, wobei Nebenerscheinungen und Detailschönheiten zugunsten des Gesamtbildes zurücktreten müssen. Auch können bei einem solchen orientierenden Überblick die Individualitäten nicht zur Geltung kommen, sondern nur die Tendenzen. Namen bedeuten hier nur Anhaltspunkte zur Verständigung und die genannten sind Vertreter für Mitstrebende und Ebenbürtige. Indem wir vom Objekt unserer Betrachtung Distanz

nehmen, schaffen wir uns die Möglichkeit, zugleich Grund und Hintergrund wahrzunehmen, von dem unser Gegenstand sich abhebt.

Wenn wir anfangen, die künstlerischen Erscheinungen des neunzehnten Jahrhunderts, die der modernen Malerei vorangegangen sind, ihrer innern Zusammengehörigkeit nach zu ordnen, so stellen sich unwillkürlich mehrere deutlich abzugrenzende Gruppen ein.

Da ist zum Beispiel die stark verzweigte Familie der *bürgerlichen Genrebilder* eines Toepffer, Girardet, Vautier, Anker, Grob und anderer mehr. Diese Kunstgattung hat ihre Zentralen außerhalb der Schweiz, besonders in Paris und Düsseldorf, und unsere Genremaler verleugnen den Zusammenhang mit jenen Kunstschulen keineswegs. Jeder von ihnen hat sich zwar einen besondern Stoffkreis ausgesucht; aber mit den lokalen und nationalen Gegenständen ist noch keineswegs ein nationaler Stil verknüpft. Von einem solchen kann bei dieser Gruppe nicht die Rede sein.

Das selbe gilt von den schweizerischen Vertretern des *Neuklassizismus*. Dieser anti-nationale Stil ist vom „Empire" den Akademien vermacht und durch diese eigentlich bis heute fortgeführt worden. Es ist nicht nötig, hier Namen zu nennen, denn in jeder Kunstsammlung begegnen wir wenigstens einem unter diesen neunundneunzig Gerechten.

Einen Gegensatz zum Klassizismus, wenn auch keinen triumphierenden, bildet die kleine Gruppe von Künstlern, welche man in Genf „*notre école du paysage alpestre*" genannt hat. Zu Diday und Calame, den Herolden dieser Richtung, gesellen sich im Jura Maximilien de Meuron, in der deutschen Schweiz der originelle Vorläufer Huber, und nach ihm viele kleine Mitarbeiter auf dem zur Mode und zur Industrie gewordenen neuen Stoffgebiete. Sollten wir vielleicht in dieser Gruppe die Anfänge einer nationalen Kunst erblicken?

Das Lob, die Kunst zur Heimat zurückgeführt zu haben, ist diesen Malern öfters gespendet worden; aber es hat nicht Geltung in dem besonderen Sinn, den wir heute dem Begriff einer nationalen Kunst beilegen. Ohne ihre patriotischen Qualitäten schmälern zu wollen muss doch gesagt werden, dass es jenen Malern durch-

gehends an der künstlerischen Schulung fehlte, die nötig ist, um einen Stil zu begründen. Sie ersetzten die tiefere Einsicht durch Geschicklichkeit, Manier, Routine. Den kurzen Ruhm, den sie geerntet haben, verdanken sie ihrem Aufblick zu den Höhen, ihren neuen, oft nicht ohne Mühsal zu erreichenden Motiven. Sobald diese aufhörten, neu zu sein und zu interessieren, musste auch ihre Kunst fallen; denn sie war nicht entwicklungsfähig.

Verheißungsvoller sind jene Erscheinungen in der Landschaftsmalerei, welche auf einen Zusammenhang mit der großartigen Bewegung hinweisen, die in Frankreich, von *Fontainebleau* ausgehend, zu einer Erneuerung der Landschaftskunst geführt hat. Wenig bekannte kleine Studien von M. de Meuron, Skizzen von Léon Berthoud und P. de Salis, die Landschaften von Menn, Fröhlicher, Buchser und mancher anderer zeigen das reizvolle Schauspiel einer Neuorientierung der Kunst. Von akademischen Traditionen sich lösend, tastet der Maler zur Natur zurück, und indem er vom Kleinen zum Großen, vom Begrenzten zum Unbegrenzten vordringt, tun sich immer neue Möglichkeiten des Schauens vor ihm auf.

Dies sind ungefähr die Fäden, welche das Gewebe schweizerischen Kunstschaffens bilden, bevor eine selbständige Richtung einsetzt. Von einer Einheit der Bestrebungen kann natürlich nicht die Rede sein, ebensowenig wie von einem einheitlichen Resultat.

Im letzten Drittel des Jahrhunderts jedoch vollzog sich an zwei Punkten eine zentralisierende Bewegung. Die Anziehungskraft ging von zwei Persönlichkeiten aus, die verschiedener nicht gedacht werden können. Die eine stammte aus der nordwestlichen, die andere aus der südwestlichen Grenzstadt der Schweiz. Arnold Böcklin brachte Leben in die Kunst des nördlichen Landesteiles; Barthélemy Menn organisierte die strebenden Kräfte der Westschweiz. Böcklin wirkte durch sein Beispiel, Menn durch seine Lehre. Beide galten als Revolutionäre und hatten gegen die Freunde der Tradition schwere Kämpfe auszufechten. Böcklin setzte sich durch, dank seiner beschwingten Phantasie und robusten Schöpferkraft. Menn, der bedachtsamere, überlegte, zog sich vom Kampfplatz zurück und wirkte in der Stille in langjähriger Lehrtätigkeit.

Böcklin ist für die Kunstentwicklung ein Ereignis geworden, weil in seinen Bildern die *Farbe* wieder eine eigene Sprache redet, weil dieses wesentliche Ausdrucksmittel der Malerei bei ihm wieder die Geltung erlangte, die ihm gebührt und die es durch den Akademismus eingebüßt hatte. — Wer hat Delacroix fortgesetzt? Wer hat, wie jener Romantiker der Kunst, den Versuch gemacht, das Leben der eigenen Seele unmittelbar durch den Stimmungswert der Farben zum Ausdruck zu bringen? Keiner hat dieses Programm mit so ausschlaggebender Kraft und Einseitigkeit durchgeführt wie der Neuromantiker Böcklin. Für ihn wurde die Farbe wichtiger als die Form. Farbenphantasien riefen in ihm Gestalten wach, Fabelwesen, Elementargeister, Halbgötter, die nur in der erhöhten Wirklichkeit seiner Landschaften ein natürliches Dasein führen konnten. Um der Farben willen gleiten und zappeln beschuppte Najaden die Klippen auf und nieder und spiegeln im glatten Fischleib den Farbensprühregen der zerstäubenden Brandung. —

Die Farbe diente Arnold Böcklin in der Hauptsache seine Gefühle, seine Stimmungen und seine Erlebnisse in Bilder zu verwandeln. Die äußere Natur bot ihm nur Anregungen und den Rohstoff, aus dem er seine eigene Welt formte und belebte. Die Natur gab Meere, Inseln, blühende Frühlingswiesen; aber die Insel der Toten und die Gefilde der Seligen fand er im eigenen Gemüt. Bei Böcklin ist die Landschaft nicht ein Ausschnitt aus der Natur, sondern die Heimat einer Seele, die Trägerin einer Stimmung, also ein Ausschnitt aus der Welt des Gemüts.

In einer seiner Landschaften sehen wir zwischen den hochgetürmten Felsen einer düstern Schlucht eine Nymphe, die traumverloren ihre Finger über lange goldne Saiten gleiten lässt. Man kann sagen, dass in jeder Böcklinschen Landschaft Saiten der Seele gespannt sind, die unter unsichtbaren Händen aufrauschen in klingenden, farbigen Akkorden. Nicht immer trifft die Harfnerin den reinen Ton; manchmal gleitet sie sorglos über eine Dissonanz hinweg, oder sie lässt statt eines Mezzoforte ein Fortissimo ertönen. Aber ihr Lied klingt, man lauscht und kann es nicht wieder vergessen.

Viele junge Künstler wurden durch Böcklin angeregt, aus dem Geist der Farbe heraus zu gestalten und aus der sichtbaren Welt

eine Welt des Gemüts zu schaffen. Böcklin war ein Pfadweiser für manchen, dem die Wirklichkeitsmalerei die künstlerische Schwungkraft zu lähmen drohte. Aber er bedeutete anderseits eine Gefahr für die junge Generation. Noch 1896, bei Besprechung einer Münchner Ausstellung, klagt K. Endell über „Böckliniaden schlimmster Sorte". Böcklins Phantasiekunst konnte verführen; aber führen konnte sie nicht. Die Klugen unter seinen Verehrern haben denn auch bald eingesehen, dass man sich keine Phantasiekraft ausleihen kann, und dass es zum Fliegen nach Böcklinscher Weise eines tüchtigen Rüstzeuges bedarf; so sind denn auch die meisten nach kurzem Farbenrausch zur gründlichen technischen Vorarbeit und zur eigenen Fährte zurückgekehrt. Was aber die deutsche Kunst durch die Berührung mit Böcklin gewonnen hat, das kommt uns wohl zum Bewusstsein, wenn wir vor Werken etwa von Stuck, Erler, Modersohn und mancher anderer uns dem Farbenzauber überlassen, der von dieser Phantasie- und Märchenkunst ausgeht.

Die schweizerische Kunst verdankt Böcklin einerseits die Anregung zur Stimmungslandschaft, die bis heute, besonders in der Graphik, wirksam geblieben ist, und andernteils die Freude am Farbigen, Leuchtenden, an der Märchenpracht. Mit Böcklins Hilfe, aber aus eigenem Gemütsreichtum schöpfend, hat besonders Albert Welti am farbigen Poem weitergedichtet und ihm ein paar Meisterstücke hinzugefügt, die zum Wertvollsten gehören, was die schweizerische Malerei hervorgebracht hat. Welti hat die Kunst um ein wichtiges Moment bereichert, das Böcklin nicht kannte; das farbenfrohe Volkstum, die Heimatkunst, der Geist der Sage haben in seinen Bildern und radierten Blättern eine selige Auferstehung gefeiert. Welti, der sinnige alemannische Fabulierer, führt wie Böcklin über die Wirklichkeit hinaus ins Land der Träume.

Dieser Kunst mit ihrem stark hervortretenden Gefühls- und Phantasieeinschlag stellt die Westschweiz eine man könnte sagen „positivistische" Malerei entgegen, die mit großer Konzentration auf die optische Wirklichkeit eingestellt ist, diese in ihrer Ganzheit erfassen will, und die nur so weit über das zufällige Naturvorbild hinausgeht, wie nach menschlichem Wissen und Erfahrung die Natur selbst gehen könnte. „Une œuvre d'art est la nature

réussie," sagte Menn und umschrieb damit das Programm dieser Kunst. Realistisch darf man sie trotz dieses Ausspruches nicht nennen; denn es kommt dem Künstler nicht in erster Linie auf die Illusion der Wirklichkeit an, und das Gegenständliche spielt bei ihm eine im Grunde recht geringe Rolle. Sein Ziel ist vielmehr ein rein künstlerisches: er sucht die Zusammenhänge der Erscheinungen, das was *zwischen* den Dingen ist, zu fassen und den Beschauer an Hand des Sichtbaren in die Sphäre der unendlichen Beziehungen einzuführen. Dies erreicht er auf dem Wege einer intimen Beobachtung, einer weitgehenden Analyse und Synthese des optischen Eindrucks. Das Ich wird nur Auge, es geht auf im Schauen, es verliert sich im Objekt. Auch in dieser Kunst dominiert die Landschaft, denn sie bietet die Möglichkeit des weitesten Schauens. Hier dagegen denkt der Künstler nicht daran, die Landschaft umzugestalten zu einer Behausung und Heimat für seine Stimmungen; aber er macht aus ihr, dank seinem klaren Schauen, einen tastbaren Weg, der in die unbekannte Heimat weist. Das Ich will sich hier nicht selbst sehen und genießen, wie in der nördlichen Stimmungskunst, sondern es trachtet darnach, aufzugehen im Weltgefühl. Der germanische Dualismus der nördlichen Gruppe, mit seinen Kontrasten und seiner lebensteigernden Willkür, wandelt sich hier um in den ausgeglichenen, Mensch und Welt versöhnenden Monismus.

Ein Unterschied besteht auch für die Farbe. In der Umgebung Böcklins hat die Farbe Selbstwert, „Eigenausdruck", wie man es heute nennt. In der welschen Ecke dominiert die kühle, abstrakte Linie; die Farbe hingegen hat hier nur so viel Ausdruckswert als ihr in der Natur selbst zukommt. Eine Morgenlandschaft flimmert in silbergrauen Tönen, nicht weil die Gemütsverfassung des Künstlers die farbenmatte Enthaltsamkeit verlangt, sondern weil sie dem Morgen zukommt. Der französische Künstler wird wunschlos der großen Natur gegenüber und verlangt nicht, sie zum Spiegel seiner eigenen Seele zu machen. Natürlich wird sie dessen ungeachtet doch zum Spiegel seines Ich, und die nachhaltige Wirkung auch dieser Werke beruht auf den seelischen Emotionen, die in die Arbeit des Pinsels eingeflossen sind. Auch hier entstehen Kunstwerke nur dadurch, dass ein Geschautes zum seelischen Erlebnis wird. Aber das Verhältnis zwischen Objekt

und Subjekt ist ein anderes als in der Böcklinkunst und in der deutschen Stimmungsmalerei.

Mit dieser Trennung der schweizerischen Kunst aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in zwei Gruppen, die verschiedene Zentren haben und ihrem Wesen nach auseinanderstreben, soll bloß eine Orientierungslinie gezogen werden. Diese hat natürlicherweise mehr oder weniger den Charakter einer Abstraktion und beansprucht bloß schematische Richtigkeit. Sobald wir den Einzelerscheinungen näher treten und sie in ihrer Entwicklung verfolgen, sind wir genötigt, jede Stelle des Schemas zu modifizieren, etwa wie der Zeichner bei einer bewegten Figur anfänglich nur die Richtungsaxen angibt, um diese nachträglich mit allen organischen Modifikationen zu umkleiden.

Unser Richtungsschema ergab bis dahin für die schweizerische Kunst die folgenden Hauptlinien: zuerst zeigte sich ein Neben- und Durcheinander der verschiedensten Strömungen — Pariser und Düsseldorfer Genre, akademischer Klassizismus, heimische Alpenmalerei und Vorboten der neuen in Frankreich erweckten Landschaftskunst —, im ganzen ein eher schwerfälliges und zusammenhangloses Sichbetätigen der künstlerischen Kräfte. Dann traten zwei Revolutionäre auf, Böcklin und Menn, die Bewegung und Selbstbesinnung brachten und schlummernde Kräfte weckten. Im Laufe ihrer Tätigkeit kam Richtung in unser Kunstleben; der Selbständigkeitstrieb erwachte; die Schweiz war nicht mehr, wie am Anfang des Jahrhunderts, bloß ein Ziergärtlein ausländischer Kunstableger.

Werfen wir nun einen Blick auf die Malerei der Gegenwart, so treten die bisher geschilderten Situationen in den Hintergrund; die Trennungslinie zwischen Norden und Süden verschwindet, die Gegensätze erscheinen ausgeglichen. Statt zweier Richtungen sehen wir nur noch eine Hauptrichtung, und an Stelle der alten Führer ist eine neue führende Persönlichkeit aufgetreten: Ferdinand Hodler.

Hodler ist seiner Herkunft nach Deutschschweizer; seine künstlerische Wegleitung hingegen fand er in Genf. Schon diese äußern Lebenstatsachen können als günstige Bedingung für seine spätere vermittelnde Führerrolle angesehen werden. Hodler vereinigt in der Tat kraftvolle deutschschweizerische Eigenart mit

einem Formempfinden, das ohne Berührung mit romanischem Wesen kaum erklärbar wäre. Was Hodler an Stilgrundlagen in der Mennschule vorfand, dürfte aus dem ersten Teil dieser Arbeit genugsam hervorgegangen sein. Es erübrigt jetzt noch, zu zeigen, was er an Eigenem hinzugetan hat, wie er die vorhandenen Grundmauern ausgebaut und in die Höhe geführt hat.

Zwei Elemente sind es vor allem, die uns in Hodlers Kunst als wesentlich auffallen, nämlich der *Rhythmus* in Linie und Komposition und die *dekorative Bedeutung der Fläche.*

Der lineare Rhythmus spielte bereits in Menns Lehre eine bedeutende Rolle; aber zur Tat geworden ist er erst durch Hodler. In den Werken Hodlers wird das Handeln und Wandeln der Menschen zu rhythmischen Bewegungen. Ihre Arbeit wird Taktmaß, ihre Empfindung Einklang und Gleichklang. Selbst die Landschaft verwandelt sich in einen Reigen verwandter Formen. Durch den Rhythmus wird das innere Leben und Wachstum von Menschen und Pflanzen, aber auch von Seen und Bergen in Form verwandelt und sichtbar gemacht. Figuren, wie der *Holzhauer*, mit seiner taktmäßigen, lebendigen Silhouette, lehren uns erst verstehen, was Menn gemeint hat, als er vom Wechsel der Längen und Kürzen sprach. — Der Rhythmus gibt Leben und zugleich Ordnung; er hat die wunderbare Eigenschaft, eine Bewegung permanent zu machen, indem er durch das *eine* Taktmaß die Phantasie zu unendlicher Wiederholung anregt; er vermag also, Stabilität durch Bewegung auszudrücken und in die vergängliche Erscheinung eine unvergängliche Melodie einfließen zu lassen.

Die rhythmischen Elemente, die bei Hodler zur höchsten Entfaltung gelangt sind, finden sich in verschiedenen Graden und Arten in zahlreichen Werken der jungen Schweizer Schule. Ganz eigenartig und hoch gesteigert sind sie in den letzten Bildern von Hermenjat, dem „Mäher" zum Beispiel, dessen Silhouette sich wunderbar in eine impressionistisch empfundene, lichtüberstrahlte Landschaft einfügt. Durch diese Verbindung des linearen Elementes mit impressionistischer Lichtmalerei entsteht bei Hermenjat eine neue Bildart, die von der Hodlerkunst innerlichst verschieden ist, die aber wie jene das Gepräge des Stiles trägt.

Der rhythmische Gedanke hilft unsern *Landschaftern* die schweizerische Gebirgsnatur neu und endlich einmal künstlerisch gestalten.

Die *Bildnismalerei* erhält durch die Betonung der Silhouette eine Konzentration und dekorative Wirkung, die sie seit Holbein vermissen ließ.

Und wo Motive der *Sittenschilderung* aufgegriffen werden, wie etwa in Würtenbergers *Knechtekammer*[1]) oder in Bildern von Boss und Buri, da werden sie durch die bedeutsame lineare und farbige Darstellung des Gegenstandes weit über die gewöhnliche Genremalerei emporgehoben und wirken nicht vorwiegend durch das Motiv, sondern durch den Stil.

Als ein anderes wichtiges Formelement der Hodlerkunst nannten wir die dekorative Wertung der *Fläche.* Durch die Betonung der Fläche innerhalb der linearen Bildkomposition ist Hodler von der raumbildenden Kunst Menns — die in seinen frühen Landschaften noch stark anklingt — zu einer raumausschaltenden monumentalen Flächenkunst gelangt. Er berührt sich in dieser Tendenz mit einem Wollen, das sich auch außerhalb der Schweiz in den wichtigsten Kunstzentren einen Ausdruck schafft, und dem unter andern die Namen van Gogh, Cézanne, Matisse zu Stützpunkten dienen. Bei uns hat diese Richtung auch in einer abseitsstehenden Basler Gruppe und in dem farbenfreudigen Experimentator Cuno Amiet weitere Vertreter.

Dieses intereuropäische Kunstwollen bedeutet eine wahre Revolution in der Malerei. Die Eroberung der Fläche ist ihre wichtigste Aufgabe. Sie bringt eine ideale Räumlichkeit an Stelle der Raumillusion. Die Individuen und Sachen erscheinen, losgelöst aus den Wirklichkeitszusammenhängen, in einer erhöhten Bedeutsamkeit. Sie sind nicht mehr determiniert von allen Seiten, sie ragen und streben ins Absolute. Das Bild wird inhaltlich und formal zu einem ganz neuen Organismus.

Diese Evolution ist heute mitten im Werdeprozess. Wir stehen an dem Punkte, wo die Fäden, die die Vergangenheit gezettelt, noch nicht ganz vom neuen Einschlag überwoben sind. Nirgends aber, so scheint mir, vollzieht sich der Übergang organischer nach Gesetzen gesunden Wachstums, als gerade in der Schweiz.

---

[1]) Abbildung mehrerer hier in Betracht kommender Bilder in *Schweizer Maler*, herausgegeben von Langewiesche. — A. Lanicca, *Barthélemy Menn.* Eine Studie. Verlag Heitz, Straßburg i. E.

Ein Blick auf Frankreich zeigt deutlich den Unterschied und die Eigenart unserer Entwicklung. In Paris, wo der Impressionismus bis in seine äußerste Konsequenz durchgeführt wurde, musste er zur Auflösung und Verflüchtigung aller Form und schließlich zur Selbstzerstörung führen, die er im Neo-Impressionismus denn auch tatsächlich erlebt hat. Der Selbsterhaltungstrieb der Malerei griff deshalb nach einem Mittel, um die impressionistischen Farben- und Lichtatome, um diese Punkte, Quadrate und Stäbchen, in die sich alles Gegenständliche aufgelöst hatte, wieder zu körperlichen Gebilden zu sammeln. Die Malerei sollte wieder Linien- und Flächenkunst werden. Da man aber um keinen Preis in einen gegenständlichen Realismus zurückfallen wollte, griff man zur Abstraktion geometrischer Gebilde. Der Kubismus braucht freilich den Tadel banaler Realistik nicht zu fürchten, entbehrt aber auch die Annehmlichkeit, verständlich zu sein. Es ist wirklich ein interessantes Schauspiel, die neuesten artistischen Tendenzen zu verfolgen, die in knappen Zeiträumen einander drängen und ablösen. Alle, wie sie immer heißen mögen — Kubismus, Expressionismus, Futurismus —, sind kurzlebig; alle tasten in die äußersten Grenzgebiete des Möglichen, und allen liegt das Bestreben zu Grunde, durch Elemente einer höhern Ordnung über den Stoff zu triumphieren. Der Umstand, dass die neuesten Kunstmittel außerordentlich willkürlich und nicht tief im Wesen der Malerei verankert sind, bedingt ihre kurze Dauer. Um in einer traditionslosen Zeit, wie die unsrige in Bezug auf Kunst es ist, einen Stil zu begründen, bedarf es langer Mühen und einer Forscherarbeit, wie die Altmeister Alberti, Leonardo und Dürer sie leisteten, die ebenfalls in ihrer Zeit eine neue Tradition schaffen wollten und schufen. — Wo im neunzehnten Jahrhundert solche orientierende Forscherarbeit geleistet worden ist, sei es im Kreise von Marées und Hildebrand, von van Gogh, Cézanne oder wo immer, da ist fester Grund gewonnen worden, auf welchem stetig weitergebaut wird, unbeschadet aller wechselnden Kunstmoden.

Auf einem solchen Grund steht auch die junge Schweizer Schule; die Forscherarbeit aber, die der Begründung einer Schule vorangehen musste, wurde in Genf von Barthélemy Menn geleistet. Die Erkenntnisse dieses „Judicieux“, wie George Sand

ihn nannte, haben unsere Kunst vor den Extremen des Impressionismus wie vor den verwunderlichen Reaktionen gegen ihn bewahrt und ihr ein normales Wachstum gesichert.

Mit diesen Tatsachen dürfte die historische Bedeutung Menns und seine Stellung zur modernen Schweizerkunst in den Hauptzügen wenigstens zum Ausdruck gebracht worden sein.

WIEN ANNA LANICCA

□□□

29. Mai 1886.

Dass Sie so verparisert sind, ist ein rechtes Glück für Sie, nur wäre zu wünschen, dass nicht gar zu schlimme Hände das Schicksal der Stadt und ganz Frankreichs in ihre Gewalt bekämen. Es kann eben auch in Paris passabel unleidlich werden, wie freilich vielleicht auch hier in Basel. Doch rechne ich für mich so: wenn es hier ganz schlecht würde, so würde es auch in allen andern für mich und mein Greisenalter bewohnbaren Städten kaum besser sein. Wenn aber nur von gewöhnlichen Zeiten die Rede sein soll, so bin ich über die Illusion hinaus, als ob die Menschen hier besser oder schlimmer wären als dort. NB. Vor wenigen Tagen habe ich mein neunundsechzigstes Jahr angetreten.

Was die Salons betrifft, so kann man sich ja in den Feuilletons gegenwärtig kaum retten; wo Euer Pariser Salon aufhört, fängt die Berliner Riesenausstellung an. Wie friedlich kann man leben, wenn man gar nichts liest. Gerne hätte ich die Exposition Baudry gesehen, denn für diesen Maler habe ich Sympathie, seit ich vor langen Jahren seine Venus mit Amor im Luxembourg gesehen und später seine Malereien in der Oper und anderswo. Seine Weibsleute sind vornehm und doch sans prétention; es ist der Maler, der mich wirklich an Paolo Veronese erinnert, während so Unzählige gerne an ihn erinnern möchten und nicht können. Wenn doch nur ein Pariser Verleger auf die Idee käme, eine wohlfeile Edition aller Kompositionen Baudrys, in Kontur oder leicht schattiert, unter die Leute zu bringen. Denn er hält den Kontur aus, und heute hat man ja ohnehin alle möglichen Methoden, die Zeichnungen zu faksimilieren.

Herausgegeben von Hans Trog
Verlag Georg Müller und Eugen
Rentsch in München

Jakob Burckhardt,
Briefe an einen Architekten

□□□

EINE PHILOSOPHIE DES LEBENS

HENRI BERGSON

Vor allem Denken liegt das Leben. Keiner weiß, wie lange sein schöpferischer Wellenschlag durch das All schlug, bevor ihm an einem Punkte seines Werdeganges leuchtend der prometheische Funke des Denkens entsprang. Und so sehr dieses seinen Eigenwert gewonnen und seine eigenen Gesetze sich geschaffen hat, irgendwo hängt es doch mit dem Leben als seiner Bedingung zusammen und zielt wieder darauf hin, um es zu erleuchten und zu leiten. Wo dieser Zusammenhang vergessen wurde, da richtete eine abstrakte Scholastik ihr trostloses Reich auf. Wo das Denken sich gebärdete, als ob es jenem Nährboden für immer entwachsen wäre, da verfielen seine Gebilde der Erstarrung oder entbehrten doch jener zeugenden Kraft, die aus dem Schoße des Lebens wieder Neues hervorrief. Wo das Denken nicht mehr weiter kam und sich an unlösbaren Widersprüchen feststieß, half so oft das Leben selbst weiter, indem es wie eine Flut sich höher hob und mit neuen Schöpfungen, Fragen und Problemstellungen das Schiff wieder flott machte und neuen Zielen entgegen trug. Wer sich in den Eiswüsten einer lebensfremden Abstraktion verlor, wird immer wieder die Berührung mit dem wirklichen Leben suchen müssen, wenn er auf die Dauer nicht irre gehen will. Zurück zum Leben! ertönt es dann immer wieder, wenn eine Fragestellung, ein Problem zu Tode gehetzt worden ist und weitere Antworten verweigert. Diesen Ruf erhebt in der heutigen Zeit kein Zweiter so eindringlich und leidenschaftlich wie der Franzose Henri Bergson.

Diese Zeitschrift hat bereits einmal von ihm gesprochen und seine Bedeutung für die sozialen Theorien hervorgehoben[1]). Hier soll eine kurze Darstellung seiner Gesamtphilosophie versucht werden. Es kann sich dabei nicht darum handeln, in einer Zeitschrift, die keinen philosophischen Fachinteressen dient, eine vollständige systematische Darstellung zu geben. Wer eine solche

[1]) E. Antonelli: *Bergson et le mouvement social contemporain.* Bd. X Seite 627, 809, 1. August und 15. September 1912.

sucht, findet sie leicht in der bereits stark angeschwollenen Literatur über Bergson [1]).

Es geht auch nicht an, eine historische Entwicklung seiner Gedanken zu geben. Ich werde mich darauf beschränken, das Wesentliche seiner Philosophie um ein paar Hauptgedanken zu gruppieren, um in einem Schlussteil die Stellung dieser bedeutenden philosophischen Leistung in der Geistesbewegung unserer Zeit zu bestimmen und kritisch ihre Bedeutung für uns abzuwägen.

DAS UNMITTELBARE ERLEBNIS

Was Leben ist, wird am unmittelbarsten im eignen Ich belauscht. Dort sind wir den Quellen des Lebens, soweit sie uns überhaupt zugänglich sind, am nächsten. Aber wenn wir das Leben wirklich in seiner Unmittelbarkeit erfassen wollen, müssen wir hinter die Bearbeitung zurückgehen, die die Sprache, die Gewohnheiten und die Wissenschaft an ihm ausgeübt haben. Die räumliche Einordnung, die Fassung in Worte, die praktischen Zwecke und gar die Begriffe, mit denen wir das Leben auszudrücken suchen, sind schon Kleider, die die nackte Ursprünglichkeit des unmittelbaren Erlebnisses verhüllen. *Vor* diesem allem liegt das Unmittelbare so wie es als neugeborne Quelle aus der Wirklichkeit hervor quillt. Es in diesem Werdeaugenblick zu fassen, in dem das Zucken des Lebens und der Blitz des Erkennens in einem beschlossen sind, ist die erste Aufgabe. Sie gelingt nicht dem nachhinkenden Denken und nicht der Wissenschaft, sondern nur einer Art direkter und plötzlicher Vision, wie sie die Gnade des Künstlers ist. Was fassen wir denn nun, wenn es uns gelingt, alle die Gefässe, mit denen wir gewöhnlich das Erlebnis aufzuschöpfen suchen, bei Seite zu legen, und es gleichsam so aufzunehmen, wie der Hirtenknabe den Quell unmittelbar mit seinem Munde trinkt?

Ein Beispiel wird die Frage deutlicher machen: Was ist eigentlich das reine und unbearbeitete Erlebnis, wenn ich etwa

[1]) Ich nenne nur Le Roy, *Une philosophie nouvelle*, dann die Darstellungen seiner Philosophie durch Gillouin, Grandjean und andere; im Deutschen: Steenbergen, *Bergsons intuitive Philosophie* Goldstein in den *Wandlungen der Philosophie der Gegenwart*, Kroner im *Logos*, Bornhausen in der *Zeitschrift für Theologie und Kirche* und einschlägige Artikel in bei nahe jeder philosophischen Zeitschrift.

träumend unter einem Baume liegend plötzlich durch einen krachenden Blitzschlag aufgeschreckt werde? Nach dem allerersten überwältigenden Augenblick fahre ich auf, um mich aus der Gefahr des Baumes zu bringen. Das Erlebnis löst also sofort einen motorischen Akt in mir aus und treibt mich zu einem Handeln. Ich suche mich in dem verwirrenden Durcheinander von Zuständen zu orientieren. Ich nenne das Erlebnis und füge es damit andern ähnlichen frühern ein, die als Erinnerungen sofort wieder aufsteigen, mich beruhigen und mir eine Herrschaft über das unerhörte Neue geben. Ich zerlege es unwillkürlich in ein Innen und ein Außen, mache eine Ursache und eine Wirkung daraus, versetze jene an den Himmel in die Gewitterwolke und diese als ein Gefühl in meine Seele; ich weise ihm also seinen Ort an. Rasch berechne ich vielleicht die Entfernung der Ursache und die Heftigkeit der Wirkung und überliefere dann das Erlebnis weiterer Bearbeitung und Klassifizierung, indem ich vielleicht an die Theorien über das Gewitter denke oder die allgemeine ästhetische Stimmung erfasse, in die es eingebettet ist. Machen wir uns nun klar, dass das alles erst nachträgliche Überarbeitungen des ursprünglichen Erlebnisses sind, das vor ihnen liegt! Die motorische Wirkung, die Einordnung in das Sprach- und Begriffsschema, die Verknüpfung mit frühern Erinnerungen, die örtliche und zeitliche Datierung und zuletzt die wissenschaftliche Prüfung und Begutachtung sind nicht das Ursprüngliche, sondern das Spätere. Es sind dies künstlerische und technische Handgriffe, Bearbeitungen, durch die wir das Erlebnis für die Mitteilung und den Gebrauch zurecht machen. Im eigentlichen Erlebnisaugenblick, so kurz er auch sei, weiß ich nichts von allen diesen Schemata, in die sein Inhalt gleich nachher automatisch eingeordnet wird. Es ist viel mehr eine einzige gewaltige Erschütterung, ununterschieden, ohne ein Drinnen und ein Draußen. Ich weiß nicht, ob es in den Baum oder in den Körper eingeschlagen hat, Lichterscheinungen und Gefühlszustände wirbeln toll durcheinander. Frühere ähnliche Erlebnisse sind im Nu herbeigerissen und verschmelzen sich mit der gegenwärtigen Erschütterung zu einem einzigen und unteilbaren Ganzen. Wahrnehmungen, Empfindungen, Gefühle, Befürchtungen, Strebungen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durchdringen sich gegenseitig unlösbar und bilden

gerade in ihrem zuckenden Durcheinander den Reiz und die souveräne Macht des unmittelbaren Erlebnisses.

Was hier an einem Beispiel gezeigt worden ist, gilt für alles Erleben, das ganz etwas anderes ist als seine begriffliche und wissenschaftliche Erfassung und Ordnung. Es ist ein beständiger Wechsel von Zuständen. Sie sind einer im andern enthalten und lösen sich einer in den andern auf. Eine Luftwelle bringt einen Blumenhauch daher und in ihm schwimmt die süßeste Erinnerung an vergangene Zeiten mit. Ein stilles, großes Leuchten trifft mein Auge und verschmilzt mit der höchsten und edelsten Sehnsucht des Herzens. Die Erlebnisse treten nicht einzeln auf, sondern sie sind ein ununterbrochener Fluss des Geschehens; „es ist eine Folge von Zuständen, von denen jeder anzeigt, was folgt, deren jeder enthält, was ihm vorangeht. Tatsächlich bilden sie erst verschiedene Zustände, wenn ich sie schon hinter mir habe und wenn ich mich zurückwende, um ihre Spur zu beobachten. Während ich sie empfand, waren sie von einem gemeinsamen Leben so fest organisiert, so tief beseelt, dass ich nicht hätte sagen können, wo der eine endet und der andere beginnt.“ Erst unsere nachträgliche Betrachtung trennt sie und reiht sie als einzelne an einander wie die Perlen auf einer Schnur. Aber auch dieses Bild sagt schon wieder zuviel, als ob es sich im Erleben um Quantitäten handelte. Alles Quantitative ist ausgeschlossen, alles ist reine Qualität, Empfindungsänderung von wechselnder Intensität und Dauer. Das Erlebnis, an der Quelle aufgefasst, „ist das Reich der Dämmerung und des Traumes, aus dem der Strahl hervorbricht, den wir Ich heißen, geheime und warme Innerlichkeit fruchtbarer Finsternisse, aus denen unser werdendes Leben hervorrieselt. Die Unterschiede existieren noch nicht. Das Wort gilt noch nicht. Man hört die Quellen des Bewusstseins geheimnisvoll rauschen wie einen unsichtbar fließenden Bach in den moosigen Schatten der Grotten“. Im Augenblick des unmittelbaren Erlebens gibt es noch keine Dinge, die von außen einen Eindruck auf uns machen, noch innere Zustände, die einen Ausdruck suchen. Nur Erlebnisse, von denen man sich nicht unterscheidet, die also der Scheidung in die Dualität eines Subjekts und Objekts vorausgehen.

In diesem Grunderlebnis ist eine Brücke zwischen dem Ich und dem Weltleben, der Wirklichkeit überhaupt geschlagen. Vivo, ergo sum. Wirklichkeit und Bewusstsein sind noch nicht auseinander gelegt, sondern in einem, eben dem unmittelbaren Erlebnis, beschlossen. Nachher kann das Ich nur durch einen Sprung wieder zur Annahme einer Welt außer ihm gelangen. In diesem Erlebnisaugenblick ist es noch warm in den Mutterschoß aller Wirklichkeit und alles Lebens eingebettet. Wie kommen wir nun vom Erlebnis zur Erkenntnis? Wie ist es möglich, jenes Unmittelbare mit den Mitteln des menschlichen Geistes zu erfassen und daraus Erkenntnis und letzten Grundes eine Welt und Lebensanschauung zu gewinnen? Denn das Erlebnis an sich ist noch keine Erkenntnis. Das Tier erlebt auch. Der Mensch gewinnt aber etwas aus dem Erlebnis, was ihn über das Tier hinaushebt. Der menschliche Geist erhebt sich über die dumpfe, Unmittelbarkeit, in der er mit der Wirklichkeit verschmolzen ist und unterscheidet sich in der Erkenntnis von ihr. Es gibt nun nach Bergson zwei Wege, die vom Erlebnis zurE rkenntnis führen:

VERSTAND UND INTUITION

Wir können versuchen, jenes Unmittelbare gleichsam von außen zu sehen, es mit unsern Begriffen zu bearbeiten und es mit andern ähnlichen Erfahrungen zu vergleichen, in dem wir alles Einmalige und Unvergleichbare weglassen und nur das Gemeinsame hervorheben. Oder wir können versuchen, es gleichsam von innen zu schauen, uns in es hineinzufühlen und das so Gewonnene in immer neuen Bildern und Vergleichen auszudrücken, die gerade jenes Einmalige und Unwiederholbare zu erfassen suchen.

Was wir da angedeutet haben, sind zwei prinzipiell von einander verschiedene Erkenntnismöglichkeiten, mit denen wir uns zuerst als der methodischen Frage beschäftigen müssen. Es sind die beiden Erkenntnismittel des Verstandes und der Intuition. Was leistet zunächst der Verstand oder Intellekt für die menschliche Erkenntnis? Welches ist seine Funktion und sein Wert? Wir wollen uns zunächst einmal klar machen, wie er arbeitet und das Erlebnis sich aneignet. Seine Arbeit besteht vor allem darin, die Erlebnisse nach bestimmten Schemata zu ordnen.

Er tut das durch die Begriffe. Sie sind die Formen, in die der verworrene und flüssige Rohstoff des Erlebens hineingegossen wird. Durch sie versucht der Verstand eine Nachbildung der Wirklichkeit zu geben, die die Bedeutung eines geistigen Äquivalentes haben soll. In dieser Nachbildung hebt aber der Intellekt nur das hervor, was das Gemeinsame vieler gleichartiger Erlebnisse ist und lässt das Individuelle und Zufällige fallen. Er steigt so zu einer immer höhern und umfassendern Gemeinsamkeit auf, die ihre Spitze in den Allgemeinbegriffen, im Gesetz, erreicht. Alle Wirklichkeit darauf zurückzuführen ist sein unablässiges Bemühen und seine ihm eigentümliche Tendenz. Aber diese Begriffe sind ja nur Symbole der bearbeiteten Wirklichkeit, mit denen er wie mit Spielmarken operiert, die ja nur eine konventionelle Bedeutung haben. Sie sind nicht die Wirklichkeit selbst, sondern der Versuch einer Übersetzung in eine ihr fremde Sprache. Diese Übertragung ist an manchen Punkten schon deshalb unvollständig, weil der Verstand unfähig ist, die Wirklichkeit im Zustand des Werdens zu erfassen. Er kann immer nur mit fertigen Eindrücken und Erinnerungen arbeiten. Sobald er einsetzt, ist das Erlebnis selbst immer schon vorüber; es ist schon, wenn auch ein kleines Stück Vergangenheit geworden, aus der er es mühsam wieder hervorzieht. Aber, indem er das tut, reißt er es aus der Einheit heraus, der es unlösbar angehört und zerstückelt es in einzelne Teile, die allein für ihn fassbar sind. Er pulverisiert die fliessende ununterbrochene Wirklichkeit in kleinste Stücke und glaubt aus ihnen durch Addition das Ganze wieder aufbauen zu können. Am deutlichsten wird das Ungenügende dieses Versuches, wo der Verstand das *seelische* Leben erfassen und mit seinen Begriffen ausdrücken will. Diese Anstrengung ist so vergeblich und irreführend, dass man schon die Behauptung wagen durfte: die Psychologie tötet die Seele. Der Intellekt, der ihr Leben fassen will, schöpft aus dem fließenden Strome des Erlebnisses einzelne Teile heraus, nennt sie Wahrnehmung oder Gefühl oder Strebung, und isoliert sie damit von dem Strome, in dem sie eingebettet mitflossen. Mit solchen Teilen versucht dann der Intellekt das seelische Leben, die Seele als ein Ganzes zu rekonstruieren oder zu erklären. Das versuchte z. B. eine Assoziationspsychologie, die die Seele aus einer Mechanik der einzelnen Vorstellungen er-

klären wollte. Wie die Teilstücke einer Kette aneinander hängen und sich vorwärts reißen in der Bewegung, so sollten die seelischen Vorgänge ineinander greifen als einzelne, deutlich voneinander zu unterscheidende Teile. Das entspricht aber nicht der seelischen Wirklichkeit, wie wir sie unmittelbar empfinden, die ein ununterbrochenes Fließen und Verändern von Zuständen ist. Was wir Assoziation nennen, soll natürlich damit nicht geleugnet werden. Nur spielt sie lediglich an der Oberfläche des seelischen Stromes, auf der wie tote Blätter die einzelnen abgelösten Reste und Abfälle des tiefern Lebens schwimmen. Der Dichter hat das deutlich gefühlt und auf seine Weise ausgedrückt als er sagte: *Spricht* die Seele, so spricht, ach! schon die *Seele* nicht mehr. Wir haben alle schon schmerzlich diese Schranken jeder Psychologie gefühlt, die das Wesen und Leben der Seele in Begriffen darzustellen unternimmt und somit auf einen wissenschaftlichen Ausdruck zu bringen sucht. Diese Grenzen sind die des Intellekts überhaupt, der überall da versagt und die Wirklichkeit vergewaltigt, wo es sich um das *Leben*, die *Bewegung* und das *Werden* handelt.

Haben wir das soeben an seiner Darstellung des seelischen Lebens gezeigt, so sei auch noch einen Augenblick auf seine Unfähigkeit, die *Bewegung* zu erfassen, eingegangen. Bergson hat gerade diesem Nachweis besondere Anstrengungen gewidmet. Der Verstand, den wir lieber Intellekt nennen wollen, um Verwechslungen vorzubeugen, sucht immer wieder die Bewegung darzustellen dadurch, dass er sie mit einer durchlaufenen Raumstrecke identifiziert. Die Bewegung, die zum Beispiel eine abgeschossene Kugel ausführt, wird durch den Intellekt zerlegt in ein Energiequantum und eine Bewegungsbahn, deren Form durch den Raum bestimmt ist. Diese Bewegungsbahn wird durch ein Koordinatensystem abgesteckt und gemessen durch Raumstrecken. Die lebendige Bewegung wird also durch Raumsymbole ausgedrückt. So verfährt die Infinitesimalrechnung, praktisch von höchstem Wert, indem sie kleinste Teilstrecken als Äquivalente für die Bewegung gebraucht. Ja die gesamte moderne Mathematik versucht sowohl die Linie aus der Bewegung als auch — und das ist hier wichtig — die Bewegung durch die Linie auszudrücken. Aber die Bewegung selbst ist damit nicht erfasst. In einer solchen linearen Dar-

stellung der Bewegung fehlt gerade der unteilbare Schwung, der in jeder Bewegung steckt. Dieser „Elan“ kann nicht von der Bewegung losgelöst werden, etwa als ein energetisches Quantum. Denn sie ist kein Ding, das man in Teile zerlegen kann. Sonst bliebe von der Bewegung nur noch das Bewegte und die Strecke übrig, und die Hauptsache fehlte, die Beweglichkeit, der lebendige Schwung, der nicht Halt machen oder geteilt werden kann, bevor er seine Kraft ausgegeben hat.

Bergson macht diese inadäquate Auffassung der Bewegung, wie sie dem Verstande eigen ist, an einem treffenden, dem Raum entnommenen Bilde deutlich: Der Intellekt stellt gleichsam die Bewegung dar, wie eine Treppe mit unendlich kleinen Stufenabsätzen, während sie höchstens einer fortlaufenden schiefen Ebene zu vergleichen wäre. Wenn wir die durchlaufene Bahn in noch so kleine Teilstrecken zerlegen so sind das nicht Teile der Bewegung selbst, die unteilbar ist bis sie zur Ruhe kommt, sondern nur Haltestellen für den Intellekt, von denen aus er gleichsam eine Anzahl von Aufnahmen macht, um sie dann wieder zum Ganzen zusammen zustellen.

Auf dieser Ersetzung des Werdenden durch das Fertige beruhen eine ganze Reihe berühmter Trugschlüsse, die zum Teil schon die alten Griechen beschäftigt haben. Vor allem die sogenannten eleatischen, die von der Flugbahn zum Fluge, von der unbeweglichen Lage zur Beweglichkeit auf dem Wege der Zusammensetzung gelangen wollten. So jener Trugschluss, der behauptete, dass Achilleus trotz seiner größern Geschwindigkeit doch nie die langsamere Schildkröte einholen könne, da sie in der Zeit, da er seinen großen Schritt mache, doch immer wieder einen kleinen weiter gemacht habe. Das ist ein Schluss, dessen Trug daher kommt, dass die wirkliche Bewegung sowohl des Achilleus als auch der Schildkröte in Teile zerlegt und wieder zusammengesetzt wird während jeder Schritt des sich Bewegenden ein unteilbarer Schwung ist.

Ebenso wenig wie die Bewegung kann das *Werden* vom Intellekt erfasst werden. Das ununterbrochene, schöpferische Hervorgehen von neuen, qualitativ verschiedenen Zuständen sucht er aufzulösen in eine Reihe von Teilansichten, aus deren Zusammenstellung er dann das Ganze wieder zu gewinnen hofft. So

wie der Kinematograph ein Geschehen festhält in einzelnen getrennten Aufnahmen, die er dann wieder zusammenstellt. Aber ein Geschehen ist keine teilbare Sache, keine Addition von kleinen Teilresultaten, sondern ein Rhythmus von Phasen, die beständig in einander übergehen und nicht getrennt werden können. Sie wechseln in und mit der Zeit wie alles Geschehen. Aber der Intellekt tut so, als ob sie im Raume lägen, denn er misst sie mit einer Zeit, die ein Raummaß ist. Ist doch die Uhr die Übertragung der Zeit auf die Raumstrecke. Dieses Zeitmaß aber, die Zeit als Länge, ist ein anderes als die Zeit, die ein Geschehen und Werden ist. Die „temps-longueur" wird daher dem Werden nicht gerecht. Davon noch später.

ZÜRICH ADOLF KELLER

(Fortsetzung folgt)

□□□

GEDICHTE VON NANNY VON ESCHER

PRIVILEGIUM

Erscheint der Abschied dir in diesen Tagen
Auch schwer, unsagbar schwer, verzweifle nicht!
Nie hat ein Dichter so viel Leid zu tragen,
Dass um den Dorn sich keine Rose flicht.

Wenn aus dem Lande seiner Jugendträume,
Der harten Wirklichkeit zulieb, er schied,
So überfliegt im Geist er Zeit und Räume
Und kehrt als Herrscher heim in seinem Lied.

NUR DU

Mich schläfert die Ruh ein um mich her,
Das Vogelgezwitscher weckt mich nicht.
Ja, hörte ich deiner Stimme Klang,
Und schaute ich deiner Augen Licht,
Gern wacht' ich lang!

Mir graut vor der Kälte um mich her,
So leer und so kalt wird's Grab einst sein!
Wohl funkelt der Sonne goldne Pracht,
Mir ist, ich liege im Totenschrein
In dunkler Nacht.

Und läge ich dort, und sagtest du:
„Nie wusst' ich zuvor, wie treu sie war!"
Dann dringt durch die Finsternis der Gruft
Ein Leuchten, und wie Glocken gar
Dein Wort mich ruft.

□□□

FEUERVOGEL

EIN MÄRCHEN VON CHARLOT STRASSER

Im dreimal neunten Land im dreimal zehnten Reich, mitten im Walde, stand der Eichenbaum, welcher so alt wie das Leben war. Da er genau in der Mitte stand, bedeutete er unter Bäumen, was unter Menschen ein Zauberer.

Nun hatte das schwarze Eichhörnchen mit den vier weißen Pfötchen und dem ebenso weißen Schwanzbusch im hohlen Ast der Eiche Quartier genommen.

„Was gibst du mir Miete?" fragte der Eichenbaum.

„Ich stopfe die Risse deiner Rinde mit Moos, damit du nicht frierest im Winter."

„Das ist noch wenig," brummte der Eichenbaum, der nicht gern sprechen mochte, und gab sich zufrieden.

Eichhörnchen hatte Muße, die Risse zu stopfen, denn unter Seinesgleichen galt es nichts, wie alle Propheten. Man ging nicht in weißen Pfötchen! Man trug sich nicht mit einem ebenso weißen Schwanzbusch! Man sprach von ihm als dem Weißpfotigen und warf es mit Buchnüsschenschalen.

Dazu flog noch der Feuervogel auf den Eichenbaum. Der einzige weit und breit. Die Jäger hatten ihn aus den Augen verloren, weil sie nicht bis zur Mitte des Waldes eindringen konnten. Was sie von ihm erzählten, klang wie ein Märchen.

„Was gibst du zur Miete?" fragte der Eichenbaum den Feuervogel.

„Ich durchsuche deine Rinde nach Borkenkäfern," antwortete er.

„Das ist noch wenig," brummte der Eichenbaum, der nicht gern sprechen mochte, und gab sich zufrieden.

„Außerdem kann ich singen," wollte der Feuervogel noch beifügen. Aber er behielt es für sich selbst.

„Den hat es nicht in Brehms Tierleben," stellte der Auerhahn, der im Walde am seltensten gewesen war, fest und verbot dem andern Gefieder den Verkehr mit dem Feuervogel.

So mussten er und das weißpfotige Eichhörnchen zusammenfinden. Denn sie waren verschieden genug, um sich lieben zu können.

Das Eichhörnchen fragte: „Feuervogel, Feuervogel, wie machst du's nur, dass du fliegen kannst?"

„Eichhörnchen, Eichhörnchen, indem ich die Flügel schwinge," antwortete er.

Aber das half dem Eichhörnchen nichts. Es vermochte nur bei nahestehenden Bäumen von Ast zu Ast zu springen. Waren die Wipfel ferner, musste es doch stammab, stammauf. Nachts dagegen träumte ihm, dass ihm Flügel gewachsen seien. Ja, es kam so weit, dass es tat, als ob ihm Flügel geworden und diese Meinung ebenso schnell büßte, wie es ins weiche Moos fiel. Es liebte den Feuervogel, weil er fliegen konnte.

Feuervogel hinwieder saß auf des Eichenbaums Wipfel und betrachtete Eichkätzchens weiße, zierliche Vorderpfötchen. Es konnte damit greifen, halten und sich krauen.

„Eichhörnchen, Eichhörnchen, wie machst du's nur?" fragte Feuervogel.

„So," sagte das Weißpfotige und knabberte an einer Haselnuss.

Da schaute Feuervogel an seinem krummen Schnabel entlang nach seinen drei Krallen jeglichen Fußes und vergoss Tränen. Als diese zur Erde fielen, teilte sich das Moos und rote Blumen sprossten hervor. So viele, dass der Eichenbaum mitten in einem Flammenteppiche stand. Das gefiel ihm und so gewann er den Feuervogel lieb.

Wenn es des Nachts regnete und stürmte und Feuervogel noch so sehr den Kopf unter die Flügel barg, es fror ihn gleichwohl. Dann träumte er „kletternde Eichhörnchen" und schlüpfte in den hohlen Ast, den der Eichenbaum brummend, aber doch mit seiner eigenen Wärme heizte.

Feuervogel zwängte sich in der nächsten Nacht wirklich durch das Loch zum hohlen Ast. Mitten drin blieb er stecken und konnte nicht vor- noch rückwärts.

„Wie ich mich freue, dir zu helfen!" rief das Eichkätzchen und nagte so lange an seinem Haus, bis es Raum für beide bot.

Der Eichenbaum fühlte nichts anderes, als bohre man ihm in einem abscheulichen hohlen Zahn. Aber er schwieg, weil er zu alt war um viel zu reden und weil ihn doch weniger fror und juckte, seit das Weißpfotige die Risse seiner Rinde mit Moos verstopfte, Feuervogel die Borkenkäfer absuchte.

„Es wird noch lange wehtun und ich werde ihnen dran denken müssen," fühlte der Eichenbaum im innersten Mark. Doch er schwieg, weil er das Eichkätzchen heimlich liebte.

Jeden Morgen flog Feuervogel der Sonne entgegen. Dabei sang er über die Maßen herrlich, dass selbst der Auerhahn Notiz nehmen musste.

„Feuervogel, Feuervogel, was siehst du denn Schönes, dass du so singen kannst?" fragte das Eichkätzchen.

„Setz dich zwischen meine Flügel, halte dich fest, sieh selber!"

Und jeden Morgen flogen sie zusammen der Sonne entgegen. Zuerst fühlte das Eichkätzchen nur ein Brausen des Windes und dachte, dass dies nun Feuervogels Gesang sei. Es gab sich dem Brausen ganz hin. Dann sah es rotes Licht vor den geschlossenen Lidern und dachte, dass die Farbe so wundervoll singe. Dann endlich öffnete es die Augen, und als es die Wälder, die Flüsse, die Bergspitzen tief unter sich sah, da wusste es, dass die Seele so sang, die Seele des Feuervogels, und die eigene Seele gab das Lied zurück, ohne sich selbst singen zu können, ganz eins geworden mit der andern, und das gemeinsame Lied klang immer stärker, gewaltiger, reiner.

So konnte der Auerhahn nicht singen, und auch die Elstern, Drosseln, Käuzchen und Kuckucke nicht.

Die Elstern sagten: „Wir fingen drei Federn auf, wir haben sie wohl versteckt. Sie fielen dem Feuervogel heraus, weil das Weißpfotige sich so fest an ihn klammerte. Hätten die Federn die Erde erreicht, drei Feuerlilien wären emporgewachsen, Feuerlilien, aus denen Irrlichter geboren werden, um uns nachts Schrecken und Angst einzujagen. Auf Feuervogels Rücken saß es, das Weißpfotige, wie eine Hexe, ja Hexe, Hexhexhexe!"

Die Drosseln flöteten: „Der liebe Gott schuf jedem Tierchen sein Pläsierchen. Der liebe Gott im Himmel hat Freuden für Alle geschaffen. Aber Eines dem Andern auf den Rücken zu sitzen und zusammen hinflitzen, das verstößt gegen jede Moral, so etwas denkt man nur, aber tut es nicht, tut es nicht, tuhut, tuhut, tuhut es nicht!"

Die Käuzchen jammerten: „Uhu-uh! Uhu-uh! Wir kamen fast bis an den hohlen Ast. In tiefer Nacht. Das Weißpfotige,

uhu-uh, das Weißpfotige lag unter den Flügeln des Feuervogels, uhu-uh, und was wir noch sahen! Uhu-uh!"

Die Kuckucke sagten sagten: „Guk-guk! Guk mal! Das ist ein Skandal! Ein Skandal! Wozu sind wir denn Familienväter? Man muss Einzelheiten wissen, man muss hingucken gehn, gucken gehn! Gu-kehn! Gu-guck! Kuckuck!"

Auerhahn wandte sich an Fuchs, den Polizeimeister. Dieser wäre kein richtiger Fuchs gewesen, wenn er nicht bald herausgebracht haben würde, welche Trauben auf dem Eichenbaum wuchsen. Dann ging er zur Höhle des Bären, der König im Walde war.

Unterwegs traf er auf ein Rudel Rehe.

„Fuchs, Fuchs, wohin gehst du?" fragten sie und brachen einen Streit über die Berechtigung der Vielweiberei für die Hirsche ohne weiteres ab, als sie die Geschichte vom Feuervogel und Weißpfotigen hörten. Samt und sonders liefen sie zu König Bär.

Unterwegs trafen sie auf ein biederes Igelpaar.

„Fuchs, Fuchs, Rehe, Rehe, wohin geht ihr?" fragten die Igel und rollten sich mit ihren sieben Kinderchen zu dorngespickten Kugeln zusammen.

„Schweinigel, Schweinigel!" riefen sie, als sie die Geschichte hörten, und liefen mit zum König Bär.

Unterwegs trafen sie drei Hasen. Der eine kam von der Witwe Langlöffels, der auf der Jagd erschossen worden war. Der zweite hatte mit einem Kaninchen geflirtet, das am Waldrande einen Stall besaß. Der dritte besuchte nur männliche Hasen. Aber das hielt er geheim.

Sie hätten gerne mit den Igeln geschrien, wäre ihnen nicht die Sprache abhanden gekommen, als sie die Geschichte hörten. Dafür stieg ihnen die Schamröte in die Hasenscharten und so liefen sie mit zum König Bär.

Unterwegs hatte sich ihnen die Sippe der Eichhörnchen zugesellt. Das war ein braunes Gewusel und Gewimmel! Sie liefen alle Stämme bis zu König Bärs Höhle hinauf und wieder herab und unterrichteten, außer Atem, wie sie waren, dennoch jegliches Geflügel und Getier.

König Bär fraß zunächst eines der Eichhörnchen ohne weiteres auf. Die Rehe hätte er gerne näher besehen, aber das duldete seine Königin nicht.

Der Fuchs sollte die Klage vorbringen. Ihr denkt nun, er habe sich an den König gewandt. Im Gegenteil.

„Zierlichste der Frauen, schlankeste Königin!“ begann er. „Eure Tätzlein sind durchsichtiger und süßer als Bienenhonig. Euer Stimmlein ist wohltönend wie Geigenstrich, der die zahmen Bären zum Tanzen zwingt. Eure jungfräuliche Tugend,“ dabei strich der Fuchs dicht an die schmunzelnde Königin, „ist über allen Zweifel erhaben!“

„Fuchs, Fuchs,“ mahnte die Königin und wiegte sich in Wohlgefallen auf ihren Hinterbeinen.

„Eure königliche Gnade beschirmt, was keusch und was sittenrein,“ verkündete der Fuchs und fügte leise hinzu, so dass nur die Königin es hörte: „O begegnete ich Eurer Lieblichkeit im Walde allein!“

Es lässt sich denken, dass es der Fuchs durchsetzen musste und das Waldgericht einberufen wurde. Denn wenn es die Königin wollte, bedurfte es keiner langen Beratung. Das Urteil lautete, da es kein anderes gab, auf Tod.

In dichten Rotten zog das Getier zum Eichenbaum und belagerte ihn. Das war ein Geschrei und Gezeter! Schonungslos zertraten sie den Feuerblumenteppich. Luchs, Marder und Wildkatze klommen den Stamm hinan. Die Eichhörnchen scharenweis hinterher.

Das Weißpfotige flüchtete auf den Wipfel zum Feuervogel und setzte sich zwischen dessen Fittige. Auf flog er, — jedoch, — in Wolken prasselte es von oben hernieder: Drosseln und Elstern, Käuzchen und Bussarde, Amseln und Spechte, Sperber und Häher, und allen voran der Auerhahn.

Während ihm Feuervogel den Kopf zerhieb, hackten die andern auf das Weißpfotige zwischen seinen Flügeln ein; es waren ihrer zu viele. Feuervogel flog zurück auf den Wipfel des Eichenbaums. Im nach stießen von oben die feindlichen Wolken, drängten von unten Luchs, Marder und Wildkatze.

„Eichenbaum, Eichenbaum!“ schrie das Weißpfotige in der höchsten Not, „hilf du uns, mächtiger Zauberer!“

Da breitete der Eichenbaum die Äste aus, da weitete sich sein Stamm, — nein, — nicht nur der seine, — alle andern Stämme des Waldes wuchsen und bauten sich ineinander, verhakten und verketteten sich — eine mächtige Stadt entstand solcherweise — aus jedem Stamme ein Haus.

Waldburg hieß sie mit Namen.

* * *

Die Einwohner Waldburgs lebten in biederem Frieden. Keiner tat dem andern gern weh. Jeder fürchtete, damit sich selber zu kränken. Alle kannten einander. Alle hatten sie die nämlichen Vollkommenheiten und Tugenden. Alle waren sie einer Meinung. Aber Parteien gab es so viele wie Köpfe.

Über die Gründung Waldburgs ging eine dunkle Sage. Die philosophische Fakultät der Hochschule befasste sich angelegentlich damit. Sicher war, dass die Stadt seit Menschengedenken bestand. Jeder wusste das genau und keiner zweifelte an der Geschichte seines eigenen Geschlechtes, auf die man viel gab. Der Mehrheit und des Mittelmaßes goldene Regeln galten seit ehedem als heiligste Gesetze.

Da störte eines Tages der Wohnungskommissarius des innersten Stadtkreises den so gut eingebahnten Frieden, meldend, in das alte Haus an der Hörnchengasse sei die Verderbnis und leibhaftige Fleischessünde in den Personen eines Liebespärchens eingezogen und von der Nachbarschaft sozusagen dem Sittlichkeitsvereine, was seit den ältesten Zeiten nicht mehr vorgekommen, vermerkt worden.

„Hat Er sich auch wohl informieret, Herr Kommissarius?“ fragte der Regierungsstatthalter, der im Lesen der Neuesten Waldburger Nachrichten, zweites Morgenblatt, gestört worden war.

„Meine Wenigkeit, Euer Hochwohlgeboren, hat sich sozusagen mit eigenen Augen persuadiert. Meiner Wenigkeit unmaßgeblicher Meinung zufolge handelt es sich sozusagen um das Verbrechen des unbefugten Zusammenlebens zweier nicht durch die heilige Sanktion des Staates und der Kirche verbundener Subjekte, deren Geisteszustand, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, mit Recht als ein krankhafter zu bezeichnen sein dürfte.“

Der Regierungsstatthalter faltete die Waldburger Neuesten Nachrichten sorgfältig zusammen und führte sie zur Tasche. Es war eine halbe Stunde vor Mittagsschluss. Diese Frist benutzte er meist, den Roman unter dem Strich in stiller Zurückgezogenheit sich eingehend zu Gemüte zu führen. Bei des Kommissarii letzten Worten aber horchte er auf.

„Will Er dem Herrn Stadtphysikus in die Sporteln einschneiden? Weiß Er doch, dass die Geisteszustände derer zu Waldburg in der Herren Doktoren Ressort und gutachtlichen Einkommensbereich gehören. Mach Er seinen Rapport auf das eigene Konto!"

„Euer Hochwohlgeboren zu Diensten! — Meine Wenigkeit, wenn ich so sagen darf, begaben sich in oben bezeichnete Behausung. Wohlerzogen gewandt, ihres Amtes kundig, musste sie — Euer Hochwohlgeboren möchten die Schilderung derartiger sozusagen polizeiwidriger Einzelheiten nicht als unsittlich anrechnen, da es von Amtes wegen geschieht — musste sie konstatieren, dass sich die beiden oben Designierten, männlichen und weiblichen Geschlechtes, als um Einlass geläutet wurde, verlustieret hatten. Und zwar durch Küssen auf die beiderseitigen Hälse, was aus dort sich befindlichen, allmählich verblassenden roten Flecken zu schließen war."

Bei diesen Worten meckerte der Regierungsstatthalter laut auf, alsogleich jedoch, erschreckt über sich selbst, sich aufrichtend und räuspernd. Er war so merklich emotioniert, dass er die zusammengefalteten Waldburger Neuesten wieder auf das Schreibpult zurücklegte.

Der Wohnungskommissarius meckerte, erschrak und räusperte sich mit. Dann fuhr er fort:

„Oben bezeichnete Behausung war sozusagen sauber und ordentlich. Was jedoch durch seine Abwesenheit meiner Wenigkeit sozusagen in die Augen fiel, war: das andere Bett. Mit entsprechenden Worten: — Euer Hochwohlgeboren möchten bedenken, dass von Amtes wegen berichtet wird — meine Wenigkeit musste mit dem Ausdruck tiefster sittlicher Entrüstung konstatieren, dass nur ein einziges Bett vorhanden war. Daraufhin legitimierte sich meine Wenigkeit als Kommissarius eines hochwohllöblichen Magistrates der Stadt Waldburg. Wohlerzogen gewandt, ihres Amtes kundig, erbat sie um Einsicht in der so sträflichst anbetroffenen

Personen Papiere. „Ob wohl der alte Eichenbaum auch daran gedacht hat?“ fragte obig erwähnte Frauensperson unvermittelt, die sozusagen, was meine Wenigkeit von Amtes wegen bemerkte, ganz gegen die Kleidermandate eines hochwohllöblichen Magistrates angezogen ging.“

„Ist sie denn hübsch?“ unterbrach der Regierungsstatthalter.

„Wie dero hochwohlgeborene Augen zu sehen belieben. Meiner Wenigkeit erschien sie als beiläufig magerer Statur, deren Busen . . .“

Bei diesen Worten meckerte der Regierungsstatthalter laut auf, alsogleich jedoch, erschreckt über sich selbst, sich aufrichtend und räuspernd. Der Kommissarius meckerte, erschrak und räusperte mit. Dann fuhr er fort:

„Entgegen den weisen Verordnungen eines hochwohllöblichen Magistrates, die den Gewändern der sittsamen Bürgersfrauen durch Bändchen, Fältchen, Spitzlein und Perlchen das nötige Ansehen verleihen, trug oben des öftern vorerwähntes Frauenzimmer ein schwarzes, glattes, prallanliegendes Gewand, als wäre es — Euer Hochwohlgeboren möchten bedenken, dass von Amtes wegen berichtet wird — sozusagen splitternackt. Ganz abgesehen des tiefausgeschnittenen Halses, der Schultern, des Busens . . .“

„Und ich hab' sie ja nur . . .“ trällerte der Regierungsstatthalter, alsogleich jedoch, erschreckt über sich selbst, sich aufrichtend und räuspernd. Der Kommissarius trällerte, erschrak und räusperte sich mit. Dann fuhr er fort:

„An dem oben durch meine Wenigkeit beschriebenen Gewändlein besagter Frauensperson fehlten die Ärmel sozusagen. Was aber davon zu erblicken geblieben, war mit Hermelin — Euer Hochwohlgeboren möchten bedenken, dass solches Wort bei sotanen teuren Zeiten nur mit demokratischem Widerwillen und weil von Amtes wegen auf die Zunge genommen werden mag — mit Hermelin verbrämt! Die Schuhe obigen Frauenzimmers, was sozusagen als den Gipfel der Frivolität meiner Wenigkeit zu bezeichnen erübrigt bleibt, bestanden gänzlich aus weißem Pelz, wie solcher auch in einem üppigen Streifen mitten über das von keinem wohlbestallten Schneidermeister unserer wohllöblichen Stadt als Kleid, Rock oder Hemd näher zu charakterisierenden Gewande herablief.“ Der Herr Kommissarius schnappte nach

Luft. Dann fuhr er fort: „Das als Mann zu bewertende Individuum trug sich mit einer nicht anders denn als Schlafrock zu bezeichnenden Bekleidung — Euer Hochwohlgeboren belieben zu beachten: vormittags um die elfte Stunde — im Schlafrock! — und zu erwägen: dass von Amtes wegen berichtet wird — in einem mit feuerroten Blumen bestickten, wattierten Schlafrock! ‚Mir scheint, ich habe so etwas wie Papiere gesehen,' unterbrach die Mannsperson meiner Wenigkeit soeben erwähnte Betrachtung. ‚Suchen wir doch in der Schatulle nach.' Woraufhin er denn meiner Wenigkeit folgende noch näher zu erörternden Dokumente vorzuweisen sich unterstand:

Primo: Einen Heimatschein, solchermaßen selbige in Waldburg gebräuchlich sind, auf den Namen, wie meine Wenigkeit gewissenhaftigst ad notam genommen, lautend:
Feuervogel Felix, des Florian sel. und der Ignis, ledige Phönix.
geb. 11. Mai 1884.
Unverehelicht.
Von Beruf: Aviatiker.

Secundo: Einen Auslandspass, ausgestellt von der angeblichen Obrigkeit eines angeblichen Reiches Hypnopotamien. Besagter Pass, mit Siegel und Stempel ausgiebig versehen, enthielt zweierlei Schrift, davon die eine meiner Wenigkeit sozusagen wie böhmischer Wald erschien, die andere dagegen ehrlich die gebräuchliche war, auf den Namen lautend:
Eichbaum, Vera, des Serenus Quercus zu Recht angetrautes Eheweib, ledige Squirrel, des Silen und der Silva, ledige Bjelka.
geb. 15. Februar 1885.
Von Beruf: Privatgelehrte.

Nach solchermaßen zur Einsicht genommenen Papieren hub meine Wenigkeit, wohlerzogen gewandt, der hohen Beamtung bewusst, aber doch nicht uneingedenk einer gesetzlich geregelten Häuslichkeit, zu sprechen an, wie folgt: ‚Er ist also nicht mit nebenstehendem Frauenzimmer durch Gott und Obrigkeit legalisieret?'

‚Da hat uns der alte Eichbaum wirklich einen schlimmen Streich gespielt,' unterbrach mehrfach besagte Frauensperson, angebliche Eichbaum, meiner Wenigkeit schicklich eingefädeltes Interrogarium. ‚Das tat er, weil du den hohlen Ast annagtest,' klagte die als Feuervogel sich ausgebende Mannsperson. Und hätten der Herr Regierungsstatthalter nun die Blicke gesehen, mit denen sich die also Betroffenen anzustarren bemüßigt sahen — Euer Hochwohlgeboren verstünden meiner Wenigkeit unmaßgebliche — durchaus ohne dem Herrn Stadtphysikus nahe treten zu wollen — Mutmaßung betreffs eines nicht als wohlgeordnet zu diagnostizierenden Geisteszustandes jener in so zweifelhaften Umständen Überraschten, umsomehr in Beachtung der folgenden Worte des angeblichen Feuervogel: ‚Mein Wertester, es scheint leider, dass wir nach unseren Papieren nicht als verheiratet eingetragen sind. Aber glauben Sie uns, dass wir aus ehrlichstem Bewusstsein zusammengehören, dass wir uns treu und wahr mit allen Fehlern und Tugenden lieben, uns jedwedes Opfer zu bringen gedenken und uns lebenslängliche Treue aus innerer Notwendigkeit angelobt haben.' Daraufhin — auf dieses hin — wie Euer Hochwohlgeboren begreifen werden, empfahl sich meine Wenigkeit, der hohen Beamtung bewusst, wohlerzogen gewandt, doch kühl, mit dem Brustton der in allen demokratischen Gefühlen aufs Tiefste verletzten, bürgerlichen Tugenden. Es erübrigt meiner Wenigkeit, beizufügen, dass weder ein Geschlecht Feuervogel im Burgerrodel unserer altehrwürdigen Stadt bekannt, noch ein Reich Hypnopotamien, selbst nicht im Brockhaus, verzeichnet sind."

„In des Vaterlandes Namen danken wir Ihm," sagte der Regierungsstatthalter und ging zum Mittagessen nach Hause.

Frau Regierungsstatthalter begab sich um vier Uhr zum Kränzchen. Fünf Tassen Kaffee und sieben Erdbeertörtchen bewältigte sie, bis sie mit ihrem Bericht zu Ende kam.

Zuerst ergriff Frau Doktor Ergelster das Wort: „Der arme, arme Herr Feuervogel! Der bedauernswerteste, junge Mann! Zweifellos hat sie ihn eingezogen! Einen faszinierenden Eindruck mache sie, sagte mein liebes Männchen. Brauchen wir auch nicht für das Seelenheil unserer tugendhaftesten Ehegatten zu sorgen,

so gibt es doch auch heutzutage noch Hexen, ja Hexen, ja Hexen!"

Dann flötete Frau Pfarrer Drosselbein: „Der liebe Gott, unser guter Hirte in jeglicher Trübsal, schuf jedem Tierchen sein erlaubtes Pläsierchen. Der liebe Gott im Himmel hat geziemliche Freuden für alle geschaffen. Der liebe Gott hat die Welt mit weisen, wohltuenden Pflichten erfüllt, hat die kirchliche Trauung und die kirchlichen Abgaben geschaffen, so lasset uns denn beten für jene bemitleidenswerten Geschöpfe, die ohne IHN sich an den Freuden der Welt vergreifen und den sündigen Tieren vergleichbar sind. Wohl denen, die im Schoße der Kirche ihre reinen Kinderlein zeugen. Sie werden das Himmelreich ernten. Wehe ihnen, die dergleichen Dinge um fleischlichen Genusses willen verüben — und überhaupt — so etwas denkt man nur — man tut, man tut, man tut es nicht. Amen."

Frau Privatdozent Eulenpeter erklärte: „Als Mitglied der akademischen Kreise bekenne ich mich zu einer etwas freieren Auffassung. Ich glaube, dass es sich nicht um ganz normal zu bewertende Menschenkinder handelt. Sicher haben sie Freud gelesen, und diese Überschätzung des Sexuellen — verzeihen Sie, meine Damen, wenn ich das Wort hier ausspreche — ist von den schlimmsten sozialen Folgen begleitet. Mein Mann ist ganz der gleichen Meinung, ganz der gleichen Meinung."

Frau Stadtpräsident von Kuckucksheim hatte das letzte Wort: „Aus unserer Wohnung sieht man leider gerade hinüber, wenn man auf die Kommode steigt. Ich sage nur das — die Beiden leben im Konkubinat, im Konkubinat! Wozu haben nun unsere Männer die Familienväterinitiative angenommen? Wozu sind wir so lange tugendhafte Mütter gewesen? Es ist ein Skandal, ein Skandal, ein Skandal!"

Ganz Waldburg geriet in Aufruhr, nachdem eine Stimme aus dem Publikum in den Neuesten über die Angelegenheit delikat, doch ausführlich, zum Aufsehen gemahnt hatte und eine Anklageschrift, wie ein Verhaftbefehl ausgestellt worden waren. Drei Tage später, in aller Frühe, zogen zwei Stadtpolizisten in Uniform zum alten Haus an der Hörnchengasse und besetzten die Türe. Regierungsstatthalter und Wohnungskommissarius läuteten vergeblich. Das Nest war ausgeflogen.

Herr Feuervogel hatte nichts als eine Schrift hinterlassen, in welcher die ganze, vorstehende Geschichte verzeichnet stand, sowie, dass er und seine Herzliebste, die in den Papieren Frau Eichbaum geheißen wäre, noch einmal des alten Eichenbaums Zauber angerufen hätten.

„Zauberer du, großer Geist, der du über unserem Hause waltetest," riefen der junge Mann und die schöne Frau, „hilf uns! Schütze das Werk!"

Und Eichenbaum, der Zauberer, trug keinen Groll mehr in sich. Das war längst vorbei. So schützte er das Werk. Er half, dass die Sonnenstrahlen erstarrten, und ein Geräder und Gestänge erstand, leichter, als Abendwind, biegsamer und härter, denn Stahl. Er half, dass die mächtigen Flügel erwuchsen, aus Himmelsblau und Sonnengold gewoben, er half, dass das gewaltige Flugzeug in bebender Erwartung harrte, als die Beiden es engverschlungen bestiegen, Feuervogel und die weißhändige, schlanke Frau. Wundervollen Ausflugs schwebten sie dem Morgenrot entgegen. Gesang erscholl über Wäldern, Wassern und Bergspitzen, Gesang, wildbrausender, farbenglutiger Gesang — und die Seele des Feuervogels, die Seele der herrlichen Frau flammten ineinander, als sie der Sonne nahe waren, vereinten sich mit ihr und lösten sich auf in ungezählte Lichtfunken, die das All durchschweben, einen ganz besonderen, wehmütig-wonnesamen Ton in die Harmonie der Sphären hineintragend.

* * *

Telegramm der Waldburger Neuesten Nachrichten. Johannistal, den 11. Mai 1913. Der Motor des Fliegers Feuervogel, der mit seiner Braut als Passagier zum Höhenrekord gestartet war, kollidierte mit der Sonne. Von den kühnen Fliegern und ihrem Flugzeug fehlt bis zur Stunde jegliche Spur. (Anmerkung der Redaktion: Der Flieger Feuervogel dürfte identisch sein mit dem Individuum gleichen Namens, das von den hiesigen Behörden unlängst ausgewiesen wurde.)

□□□

MENUES RÉFLEXION A PROPOS DU BICENTENAIRE DE DIDEROT

A propos du bicentenaire de Diderot, j'avais préparé un grand article où je montrais quel homme, quel écrivain, quel philosophe, quel artiste fut le grand encyclopédiste . . . Je faisais entre Rousseau et lui un beau parallèle . . . Enfin, je m'efforçais de ne négliger rien de tout ce qui peut contribuer à l'intelligence d'une mentalité aussi brillante, d'un personnage aussi important et de l'influence immense qu'il exerça . . . Mais, à mesure que j'accumulais les fiches et les documents, une inquiétude de plus en plus grande me saisissait; je ne pouvais ni ne devais laisser dans l'ombre aucun trait important, et pour utiliser bien tous mes matériaux, je me voyais conduit d'avance à écrire un gros livre sur Diderot . . . Mon Dieu, un livre sur Diderot, après ceux de Collignon, de Ducros, de Reinach, de Scherer, était-ce bien nécessaire? A l'origine, je n'avais songé qu'à expliquer en un petit article pourquoi il fallait se souvenir de ce philosophe et de quoi il était bon de lui être particulièrement reconnaissant en cette année commémorative ... Mais voilà, nous n'avons pas, de nos jours, des têtes encyclopédiques, et Diderot porta de si vives lumières sur tant de sujets différents!

Je m'excuse donc et me rétracte: Ne pouvant dire ici tout ce que je voudrais sur Diderot, je me restreindrai et donnerai simplement mes impressions personnelles sur un point assez mal défini, je crois, des idées des Encyclopédistes, je veux dire surtout de Diderot et de Rousseau.

On dit partout: „Ils préconisèrent le retour à la nature", ou bien: „Rousseau fut l'ennemi de la société." Parlant de Diderot, M. Lanson dit: „Jamais homme ne fut plus *nature*" (c'est lui qui souligne le dernier mot). M. Reinach s'écrie: „Seul au XVIIIe siècle, Diderot a compris et senti la nature sous toutes ses formes, la nature au sens large, infini du Cosmos." Et enfin tout le monde ne s'accorde-t-il pas en affirmant que c'est Rousseau qui a renouvelé le sentiment de la nature?

C'est à n'y plus comprendre grand'chose. Je sais bien qu'il y a nature et nature et que, dans les différentes assertions citées, le mot n'est pas pris dans le même sens, mais enfin, il reste, semble-t-il, dans cette question du retour à la nature assez à éclaircir pour que je borne à cela mes faibles essais d'aujourd'hui.

Distinguons d'abord entre la *nature humaine* et *la nature* au sens large du Cosmos:

Il est très vrai que Diderot fut *nature*, c'est-à-dire qu'il lâcha bride à toutes les idées plus ou moins extravagantes qui lui passaient par la tête. Il ne connut guère la retenue des esprits froids et des âmes chastes, il s'étala constamment, sans discrétion et sans pudeur. Il est bon évidemment de suivre ses impulsions naturelles quand elles portent à la piété filiale et à l'amour paternel, quand elles incitent à être franc, loyal, obligeant avec ses amis, sincère dans ses écrits. Mais le cynisme et la vulgarité? Cela est moins bon et tout aussi nature. Diderot était du peuple et le resta. Cela, c'est évidemment une affaire de naissance, et aussi d'éducation, de tempérament, de caractère. Renan, issu du peuple, eut des goûts aristocratiques; Rousseau, tout en témoignant d'autant de fougue que Diderot contre les riches, les grands et les privilégiés, eut plus de délicatesse d'âme.

Mais passons vite de l'homme à ses théories: Pour Diderot comme pour Rousseau, l'homme est naturellement bon. Voilà le fin fond de leur morale et même de toutes leurs idées antichrétiennes. Mais pour Diderot, c'est la société civile, une véritable „divinité sur la terre," qui donne la mesure de la moralité en la faisant passer sous le gabarit de l'utilité commune. C'est elle qui fait les hommes bons. Il est naturel de vivre en société, et l'homme naturel étant bon, c'est l'institution sociale qui convient le mieux à l'homme et assure le plus parfaitement son bonheur.

On m'objectera tout de suite les peintures pessimistes de Diderot, son portrait du *Neveu de Rameau*, par exemple: — Oui, le personnage est terriblement immoral à force d'être amoral, c'est un fauve, c'est une force de la nature lâchée en pleine société . . . Mais, voilà justement le nœud de la théorie de Diderot, c'est que la société actuelle obéit à des règles antinaturelles,

qu'elle est mal et artificiellement constituée, que son code n'est pas celui d'une libre association d'hommes libres. Elle respecte des privilèges, elle se soumet à des lois religieuses, elle est liée sous le joug du despotisme, elle est pourrie d'abus, elle se meurt sous l'arbitraire et le bon plaisir. Si tout cela disparaissait, la société deviendrait bonne et ne formerait que des hommes à sa ressemblance.

Ce n'est pas un auteur immoral qui peut s'écrier comme Diderot, qu'il aimerait mieux avoir réhabilité Calas que d'avoir composé le plus sublime chef-d'œuvre du monde. Mais il se trompe, comme Rousseau, en croyant que c'est la société qui fait l'homme. — C'est l'homme qui fait la société. Ils ne connaissent ni l'un ni l'autre l'origine humble et réelle et misérable de la civilisation. Ils ne se représentent pas comme nous l'homme sauvage de l'époque du mammouth; ils n'en soupçonnent pas la férocité naturelle. L'antiquité ne leur léguait que les belles images d'un Plutarque et ils ne pouvaient remonter plus haut. Alors ils s'imaginaient très candidement que la vie sauvage est la meilleure et ils croyaient que l'institution sociale doit être abolie (Rousseau . . . et encore!) ou remaniée (Diderot). — Notons en passant que nous souffrons encore de ces théories erronées lorsque nos bons législateurs espèrent fermer les prisons en ouvrant des écoles ou en améliorant les lois; car l'homme naturel ne se servira de l'instruction ou de la bonne loi pour le bien que dans la mesure où il sera bon déjà, et le problème reste entier. En tout cas, personne n'a prouvé que l'homme naturel fut nécessairement corrompu dès sa naissance, et je croirais plutôt le contraire, mais si haut qu'on remonte le cours des âges, l'enfant se trouve en contact avec des hommes mauvais qui ont fait une société mauvaise.

Quoi qu'il en soit, cet homme naturel pourra avoir des passions plus fortes, des sensations plus vives, des amours ou des haines plus violentes que le mannequin, l'esclave ou l'ascète des sociétés chrétiennes. Si ces passions étaient orientées vers un but utile ou grand, il en résulterait pour la communauté de très précieux avantages. C'est ce que Diderot a fort bien vu, et il faut aller jusqu'à Zola pour retrouver pareil hosanna aux forces naturelles libérées, à la vie aimée, librement épanouie, de

plus en plus riche, féconde, souverainement bonne, à la vie glorifiée . . . „C'est le comble de la folie, s'écrie Diderot, que de se proposer la ruine des passions. Le beau projet que celui d'un dévôt qui se tourmente comme un forcené pour ne rien désirer, ne rien aimer, ne rien sentir, et qui finirait par devenir un vrai monstre s'il réussissait! . . Le chemin du bonheur est le chemin de la vertu. Le témoignage de soi, voilà la source des vrais biens et des vrais maux. On a tort de s'en prendre aux passions des crimes des hommes; c'est leurs faux jugements qu'il faut accuser. Il n'y a que les passions et les grandes passions qui peuvent élever l'âme aux grandes choses . . .“

Rousseau, que je sache, n'a pas été aussi loin. Quoi qu'il en soit, sa morale est restée plus chrétienne que celle de Diderot, et en éthique, ce n'est pas le genevois qui a été le précurseur de Nietzsche, c'est le champenois.

En un autre sens et sur un autre point — mais qui se rapporte à une conception meilleure de l'humanité naturelle — Diderot a eu des idées bien plus modernes que Rousseau. Il a réhabilité la femme. Il faut comparer, comme je viens de le faire, les pages sur *Sophie* à celles sur la *Dissertation de Thomas*; Diderot a dit: „La soummission à un être qui lui déplaît est pour elle un supplice.“ Et plus loin on croirait entendre Michelet parler de l'éternelle et délicate malade ou Maeterlinck dire que les femmes sont plus proches parentes que nous de l'infini... Pauvres femmes! comme il les comprend, comme il les plaint, comme il a le sentiment des iniquités incalculables qui se sont commises à leur égard, comme il les suit avec sympathie dans leur existence close, misérable, servile! Il s'écrie: „Elles ont été traitées comme des enfants imbéciles!“ Et il voudrait tremper sa plume dans l'arc-en-ciel pour continuer à en écrire. „Fixez, conjure-t-il les hommes, fixez avec plus de justesse et d'impartialité les prérogatives de l'homme et de la femme!“ Et il termine en affirmant que „quand elles ont du génie“, il leur en croit „l'empreinte plus originale qu'en nous.“

En regard: pauvre petite Sophie et pauvre Rousseau! Comment lui, l'homme de la nature, a-t-il pu préconiser le plus étroit et cruel esclavage de la femme? Ce serait à croire que, comme l'avance cette mauvaise langue de Diderot, Jean-Jacques

a perdu bien du temps aux genoux des femmes, tandis que d'autres ont bien mieux employé le leur dans leurs bras . . .

La femme, a-t-on dit, est une nature en petit, un véritable *microcosme*, elle résume en elle toutes les merveilles de la nature et en étant plus voisine, elle en a un sentiment plus vif que nous. Des écrivains candides ont écrit de gros livres là-dessus, moi le tout avant-dernier, mais je n'y ai pas parlé de Diderot, j'y ai parlé de Rousseau. Et voilà que j'entends partout crier que „Diderot seul au XVIIIe siècle a senti la nature au sens infini du Cosmos", que „l'adoration de la nature est son genre de piété", etc., etc. Je suis ahuri, je cherche dans ses œuvres et voici ce que je trouve: Une belle page dans son portrait de l'Enthousiaste: „Il aime, selon l'attrait de son cœur, à mêler ses pleurs au cristal d'une fontaine . . ." etc., le morceau est suffisamment connu, je crois; et il se termine ainsi: „O Nature, tout ce qui est bien, est renfermé dans ton sein! Tu es la source féconde de toutes les vérités!" Et voilà! Dix-huit lignes. — Il y a d'autres pages! me dira-t-on . . . — Oui, il y a, par exemple, celle où il se déclare si content dans son lit pendant que l'orage gronde au-dehors . . . le *suave mari magno* d'un bourgeois en bonnet de coton. Mais enfin je cherche quelque chose d'analogue à *l'or des genêts et la pourpre des bruyères*, à *ce lac, et point un autre*, à ces innombrables paysages enchantés de Jean-Jacques, et je ne trouve rien.

Le Sentiment de la Nature? Diderot? Allons-donc! Otez-vous cela de la tête, bons collégiens, car ce n'est pas vrai.

Et pourtant, ce même homme, si sec et si froid devant les splendeurs du monde, fut panthéiste et panthéiste-naturiste comme les stoïciens, comme tous ceux qui ont senti palpiter dans les veines de l'univers une Ame éparse, confuse et belle qu'ils adoraient instinctivement à l'instar des premiers hommes.

Voilà qui est étrange. Mais à coup sûr, pas plus que de voir Rousseau séparer si nettement Dieu du monde. Il y a là une double contradiction que je ne m'explique qu'à demi, à demi en ce qui concerne Rousseau, et pas du tout en ce qui concerne Diderot. Je crois bien, en effet, que c'est à ses origines protestantes que Rousseau a dû d'échapper au panthéisme, car rien n'égale l'horreur de la mentalité calviniste pour le panthéisme.

Le christianisme et le protestantisme en particulier qui a rendu ses droits à la raison, ont senti que le panthéisme était leur seul, leur grand ennemi, que l'esprit humain y arrive fatalement quand il a fait le tour des choses . . .

Mais pour Diderot, je ne sais pas, je l'avoue, pourquoi il fut panthéiste puisqu'il ne fut pas impressionné directement par la révélation de la Nature. D'abord, j'ai cru que c'était une invention des commentateurs, tout comme son sentiment de la nature; car il dit lui-même en note d'un de ses ouvrages: „Aie toujours présent à l'esprit que la nature n'est pas Dieu", et, par la suite, il parle en effet fort souvent de Dieu, comme d'un être personnel. Mais en d'autres ouvrages, et qui sont postérieurs (le *Rêve de d'Alembert*, par exemple), oui, je dois bien l'avouer, il se montre panthéiste. Il n'y a qu'une substance douée de mouvement. — Cela lui suffit pour expliquer l'origine de tout. La matière unique, infiniment plastique et mobile, a pris toutes les formes qui existent! c'est elle qui constitue le minéral, le végétal, l'homme. (Ceci n'est que du matérialisme, mais voici le panthéisme:) De ses formes organisées, la vie et la pensée sont sorties, et il n'y a pas de solution de continuité à cet égard dans toute la nature. La vie est en tout. En ce tout nos plus belles ou plus généreuses pensées elles-mêmes ont leur origine et elles y puisent leur éclat fugitif et périssable. Rien ne demeure pareil, rien ne se crée, rien ne se perd. Le prolongement de notre plus infime velléité est éternel. Il y a une force commune à toutes choses, une âme, une vie qui aime le grand corps protéiforme et l'entraîne par des modifications continuelles et des métamorphoses de plus en plus excellentes vers le plus bel avenir . . .

Didérot prévoit le darwinisme et prophétise les plus belles découvertes de l'anatomie en disant: „La fibre est un animal simple, l'homme un animal composé." Et de tout ce qu'il dit, il ressort qu'à son avis, l'homme est un animal simple, une fibre de l'animal composé qui est le Monde. Des innombrables essais de la nature, les relativement bons, les viables seuls ont duré et se sont perfectionnés. Voilà de l'évolutionnisme, du monisme, du panthéisme, c'est clair. Mais c'est parti d'une physique. Diderot n'est pas parti de l'émotion éprouvée au contact de la

beauté et de la vie partout répandues, il est parti *ab abstracto*, d'une idée préconçue[1]).

Ah! si les rôles eussent été renversés! Si c'eût été Rousseau qui eût fait le tableau saisissant de l'immense monde considéré comme un seul être organisé, qui se fût élevé de la contemplation passionnée de ses beautés particulières jusqu'à la vision et à l'adoration de son Ame radioactive, source éternelle de toute grandeur, de toute ardeur, de toute chaleur et de toute vie! Si le mélancolique et solitaire promeneur eût pu pressentir que tout est un et que l'unité est en tout, que l'Idéal, le Dieu, l'Être suprême ne sont que les images d'un même ressort intérieur aux choses et aux êtres . . . quelles splendides pensées n'en eût-il pas tirées! Ardent, tendre et rêveur comme il fut, il eût trouvé, pour célébrer la multiple beauté du monde et la majesté du Dieu caché, de tels accents qu'il aurait renouvelé la société, rajeuni le cœur de l'homme, créé une religion nouvelle dont il serait encore le prophète parmi nous! Car enfin, voyez ce que la découverte de la vérité fait dire à Diderot même, à ce sec et froid bonhomme, elle lui fait pousser le cri sublime: *Elargissez Dieu!*

Qu'aurait donc pu dire Rousseau?

Disons le sans ambage: Le panthéisme, bien plus que le déisme ou le théisme, est l'authentique religion naturelle. Si l'on ne veut décidément plus de révélation divine spéciale ou extra-humaine ou réitérée ou non universelle, si l'on ne peut se résoudre au dualisme définitif, il faut arriver au panthéisme. Là tout s'accorde. Le panthéisme est la seule philosophie qui soit en même temps une religion. Il satisfait l'invincible besoin d'unité de la raison. Il rétablit Dieu dans son plus saint sanctuaire, dans le cœur de l'homme. Il laisse aux passions leur force et leur grandeur, car, par la loi même de l'indéfini devenir, en fin de compte toute force rétrograde est anéantie, tandis que

---

[1]) C'est sans doute à cause de ce panthéisme que Gœthe l'a pu croire allemand. On sait que Gœthe, qui le premier fit imprimer le *Neveu de Rameau* en sa traduction allemande, revendique Diderot pour l'Allemagne. Et par la suite quantité de Français ont bien voulu acquiescer. Mais pourquoi? Mais comment! Le bon citoyen de Langres, qui se comparaît lui-même au coq gaulois n'a rien de germanique . . . ou je n'ai pas su le lire.

sont exaltées et centuplées les énergies naturelles qui sont vraiment naturelles en ce sens qu'elles ont leurs racines profondes dans *l'idée* fondamentale qui anime le cœur du monde. Le panthéisme prévoit et contient les plus modernes philosophies, comme celle de Bergson, car il donne à l'instinct sa valeur divine puisque c'est par l'intuition seule que nous pouvons communiquer avec l'Ame de tout. Il identifie le vrai, le beau, le bien avec la vie, non avec telle ou telle vie transitoire, mais avec la Vie qui progresse et évolue de petites vies en petites vies. Avec lui, on comprend l'évolution, la soif de perfection, la solidarité universelle, l'élan de tous les êtres vers le mieux et surtout cet élan magnifique de l'âme vers l'infini de la beauté et de l'amour . . .

Quel malheur donc que Diderot n'ait pas eu la sensibilité d'un Rousseau ou d'un Saint François d'Assise! Hélas, comme il le dit de son Thomas, „il a beaucoup pensé, mais il n'a pas assez senti. Sa tête s'est tourmentée, mais son cœur est demeuré tranquille." Voilà pourquoi, malgré des scrupules, des tâtonnements, malgré un système métaphysique boîteux et encore presque tout chrétien, c'est Rousseau qui nous passionne encore, car il a senti, lui, il a vibré et à chaque instant il laissait un peu de son grand cœur inquiet à tout objet aimable ou souriant, à toute clarté épanouie dans les cieux ou sur la terre, à toute fleur, à toute prunelle de femme . . .

Il n'a pas seulement eu le sentiment de la nature, il a eu le sentiment de l'infini, et, en vérité, il lui a manqué bien peu de choses pour être Celui qui doit venir.

CHABEUIL MICHEL EPUY

□□□

VOM SPRECHEN

Um die Vorgänge beim Sprechen zu erforschen und dadurch den Fehlern beim Sprechen abzuhelfen, haben die verschiedensten Wissenschaften, jede von ihrem Standpunkt aus, zusammen arbeiten müssen, ohne dass das Fazit dieses vielseitigen Wirkens heute schon gezogen wäre. Der Mediziner Hermann Gutzmann in Berlin nennt eines seiner bedeutendsten Werke *Physiologie der Stimme und Sprache.* Der Heidelberger Philologe Sütterlin

lässt seine vorzüglichen Vorträge unter dem Titel *Lautbildung* erscheinen. Sievers beweist in seinem Buche *Grundzüge der Phonetik*, dass die Lautangleichungen und die Sprachlaute der verschiedenen Völker ethnologisch interessant sind. Der Wiener Hofrat Kempelen baute vor mehr als hundert Jahren seine Sprechmaschine und nannte sein Buch *Mechanismus der menschlichen Sprache.* Und andere Werke wiederum behandeln das Sprechen vom Standpunkt der musikalischen Akustik.

Trotzdem nun von allen Seiten her die lautliche Mitteilungstätigkeit des Menschen erforscht worden ist, werden die Ergebnisse in den Schulen nicht praktisch verwertet, wie es sein sollte. Man glaubt eben, da jeder normale Mensch von seinem vierten Lebensjahre an ohne weiteres spricht, dass eine eigentliche Schulung nicht von nöten sei. Und doch wäre sie in Anbetracht der vielen Berufe unerlässlich, die von ihren Vertretern anhaltendes und weitvernehmliches Sprechen erfordern. Lehrer, Schauspieler, Juristen, Prediger, Offiziere, ein Teil der Kaufleute, Politiker und Beamten müssen oft den Mangel an richtiger Technik schmerzlich empfinden, und mancher reife Mann holt nach, was die Schule versäumte.

Das berufliche Sprechen stellt andere Anforderungen an den Sprechorganismus als die ruhige Unterhaltung. Werden sie missachtet, stellen sich fast unvermeidlich Stimmlosigkeit, Heiserkeit und Ermattung ein. Auch beim Sprechen gilt es, das Prinzip des kleinsten Kraftaufwands zu beobachten, die empfindlichen Organe zu schonen und die schwere Arbeit den andern zu überlassen.

Mit dem Sprechzentrum im Gehirn, dem Sitz der Sprache, kommt niemand zur Welt; es bildet sich erst in den ersten drei Lebensjahren, und da ist leicht zu begreifen, dass gerade dann die Umgebung für die Bildung der Sprache ausschlaggebend ist. Deshalb haben auch die meisten Glieder einer Familie die gleichen Sprechfehler. Das Kind ahmt ja gerade das Abnorme gern nach; ein schlecht sprechendes Kindermädchen kann großes Unheil anrichten, besonders wenn das Kind für Mängel, die sich bei ihm drollig ausnehmen, noch besonders gehätschelt wird. Kein Sprechfehler ist angeboren; nicht Zahnlücken, schief stehende Zähne, oder eine dicke Zunge tragen die Schuld, sondern bloß üble Gewohnheiten, die man bei zweckgemäßer Behandlung verlieren

kann. Selbst das Stottern kann durch Vernachlässigung oder Nachahmung im frühesten Alter entstehen, wenn es nicht die Begleiterscheinung einer Nervenkrankheit, etwa einer Angstneurose, ist; von andern Fehlern, wie Überhasten, Lispeln, Zischen, Näseln gar nicht zu reden.

Die Wirkung solcher Sprechmängel auf die Behafteten ist tiefgehend. Ein Stotterer wagt kaum zu sprechen; er fürchtet Überlegenheit oder Mitleid im Auge des andern zu lesen und wird daher nicht selten menschenscheu und verbittert. Der lispelnde junge Kaufmann kann nicht für sein Haus reisen; er ist zum trockenen Kontorsitzer verdammt. Der Lehrer macht sich bei seinen Schülern lächerlich, wenn er durch Sprachfehler Dichtwerke um ihre Wirkung bringt. Die meisten Sprecher bei Festen und Versammlungen erzeugen Kopfschütteln bei ihrer Hörerschaft, wenn sie durch Wiederholung der Laute äh und hm, durch taktmäßiges Kopfdrehen auffallen, wenn sie den Wortakzent herausschreien und die Endsilbe flüstern.

* * *

Der stimmgebende Apparat, der Kehlkopf, ist ein überaus zartes und empfindliches Organ. Er enthält die beiden Stimmbänder, die durch den aus den Lungen gepressten Luftstrom zum Schwingen gebracht werden. Die Lungen wirken dabei wie ein Motor, der sicher und gleichmäßig arbeiten muss, soll nicht das ganze Getriebe versagen. Erhöhte muskulöse Spannung der Stimmbänder lässt den Ton steigen, Lockerung lässt ihn sinken; die Tonstärke aber ist vom Luftdruck aus der Lunge abhängig.

Die meisten schweren Sprechkrankheiten, Stimmschwäche oder Stimmrauheit zum Beispiel, haben ihren Grund in einer Überanstrengung des Kehlkopfes. Der nicht geschulte Sprecher glaubt den Luftdruck und die Stimmbandspannung erhöhen zu müssen. Der stärkere Luftdruck löst aber einen Gegendruck der Muskeln aus, die bei einem nicht Geübten rasch ermüden. Der Kehlkopf wird blutüberfüllt, die Stimmbänder entzündet und geschwollen; Räuspern, Hustenreiz und Heiserkeit sind die äußern Anzeichen eines Ermüdungskatarrhs, der leicht chronisch wird. Zuerst will der ermüdete Sprecher den Kehlkopf zu größerer Leistung zwingen und erschwert dadurch beständig sein Übel. Viele Berufssprecher

und dilettantische Sänger werden dadurch heiser bis zum völligen Verlust des Stimmklangs; gesunde Stimmen sind so selten, dass sie als schöne Stimmen auffallen.

Auch Erregtheit und die Absicht, recht klangreich zu sprechen, überanstrengen den Kehlkopf. Man hebt den Zungengrund und presst den Kehlkopfdeckel nach unten; so werden Luftstrom und Tonwellen am freien Herausströmen gehindert, und man versucht wiederum durch vermehrte Kehlkopfarbeit den geschwächten Lauteffekt wett zu machen. Ähnlich verhält es sich beim Näseln, wo ein Teil der Luft zwecklos den Weg durch die Nase nimmt, und auch für überstürztes, unregelmäßiges Sprechen muss der Kehlkopf büßen. Das Prinzip des kleinsten Kraftaufwandes beim Sprechen muss also darin gesucht werden, das man den Kehlkopf möglichst schont und dafür durch sorgfältige Schulung der tonumformenden Organe des Mundes zu deutlicher, weit vernehmbarer Aussprache gelangt; diese sind robuster Natur und können viel Arbeit ertragen. Das ist aber schneller gesagt als getan; nur durch genaue Kenntnis der Vorgänge beim Sprechen und durch eine scharfe Kontrolle über die eigenen Sprechorgane, wie man sie nur durch Einsicht oder lange Übung erreicht, kann man zu ökonomischen Sprechgewohnheiten gelangen. Ohne fachmännische Einführung ist das aber natürlich ein Ding der Unmöglicheit.

Es wäre daher sehr zu empfehlen, in den Schulen einen systematischen Sprechunterricht durch besonders geschulte, gut sprechende Lehrer erteilen zu lassen. Alles Phantastische, wie es oft Gesangspädagogen zur Vermittlung des Lehrstoffes vortragen, müsste aber dabei vermieden werden. Durch rhythmische Übung der Atmung können die Schüler die Herrschaft über ihre Lunge erreichen. Das alles sollte dann später durch besondere Vortragsmeister an den Mittel- und Hochschulen weiter gefördert werden; einzelne Universitäten haben ja heute schon ihren Lektor für Vortragskunst. Jedenfalls darf man nicht länger zusehen, wie viele Leute durch einen Mangel an richtiger Gewöhnung in ihrer Berufswahl und in ihrem Fortkommen schwer geschädigt werden und wie ein wesentliches Mittel zum künstlerischen Ausdruck unserer Seele immer mehr verkümmert.

ZÜRICH ALFRED GUTTER

□□□

THEATER UND KONZERT

ZÜRCHER THEATER. Lohnt es sich, über Tristan Bernards Komödie *„Das kleine Café"* zu sprechen? Es würde sich lohnen, wenn Fortgang und Ausgang dem Eingang entsprächen. Sie tun das nicht. Und so wird aus einer Komödie, die drohendgrausame Züge hätte annehmen, die ins Tragikomische den Weg hätte finden können, ein platter Schwank.

Ein Schurkenstreich soll an dem Kellner Albert verübt werden. Sein Brotherr, der von einem schmierigen Winkelagenten auf dieses Geschäft hingeführt worden und der Versuchung zu raschem, mühelosem Geldgewinn nicht widerstanden ist, gibt sich zum Vollzieher hin. Nämlich: der Kellner hat eine mächtige Erbschaft gemacht. Von dieser soll ihm eine tüchtige Portion abgeknöpft werden. Reich geworden, wird er nicht mehr Kellner bleiben wollen. Wie aber, wenn er von seinem Herrn nicht loskommen könnte, ohne sich mit einer gewaltigen Summe aus seinem Dienstvertrag zu befreien? Das ist die Schlinge, die ihm gelegt wird. Noch weiß er nichts von seinem Glück. Aber der Agent hat es in Erfahrung gebracht, und nun soufflliert er dem Caféhausbesitzer, er solle noch rasch, bevor Albert von der Sache erfahren, diesen durch einen langjährigen Kontrakt an sein Geschäft binden, indem er ihm ein ganz bedeutendes Monatssalär aussetze; sollte jedoch Albert oder sein Dienstherr vor Ablauf der langen Frist aus diesem Vertrag austreten wollen, so hat einer dem andern zweihunderttausend Franken zu zahlen. Wie ein Ulk gibt sich diese Klausel der Konventionalstrafe; ungefähr wie das Pfund Fleisch im Kaufmann von Venedig. So siehts der Kellner auch an, und er schlägt ein in den Pakt. Da kommt der Postbote mit dem eingeschriebenen Brief vom Gericht: achthunderttausend Franken erbt der Kellner Albert. Nun frägt sichs, ob er einen Viertel des unverhofften Goldsegens gleich opfern und sich mit dem Rest auf die Rentier-Karriere zurückziehen will. Da ist es nun ein feiner Zug des Komödienschreibers, dass gleich mit dem Geldbesitz der Geizteufel in Albert erwacht; nein, einen solchen Abzug will er sich nicht gefallen lassen; lieber Kellner bleiben, und die volle Summe behalten plus Monatslohn So ist der Caféhausbesitzer der Geleimte. Freilich auch der Kellner. Denn genießen kann er auf diese Weise seinen Reichtum nur in den Nacht- und Frühmorgenstunden, nach Ablauf seines Berufs. So werden Beide Opfer des Vertrags.

Das ist die Situation, wie sie sich am Ende des ersten Aktes ergibt. Aber sie wird im folgenden nur juxhaft ausgebeutet. Wie die beiden in dem Netz des Vertrags zappeln, der dem einen, dem Arbeitgeber, das Geld herauspresst, dass er sich kaum rühren kann, dem andern, dem Arbeitnehmer, den Genuss seines Geldes (natürlich mit Weibern) auf alle Weise erschwert und zu einer aufreibenden Strapaze macht — das entwickelt Tristan Bernard nur nach der Seite einer höchst billigen Schwanklustigkeit hin, so dass er schließlich keinen andern Ausweg mehr findet, als die Sache durch eine Verheiratung des reichen Kellners mit dem Töchterlein des geprellten Caféhausbesitzers ins philiströse Geleise zu bringen. Ein scharfer, unbarmherziger Psychologe wie Henry Becque hätte aus dem selben Stoff eine echte Comédie mit tragischen Untertönen, wenn nicht gar mit einem tragischen Schluss

aufbauen können, indem der Eine an dem Vertrag sich wirklich und wahrhaftig verblutet, und der Andere an seiner Doppelexistenz zugrunde geht. Von dem furchtbaren Hass gar nicht zu reden, der zwischen den Zweien sich naturgemäß aufrichten würde, die in dem kleinen Café tagtäglich mit einander leben müssen, während einer dem andern das Lebensmark aussaugt.

So spinnt man sich unwillkürlich dieses ertragreiche Komödienmotiv aus, das unter den Händen Tristan Bernards mit ganz unbedenklichen Schwankmitteln ins platt Amüsante herabgezerrt worden ist. H. TROG

*

LA COMÉDIE FRANÇAISE A GENÈVE. Messieurs et Mesdames les sociétaires du théâtre national de la Comédie française ont donné à Genève, avec la distribution habituelle, une série de cinq représentations de pièces du répertoire. Cela a pris l'allure d'un évènement considérable. Nos édiles, qui se piquent volontiers de littérature et d'art, ont offert à ces célébrités de la scène un déjeuner, au cours duquel on n'entendit, paraît-il, qu'un seul discours, ce qui est, en vérité, chose stupéfiante. La chose, en effet, méritait bien que l'on se dérangeât. Jamais Genève n'avait abrité dans ses murs un pareil *ensemble* de comédiens et de tragédiens, jamais notre public n'avait eu l'occasion de voir, sans se déranger, d'aussi parfaites représentations de *Bérénice*, de *Polyeucte*, du *Jeu de l'amour et du hasard*, ou du *Mariage de Figaro*.

La Comédie française jouit d'une réputation mondiale. Personne n'ignore ce qui se fait et ce qui se dit dans la maison de Molière. Ce théâtre d'Etat passe pour le Conservatoire du bon goût, du style, de l'élégance française, de la dignité. Régi par le décret de Moscou, le Théâtre-français n'engage point d'artistes: il admet des sociétaires et s'adjoint quelques pensionnaires, futurs sociétaires eux aussi. Il doit donner au moins quatre représentations hebdomadaires d'œuvres classiques, et ne peut représenter plus de deux fois en une semaine une pièce nouvelle, quel que soit son succès. En outre une foule de prescriptions, de règlements, de coutumes et de traditions donnent à cette Maison une place unique parmi les autres théâtres. Et puis Messieurs les Comédiens français ne sont point de simples artistes: ils sont fonctionnaires . . .

La Comédie française est considérée comme le seul théâtre capable de représenter de façon parfaite une tragédie de Racine ou une comédie de Molière, grâce à une homogénéité d'interprétation introuvable ailleurs; et comme la troupe complète de la Comédie française se déplace à peine deux fois par siècle, on peut se rendre compte du grand mouvement de curiosité qui amena cinq soirs consécutifs la foule au grand théâtre de Genève.

Puisque, aussi bien, nous avons eu ce bonheur d'assister à ces représentations parfaites de quelques-uns de nos chefs-d'œuvres classiques, qu'il nous soit permis de résumer ici les impressions que nous avons ressenties au cours de ces soirées mémorables, et aussi les observations que nous avons faites touchant le choix des pièces et les détails de l'interprétation.

*

Le premier soir l'*Aventurière* d'Emile Augier obtint à peine un

succès d'estime. Les applaudissements allèrent plus volontiers aux interprètes qu'à l'œuvre elle-même, laquelle, il faut le dire, est prodigieusement ennuyeuse. Le rôle de donna Clorinda met en valeur la beauté et la prestigieuse science du théâtre de Mme Cécile Sorel, mais ce n'est pas une raison suffisante. De cette œuvre vieillie, longue, languissante et terne, écrite en mauvais vers, il n'y a rien à tirer, et l'on se demande pourquoi la Comédie française ne nous a pas donné à la place une comédie de Molière, qui ne fut représenté, au cours de cette série, par aucune de ses œuvres. Tout au plus, une scène assez vigoureusement menée, une situation assez forte font-elles pressentir l'énergique et puissant dramaturge de *Maître Guérin. Gabrielle, L'Aventurière, Philiberte* sont bien la partie morte de l'œuvre d'Augier, et tout le talent d'une incomparable coquette n'arrive pas à ranimer ces mélancoliques momies de l'Ecole du Bon sens. Et quand on songe que cette comédie fit en son temps illusion, que l'on se plut à saluer en elle une forme nouvelle de la pièce de mœurs, on éprouve quelque tristesse. Que seront dans cinquante ou soixante ans les pièces que volontiers nous saluons de chef-d'œuvre . . . La Comédie française est le Conservatoire français de l'art dramatique, soit, elle n'est pas une nécropole . . .

Le second soir, par contre, la Comédie française prit une éclatante revanche avec *Bérénice*. Le rôle de la reine de Judée était tenu par Mme J. Bartet, celle que depuis quelques années déjà on nomme la Divine. Elle y est sublime, il faut le dire, et sublime sans cris, sans excès et sans contorsions. Une représentation de *Bérénice* avec cette grande artiste est peut-être ce que l'on peut voir de plus beau, de nos jours, sur une scène française. Mme Bartet est d'une incomparable simplicité. Elle joue d'une façon si exquisement naturelle et en même temps si noble et si majestueuse que c'est une merveille. Il n'y a rien de particulier à admirer; tout est dans l'ensemble. On ne „tique" sur rien. Le rôle se déroule dans une progression continue, sans arrêt et sans heurt, pour atteindre à ce déchirant cinquième acte qui provoqua des sanglots dans le public. Pleurer à une tragédie! Le grand Condé ne pleurait-il pas à *Cinna?*

Et puisque nous en sommes aux spectacles de tragédie, parlons rapidement de *Polyeucte* et de l'interprétation qu'en donne M. Mounet-Sully. On sait combien ce grand tragédien est vénéré par tout ce qui en France touche de près ou de loin au théâtre. J'étais, je dois le dire, très curieux de le voir dans ce rôle, où l'on se plaisait à le trouver incomparable. Il faut avouer, sans rabaisser en rien son talent, que les moyens, jadis admirables, de M. Mounet-Sully commencent à lui faire défaut. Appartenant à une „école" théâtrale dont il est le dernier représentant, M. Mounet-Sully aurait pu, cependant, tempérer les éclats de son organe formidable; le public n'eût pas été moins ému. Et puis toute cette tragédie, si belle, si grande et si noble soit-elle, intéresse mais n'émeut guère. Mme Segond-Weber, cette actrice si peu sensible et si intelligente, est évidemment l'interprète idéale de Pauline, comme Mme Bartet est l'interprète idéale de Bérénice. Elle est cornélienne, c'est une qualité et, si l'on veut, quelquefois un défaut.

Et maintenant, puisqu'il s'agit ici

d'esthétique théâtrale et d'interprétation, je voudrais risquer une remarque, qui fera bondir d'indignation les fanatiques de la grande maison. Les cadres de la troupe tragique sont décidément un peu caducs. N'y a-t-il pas, à la Comédie française, un tragédien jeune et ardent pour jouer le rôle de Titus? M. Paul Mounet y est très beau de style et de noblesse, soit, mais en vérité est-il bien l'empereur Titus qui tant fit pleurer la reine Bérénice? Et d'une façon plus générale encore, pourquoi tous ces héros de tragédie, rois ou guerriers, figurés par des acteurs, qui, quelque grand que soit leur talent, ne font décidément plus illusion? „Cela fait bien vieux" disait un spectateur, à la sortie du théâtre. Je ne parle pas, bien entendu, des cadres féminins qui sont incomparables.

Les spectacles de comédie furent infiniment plus goûtés, d'une façon générale. *Le gendre de M. Poirier* est sans doute une comédie de second ordre, mais elle annonce, plus encore que l'*Aventurière,* la grande comédie d'Augier. Mais ni le Marquis de Prêles, ni le bonhomme Poirier ne sont de notre temps. Les personnages ont vieilli, et si la comédie ne laisse pas de plaire encore, c'est que malgré tout elle renferme des observations fines et justes, et un fond d'éternelle vérité. M. de Féraudy, lequel jouait le rôle de Poirier, est un des premiers comédiens de France, et probablement un des premiers comédiens de ce temps. Il donne au légendaire bonhomme un relief prodigieux. C'est mieux que nature. Il hausse le personnage, et en fait un type universel. Il transpose: cela est le trait du grand acteur. Quant au *Jeu de l'amour et du hasard* et du *Mariage de Figaro*, ce fut la perfection même. Mme Bartet était Sylvia et Mme Leconte était Lisette; M. Georges Berr était Pasquin et Figaro; Mme Leconte était Chérubin; Mme Cécile Sorel était la Comtesse; Mme Berthe Cerny était Suzanne et M. de Féraudy était Bridoison. L'auditoire émerveillé a vu l'interprétation la plus belle que l'on puisse rêver des chefs-d'œuvre de Marivaux et de Baumarchais. Le prodigieux feu d'artifice qu'est le *Mariage de Figaro* a porté comme il y a plus d'un siècle, aux jours charmants et terribles des dernières années du dix-huitième . . .

GEORGES GOLAY

NEUE BÜCHER

Dr. VAERTING-BERLIN, *Das günstigste elterliche Zeugungsalter für die geistigen Fähigkeiten der Nachkommen.* Würzburg, Curt Kabitzsch 1913. — 63 Seiten.

Diese hochinteressante Untersuchung geht aus von einer Tabelle der bedeutendsten Männer des vorigen Jahrhunderts, in der zugleich der Stand ihrer Väter und das Lebensjahr, in dem sie den genialen Sohn zeugten, angegeben ist. Der Verfasser kommt zu dem Schluss, dass die geistig leistungslosen Väter die Fähigkeit, einen hervorragenden Sohn zu zeugen, bis zum 43. Altersjahr besitzen, während bei Vätern, die selber hervorragende geistige Leistungen aufzuweisen haben, diese Grenze um so tiefer sinkt, je bedeutender diese Leistungen sind, und zwar bis zum 30. Jahr herab: hervorragende Väter haben ihre berühmten Söhne durchweg in jugendlichem Alter gezeugt! „Geistige Arbeit, besonders ihre höchste Form,

die produktive und selbständige Tätigkeit, nehmen das Gehirn stark in Anspruch. Das Gehirn wird erstens stark ausgearbeitet, die Anlagen bleiben nicht latent, sondern werden in höchstmöglichem Maße realisiert, aktuell; zweitens ist bei angestrengter Geistesarbeit der Verbrauch an psychischer Energie sehr stark. Durch diese möglichst große Umsetzung aller psychischen Kräfte in Leistungen wird eine große Ansammlung potentieller psychischer Energie verhindert." Wenn also geniale Väter so selten ebenbürtige Söhne haben, so rührt dies, wie die wenigen Ausnahmefälle zeigen, nur daher, dass sie, infolge unserer sozialen Verhältnisse, zu spät zur Zeugung gelangten. — Was den Anteil der Frau anbetrifft, so stellt Vaerting als untere Grenze das 23. Altersjahr fest; darunterliegende Fälle sind sehr selten und rücken keinesfalls unter das 20. Altersjahr (von Goethes Mutter, die im 18. oder 19. Jahr geheiratet haben soll, findet sich nur ein Taufzeugnis, keine Geburtsurkunde vor!). Da die Frau, je vielversprechender ihre psychische Konstitution ist, einer um so längeren Ausreife bedarf, so läge die günstigste Kombination, innerhalb der zwanziger Jahre, in der Zeugung eines jüngeren Mannes mit einer älteren Frau; was unsere Sitte als Ausnahmefall und Nachteil für die Beteiligten empfindet, wäre also gerade ein Vorteil für die kommende Generation. Dadurch erfährt die bei geistig, namentlich künstlerisch Begabten in jüngeren Jahren so häufig nachgewiesene Liebe zu einer reiferen Frau eine neue Beleuchtung und tiefere Begründung! — Bei den heutigen Verhältnissen, die die Frau zu früh, den Mann zu spät in die Ehe führen, greifen im Hinblick auf den günstigsten Zeugungsmoment die Geschlechter aneinander vorbei. Vaerting sieht darin einen ungeheuren Verlust für die Menschheit und nennt als Ausweg: „Der junge Mann könnte in den Jahren, in denen er noch nicht über die notwendigen Einkünfte verfügt, eine Ehe mit einer berufstätigen Frau führen." Da auch in der Tierzucht die besten Ergebnisse bei einem ähnlichen Altersverhältnis erzielt wurden, so glaubt der Verfasser ein allgemeines Lebensgesetz nachgewiesen zu haben; er erwartet von der Einsicht in seine Gültigkeit, dass sich das Verantwortlichkeitsgefühl jedes Einzelnen in dieser wichtigsten Frage des Daseins immer mehr steigern werde.

KONRAD FALKE

BILDENDE KUNST

Im ZÜRCHER KUNSTHAUS ist gegenwärtig das vollständige graphische Werk Albert Weltis ausgestellt, ohne Zweifel eine viel verdienstlichere Tat für sein Andenken als die letztes Jahr veranstaltete Schau über alles, was er seit Kindesbeinen mit Pinsel und Farbe schuf. Wurde man damals den Gedanken nicht los, dass all das mit Ächzen und Seufzen und Überwindung großer Widerstände vollbracht worden sei, so sieht man um so eher die Lust, mit der Welti an seine graphischen Arbeiten gegangen ist. Leicht und frei, wie das Lied aus der Kehle des Vogels quillt, trug er jedes Erlebnis, Lust und Schmerz, auf die Metallplatte. Die Radierung wurd ihm zum Freundesbrief und zum Lied; in jedem Blatt fühlt der tastende Finger eine einsame, einartige und auch

dort, wo sie abwehrt, höchst gütige Seele mit regem Pulsschlag und warmen Blut. Den *Katalog des graphischen Werkes von Albert Welti,* von Dr. W. Wartmann bearbeitet und von der Zürcher Kunstgesellschaft in diesen Tagen herausgegeben, überschaut man mit seinen verkleinerten Wiedergaben fast aller graphischer Arbeiten Weltis wie ein Künstlerleben in Symbolen. Namentlich die beiden Blätter über Tod und Bestattung von Weltis Frau wird man nicht ohne Rührung betrachten können.

Fünf Bilder von Lovis Corinth sind eine besondere Anziehung für diese Ausstellung. Das Bildnis Trübners, frisch wie wenn es noch nass wäre, zeigt das wunderbare Können dieses Gewaltmenschen von der besten Seite. Ein dunkler Kuhstall vom Jahr 1879 wird besonders jene erfreuen, die an der Entwicklung eines Künstlers mehr Genuss noch finden als am einzelnen Werke.

Die Landschaften von Emil Weber in Feldbach sind zum Teil mit gleichmäßigem weichem Licht erfüllt, das die Farbe zusammenhält, ohne dass große Kunstmittel zur Verwendung gekommen wären. Andere Bilder hingegen, besonders die größeren Stücke, wirken wie Intarsien; hellgrüne Bäume neben ganz dunkeln, ohne dass die Luft vermittelte, ein Himmel mit rotvioletten Tönen, der für die farbige Haltung des Geländes ganz ohne Bedeutung ist. Und daneben wieder gutabgewogene, ausdruckstarke Sachen wie die Bauernschenke. Sicherer in ihrem Können sind unbestreitbar Rudolf Löw und Wilhelm Hummel, dieser mit zarten Darstellungen schweizerischer und französischer Landschaften bei vortrefflicher Auffassung von Wolken und Beleuchtungseffekten, jener diesmal mit der eigenartigen Formen- und Farbenwelt Schwedens.

Eine besondere Note bringt der durch 85 Bilder vertretene Münchner Hans von Faber du Faur. Die älteren Stücke sind noch ganz in der alten Art mit brauner Untermalung gehalten; doch geben die Bildnisse mit durchaus großen Mitteln Form und Ausdruck wieder. Nachher sucht Faber du Faur zur reinen Farbe zu gelangen, und es ist überaus anregend, bei allen Etappen dieses ehrlichen Strebens, das von billigen und sichern Erfolgen wegführt, einen Moment still zu stehen. Mag man auch nicht mit allem einverstanden sein: das vorläufige Endziel, die *Maskerade*, ist ein Bild, das Kraft mit Zartheit paart, das Menschliches mit Delikatesse wiedergibt und lauter leise Farben zu einem runden Akkord vereinigt. Monumentalität mit andern Mitteln als bei Hodler, aber entschieden Monumentalität.

A. B.

TAGEBUCH

DIE MEUTEREI. Das erfreulichste, was über die Ereignisse an der Flüela gesagt werden kann: die Interpellation im Nationalrat bewies, dass das Eidgenössische Militärdepartement nun in starken und gewandten Händen ruht; die sicherste Gewähr, dass ähnlichen Vorkommnissen künftig ein Riegel geschoben wird.

Und im Grunde nicht weniger erfreulich: Wir Schweizer dürfens sagen, frei und keck. Überall bei den Nachbarn hätte in einem solchen Fall die Vertuschungs- und Dementiermaschine mit Volldampf gearbeitet; wir

nennens beim Namen und streichen am guten Ende noch schmunzelnd den Trost und die Komplimente ausländischer Zeitungen ein. Und dass der Mann, der es keck heraussagte, durchbrannte, wenigstens in der Form, wer will es ihm verargen? Nur die Ackergäule blicken hochmütig auf das Vollblutpferd, wenn es durchbrennt. Denn bei ihnen kommt so etwas nie vor. Grundsätzlich nicht.

Und erfreulich ist auch, dass wir eine Truppe, die gegen die Manns-zucht gefehlt hat, nicht weiter zu strafen brauchen als durch vermindertes soldatisches Ansehen. Gerade weil wir wissen, wie zuverlässig sie im Grund ist und wie sehr sie sich anstrengen wird, ihren guten Ruf zurückzuerlangen.

Das unerfreulichste, unerfreulicher noch als das Versagen der Truppe, ist das vollkommene Versagen der Subaltern- und Unteroffiziere. Freilich, wenn man ihnen keine Zeit zur Einzelausbildung gibt, gibt man ihnen keine Gelegenheit, zwischen sich und der Mannschaft die zähen Drähte der Mannszucht zu spannen. Und dennoch hätten sie die Truppe meistern sollen, und wenn es selbst mit der Waffe in der Hand hätte sein müssen. Wenn es allerdings bei einer Truppe soweit kommt, dass sie, wie man erzählt, ihr Missbehagen durch Pfeifen zu äußern pflegt, sollte man mit rückwirkender Kraft alle Offiziere einsperren, die sich das je haben gefallen lassen.

Bei der Disziplin kommt alles auf die untern Chargen an. Da aber in den meisten Bergkantonen, wo alle sich kennen und duzen, der junge Offizier oft auch gern Schulpfleger und so weiter bis Nationalrat werden möchte und sich im Verkehr mit der Mannschaft darauf einrichtet, so könnte man hier niemals genug durch Abkommandierung junge Offiziere, die von der Mannschaft in jeder Beziehung unabhängig sind, neben die allzu freundlichen Nachbarn des Gebirgssoldaten setzen. Dass viele Kantonsregierungen darauf versessen sind, die höhern Kommandostellen selbst zu besetzen, ist ein Landesunglück; muss aber wohl noch lange geduldet werden. A. B.

*

„HITZIG! WITZIG! TEMPERAMENTVOLL!“ So stehts auf dem grasgrünen Reklamekreuzband. Hereinspaziert, meine Herrschaften! — Bumbum, Trara! „Vernichtend für die Hodlerclique!“ Eintritt nur eine Mark!

Hat da also über *Die Schweizer Abteilung auf der XI. Internationalen Kunstausstellung in München* ein Ehrenmann, der sich Cato nennt, ein Schriftchen geschrieben, dem er vornehm den Untertitel *Zur Steuer der Wahrheit* gibt (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G. München). Er befasst sich darin fast ausschließlich mit mir und meinem Bericht über München, den ich am letzten 15. Juni in dieser Zeitschrift veröffentlicht habe (B. XII. S. 370), und ich will ihm eine Antwort nicht schuldig bleiben.

Es kann mir zwar nicht einfallen, wenn einer Satz für Satz sich bemüht, mich misszuverstehen, ihm zu sagen, wie Satz für Satz gemeint sei. Das verbietet mir schon die Achtung vor dem Leser. Aber das darf ich diesem Cato nicht verschweigen, dass einer von vornherein ein übles Licht auf seinen catonischen Charakter und seinen Mannesmut wirft, wenn er eine voll gezeichnete Kritik unter Decknamen angreift.

Die Schemenhaftigkeit hat zwar für ihn den Vorteil, dass man nicht sicher heraussagen darf, ob er Schweizer oder Deutscher sei. Aber gleichviel: für einen *Deutschen* wäre es nicht gerade ein Beweis guter Erziehung, wenn er wie Cato unsere Bundesversammlung ermahnte, Mitglieder der Eidgenössischen Kunstkommission unfähig zu erklären, Ehrenstellen als Vertrauensmänner der schweizerischen Eidgenossenschaft in Kunstangelegenheiten zu bekleiden. Die häuslichen Angelegenheiten der Kunst eines andern Landes sind jedem ordentlichen Kritiker tabu; ihn beschäftigt nur die Kritik der Werke. Wie hohl es aber tönt, wenn man dieses Schriftchen auf kritische Werte abklopft, kann niemand ein Geheimnis bleiben. Im Waschzettel ist zwar zu lesen, es stehe auf dem Boden des Schlagwortes „Der Wille zur Form". O Inhalt, o Waschzettel!

Wenn aber ein *Schweizer* seine Behörden durch eine im Ausland erschienene Schrift zu beeinflussen sucht und vom Ausland her und aus sicherm Versteck auf seine Landsleute schießt, so beweist er damit eine Gesinnung, die ihn aus der Gemeinschaft aller gesitteten Menschen ausschließt. Ich kenne nur einen Menschen, dem ich das zutraue. Es ist der selbe, der sich nicht scheut, bei einem ausländischen Gesandten gegen eine Kunstrichtung seines Landes, die er nicht versteht, Ränke zu schmieden. Und da Cato über Einzelheiten des Wettbewerbs für das Luzerner Kirchenbild, bei dem P. T. Robert — offenbar zu seinem großen Leidwesen — als Sieger hervorging, vortrefflich unterrichtet zu sein scheint, da ihm weiterhin auffällt, dass ich eine Statue des Luzerners Siegwart zufällig nicht erwähnt habe, und da schließlich eine Kritik in einem Luzerner Blatt von ihm als wichtige Angelegenheit behandelt wird, muss ich aus allem schließen, dass, wenn der Verfasser nicht in Luzern zu suchen ist, er doch sicherlich von Luzern aus geheizt wurde. Wie bei all den Schmähschriften, bei denen das geschah, kommt ja inhaltlich wieder die gleiche Leier heraus, und auch die unverzügliche Versendung an die Mitglieder der Bundesversammlung ist das alte, wohlbekannte Verfahren.

Von Cliquen spricht er immer, der Herr Cato, von Cliquen! A. B.

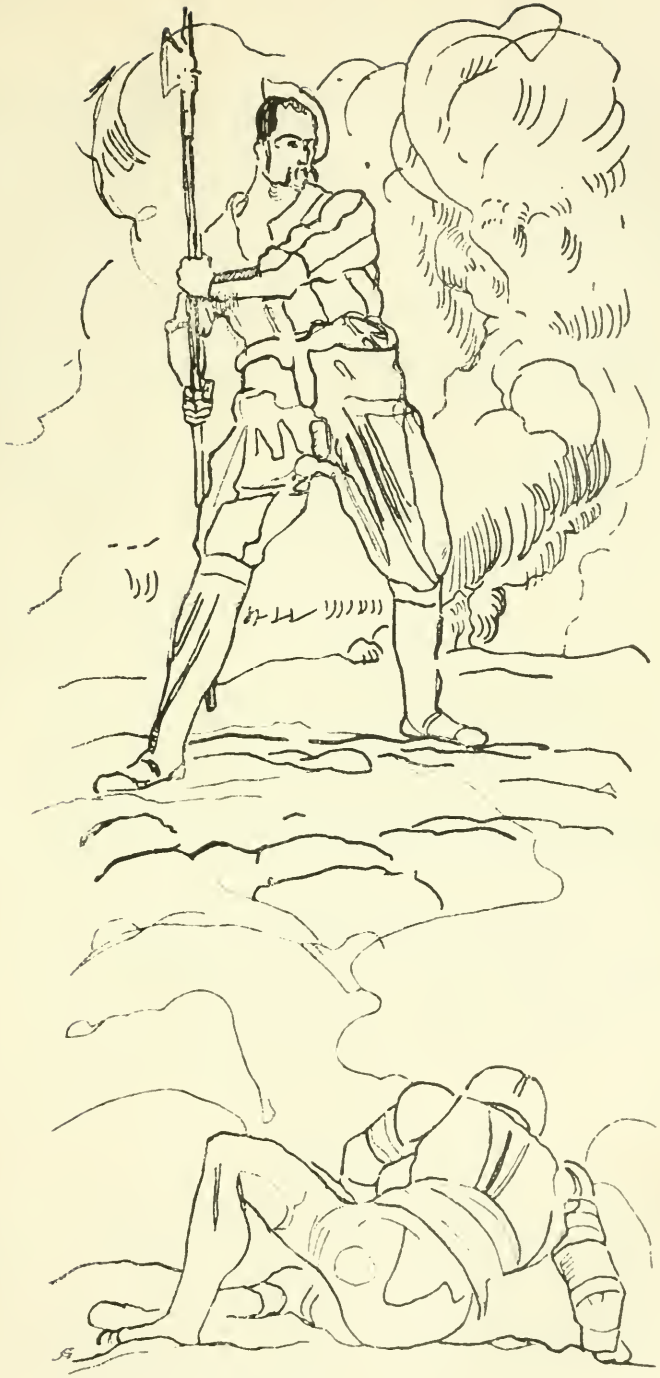
BERICHTIGUNGEN

Die *Neuen Gedichte* von Adolf Frey sind nicht, wie unter dem Gedicht *Konzert* stand, schon erschienen, werden aber in den nächsten Tagen im Verlag J. G. Cotta herauskommen.

* * *

In dem Aufsatz *Neue Gedichte von Wilhelm v. Scholz* hat sich auf Seite 23 oben ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Es soll heißen: Seine Sinne lösen sich *nie* zum Jubel . . . Ferner ist Seite 23 sechsletzte Zeile zu lesen: Immer wieder schwindet das Reale.

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750
Redaktor in Bern Dr. HANS BLÖSCH, Bümpliz.



Aus dem Schweizer. Jahrbuch
für Kunst und Handwerk m. G.

F. HODLER
Skizzen zu den Marignanofresken.

GEDICHTE AUS DEM ENGADIN

Von MAX GEILINGER

*

HOCHTAL

Wie still die Berge um das Hochtal stehn . . .
Nur ihre Gletscher möchten überborden;
Sie aber sahn den Zug der Zeiten gehn,
Und sind vom Schauen stolz und still geworden,

Und stehn mit steilen Felsenohren dort;
Doch klingt fernhin das Summen früher Bienen . . .
Ja, sprecht ihr dann ein ernstes Frühlingswort,
Donnern Lawinen.

BERGKIRCHLEIN

Hellgrüne Lärchen. Und ein Kirchlein steht
Wie betend, weiß davor im Wiesenmeer.
Es lauscht dem Wind, der von den Höhen weht . . .
Er kommt von großen, stillen Gletschern her,

Die schweigend nach den stummen Matten schaun,
Den hellen Häusern mit den engen Zimmern, —
Von großen Gletschern, die im Abendgraun
Leuchten und flimmern.

WALDSEE

Es flutet der See, und hätt' gerne geschäumt,
Wie der Wind durch die Wälder zu schreien begann;
Doch wer lange, saftvolle Jahre verträumt,
Wird müd', und fängt niemehr zu brausen an.

EINNACHTEN

Wenn die letzten Schmetterlinge bebend
Gaukeln, matt von Liebesüberdrang,
Und die andern, kaum die Schwingen hebend,
Wunder träumen, was der Wind sich sang,

Und warum die weiten Gletscher leuchten;
Stehn wir beide, satt an Glück, und lauschen,
Sehn die Schmetterlinge liebesmatt vor feuchten
Felsen. Und die wachen weißen Wasser rauschen.

Bernlnahäuser
Sommer 1913

LA LÉGION ÉTRANGÈRE ET L'ALLEMAGNE

Depuis un certain nombre d'années — et ces attaques se sont multipliées au cours des derniers mois — une partie de la presse allemande dénonce presque quotidiennement les atrocités dont auraient été et seraient victimes des Allemands enrôlés à la Légion étrangère. Par dessus les cas particuliers c'est l'institution même que ces journaux incriminent. Ils la déclarent immorale, contraire au droit international, à l'équité, à l'humanité.

Je ne m'attacherai pas à faire observer que c'est seulement à la Légion étrangère instituée par la France que s'en prend cette campagne, ses promoteurs ignorant ou feignant d'ignorer que la Hollande pour ses colonies, l'Angleterre pour son armée intérieure et indienne, les Etats-Unis pour sa flotte, recrutent également des étrangers. Au nom de ces Etats on pourrait en ajouter un autre: celui de l'Allemagne elle-même. Sa marine de guerre, encore récente, manque de matelots exercés et de bons pointeurs: elle ne dédaigne pas de les prendre partout où elle les peut trouver, c'est-à-dire quelquefois chez nous, sur les navires de notre flotte d'Etat. Qu'il y ait donc là autre chose qu'une question de fait et de droit, généralement et généreusement débattue: un signe, entre beaucoup d'autres, que les relations de la France et de l'Allemagne ne sont pas aussi bonnes qu'on le pourrait souhaiter, que l'opinion publique dans les deux pays parfois — mais seulement du côté de l'Allemagne dans le cas qui nous occupe — se précipite toujours avec une inquiétante avidité sur les griefs qu'on lui présente; et que le gouvernement allemand — on ne saurait faire, je pense, le même reproche au gouvernement français — laisse peut-être assez volontiers ses publicistes enregistrer et même envenimer ces griefs: voilà ce qu'il serait permis de soupçonner. Je préfère borner mes efforts à étudier cette question de la Légion étrangère le plus objectivement que je le pourrai. Il y a en ce moment, dans notre Légion étrangère, environ 600 Suisses sur un effectif de 14 000 hommes. La Suisse elle-même a donc un intérêt assez naturel à savoir dans quelle situation matérielle, morale et juridique se

trouvent ceux de ses enfants qui prennent du service dans ce corps. C'est ce que je tâcherai de garder en vue.

* * *

Historiquement, d'ailleurs, les Suisses peuvent être considérés comme ayant constitué, jusqu'à une époque assez récente, le fond même de notre Légion étrangère. Louis XI, qui s'était déjà aperçu, comme dauphin, de leur valeur militaire, avait trouvé en eux des alliés solides contre Charles-le-Téméraire. Et ce fut lui qui passa le premier avec divers cantons helvétiques des Capitulations[1]) qui, renouvelées plusieurs fois jusqu'en 1789, avaient permis à notre monarchie de posséder au moment de la Révolution douze régiments et quelques compagnies privilégiées, formées de Suisses et comptant comme notre légion, coïncidence purement accidentelle mais curieuse, un peu plus de 14 000 hommes. Après le retour des Bourbons, ce furent encore les régiments suisses qui seuls furent gardés des éléments non français que Napoléon Ier avait incorporés dans notre armée: on en fit le régiment de Hohenlohe. Violemment attaquée par les libéraux à cause même de sa fidélité au roi Charles X, cette troupe fut dissoute en 1830. Mais presque aussitôt les nécessités militaires en Algérie obligeaient le Gouvernement à recourir de nouveau au recrutement étranger: la Légion étrangère fut créée (10 mars 1831). Beaucoup d'anciens soldats du régiment Hohenlohe: tous ceux, en fait, qui n'avaient voulu, ni retourner en Suisse, ni renoncer à la nationalité helvétique pour être versés dans un régiment *français* — l'esprit particulier du „légionnaire" se montre déjà là tout entier — s'enrôlèrent dans ce nouveau corps que la Monarchie de Juillet eut l'infamie de vendre à l'Espagne en 1835, avec armes et bagages. Un grand nombre de Légionnaires protestèrent violemment, les officiers démissionnèrent en masse . . . et quelques années après la Légion renaissait de ses cendres, constituée avec les mêmes éléments, ou des éléments si pareils d'origine que deux décrets, le 17 janvier 1855 et le 16 avril 1856, décidèrent que le 1er et le 2me régiments étran-

[1]) De ces capitulations, la France retirait un double avantage: elle se procurait d'excellents soldats et elle empêchait l'Autriche, son adversaire d'alors, de les attirer à elle.

gers *devraient se composer uniquement de Suisses*[1]). Ce ne fut que quatre ans plus tard, en 1859, qu'il fut admis que des étrangers appartenant à d'autres nationalités pourraient entrer dans ce corps. Les Suisses lui ont imprimé leur marque, ils ont contribué puissamment à lui donner la physionomie qu'il a encore, et ces hommes, volontaires issus d'un pays libre, eussent supporté difficilement les brutalités et les humiliations. On ne peut guère leur adresser qu'un reproche: c'est eux qui firent connaître l'absinthe à nos compatriotes. Encore n'eurent-ils que d'excellentes intentions: ils avaient remarqué que cette liqueur améliorait sensiblement le goût des eaux séléniteuses des puits algériens, et de vieilles instructions militaires, à leur suggestion et à leur exemple, enjoignent à chaque compagnie d'en emporter deux bouteilles. Ils avaient prévu l'usage. Nous sommes responsables de l'abus . . .

La guerre de 1870 changea totalement la composition de la Légion étrangère. Les jeunes Alsaciens-Lorrains qui se refusaient à servir sous le drapeau allemand et qui passaient en France y contractèrent des engagements. Le gouvernement français voyait là, en effet, un moyen de ne pas perdre les services de recrues dont le patriotisme est ardent, tout en évitant ainsi d'entrer en conflit juridique avec l'Allemagne, qui leur impose la nationalité germanique. On peut dire que c'est à la suite de ces Alsaciens-Lorrains que les Allemands se sont introduits dans nos régiments étrangers en groupes plus importants que par le passé. Revenus dans leur pays d'origine, y accomplissant des périodes d'instruction militaire, ou simplement retrouvant chez eux d'anciens camarades allemands, ces Alsaciens-Lorrains leur ont vanté la légion, ont établi entre elle et le „service" tel qu'il est en Allemagne, des comparaisons qui n'étaient pas toutes à l'avantage de ce dernier. Et ainsi ils ont été des recruteurs, mais sans le vouloir. Voilà comment la quantité des Allemands passés à la Légion étrangère, soit comme déserteurs, soit après avoir accompli leur temps de service légal dans leur patrie, s'est accrue pendant un certain temps dans des proportions assez

[1]) Ch. Poimiro, docteur en droit: *La Légion étrangère et le Droit International.* p. 25. Berger-Levrault, Paris, 5 rue des Beaux-Arts.

considérables, pour osciller ensuite entre des chiffres qui ne varient plus guère: par tous pays, il n'y a qu'un nombre déterminé d'hommes à qui convient le régime de la Légion. Nous verrons tout à l'heure pourquoi. Ce qu'il faut retenir dès maintenant, c'est que ces Allemands enrôlés à la Légion ont recruté à leur tour pour elle, simplement par leur exemple et leurs récits. Et la nature humaine est ainsi faite que la campagne dirigée en Allemagne contre la Légion aura peut-être pour résultat de susciter dans ce pays une recrudescence d'engagements: les lecteurs des journaux pangermanistes cherchent à entrer en relations avec d'anciens légionnaires, ils se renseignent: „Est-ce que ces choses sont vraies?" On leur répond qu'elles ne le sont pas, rien n'est moins douteux: car il y a en Allemagne plusieurs associations formées par ces légionnaires et nulle d'entre elles n'a joint ses protestations à celles de la presse. L'imagination, le désir de voir des pays neufs, d'échanger la discipline de caserne contre une autre, en réalité plus souple, celle de la guerre, agissent alors . . . et l'on quitte son régiment allemand ou sa petite ville allemande pour aller se faire inscrire, de l'autre côté de la frontière, sur les rôles de ce corps tant décrié.

Les Allemands y deviennent les frères d'armes de soldats venus de tous les coins du monde, même et surtout de France, car depuis 1870 l'administration militaire a voulu qu'à la Légion le groupe français égalât à lui seul celui que forment en bloc tous les étrangers. Au 1er janvier 1913 le 2me régiment étranger comprenait 2196 Français, 985 Allemands, 354 Alsaciens-Lorrains, 391 Belges, 327 Suisses, 255 Italiens, 128 Espagnols, 87 Tunisiens, Algériens, Marocains, 61 Russes et Polonais, 141 Luxembourgeois; et des Autrichiens, des Turcs, des Américains, des Japonais, et jusqu'à des Malais. Au 1er Etranger les proportions — on y veille soigneusement — sont les mêmes. En janvier 1912 il contenait, pour 5300 hommes, 50% de Français, 18% d'Allemands, 7% d'Alsaciens-Lorrains, 7% de Belges, 6% de Suisses, 3% d'Italiens. Ces contingents sont assurés à l'aide d'environ 2000 enrôlements volontaires chaque année: 1704 en 1907; 2595 en 1908; 2397 en 1909; 2118 en 1910. Environ 280 légionnaires demandent annuellement la naturalisation à laquelle ils ont droit au bout d'un an de séjour sous

les drapeaux dans une colonie française[1]). Cela suffit à prouver qu'ils sont loin de garder rancune au pays dont ils portent l'uniforme. Cela n'est pas assez pour constituer un appauvrissement de population funeste ou même perceptible aux Etats où ils sont nés.

* * *

Nous savons maintenant à quelles nationalités appartiennent les engagés à la Légion. Mais cela n'est rien, ne prouve rien, n'explique rien. Quels motifs peuvent pousser un homme à devenir légionnaire, à sacrifier cinq ans de sa vie au service d'un pays qui, dans la moitié des cas, n'est pas le sien? Au bureau de recrutement où il s'est présenté, il sait qu'on ne lui demandera aucun papier, qu'il peut se faire inscrire sous un faux nom: il n'ignore donc pas qu'il se trouvera en contact, dans le rang, avec des hommes dont quelques-uns au moins ont quelque chose à cacher. On ne lui a pas dissimulé non plus que le prix que l'on consent à lui payer sa vie — et il s'agit bien de sa vie, en effet: en cinq ans, cinquante pour cent de l'effectif disparaît, fauché par les balles ou la maladie[2]) — on ne lui a pas caché que ce prix serait dérisoire, huit centimes par jour et quelques *boni* sur l'ordinaire, en tout quarante sous par semaine; qu'il n'avait droit à aucune prime d'engagement, ni même de réengagement[3]); et pourtant, bien souvent, il réengagera, dans le même corps, malgré les avantages qu'on lui fait à l'Infanterie coloniale. Il sait que pour les pensions et gratifications il est placé exactement dans les mêmes conditions que le soldat ou le sous-officier français rengagé, ni plus ni moins, et que, théoriquement, il ne peut concourir pour les emplois civils réservés aux soldats et sous-officiers français retraités (en fait, quand il est naturalisé, son cas est examiné avec bienveillance). Il sait encore que, s'il devient officier, ce ne sera qu'au titre étranger, et qu'il

[1]) Ch. Poimiro. p. 177.

[2]) *A la Légion étrangère*, d'un auteur anonyme. *Revue Blanche*, 1895

[3]) Chose inique, d'ailleurs, je n'hésite pas à le reconnaître, et qui prive la Légion de ses meilleurs éléments: une fois naturalisé et ayant obtenu un certificat de bonne conduite, le Légionnaire a intérêt à réengager dans l'Infanterie coloniale où on lui donne cette prime. Il y a là quelque chose à changer (Poimiro, ouvage cité, page 43).

en pourra, même naturalisé, réclamer son admission dans les cadres français. Pratiquement, il ne saurait dépasser le grade de capitaine. Quels sont donc les mobiles qui le poussent?

Ils sont très différents suivant les cas, mais on peut toutefois distinguer assez nettement quelques catégories générales. En 1895 un jeune écrivain français, dont il me serait très facile de révéler le nom, s'engagea, sous un nom suisse, à la Légion étrangère. Il souffrait, comme beaucoup de jeunes hommes de sa génération, du mal de vivre. Sa sensibilité était ardente, son armature morale insuffisante. Issu d'une famille par tradition monarchique, il traversait, comme la plupart de ses contemporains, une crise d'anarchisme intellectuel. Enfin, il était myope: nul n'était moins préparé à la rude vie qu'il avait voulu adopter; sa mise en réforme, au bout de deux mois de service, fut pour lui et pour la Légion un bienfait incontestable! Mais c'est pour nous un autre bienfait que les notes qu'il a prises, les jugements qu'il a portés au cours de ces deux mois. Il était intelligent, presque *trop* intelligent; son éducation, ses origines le devaient faire souffrir plus qu'un autre des rigueurs de la discipline et du régime de la Légion; et enfin il écrivait à cette époque, antérieure à l'affaire Dreyfus, où les gens de lettres affectaient, à l'égard de la patrie et de l'armée, une indépendance d'esprit assez dédaigneuse. Nous avons là un témoin aussi près de l'impartialité complète qu'il est possible. J'aurai souvent l'occasion de citer les deux articles qu'il publia dans la *Revue Blanche*, en 1895.

Suivons-le. Il voit arriver en même temps que lui à Sidi Bel-Abbès, l'un des deux dépôts — l'autre est à Saïda, également en Algérie — un ancien matelot „sale comme un peigne“ engagé par manque d'ouvrage, par misère, ayant servi dix ans dans la flotte, et à qui ce nouveau bail doit assurer une retraite et peut-être un emploi; un ancien sous-officier de marsouins (Infanterie coloniale) courant après ses galons et encouragé, lui aussi, par l'espoir d'une retraite; un jeune Allemand, vigoureux et candide; un Suisse „robuste et bon garçon, mais magnifiquement ivrogne“; un souteneur, qui rengage pour retrouver son „amie“, domiciliée comme par hasard à Bel-Abbès; un Russe au binocle d'or, au linge éblouissant, qui se figure punir ainsi sa famille de lui avoir infligé un conseil judiciaire: pauvre tête vide, débile mental qui

regretta aussitôt sa décision, et, à la chambrée, ne parlait que „du Gotha"; un jeune seigneur (on ne nous dit pas sa nationalité) qui exhibe une ceinture bourrée de louis d'or et en trois jours dépense plus de mille francs, aux applaudissements intéressés des anciens et des gradés; puis des Belges, des Alsaciens-Lorrains, des Luxembourgeois, braves jeunes gens sans histoire. Et tous ces bleus regardent avec admiration, avec jalousie, avec émulation, parfois — ceux qui sont incurablement avilis — avec une basse haine, les vieux héros de l'arme, chevronnés, couverts de médailles et de croix, entre autres le glorieux sergent Minaërt, „qui les a toutes" et n'attend plus que la Légion d'Honneur. Mais il va la recevoir, venant, après vingt hauts faits, de risquer encore une fois sa vie en se jetant dans un rapide pour sauver un camarade. L'anonyme de la *Revue Blanche* déplore seulement de ne pas rencontrer „l'Evêque", le fameux évêque légendaire au corps. Il venait de prendre sa retraite, après de longs services. C'est lui qui, simple légionnaire faisant partie du piquet qui enterrait un camarade tué au feu, et entendant l'officier murmurer: „C'est dur tout de même d'enterrer un si brave soldat, comme un chien, sans une prière" répondit en sortant du rang: „Pardon, excuse, mon lieutenant . . . mais, avant le casque et le fusil, j'ai un peu porté la mitre et la crosse!" Et ce mousquetaire contemporain, cette espèce d'Aramis ivrogne, récita le *de profundis!* Le nouvel engagé eût pu aussi rencontrer ce prince de Hohenzollern dont un navire de guerre allemand vint officiellement chercher le cadavre, ou ce professeur d'université allemande condamné dans son pays pour crime de lèse-majesté. Mais négligeant l'anecdote il conclut, avec une exactitude dont ma propre expérience — car j'ai vécu moi-même avec les légionnaires — me permet de me porter garant:

„Pour les éléments constitutifs de la Légion, je les analyserais ainsi: un premier lot comprend les étrangers, Alsaciens-Lorrains, Belges, Suisses, quelques très rares Anglais (il faudrait aujourd'hui ajouter à cette énumération les Italiens et les Luxembourgeois) qui par eux-mêmes ou par leur famille ont acquis en France des intérêts qu'ils veulent préserver par la naturalisation. Environ 30% des engagements sont déterminés par cet espoir. Ils constituent la bourgeoisie du corps . . . De cette catégorie

on tombe sans transition dans celle des contumaces. De temps en temps les compagnies sont informées, par la voie du rapport, qu'un tel, réclamé par le ministre de la justice, attend en cellule l'heure de son embarquement[1]). Le pire élément, ce sont les „libérés" envoyés par des sociétés de patronage. Ma chambrée en possède un type accompli: V., né en Arles, a fait un congé à la flotte. Réformé pour atrophie du bras gauche, il a vécu presque exclusivement de vol. Il l'avoue quand il a bu, c'est-à-dire tous les jours. Comment un tel individu a-t-il pu reprendre du service? Son infirmité, encore plus que son indignité, aurait dû l'en écarter. Il fait sonner très haut la protection d'un conseiller général. Le plus probable, c'est qu'il aura fait présenter, sous son nom, au bureau de recrutement, un camarade dont il aura pris la place. Il va être réformé, mais il aura tout de même passé la mauvaise saison sous le beau ciel algérien[2]).

„Si l'on défalque maintenant de l'effectif total les éléments que je viens d'isoler, reste celui dont la Légion tire sa force, sa renommée, son propre et inimitable caractère: gens de cœur, égarés d'un moment en quête d'une réhabilitation sanglante, victimes d'une de ces inexplicables folies dont l'accès dure une minute et la peine une vie, joueurs ruinés, amoureux désolés, désespérés de l'existence, poursuivant une mort que l'anonymat rend plus héroïque encore. C'est par eux, c'est par ces hommes dont quelques-uns dissimulent une tache, mais une tache unique, que depuis 1832 se sont effectués les exploits dont s'enorgueillissent, à juste titre, le 1er et le 2me Etranger."

Le tableau me paraît juste et complet. J'ajouterai pourtant que deux autres espèces d'hommes trouvent à la Légion un abri fait pour eux. De même qu'il est des âmes qui ne peuvent, ne veulent ni ne savent obéir, il en est d'autres, par contre, pour

[1]) L'engagement d'un contumace est chose facile, puisqu'il peut s'enrôler sous un faux nom. En règle générale, les parquets n'insistent que si l'homme est un vrai criminel ou un récidiviste. Dans le cas contraire, ils lui laissent la chance du rachat qu'il a cherché. De son côté l'administration militaire a le droit de renvoyer les soldats indésirables. Ainsi le corps s'épure, dans la mesure du nécessaire.

[2]) A remarquer que cet „indigne" n'aurait pas choisi le Dépôt du 2me Etranger comme villégiature, s'il avait dû y être maltraité. Au point de vue militaire, ajoutons que, s'il n'eût pas été réformé, il eût été expulsé comme mauvais soldat. Cette disposition du règlement est particulière à la Légion.

qui la liberté, l'autonomie morale et physique, sont une insupportable souffrance. Quand on est atteint de cette maladie psychique, si l'on est contemplatif, sobre et continent, il y a les monastères. Si l'on ne possède ces vertus de renoncement, et si par surcroit on a pour le mouvement, la marche, le grand air, une passion qui va chez certains jusqu'à l'automatisme ambulatoire, c'est seulement dans cette troupe étrange et farouche de soldats de métier qu'on peut aller chercher un refuge. Et il est encore d'autres humains qui ne peuvent en vérité „vivre leur vie" qu'à la Légion: ceux pour qui la guerre est une vocation. Ils ont besoin de risquer leur vie comme le joueur son argent. Leur passion ne raisonne pas: elle les tient à la gorge et les pousse aux reins. Ils vont donc à la Légion comme à la seule armée qui soit toujours sur le pied de guerre. Tout le monde y est brave, et la lâcheté le seul crime impardonnable. Je me souviens d'un légionnaire, dans l'une de nos colonies, que le général commandant en chef avait privé, pour s'être un jour grisé avec scandale, de l'honneur de porter le fusil pendant une semaine. Le lendemain fut le jour d'un combat qui fut rude et sanglant. Désarmé, comme une âme en peine, cet homme errait au premier rang, sous le feu de l'ennemi. „Animal, lui dit le grand chef, qu'est-ce que tu fais là. Tu n'as pas ton fusil, f . . . le camp." Mais il répondait, dans un patois à moitié germanique que je ne chercherai pas à imiter: „Je suis aussi cuisinier: je viens pour faire le café!" Puis il ajoutait en pleurant comme un gosse: „Mon fusil, mon général, rendez-moi mon fusil!" Et l'on ne saurait non plus compter les fois où un vieux légionnaire, voyant un officier s'aventurer trop loin sur la ligne de feu, l'a empoigné par le milieu du corps comme un enfant et l'a reposé derrière lui en disant: „Ça, c'est la place des hommes. Pas celle des chefs!" Ils savent ce que vaut la vie de celui qui sait commander. Ils veulent donc la préserver. Mais non pas la leur: toujours dans l'intérêt commun. Apre et fière leçon de solidarité.

* * *

Abordons maintenant la question qui semble agiter l'Allemagne. Et que je le dise tout de suite, je comprends parfaitement l'émotion des Allemands ou du moins de certains Allemands. Si

c'était l'Allemagne, et non la France, qui possédât des régiments étrangers, et que des Français y composassent 25% des effectifs[1]), les nationalistes français accepteraient très probablement sans hésiter comme vérité pure les contes les plus noirs sur les traitements qu'on fait subir à leurs compatriotes. Ils les accepteraient, j'en demeure persuadé, pensant, en leur qualité de nationalistes passionnés: „Ces Allemands sont capables de tout!" Les nationalistes allemands ont la même conviction à notre égard. Il est, de plus, tout à fait naturel de leur part qu'ils voient avec peine plusieurs milliers de leurs frères aider de toute leur bravoure, de toutes leurs qualités militaires, la France à se tailler un empire colonial de premier ordre. Mais enfin il s'agit de savoir si les faits existent ou s'ils n'existent pas. Nous devons donc chercher à connaître: 1^0 si les légionnaires, allemands ou de toute autre nationalité, sont mal nourris, ou maltraités systémamatiquement par leurs camarades ou leurs chefs — je dis „systématiquement" parce qu'un seul fait, encore qu'il n'en soit pas un seul démontré — ne prouverait rien; 2^0 si la France emploie, à l'étranger ou ailleurs, des recruteurs chargés par son gouvernement de provoquer des engagements à la Légion; 3^0 si elle outrepasse son droit en faisant entrer à son service des étrangers.

Weisse Sklaven, „Esclaves blancs", tel est le titre d'un des nombreux pamphlets que les écrivains pangermanistes ont consacrés à la Légion étrangère. Des placards de propagande, généralement illustrés, représentent des légionnaires allemands, dépouillés de leurs vêtements, jetés brutalement sur le sol, assommés à coups de bâton, ligottés, suspendus par les pieds et les mains à des palmiers et dévorés par des loups (des loups en Afrique? c'est une découverte d'histoire naturelle!), attachés à des poteaux au milieu du désert, où le flot montant des sables viendra les enliser, fusillés enfin par un peloton de douze légionnaires féroces. Voici par surcroit l'affiche, reproduite à des milliers d'exemplaires, par laquelle un éditeur germanique recommande un roman dirigé contre la Légion:

---

[1]) Dans notre Légion 18% d'Allemands, 7% d'Alsaciens-Lorrains considérés comme Allemands par la loi de l'Empire.

Deutsche Mütter! Deutsche Schwestern! Deutsche Bräute!

Lest diesen Roman und stimmt ein in den Entrüstungsschrei, der jetzt ganz Deutschland durchbraust:

Krieg der Fremdenlegion!

Hinweg mit der Schmach des Jahrhunderts!

Verachtet und verflucht der Deutsche, der Frankreichs Fahnen dient!

Verbrechen, Leichtsinn und Abenteuerlust haben seit vielen Jahren *zahllose* deutsche Jünglinge verführt, den französischen Werbeoffizieren ins Garn zu gehen und jenen fluchwürdigen Vertrag zu unterschreiben, der diese Unglücklichen auf viele Jahre in *Sklavenketten der Fremdenlegion* schlägt, der sie fast unrettbar in die *Hölle auf Erden* stürzt! Denn darüber besteht kein Zweifel:

Die französische Fremdenlegion ist die Hölle auf Erden

besonders für einen Deutschen. Ihn erwartet auf dem glutdurchwehten Boden Afrikas nichts als *Entehrung — Foltern der Seele und des Körpers — der Tod!*

Wer die Dienstzeit bei der Fremdenlegion übersteht, der kehrt in die Heimat zurück als ein *gebrochener Mensch, früh ergraut, verdorben für Freude und Arbeit.*

Die meisten aber werden im Wüstensand verscharrt und der französische Henkersknecht blickt höhnisch lachend auf ihr Grab.

200 000 Deutsche sind seit Bestehen der Fremdenlegion dieser reißenden Bestie zum Opfer gefallen!

Das muss ein Ende nehmen — wir Deutsche müssten sonst erröten!

Und Gott sei Dank, überall regt sichs zum Kampfe gegen die Schmach des Jahrhunderts, die Fremdenlegion. Österreich, Holland, Italien, Schweden, Spanien, England, Amerika wollen sich in diesem Kampfe mit uns vereinigen, denn auch sie sind es müde, ihre Söhne dem „Satan Fremdenlegion" zu opfern.

Unser Roman soll das Signal zum Angriff sein!

Denn in diesen Blättern wird Euch *wahrheitsgetreu* die erschütternde Geschichte eines Mannes erzählt, der durch französische Arglist *gezwungen* der Fremdenlegion dienen musste. Seine *Leiden*, seine *Qualen* waren unbeschreiblich, *seine Kämpfe und Abenteuer, seine Erlebnisse würden ans Unglaubliche grenzen, wären sie nicht verbürgt!*

Diesem Unglücklichen aber gab der Himmel einen Trost!

Die Geliebte seines Herzens, ein deutsches Mädchen voll Kraft und Seelenstärke folgte dem heißgeliebten Menschen in sein furchtbares Exil, teilte mit ihm fünf Jahre lang Liebe und Treue — Gefahr und Not, küsste ihm die Tränen vom Antlitz, das Blut von den wunden zerschundenen Händen und Füßen, kämpfte an seiner Seite, war sein guter Engel und wurde seine Retterin.

Hochspannend, sensationell, ergreifend und durch die naturgetreuen Schilderungen fremder Länder, Völker und Sitten *hochinteressant* ist unser Roman

Wanda, die Geliebte des Fremdenlegionärs
oder 5 Jahre Liebe und Treue in der Hölle auf Erden, der französischen Fremdenlegion.

La *Rheinisch Westphälische Zeitung* rapporte le fait suivant, conté par un ex-légionnaire, Albert Moog, qui fait partie d'une association créée pour combattre la Légion étrangère, et serait parvenu à faire déserter un jeune homme désigné seulement par l'initiale P., originaire de Hefel, près de Velbert:

Le 2 septembre Moog était parti pour l'Afrique avec le père du légionnaire et arriva le 5 septembre à Alger. Là, raconte-t-il, ils eurent leur première aventure. Un douanier arabe leur avait recommandé un certain hôtel où ils seraient logés gratuitement et où on leur procurerait aussi du travail. Ils acceptèrent l'offre: mais bientôt, flairant le danger, ils quittèrent l'hôtel le même jour et échappèrent ainsi à l'incorporation dans la légion, à quoi ils auraient été contraints le lendemain. Une lettre que le fils avait envoyée dans son pays portait qu'il tenait garnison à Saïda. Moog et le père du jeune homme partirent la nuit du 5 au 6 pour Saïda. Il s'agissait de trouver la compagnie dans laquelle servait P. Une lettre dans laquelle on l'avait avisé qu'il pourrait rencontrer des compatriotes dans la ville, lui parvint trop tard. Mais Moog et le père rencontrèrent par hasard un légionnaire allemand qui savait dans quelle compagnie servait P. et qui prévint ce dernier. C'est ainsi qu'ils réussirent à s'aboucher avec le légionnaire qu'il s'agissait de délivrer.

A la faveur de l'obscurité la fuite fut préparée. Le soir on entreprit une promenade en dehors de Saïda. Dans un buisson P. échangea son uniforme contre les vêtements qu'on avait apportés. Pendant la fuite, par Darec à Alger, le trio eut à surmonter une série de dangers afin de ne pas être découvert.

Grâce à sa connaissance de la langue française, Moog parvint à tromper la vigilance des gendarmes à la frontière, des douaniers et des contrôleurs de la navigation et à leur faire accroire qu'il était un voyageur d'Alger et que le déserteur était un nouvel employé. Quant au père de P. il faisait le sourd-muet. Les fonctionnaires du contrôle, si méticuleux d'ordinaire, les laissèrent passer sans encombre à l'embarquement à Alger et au débarquement à Marseille et ils purent ainsi regagner l'Allemagne.

Il n'est pas besoin d'insister sur les côtés romanesques et invraisemblables de ce récit. *Jamais* personne n'a pu être contraint de se laisser incorporer à la Légion. Il faut signer soi-même le contrat. De plus on n'engage aucune recrue ayant dépassé quarante ans. A quel âge le précoce père de ce légionnaire avait-il donc engendré son fils? Mais il est parfaitement possible que le Moog en question ait débauché une recrue. Le cas se présente assez souvent. On se souvient de l'affaire de Casablanca où un journaliste allemand, M. Sievers, avec la connivence de son consul, tenta de faire déserter six légionnaires, dont deux Allemands et un Alsacien-Lorrain naturalisé français.

(La fin au prochain numéro.)

PARIS PIERRE MILLE

AUF GRIECHENSPUREN IN SIZILIEN

Das Wort, dass in der Italia diis sacra kein Fleck Erde sei, der nicht landschaftlich, oder künstlerisch, oder historisch seine Bedeutung oder wenigstens seinen Reiz habe, passt ganz besonders auf Sizilien, denn hier ist mehr als Italien, hier kommen der Orient und Hellas; und das Bewusstsein von diesem Reichtum der Ätnainsel wird den Leser davon abhalten, eine organische, erschöpfende Behandlung irgend eines sizilischen Punctum saliens zu erwarten im Rahmen einer so begrenzten Unterhaltung. Das wichtigste von allem, das uns vom Tukydides in der Schulstunde her vertraut ist, drängt sich an Ort und Stelle durch die klare Sprache, welche Topographie und Trümmer reden, recht eigentlich mit konzentrierter Gewalt zum Nacherleben auf, und es hätte wohl am nächsten gelegen, mich an einen Versuch der Schilderung dieser großen und tiefen Sensation zu wagen. Allein das ewig fesselnde Epos von der Athener Not und Ende wird unser Wandern in Zeit und Zeugen heitern Griechentums genugsam im Schatten halten.

Eine überaus suggestive Stunde im Kolleg von Professor Rahn über die Mosaiken im Dom von Monreale hat mir meine erste Sehnsucht nach Sizilien eingegeben, das dieser Meister der Intuition, wie ich nachher zu meinem Staunen erfuhr, nie betreten hat.

Aber!

Trotz der berauschenden Romantik der arabisch-normännischen Herrlichkeit, die uns in der Conca d'oro zu Palermo und Monreale umfängt und in der Andacht am Sarkophag des rätselhaften Hohenstaufenkaisers im Dom den Höhepunkt ihres Zaubers hat, ist nun einmal mir die Königin der Inseln vor allem als griechische Erde lieb.

Auf griechischer Erde zu wandeln war unser Gefühl bei diesem Frühlingsausflug. Möchte es mir im folgenden gelingen, durch das Verweilen bei einigen Haupteindrücken etwas von diesem Gefühl zu vermitteln.

Mochte die Schönheit der Ausfahrt aus dem voller Lichterglanz Neapels zunächst die Frage wecken, ob es denn wirklich etwas gebe, was sich nun noch sehen lassen könne, ob man nicht

besser hier geblieben wäre — die frische Nachtfahrt unter der Sternenkuppel über das wohlig atmende Meer hätte um ihrer selbst willen sich wohl gelohnt. Wie ein Held ging unser schönes italienisches Schiff dahin. Und Perseo hieß es. Als ob es schon im Namen griechische Verheißungen trüge, kam es uns vor.

Ich kann nicht malen. Der Vers des Homer hat allen, Könnenden und Nichtkönnenden, die Mühe abgenommen, zu sagen, wie die Sonne kommt. Eine rosafarbene Nadel stand zur Linken im Süden, lang bevor der Glutschwall heraufkam hinter den Inseln des Königs der Winde, Aeolus. Das war nun die zweite Erinnerung an den göttlichen Dulder, dessen uns schon das Vorgebirge der Circe gemahnt. Gerade hinter der Feuerinsel Stromboli steigt nun das himmlische Feuer empor. Die rosafarbene Nadel tritt zurück und verschwindet, wie Trinakria aus den Wogen taucht und die Muscheln ihrer Gebirge entfaltet. Es war der Ätna.

Die Fahrt nach Palermo hat nicht den reinen Stil des Golfs von Neapel oder der Meerenge von Messina. Dass das Bild minder klassisch schön wäre, möchte ich nicht behaupten; viele ziehen es vor. Vielen ist es das liebste. Die goldene Muschel heißen sie das Paradies von Palermo und Monreale; denn es ist ein einziger Zitronen- und Orangenwald, wo Blüte und Frucht das ganze Jahr nebeneinander prangen. Phantastisch, aber nicht wild, in reicher Klarheit, eine unbeschreibliche Verschmelzung von Kraft und Harmonie türmen sich die Berge um das Tal, selten bis ans Meer tretend, die Hauptstadt und die Bucht schützend umfassend. Wohl ist dies der suveräne Hafen der Nordküste, dem die alte Hauptstadt Syrakus seit der Landung der Araber den Vorrang hat lassen müssen. Da rechts der Berg, abgetrennt von der Masse des Hintergrundes, muss der Monte Pelegrino sein, im Altertum Eirkte genannt, wo der kühne „Blitz", Hamilkar Barkas, Karthagos bester Held im ersten punischen Krieg, Hannibals Vater, die Römer in Panormos jahrelang in Schach hielt, so lang, dass er da droben das Land anbaute zur Verproviantierung und doch schließlich seiner Vaterstadt die militärische Ehre gerettet hat. Man kann sich recht gut denken, wie er ihnen von hier aus durch Überfälle und Streifzüge in den Bergtälern und Schluchten herum die Behauptung dieses Hauptplatzes, nach dessen Eroberung sie

sich schon fast Meister gefühlt in Sizilien, schwer und im Nutzen fast illusorisch gemacht hat.

Die Insel hat sich seit dem Altertum etwas gehoben. Einen großen Teil des alten Phönizierhafens finden wir im Giardino Garibaldi, dessen grandioses Kautschukgehölz inmitten des gotisch beherrschten Platzes uns doppelt fremdartig anmutet und uns gleich bei den ersten Schritten auf der Insel den Begriff gab von ihren exotischen Wundern und ihrer überraschenden Vereinigung bisher getrennter Vorstellungswelten. So tief ins Land also ging einst das Meer. Nicht umsonst hieß die Stadt Panormos. Sie war ganz Hafen. Der Rest des alten Hafens heißt die Cala. Wir kamen am ersten Vormittag nicht davon los, weil das Ufer von emsigen Karren, diesen Volksbilderfibeln, nur so leuchtete und läutete, welche uns beim Studium der entzückenden sizilianischen Volkskunst, auch der luxuriösen Rüstung der Pferde und Esel und der nicht weniger bunten Volkstypen, festhielten. Das Ziegenidyll mag auch insofern ein Recht haben, in meinen bescheidenen Notizen zu figurieren, als sie für das Haustier par excellence unserer Insel gelten darf schon seit den Tagen, da Theokrit sie poetisch geweiht hat. Ich erinnere mich einer Idylle, wo dem Kundigen eines beliebten Liedes als Honorar für dessen Vortrag das dreimalige Melken einer Ziege geboten wird.

So lässt mich selbst die Phönizier- und Karthagerstadt, die Stadt der Araber, Normannen und Hohenstaufen, gleich zuerst wieder an den Griechen denken.

Palermos schönstes Vermächtnis aus dem Altertum ist das Poseidonmosaik, heute im Museum. Der Meerbeherrscher mit dem Dreizack ist hier der echte und zugleich ebenbürtige und mindere Bruder des Zeus, wie er im Homer mit Würde, Resignation und nicht ohne das homerischen Göttern eigene Quintchen Rancune seinen Rang behauptet. Es ist nicht die reine Himmelsstirne des Bruders von Otricoli. Aber des Meeres Wesen aus Herrlichkeit und Unheimlichkeit fand wohl sein wahrstes Bild in diesem Gottesantlitz schönster Hoheit mit Tiefen jähen Wetterleuchtens.

* * *

Ein früher Morgen — denn es gilt bei den Ferrovie sicule den Tag gut ausnutzen — führte uns dem Meer entlang nach Westen. Mächtige Geranien und die kakteenartigen indischen Feigen säumen die Bahnlinie. Doch der wechselnde Reiz des Gestades darf uns die Blicke landeinwärts nicht gänzlich versäumen lassen. Unter den Städten der Küstenhöhe ist Carini, das man auch nicht bloß im Vorbeifahren kultivieren sollte. Zwar ist auch dieses noch keine Tochter der Hellenen. Das alte Hykkara war eine Stadt der Sikaner, welche, italienischen Stammes, die Insel noch vor den Sikulern eingenommen, und als ihnen jene aus der alten Heimat nachrückten und nachdrückten, in den westlichen Teil der Insel gedrängt wurden. Auch diesen noch vorangehende Bewohner Siziliens hält man heute für Iberer, doch nicht von Spanien hergelangt, sondern auf der Wanderung dieses Volkes nach Westen. Wer da hinaufpilgern wollte, erführe von den Einwohnern bald, auf was sie stolz sind. Dieses Hykkara nahmen die Athener unter Nikias, und unter der in Sklaverei geführten Einwohnerschaft befand sich ein Beutestück, das später noch viel von sich reden machte, indem es seinerseits gar manchen Athener zum Sklaven machte. Es war dies ein zwölfjähriges Mädchen, welches als Priesterin der Aphrodite den Namen Laïs unsterblich gemacht hat. Dass das just dem gediegenen und pedantischen alten Nikias passieren musste, der mit seiner schwerfälligen Gewissenhaftigkeit die ganze athenische Expedition gegen Syrakus kompromittierte! Besser hätte die Verantwortlichkeit zu seinem Vetter Alkibiades gepasst. Aber der war ja bereits wieder abberufen worden, heim nach Athen, um sich im Hermokopidenprozess und wegen der Verspottung der eleusinischen Mysterien zu verantworten, gegangen — wenn auch nicht nach Athen. Nikias aber musste eben Geld auftreiben, nachdem sich von dem blauen Dunst, welchen die Segestaner den Athenern über ihre Finanzen vorgemacht hatten, nicht viel mehr als ein Trinkgeld niedergeschlagen hatte. Item: die Schönheit der Laïs aus Hykkara preist das ganze Altertum.

* * *

Doch vom Tempel der Aphrodite zum Tempel der Demeter — nach der Halbinsel von Hykkara das wundervolle Halbrund

des Golfes von Castellammare, dessen Stadt uns gegenüber zwischen azurner Flut und dunkler, steiler Bergeshöhe hervorblitzt. Hier ist die Hafenstadt, die Marina Segesta. Hier ist die Mündung des Krimissos, dem wir schluchtaufwärts folgen in sein weites Tal. Am Krimissos hat Timoleon 340 seinen glänzenden Sieg über die Karthager erfochten, jener reine Held, der um die Zeit, da Chäronea der politischen Geschichte von Alt-Hellas das Ende bereitet, von Korinth der Tochterstadt Syrakus in höchster Not zu Hilfe gesandt, sie von Tyrann und Karthager befreit, die Freiheit und das Griechentum wieder hergestellt hat; eine der Idealgestalten des Altertums und wahrhaftig nicht bloß des Altertums.

Die Station Alcamo-Calatafimi bedient zwei berühmte Bergstädte arabischer Herkunft, im Osten die Heimat des Giullo d'Alcamo, des ersten Dichters in italienischer Sprache, Troubadour an Kaiser Friedrichs Hof; im Westen die Stätte von Garibaldis Sieg über den Bourbonen. Über Calatafimi ging man nach Segesta. Jetzt hat es für einzelne Züge eine Haltestelle vorher. So reden hier neben einander Neuzeit, Mittelalter und Altertum.

Und welches von den dreien hat uns? Schon vom Zug aus sahen wir ihn einen Augenblick heruntergrüßen von grüner Alpe, den Griechentempel. Nun hat unsere Straße die Höhe erreicht, wo sie mit dem Skamandros aufwärts zieht. Wieder hat er gegrüßt. Dann auf Steinen über das Flüsschen um den Monte Vartaro, den Stadtberg, herum, hinauf durch das Herdengeläut und die erstaunten roten Sikulerrinder, vierfüßige Ureinwohner, die uns vielmehr an unsere Heimat als an Italien erinnern, hinauf zur Alphütte — da steht er noch vor uns, frei auf grüner Felsterrasse, gegen Tobel und Bergwand. Es ist seltsam, Mittelalter und Neuzeit sollten uns hier gewiss mehr interessieren. Dort drüben der Dichter der „Rosa aulentissima", die Wiege der italienischen Dichtung; dort hinten der Sieg und der Nationalheld des neuen Italiens — und hier der tote Tempel, der nie fertig gestanden, nie geweiht, nie gedient, ohne Cella, der Tempel dieser schlimmsten Griechenfeindin unter den Städten Siziliens, welche zweimal das Verhängnis über die Insel gebracht haben. Der Tempel dieser Asiaten. Denke sich diese Stimmung, wer kann. Sage sie, wer kann, in Worten. Auf einsamer, welt- und menschenferner grüner Alpe steht ein dorischer Tempel und herauf grüßt der an

jenem Tag unsagbar blaue Meerbusen. Wenn ich beim bösen Namen Segesta nie so recht die Weihe begriffen habe, mit der man mir von ihm sprach, jetzt siegte die Architektur über das Denken, das Räsonnieren. Oben das Schweigen des bald zweieinhalbtausendjährigen Tempels — unten die Kuhglocken.

Dunkel herrscht über das Volk. Die Elymer werden nach Elam zurückgeleitet und mit den Persern und Medern in Beziehung gebracht. Segesta schrieb sich selbst in alten Sagen von Troja her; seine zwei Flüsschen heißen dem entsprechend Skamandros und Simoeis. Nie sind die drei Städte Segesta, Ergse und Entilla dem Griechen freund gewesen. Diese Asiaten haben sich lieber an die Phönizier und Karthager gehalten. Aber wenn die schönen, den Griechen nachgebildeten Münzen dieser Semiten von Siegen griechischer Bildung in den Hochburgen der fremden Rasse zeugen, so erzählen Segestas Tempel und Theater noch weit lauter von der Unterwerfung unter griechische Form, griechischen Geist, griechiches Leben.

Ist nun dieser Tempel nicht fertig geworden, so trägt er doch anderseits wieder keine Spuren der Zerstörung an sich. Die Stufen und die Säulen liegen und stehen noch heute da, wie sie aus dem Steinbruch gekommen sind. Die Stufen sollten die letzte genaue Bearbeitung erst an Ort und Stelle erfahren, die Säulen erst daselbst kannelliert werden. Man sieht auch an denen der Fassade eine Art Postament, die mit dem dorischen Stil nicht übereinstimmt und an der Längsseite fehlt. Der Fuß der Säule wurde eben für den Transport in dem Viereck gelassen, aus dem sie herausgeschaffen wurde, um Beschädigungen der Kante zu vermeiden. Diese Tempel, die nicht fertig werden, besonders die Riesenunternehmungen von Selinunt und Girgenti, erinnern an die vielen gotischen Kathedralen gleichen Schicksals, wie den Dom zu Siena. Liegt es aber der Gotik sozusagen im Wesen, unvollendet zu streben und die Arbeit von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben, so ist es hier die allgemeine Katastrophe des Griechentums welche die große Bauzeit abgeschnitten hat. Die Egestäer haben in der Bedrängnis unaufhörlichen Grenzmarkstreits mit der mächtigen Nachbarin am afrikanischen Meer, Selinunt, die große athenische Expedition veranlasst, nachdem sie eine zur Sondierung des Terrains und der Finanzen erschienene athenische Kommis-

sion durch schwindelhaften Aufwand gröblich getäuscht. Die Gesandten wurden aus Mengen von Silber- und Goldgeschirr, die aber jeder Gastgeber vorher zusammenpumpte, glänzend bewirtet, und den Tempelschätzen hatte man damit aufgeholfen, dass man vom Berge Ergse die Schätze des weltberühmten und weltbeschenkten Venusheiligtums — ebenfalls pumpte, sodass die Athener fabelhafte Begriffe von der Metallreserve der Bündniskandidaten heimbrachten. Als dann Sizilien den Riesenkampf glücklich durchgefochten hatte und sich zu erholen begann und die mächtigen Weststädte Akragas und Selinunt gewaltiger als je am Bauen waren, da warf sich das abermals beengte Segesta Karthago in die Arme, welches der hellenischen Herrlichkeit ein Ende machte. Was sich rettet, tut es auf Kosten der Freiheit, rettet sich in die Tyrannis. Die Regeneration durch Timoleon ist von kurzer Dauer. Nach dem Tode des Protektors tritt der Bankerott der Demokratie frisch zu Tage. Wieder kommen Tyrannen auf, natürlich von stetig sinkender Qualität, und Söldnerherrschaft. Dann die Römer. Kein Wunder, dass die Tempel der großen Zeit nicht fertig wurden.

Der neue Tempel lag außer- und unterhalb der Stadt. Sie selbst stand auf dem Monte Varvaro, fast ringsum von steilen Abstürzen geschützt und wie so manche dieser hohen Bergstädte des Innern nur durch Hunger, Durst, Verrat oder auch allzugroße Sicherheit zu bezwingen. Trümmer und Mosaik finden sich im Gestrüpp. In einer halben Stunde stehen wir vorn im Theater mit überwältigendem Blick auf Meer und Land und Berg. Man begreift, dass die feudalsten Plätze zu oberst waren. Die Akustik ist auch darnach. Jetzt weidet in der Orchestra mit leisem Geläute die Schafherde. Sonst sind wir allein mit Stille und Sonne.

LENZBURG EUGEN ZIEGLER

BACH-BREVIER

Über die Bedeutung der beiden Johann Sebastian Bachschen Passionsmusiken, der Matthäus- und der Johannis-Passion (auf die Autorschaft der Lukas-Passion darf der große Meister von Eisenach mit gutem Grund und ohne Reu keinen Anspruch erheben), ist heute wohl alles Wesentliche gesagt. Sie bilden einen integrierenden Teil des Glaubensbekenntnisses nicht nur jedes Musikers, nein, jedes musikfreundlichen Laien. Wie gewaltige Eckpfeiler stützen sie das Repertoire unsrer großen gemischten Chöre. Sie sind, mit einem Worte sei's gesagt, populär geworden.

Wie anders steht es da um die Kenntnis und Wertschätzung des mächtigsten Teiles seiner staunenswerten Produktion, der *geistlichen Kantaten.* Man weiß, dass Bach ihrer über ein Vierteltausend geschrieben hat. Ein großer Teil dieser Kostbarkeiten ist uns verloren gegangen; aber was davon übrig blieb, gibt uns immerhin noch ein so überwältigendes Bild von der unendlich mannigfaltigen, unerschöpflich reichen Phantasie, dass man sich nur wundern muss, wie selten diese aufgespeicherten Kräfte nutzbar gemacht werden, wie unverhältnismäßig diese Höchstpotenz musikalischer Vitalität durch stilgerechte Aufführungen zu tönendem Sein erweckt wird.

Wenn sich die großen Passionsmusiken in ihrer strengen Architektur, in der unendlich sinnreichen Ökonomie des musikalischen Aufbaus mit einem Riesendom vergleichen lassen, in dem alles Leid und alles Hoffen gewissermaßen der ganzen Menschheit seine Aussprache und seine Erlösung findet, so eignet den Kantaten die Intimität verschwiegener Kapellen. Hier findet sich nicht jener fast repräsentative Stil der Passion, wo das Leid des Einzelnen vor den Leiden des Erlösers zurücktreten muss, um mit „ängstlichem Vergnügen" das erhabene Schauspiel des Dulders zu genießen. Nein, hier setzt sich die Seele selbst mit all ihren oft so irdisch kleinen Anliegen mit den göttlichen Mächten auseinander. Die wundervolle Naivität — ich erinnere etwa an die häufig wiederkehrenden Zwiegespräche der Seele und des himmlischen Bräutigams —, die echte Gotteskindschaft, wie sie Bach in den Kantaten ausspricht, machen ihre Kenntnis und ihren Besitz zu dem, was man etwa eine musikalische Bibel nennen könnte.

Hier werden wir nicht durch das epische Element abgelenkt, dem in den Passionen begreiflicherweise ein so großer Raum und eine so hohe Bedeutung gegeben wird. Hier herrscht der *Lyriker* Bach mit einer Intimität, die wir in den großen Passionen vergeblich suchen.

Der Aufbau der einzelnen Kantaten gewährleistet die höchste Einheitlichkeit. Gewöhnlich liegt ein Choral, der im Eingangschor kontrapunktisch reich verarbeitet wird, der Kantate zu Grunde und gibt ihr den Namen. Doch stets finden sich späterhin Beziehungen zu diesem Leitmotiv, so dass sich die einzelnen Stücke wie Glieder einer Kette zusammenschließen.

Als besonders herrliches Beispiel möchte ich hier die Kantate „Wachet auf, ruft uns die Stimme" anführen. Im Eingangschor, einem Stück von unbeschreiblich festlicher Prägung, bringt der Chorsopran die Melodie des Chorals als cantus firmus in taktfüllenden Werten, während die übrigen Stimmen eine Achtelfiguration ausführen. In der Mitte der Kantate überlässt Bach dem Solotenor dieselbe Melodie zu einem figurierten Instrumentalinterludium, und am Schluss des Werkes erscheint der Choral endlich harmonisiert im vierstimmigen Satz. Rein architektonisch gesprochen ein Triptychon von vollendeter Eindringlichkeit, dem sich die andern Stücke, wie wertvoll sie auch seien, nur als räumliche Zwischenglieder einfügen.

Abgesehen von den Eingangschören, die jeweilen die „pièce de résistance" zu bilden pflegen, findet sich in den zahlreichen Arien so unendlich viel Wertvolles und Ergreifendes, dass ich mir kaum denken kann, weshalb ein Verleger wie Peters (der eine Auswahl von hundert Kantaten in guten Klavierauszügen herausgegeben hat) oder Breitkopf & Härtel (bei dem an die zweihundert Kantaten in brauchbarer Edition vorliegen) noch keine Anthologie dieser Arien (zum Beispiel je 20 Arien für Sopran, Tenor und Bass) veranstaltet hat. Eine solche Ausgabe hätte neben textkritischer Sorgfalt freilich auch das Erfordernis gewisser Modifikationen der oft allzuschwierigen Koloraturen und einer sehr genauen Interpretation der Phrasierung. Für das musikalische Haus aber würde sie einen Zuwachs edelsten musikalischen Besitzes werden und zur Verbreitung jener echten Bachverehrung, die von

dem, leider auch bei Fachmusikern arg verbreiteten Lippendienst weit entfernt ist, wesentlich beitragen.

* * *

Im folgenden ist der Versuch unternommen worden, eine Reihe von Stücken, die dem Verfasser besonders wertvoll erscheinen, monographisch zu behandeln und in ihrer emotionellen Eigenart durch das Wort zu deuten.

I.

Aus der Weihnachtskantate „Christen, ätzet diesen Tag".

Duett für Alt und Tenor.

Ruft und flehet den Himmel an,
Kommt, ihr Christen, kommt zum Reihen
Ihr sollt euch ob dem erfreuen,
Was Gott hat anheut getan,
Da uns seine Huld verpfleget
Und mit so viel Heil beleget,
Dass man nicht gnug danken kann.

Man möchte dieses Stück ein geistliches Tanzlied nennen. Ort der Handlung: eine Himmelswiese in G-dur, auf der sich die Christenlämmlein in munterm Dreiachteltakte bewegen. Die Dreiklangharmonien — schon in den ersten Takten des Vorspiels — sind von einer so durchsichtigen Klarheit, dass man an Segantinis Luft erinnert wird. Die Stimmführung von den anmutigsten Verschlingungen. Eine Heiterkeit sondergleichen, ein sonniger Glanz liegt über diesem Stück gebreitet. Und die kanonische Führung des Mittelsatzes bringt gerade nur so viel andächtige Sammlung und kindliche Dankbarkeit zum Ausdruck, dass sie die Fröhlichkeit des Hauptthemas bei seinem Wiedererscheinen um so heller klingen lässt.

II.

Aus der Kantate „Dazu ist erschienen der Sohn Gottes".

Arie für Tenor.

Christenkinder, freuet euch!
Wütet schon das Höllenreich,
Will euch Satans Grimm erschrecken,
Jesus, der erretten kann,
Nimmt sich seiner Küchlein an
Und will sie mit Flügeln decken.

Wie das vorige Stück aus einer Weihnachtskantate. Ein Hymnus der Freude mit einer Ausdrucksfülle, die beinahe das Können selbst des besten Tenoristen übersteigt. Die Koloratur beherrscht alles. Denn was besagen Worte bei solcher Freude? Das Thema ein zur Oktave aufsteigender F-dur Dreiklang, gleich als wollte der Sänger die ganze Christenheit umfassen. In den Abschlüssen nach den großen Koloraturen auf „freuet euch" eine Innerlichkeit der Wortdeutung und eine Überraschung durch den seelischen Affekt in der Deklamation, als deren Erfinder wir sonst gerne Hugo Wolf nennen. Im Gegensatz zu den runden Sechzehntelreihen der Freude wird Satans Macht durch zackige Linien von grotesker Zeichnung veranschaulicht.

III.

Aus der Kantate „Liebster Gott, wann werd' ich sterben?"

Arie für Bass.

Doch weichet ihr tollen, vergeblichen Sorgen,
Mich rufet mein Jesus: wer wollte nicht gehn?
Nichts, was mir gefällt, besitzet die Welt,
Erscheine mir seliger, fröhlicher Morgen
Verkläret und herrlich vor Jesus zu stehn.
(Kasper Neumann 1690)

Hier scheint eine Soloflöte in ihren bewegten Gängen all die irdische Unruhe zu malen, welche der Sänger beschwört. Es ist aber nicht eine Kampfarie, wie man aus den Versen entnehmen möchte. Der Sänger hat bereits seine Straße gewählt und nur aus der Ferne noch sieht er die zwecklosen Mühen der Endlichkeit. Ungemein charakteristisch erscheint der tiefe Unmut bei den Worten „Nichts, was mir gefällt", dreimal wiederholt er das „nichts". Von feinstem psychologischem Reiz ist dann die Stelle „wer wollte nicht gehn". Wie im Selbstgespräch wiederholt er sie, in der hohen, in der tiefen Lage, gleich als wollte er alle Schichten des Gewissens erforschen. Und hinreißend genial ist der Terzschluss der Melodie, da es sich ja um eine Verheißung, nicht um eine Erfüllung handelt.

IV.

Aus der Kantate „Gelobet seist du, Jesu Christ".

Arie für Tenor.

Gott, dem der Erdenkreis zu klein,
Den weder Welt noch Himmel fassen,
Will in der engen Krippe sein.
Erscheinet uns dies ew'ge Licht
So wird hinfüro Gott uns nicht
Als dieses Lichtes Kinder hassen.

Ein archaistisch wirkendes A-moll, dem drei Oboen einen seltsamen stahlblauen Panzer wirken. Gepanzert auch der Rhythmus: ein strenger Dreivierteltakt von durchweg punktiertem Charakter. Das melodische Gefüge von weit ausgreifendem Schritt und beherrschendem Charakter, bis es sich zu der „engen Krippe" demütig neigt. Das „ew'ge Licht" in weitem Bogen ausgespannt (der Sänger hält die Note nicht weniger als dreieinhalb Takte aus), dafür trotz des beibehaltenen Rhythmus eine starke Wärme bei der Wendung nach G-dur. Für mich der Typus der „großen" Arie von Bach, deren Verbindung von äußerer Herbheit und durchschimmernder Innerlichkeit jenen sensibelsten Reiz seelischer Keuschheit vermittelt.

V.

Aus dem Oster-Oratorium.

Arie für Tenor.

Sanfte soll mein Todeskummer
Nur ein Schlummer,
Jesu, durch dein Schweißtuch sein.
Ja, das wird mich dort erfrischen
Und die Zähren meiner Pein
Von den Wangen tröstlich wischen.

Schon die Einleitung dieser Arie ist ungewöhnlich. Die Jünger nahen sich dem Grabe. In raschem Rezitativ beginnt der Tenor: „hier ist die Gruft". Der Bass antwortet „und hier der Stein, der solche zugedeckt; wo aber wird mein Heiland sein?" Eine Altstimme gibt ihm Bescheid: „er ist vom Tode auferweckt: wir trafen einen Engel an, der hat uns solches kund getan". Nun der Tenor: „Hier seh ich mit Vergnügen, das Schweißtuch abgewickelt liegen".

Die Arie nun ist ein geistliches Schlummerlied von einer solchen Poesie des Ausdrucks und einer solchen überquellenden Zartheit der Empfindung, dass ich ihr selbst bei Bach nur ganz weniges an die Seite zu stellen wüsste. Linde Sechzehntelfiguren der Flöte umspielen den melodischen Kern des Stückes mit einem Wohlklang von seltener Tröstlichkeit. Die tieferen Lagen der Stimme werden häufig bevorzugt, der „Schlummer" (in langausgehaltenen Notenwerten) wirkt nur wie ein Hauch. Ich kenne kaum eine Arie von Bach, die zu ihrem Vortrag so jeglichen Verzichtes vokaler Eitelkeit bedürfte. Eine vollendete Gleichmäßigkeit des Vortrags, im Mittelsatz um ein weniges gehoben, ein Versinken in völlige Wunschlosigkeit und die tiefinnerliche Gewissheit von dem letzten Sinn des Lebens müssen sich hier zu einer der eigenartigsten, ergreifendsten Wirkungen Bachscher Kunst verbinden.

FLORENZ — HANS JELMOLI

□□□

Und gäbe es Verzeihung für erlittene Beleidigungen ohne die Phantasie? Nein. Der Mensch ist rachsüchtig, die Phantasie veredelt diesen Impuls. Ein solcher Mensch ist nun nicht mehr lasterhaft. Man kann getrost sagen: wer echte Phantasie besitzt, der ist tugendhaft. Wenn Sie nun der Sinnlichkeit die Phantasie nehmen, was bleibt dann übrig? Wenn ich liebe, und mein sinnliches Verlangen ist ohne Phantasie, so bin ich wie einer, der in absoluter Finsternis gefangen ist, ja, es ist möglich, dass ich dadurch dem Wahnsinn verfalle. Erst durch die Phantasie erhält meine Begierde die Weihe, die Süßigkeit, die Schönheit, den Mondglanz der Bezauberung und jenen Tropfen von Melancholie, ohne den eine Leidenschaft nicht beseelt erscheint. Sinnlichkeit ohne Phantasie ist nichts als der traurige Zweikampf zweier Wesen, die einander unbewusst zu vernichten trachten. Freilich, es gibt im Leben nicht bloß das eine oder das andere; die Leiden und Irrungen, die ein unvollkommener Zustand mit sich bringt, bleiben schließlich wenigen erspart. Wie oft sieht man Eheleute oder Liebesleute im Streit! Wie manche Ehe, die durch die Liebe getragen schien und nur noch durch Gewohnheit und bürgerliche Rücksichten befestigt ist, schleppt sich mühselig hin unter Hader, Zank und Missverständnissen! Männer, sonst gerecht und vornehm, Frauen, sonst zärtlich und nachsichtig, vergessen sich; sie werden zu Tieren, die auf einander Jagd machen, sich einander Wunden zufügen, harte Worte wählen, Worte wie geschliffene Messer, mit übertriebenen Beschuldigungen die Achtung untergraben, die jeder vom andern billig verlangen muss, und ohne die Haltung sind, die sie auch dem Gleichgültigen gegenüber zu wahren wissen.

Faustina
Ein Gespräch über die Liebe

JAKOB WASSERMANN

□□□

ROBERT UND HEDWIG MARIA

EINE DICHTUNG IN SECHS GESÄNGEN VON J. BÜHRER

*

ERSTER GESANG

Mitten im breitausladenden Tale der reißenden Aare
Liegt ein Dörflein verträumt im Glaste der sengenden Sonne.
Über dem Grün fruchttragender Bäume dunkeln die Dächer
Wuchtiger Häuser. Nicht mindert der Schmalfront gewaltiger Bogen
Weder die Last noch die Wucht der ernsten stillen Behausung.
Grundfest, zeittrotzig, dem knorrigen Stockhorngebirge vergleichbar
— Wetterhart lugt es herüber durch Schleier von Sonnengeflimmer —
Steht das Haus des bernischen Bauern. Glühende Sommer,
Peitschende Stürme setzten viel Lichter und Schatten
Ernstgestimmt in das Holzwerk. Aber vom Brettlein am Fenster
Recken dickblumige Nelken, Geranien, Levkojen, Azinten
Leuchtende Blüten in blinkende Scheiben. In zierlichen Gärten
Heben magere Stämmchen aus peinlich geordneten Beeten
Riesige Trauben prahlender Rosen. Gemildert ist wieder
Männliche Herbe durch weibliche Güte, gemildert des Hauses
Wuchtiger Ernst durch Blumengezier und frauliche Tugend.

Einstmals stieg über die Giebel und Dächer der Bauerngehöfte
Weiß und stolz das Schloss, den Zehnten fordernd und — knechtend!
Heut auch steht auf der Höhe weiß und stolz ein Gebäude.
Wahrlich auch es fordert Zehnten, doch schenkt es die edelste Freiheit!
Jetzo wird sie geübt. — Das Kirchlein läutet nach Hause.
Eilig und sittsam, den Herrgott im Herzen, die Sorge um Bohnen,
Speck und Küchli im Kopf, im Auge der Nachbarin Umlauf,
Streben die Frauen und Töchter nun heimwärts; die Männer dagegen
Schreiten plaudernd, vereinzelt in Gruppen zu zweien und dreien
Aufwärts, zum weißen Gebäude. Dort jener, der alle die Andern,
Gleich wie einst König Saul, überragt um die Länge des Hauptes,
Hat vielleicht nicht auch er bei Marignano gewütet?
Könnte der, so wie er schreitet, nicht Helden zum Wahnsinn verleiten?
Aber die Zeiten sind andere. Es steckt in dem selben Gewande
Nichts als der Wirt des gastlichen Bären, der Christeli Zbinden!
Zwar ist der Schein nicht so ohne, denn Zbinden ist heut noch im Landsturm
Gern und mit Lust Major der Artillerie und dazu noch
Präsident der Gemeinde, dann Züchter vortrefflicher Stiere,
Erntet ein Obst wie kein zweiter, versteht sich aufs Wetter, auf Weine
Diesem und jenem zum Trotz und verkennt dieser Würden nicht eine!
Neben dem wichtigen Manne ging klein und gebeugt der Drogiste

Freundlich lauschend der heftigen Rede des andern, der klagte:
„Ja, da gehn sie zur Wahl! Wie viele, was meinst du wohl, Nachbar,
Tragen die eigene Meinung zur Urne, wie viele wohl wählen
Zwischen Gut und Schlecht, wie am Viehmarkt so sorglich? Kaum einer!
Und wie bedarf doch der Prüfung des praktischen Bauernverstandes,
Was die Herren in Bern aus erdüftelten Büchern uns bieten!
Aber genau wie beim Kuhkauf die Händler mit Phrasen betören,
So die Gazetten mit ihrem Gefasel den gläubigen Bürger.
Offen und frei: Gazettenschreiber sind Israeliten,
Loben wie jene, was ihnen nicht löblich erscheint, wenn die Winde
Obrigkeitlicher Gnade die Fahne aufs Rühmen gerichtet!"
Ehrlich sein Urteil zu sagen ist unklug für Krämer und Werkleut;
Sieht doch der Kunde so gern seine Meinung geteilt und geachtet,
Weniger schmerzt ihn das Geld, dem Gesinnungsfreunde gespendet.
Also schwieg der Drogiste und hustete laut in sein Tüchlein.
Aber dem Zbinden brummte seit gestern ein Ärger im Schädel
Gleich einer Hummel am Fenster, die sich in die Stube verirrte.
„Lasest du gestern," so frug er, „den Leitartikel im Blättchen?
He, wann wurde denn so was erhört! Ein jugendlich Bürschlein,
Fern in der Ostschweiz geboren und kaum recht der Schule entlaufen
Will erfahrene Männer, uns Berner, an Pflichten erinnern,
Pflichten der Bauern dem Knecht gegenüber! Du heiliges Alphorn!
Aber dem leg ich das Handwerk, so sicher ich Christeli Zbinden!
Haltet das Zeug nicht für harmlos; der Geist der roten Reformer
Steckt in dem Burschen! Mit Absicht verhetzt er uns Knechte und Mägde,
Säet den Neid und trachtet darnach, die Löhne zu steigern.
Zwar, er gibt sich den Schein, als schriebe er just für die Bauern.
Aber den Henker versteht er davon! ‚Wer ein Heim hat, ein liebes,
Sei er nun Knecht oder Meister, leicht wird ihm Arbeit zur Freude!'
Also fein schreibt dieser Herr. Dass die Elster ihm singe, jawohl — da!
Er just verleidet das Heim, dem Meister so gut wie dem Knechte."
Also entfuhr es dem zornigen Dorfpräsidenten. Die Beiden
Lenkten gleich andern Gruppen sonntäglicher Männer die Schritte
Hin auf die Türe des weißen, stolzen Gebäudes: der Schule!
Dort, wo errungen wurde das Recht sich selbst zu regieren,
Dort auch wird es geübt. Der stolzeste Name der Völker:
Schweizerische Eidgenossenschaft ist gegründet
Nur in der Schule, dem ersten Gebäude des hintersten Dörfchens!

Eben betraten die beiden die sorgsam gescheuerte Treppe,
Langten bedächtig, die Ehre erweisend, hinauf nach den Hüten,
Da entspringt der Türe, entsetzlich schreiend und kreischend,
Haltlos ein brennendes Weib; umzüngelt von flackernden Flammen.
Eiserstarrt steh'n die Männer. Doch einer entwindet sich ihnen,
Stürzt der Fliehenden nach, erreicht sie, zwingt sie zu Boden,

Reibt mit Erde den brennenden Körper — die Flammen ersticken.
Stöhnend vor Qualen, mit zuckenden Gliedern, ein trauriges Häuflein
Schmerzen und Weh liegt Mathilde, des Lehrers Gattin, bewusstlos
Mitten im Kreise stummtrauernder Männer. Da wieder ein Klagen:
Schluchzende Kinder, der zitternde Gatte werden getröstet.
Sachte tragen zwei Männer das wimmernde Weiblein ins Schulhaus,
Zbindens Befehle befolgend. Der Präsident der Gemeinde
Zeigte sich völlig gewachsen auch dieser schwierigen Lage.
Sorgenfalten im Antlitz hatte mit kreisenden Armen
Rasch das Karree er gestellt um das Häuflein wimmerndes Elend,
Hatte zum Doktor gesandt und gesorgt für Gatte und Kinder.
Bergschwer lag das Ereignis auf allen, so sprach denn der Präses:
„Wieder ein neues Opfer des amerikanischen Öles!
Massenmörder der Frauen, rächt es die kurzen Gedanken,
Leichtvergessene Vorsicht mit grausam schrecklichen Qualen.
Sei es uns Lehre!“ Wie brechende Wolken im Juli den Talgrund
Lösen vom glühenden Alp der Sonne, so löste das Schlagwort
„Massenmörder der Frauen“ den Bann des erschütternden Unglücks.
Und nun schwirrten die Worte, klagten und plätscherten nieder,
Eilige Bächlein, die von dem Felsen Ereignis sich stürzen.

Ruhig war indes der, der Mathildens Nöte gelindert
Über die Schwelle zur Urne gegangen und trat nun eben
Wieder hinaus auf die Treppe. Die Sonne fiel auf ein bleiches,
Junges Männergesicht, drin Spuren vergrübelter Nächte
Kämpften wider der Augen lachendes, kindliches Leuchten.
Aufrecht schritt er herab, eine wunde Hand an dem Hute.
Schweigend ließen die Männer ihn gehen. Im Schweigen lag Achtung,
Achtung dem Fremden, der heute sich also besonnen erwiesen.
Freilich ein Fremder wars, besaß nicht Haus und nicht Hofstatt.
Konnte nicht mähen, noch melken, ernährte sich nur so vom Schreiben,
Halt so ein Städter, der aß, was andre dem Boden abrangen!
Grüßend lief jener vorüber, da trat zu ihm der Drogiste.
„Habt Ihr Euch da nicht verletzt,“ so frug er, „ei, seht mir die Wunden!
Kommt, ich habe ein Sälblein zu Hause, das lindert die Schmerzen.“
Dankend nahm der andere an und so gingen die beiden,
Sprachen im Gehn von Mathildens Elend und wie's wohl gekommen.
Lange vor ihnen hatte die schaurige Kunde des Unglücks
Schon das letzte Hüttlein erreicht; und nun standen die Frauen,
Standen die Knechte und Mägde gründlich die Zeitung erwägend,
Und so eilig wie möglich stürmte das Kleinvolk zum Schulhaus.

Tüchtig ausschreitend gewannen die beiden Männer indessen
Bald das Ende des Bergwegs. Wo der die Straße erreichet,
Steht das Haus des Drogisten. Auf niederem Sandsteingemäuer

Tragen fünf Balken der Schmalfront entlang eine fröhliche Laube,
Reich aus Schnitzwerk gefügt. Auf der langen Flucht der Gesimse
Blühten aus irdenen Töpfen des Sommers verwegenste Farben,
Während hochhängenden Lampen Gespinnste wie Seide entglitten.
Eine der Lampen — sie hing in der Ecke im sonnigsten Lichte —
Hielt eine Hand; der Arm verschwand hinter Blumen und Blättern.
Lässiger schritt jetzt der Jüngre, den Blick in der Laube verloren.
Aber es drängte das Männlein: „Vorwärts, was steht Ihr noch lange!"
„Vater Ramseyer," entgegnete jener, „was habt Ihr für Blumen!
Sicher hundertmal ging ich vorüber und sah nicht . . ." Er stockte.
Über den Blumen der Laube erschien ein feinliniges Köpflein,
Weißrot wie Alpenschnee, wenn die Sonne zum Scheiden sich wendet,
Wurde wie Purpur gleich jenem, noch ehe es hastig verschwunden.
„Hedwig," rief der Drogiste, der just noch die Tochter erblickte,
„Hedwig, Du könntest mir helfen!" Ein fernes Stimmchen sang: „Ja doch!"
Schnell entklinkte der Alte die Türe unter der Laube,
Führte den Gast an Reihen blanker Töpfe und Flaschen,
Alle sorglich in zierlichen Zetteln lateinisch benamset,
Eilig trippelnd vorüber ins freundliche Zimmer daneben,
Rückte den alten Lehnstuhl hervor. „So, setzt Euch derweilen,"
Bog in den Laden, nahm eine Flasche vom oberen Fache,
Riss eine Tür auf, schrie „Hedwig Maria," putzte den Mörser,
Schüttelte Wurzeln darein und begann mit dem Stöpsel zu läuten.
Lächelnd verfolgt' ihn der Jüngere durch die geöffnete Türe.
Wie nur kam da auf einmal das Licht ins verdunkelte Lädchen?
Was da so blitzte, war das Gewand einer stattlichen Jungfrau.
Schwarzem Sammet, mit silbernen Blumen und Ketten behangen,
Schwellend in leichtem Bogen entstieg ein glitzerndes Linnen,
Arme und Brust mit gefälligen Flächen schützend und zierend.
„Endlich," knurrte der Alte und wischte sich hastig die Stirne,
„Endlich, ich warte auf dich, ein Unglück hat sich ereignet!"
Wieder griff er zur Arbeit und redete eifrig dazwischen.
Aber im Mörsergeläute ertrank für den andern die Rede.
Spähend saß er im Lehnstuhl, sah durch den offenen Türspalt
Scharf vom Halbdunkel umrissen des Mädchens schlanke Bewegung,
Sah den Graukopf des Alten über den Mörser gebogen.
Schöneres malt euch kein Maler. Da trat die Tochter ins Stübchen.
Grüßend stellte ein Becken sie nieder und frug wie verschüchtert:
„Sagt, Ihr habt Euch verletzt?" — „Ach was, Euer Vater . . ." entfuhr es
Zornig beinah dem Gefragten, so barsch wie er's selber kaum wünschte.
„Seht doch die Wunden und das da gibt Brand!" so machte sie schüchtern
Schob seine Ärmel zurück und taucht ihm die Hände ins Wasser.
Eilig lief jetzt der Alte herbei mit dem Töpflein voll Salbe,
Höchlich die Heilkraft ihr preisend, es sei seine eigne Erfindung!
Dachtraufen plaudern bei Tauwind nicht so, wie jetzo der Alte,
Galt es ihm doch das bisschen Schmerzen vergessen zu machen:

Heiterer Sinn sei immer das Erste für jegliche Heilung.
„Kling-klang", rief draußen das Glöcklein den Herrn des Geschäfts auf den Posten.
„Herr, jetzt wird es Euch weh tun," sagte zum Fremden das Mädchen.
Scharf ihm ins Auge sehend, damit es am Zucken der Wimper
Fühle den Grad seines Schmerzes, strich es behutsam das Sälblein
Über die Wunden. Er sah ihr schweigend und tief in die Augen.
Fältchen auf ihrer Stirne — nun flammendes Rot auf den Wangen —
Klirrend fiel da auf einmal das Salbetöpflein zu Boden;
Beide bückten sich hastig, doch keines bekam es zu fassen.
Ritsch — da riss ihr eines der silbernen Kettlein am Göller,
Tückisch hatte es sich in des Mannes Brusttuch verfangen.
Hastig griff sie darnach und beugte, um es zu lösen,
Leicht das Köpflein herab, da küsst' er sie leis auf den Nacken.
Zitternd sah sie ihn an, und schweigend mit traurigen Augen.
Blitzgleich erlosch seines Blickes Glut, ein gescholtener Knabe
Stand er vor ihr. „Noch die Binde," sagte sie herb und entrollend
Flink mit kundigen Händen das leichte Gewebe umwand sie,
Kreuzweis es schlingend, ihm jegliche Hand. „Nun seid Ihr mir böse?"
Frug er halb flehend. Sie steckte schweigend die Sicherheitsnadel
In den Verband und mit zuckendem Mund und verhangenen Augen
Senkte sie leise die Stirne. Da trat der Drogist durch die Türe.
„Seht Ihr," so rief er voll Freude, „selbst der gelehrte Herr Doktor
Findet mein Sälblein vortrefflich, just ließ für Mathilden er's holen.
Freilich, was in der Praxis erobert, bewährt sich wohl besser
Als auf der Schulbank Ersessenes. Zeigt die Verbände! — Recht gut so!
Lasst das nun also bis abends, dann wechselt die Binde. Doch halt mal,
Wer, so sagt doch, wer soll Euch dann helfen? Da seht Ihr nun deutlich
Was ein Weiblein Euch Nutz wär. Der Jungbursch sitzt in der Tinte,
Bald ihm ein Windlein verirrt. So kommt denn wieder am Abend.
Hedwig wird Euer warten. Nein, bleibt mir vom Hals mit dem Danke.
Wackeres habt Ihr getan, ich seh's meiner Lebtag wahrhaftig:
Brennend rennt da das Weib. Ihr drauf und zu Boden ist eines,
Blitzschnell deckt Ihr die Flammen und vergesst die eigne Gefährde!
Wenns nun, wie man mir sagt, Mathilden erträglich ergehen kann,
Dankt sie es Euch. Nein, nein, was recht ist, soll man schon loben.
Hedwig, schließe mal drüben die Tür! Ins geheim, Herr Redaktor,
Nehmt Euch vor Zbinden in acht, er will Euch nicht wohl, wie mir scheinet,
Mehr zu sagen vermag ich jetzt nicht. Lebt wohl nun bis abends."
Unter dem Flusse der Rede erreichten die beiden die Türe.
Robert wandte sich hier und frug zurück in den Laden:
„Darf ich dann kommen?" „Unsinn," fuhr polternd der Alte dazwischen,
„Niemand als ich befiehlt im Geschäft." „So Dank denn, auf abends!"
Rief der Redaktor und rannte eilig die Dorfgass hinunter.
Lächelnd verfolgt' ihn der Alte mit seltsam lustigen Äuglein.
Heiter trat er zurück in den Laden. Dort weilte sein Mädchen

Eigen verträumt, im Spiel mit dem Zünglein der blinkenden Wage.
Als nun der Vater mit leisem Gesumm einen bräunlichen Stumpen
Einem der Kästchen entnahm, ein Hölzchen anstrich und bedachtsam
Zog an dem flackernden Flämmlein, frug ihn das Mädchen errötend:
„Sag einmal, Vater, im Ernst, sag, war es denn wirklich so mutig,
Was an Mathilden er tat?“ Der Alte hielt inne im Ziehen,
Fasste sein Mägdlein ins Auge, ließ wieder das Flämmlein erflattern
Warf aus der Türe den glimmenden Spahn und sagte halb lachend:
„Wo denn? Jeder hätt' es getan, er stand nur am nächsten.“

ZWEITER GESANG

Hinter geschlossnen Gardinen saß im verdunkelten Zimmer
Lässig im Lehnstuhl gelehnt der junge Redaktor am Schreibtisch.
Bläulicher Rauch, einer Pfeife entstiegen, umwolkte die Wände,
Zog um langzeilige Büchergestelle verwellende Schleier,
Dämpfte die jauchzenden Farben der wenigen herrlichen Bilder,
Fernte von allem Lauten, den, der Besonnenheit suchte.

Robert war bald, nachdem er den kleinen Drogisten verlassen,
Einem der Pfädlein gefolgt, die talwärts führen zur Aare.
Mächtig rauschen an Reihen langästiger Tannen vorüber
Endlose Flächen in reißender Strömung, und weit in der Ferne
Steigt aus dem Fluss und dem Wald die Jungfrau blendend zum Himmel...
Stromwärts war Robert gegangen und dann mit dem breiteren Feldweg.
Blaustern, Klatschmohn und Krokus blühten unter den Halmen
Reifender, mannshoher Saat, darüber die Lerchen trillierten.
Aber der strahlende Tag besaß keine Wunder für Robert.
Eilig schritt er fürbaß und sah nur zwei flehende Augen.
„Eine, die nicht wie die andern, ein schlichtes Weib aus dem Volke,
Adel besitzt es, Keuschheit der Seele und reinliche Güte!“
Also frohlockend war er durch Felder und Wiesen gestrichen,
Heimgekehrt; aber dann war plötzlich der Jubel erstorben.
„Dummkopf,“ so schalt er, „so mühsam hast du um Ruhe gerungen,
Fandest dich selbst und den Frieden als du allem entsagtest,
Als du am ärmsten geworden, warst du auf einmal am reichsten!“
Glücklich war da sein Blick über Bücher und Bilder gestrichen,
Hatte die Vase gegrüßt, und auch die kleinen Kameen.
Lächelnd hatte er dann die lange Pfeife entzündet,
Goethes Gedichte genommen und ruhig zu lesen begonnen.
Doch des Olympiers Weisheit ließ die Frage nicht ruhen:
Hedwig Maria, wahrhaftig ein wunderbar klangvoller Name!
Zwar, das feine Gesichtchen, des Halses zieres Gebilde
Glichen den Blumen an Schönheit, denen man Namen erfindet
Seltsam und klangvoll, so dass schon der Name Zauber und Duft ist.

Zweimal war sie errötet! Warum nur schon auf der Laube?
Hatte der Kuss sie wirklich verletzt, oder war's nur Theater?
Zweifeln? Und wenn es auch ehrlich gewesen, was war's denn dann Gutes?
War das Vergangne nicht Lehre genug, um gern zu verzichten? —

Goldgelbe Anker auf blauumrändertem Kragen, ein Pfeiflein,
Glänzend wie Silber an schöner, die Brust überquerender Trottel,
Flatternde Bänder am Mützlein, war einst klein Robert vor Jahren
Stolz zu klein Trude gegangen. Wie hatte *die* ihn bewundert!
Willig Händchen um Händchen in all seine Taschen gestoßen,
Teuer und heilig versprochen, ihn und sonst keinen zu freien,
Wär er selbst Prinz von Cordoba, oder sogar — ein Konditor!
Aber als er tagsdrauf in alten Höslein erschienen
Machte sie schnippisch und altklug: „Ich hielt mich doch für gescheiter!"

Lichtdurchzitterte Sommernacht. Die Zinne der Veste
Wirbelt von tanzenden Paaren. Nun, da der Walzer verklungen,
Lösen sich los aus den Reihen der sommernachtfestlichen Leute
Robert, der junge Student, und Trude, der reizende Backfisch.
Kühlung suchen die beiden hinter dem Türmchen am Auslug.
Massig stieg unten das Städtchen ins Dunkel, krummlinige Dächer
Funkelten seltsam, Lichter verglommen, und fern unterm Hügel
Glitzerten breite Flächen, der ziehende Rhein unterm Mondlicht.
Stockend begann der Jüngling: „Gertrud, wie schön ist der Abend!"
Wärmer werdend entklinkte er zaghaft und leise das Törlein
Seines verschwiegenen Träumegartens und führte die Freundin
Schüchtern auf heimlichen Wegen an leuchtenden Beeten vorüber
Bis zu den protzigen Bauten. Er nannte ihr stolz ihre Namen,
Gabs doch Paläste der Hoffnung, des Glaubens, der Menschheitserlösung!
„Nett ist das," sagte sie seufzend, „doch gelt, jetzt wollen wir tanzen?"
Hui-da, wie klappte das Törlein ins Schloss! Kein Täktlein mehr fand er.
Heimlich entfloh er dem lärmenden Fest in die nächtliche Stille,
Schmerzlich stöhnte sein Weh, wie ein Kranker stöhnt, dessen Lager
Ärzte und Freunde umstehn und Rat nicht wissen noch Lindrung!
Briefe, verzweifelte Rufe nach Rettung! — Ihr letzter, brutaler,
Fegte sein zierlichstes Gartengebäude in hässliche Trümmer!
Bald darauf ging er daran, ein neues Haus zu errichten,
Weniger prunkhaft zwar, einen „schlichten Tempel der Wahrheit".
Baute und baute und kam nicht vom Fleck; denn, *was* sie ihm boten,
Stubengelehrte, zerbröckelte, fügte sich nicht ineinander.
Mutlos blieb er im Trümmergefilde. Da triebs ihn zu fliehen.
Staunend stand er im Weltstadtgetriebe. Hier gabs kein Begreifen!
Mensch? Was galt da ein Mensch? Im wurde bange und ängstlich.
Einmal nach Mitternacht schritt er durch schlafende Straßen.

„Hilfe! zu Hilfe!“ so gellte mit eins eine weibliche Stimme.
Eilig entfloh einem Haustor ein Mann und verschwand um die Ecke,
Kurz darauf lief aus der nämlichen Türe ein zierliches Dämchen,
Rannte dem Jüngling entgegen und klagte, es hätte der Flüchtling
Roh sie missbrauchen gewollt, nun könne sie nicht auf ihr Zimmer.
Hauswirts duldetens nicht! — Da nahm er sie mit sich nach Hause.
Furchtsam blieb sie im Dunkel der Türe. Ein Tässlein mit Schwarztee
Nähme sie gerne. Er holte die Spritmaschine vom Schranke,
Stellte vom Birnenbrot auf, das die Mutter zum Abschied gebacken,
Rückte geschäftig ein Bänklein zum Tisch und hieß sie sich setzen.
Sträubend zog sie Jäcklein und Hut aus und hing sie an's Betthaupt.
Wartend saß er im Sopha, nun stand sie im Lichtkreis der Lampe.
Zweimal war auf dem Wege ein trauliches „du“ ihr entglitten.
Diese Form wählend frug er die eine brennende Frage:
„Sag mir, wie alt du bist!“ „Fünfzehn,“ entgegnet' sie hastig und leise.
„Fünfzehn . . .?“ In brennender Scham verbarg er den Kopf in den Händen.
Zögernd nur frug er: „Und wie — wie ist das denn nur gekommen?
Doch sie verstand nicht. „Wie kamst du zu deinem — Gewerbe?“ erklärt' er.
Jählings schluchzte sie auf. Er ließ sie traurig gewähren.
Summend begann das Wasser im Töpflein zu brodeln. Er setzte
Pulver dazu, und schenkte ihr ein, und zwang sie zu nehmen.
Zuckerumrührend und kuchenkauend begann sie erst stockend,
Manchmal durch Fragen gestützt, ihr vergangenes Leben zu schildern.
— Alte, jedem bekannte Geschichten. Nur für den Jüngling
Waren es keine Geschichten, war's schlimmes, tiefes Erlebnis!
Sattgeworden, war bald sie vergnügt wie ein schnurrendes Kätzchen.
Freundlich lud er sie ein, sein Bett zu benützen und folgsam
Zog sie sich aus und schlüpfte unter die Decke, und bald darauf
Schlief sie ganz still. — Da sank er am Fenster zusammen und weinte.
Weinte den Garten in Trümmer!
Dann kamen die traurigen Fahrten
Dunkle Gassen entlang, ins Hinterhaus, in die Spelunken,
Fand sich bald Abend um Abend im wachsenden Kreis der „Enterbten“,
Lauschend den blutigen Reden verkümmerter, krankender Sehnsucht.
Hassen lernte er da, einen Hass, der das Edle vergiftet.
Hoffnung entspross seinem Hasse: Wenn die Enterbten nur wollten,
Gabs ein gerechteres Recht! Die Enttäuschung ließ nicht auf sich warten.
Mühsam gelangs, dem nächtlichen Gast eine Stelle zu schaffen.
Wochenlang später fand er sie in Soldatengesellschaft.
„Schatzi,“ schrie sie betrunken, „det Leben muss man jenießen!“
Kraftlos waren sie alle, missgünstig und neidisch dazu noch.
Jeder verlangte für sich nur; die's haben, die sollten nun darben.
Grausamkeit oben und unten. Es gab nur ein einziges: Sterben!
Also zerschunden entfloh er dem Winter der nördlichen Großstadt.

Lustig blies ihm am Gotthard, wo er dem Eilzug entstiegen
Pfeifend der Föhn um die Ohren. Junggrünen Matten entstürzten
Meere von Lichtern und Farben. Armselige Hütten am Wege
Waren voll Sonne und Glast. Und kam ein Weiblein gegangen,
Schlecht gekleidet und barfuß, den schweren Mistkorb am Rücken,
Kräftig war sie, gesund und voll heiterer Laune, nicht elend!
Dörferruinen durchschritt er, todmüde Gassen hinunter,
Kaum eine hässliche Katze lief manchmal verängstigt vorüber.
Irgendwo aber hing immer ein altes Heiligenbild da,
Irgendwo aber stieg immer ein Strich voll Seele ins Licht auf —
Sei's um ein Türmlein, ein Fensterkreuz, sei's um ein Gartenportälchen.
Wunder vollbrachten die Bilder und Formen: Inmitten dem Schutte
Blühte mit eins ein zarter Gedanke: Bezwinger der Nöte!
Heitrer betrat der Jüngling die Ebene. Silberne Wölklein,
Fernhinschiffend, belud er mit Wünschen klindlicher Sehnsucht.
Stolz durch Bolognas stolze Arkaden, wie Fürstinnen Perlen
Trug die Arme das Spitztuch, das Zeichen des niederen Standes.
Alles war anders hier: Armut nicht würdelos, Straße war Heimat!

Dann — kam das Glück! Auf dem Ponte vecchio stand sie versonnen,
Als er sie grüßte. Sie bot ihm zwei Finger der Hand voller Tulpen.
Flüchtig nur kannten sie sich vom Hörsal her in der Heimat.
Leicht macht die Fremde aus Landskindern Freunde. Plaudernd und scherzend
Gingen die beiden durch lärmende Straßen und kamen zum Pitti,
Traten dort ein, verließen sich, fanden sich wieder am Ausgang.
All das Geschaute verlangte nach Ausdruck, die rege Empfindung
Suchte begehrlich den Wiederklang eines fühlenden Herzens.
Wunderlich war es drum nicht, dass Robert die folgenden Tage
Gerne die Einsamkeit floh und mit der „Studienfreundin"
Doppelt genoss, was die Stadt an ewig Herrlichem bietet.
Abends des fünften schlenderten sie am Lungarno hinunter.
Hundert ermattete Lichter verzitterten kreisend im Wasser,
Schattenhaft wuchsen rings der Paläste riesige Mauern,
Schwüle Lüfte verschleppten die Töne heißblütiger Lieder.
Straßensänger, von Fremden umringt, mit der Laute begleitend
Sangen sie ab um kärglichen Lohn. Und wie eine Ahnung,
Wie so vollkommen und schön das Leben sich könnte gestalten,
Wie's aber nimmermehr wird, so lag's auf dem träumenden Paare.
Keines wagte ein Wörtlein; als schwebte ein schweres Geheimnis
Ihnen zu Häupten, entflohen sie bange in einsame Straßen.
Wortlos schob sie den Arm in den seinen. So gingen sie weiter,
Schweigend und lange; da litt sie's nicht länger und bot ihm den Mund dar.
Jetzo, geborsten die Kruste, entströmte wie glühende Lava
Alles Leid seinem Herzen; er sagte ihr, was er gelitten,
Sagte, wie elend er sei, dass er Glaube und Hoffnung verloren,

Dass er im Leben nicht Zweck mehr erkenne, und wie er verlassen!
Keiner verstehe ihn mehr, selbst der Mutter sei er ein Fremder!
Worte ließ sie; sie gab ihm des Leibes tröstende Nähe.
Lange saßen sie so, und fanden wie trunken nach Hause.
Als er am anderen Morgen sich meldete Via Onofri,
Kam sie die Treppe herauf. „Im Dom war ich," sagte sie ruhig.
„Weihrauch geht von dir aus," so sprach er, die Augen, die jauchzten:
„Schön bist du, schön, du lilienschlankes Weib!" Und gemessen,
Züchtigen Leutchen geziemend, entstiegen die beiden dem Hause,
Aber noch hatten sie, jenseits des Arno den Hügel erklimmend,
Nicht das letzte der Häuser verlassen, als Robert der Heimat
Lautester Jauchzer entfuhr. Wie Zymbeln durch Tempelruh' schmettern
Riss sich der Jubel die Bahn durch den feierlich lauteren Himmel.
„Herrisch und herbe," so sagte sie lächelnd, „klingt hier dein Lustruf.
Felsen und Berge, die rastlos schaffende Kräfte gestalten,
Selbstbewusst stehen wie kämpfende Helden, die tragen dein Jauchzen;
Aber der Fluss der schwellenden Hügel, der milde und leise
Sich in den Himmel verliert, wie im Traum du selbst dir entgleitest,
Freund, der verlangt gedämpftere Lust, vielleicht nur ein Klingen,
Wunschlos und ziellos und glücklich still zu verschweben im Raume!"
„So," entgegnete Robert, „empfinde ich auch diese Hügel;
Langsam entschwindet mir, was ich nicht fand und verstand und mich quälte,
Quälte wie lockendes Land in nebligen Fernen erkennbar,
Ruhlos Entdecker quält, einen Weg in das Heilland zu finden!
Leise entschläft hier der Ruf, wie betäubt von verträumten Gesängen."
Also in deutsamer Rede erreichten sie San Miniato.
Weiß zwischen schwärzlichen Pinien stieg in die gläserne Bläue
Feingegliedert die Marmorfassade empor, und im Dachfeld
Standen die Heiligen in leuchenden, steifen Gewändern und schauten
Stille herab auf das Paar, das plaudernd der Pforte zustrebte.
Feiernde Kühle erfüllte die Kirche, das Dunkel der Krypta
Stieg bedächtig und ernst in das Licht, das rötlich und milde
So wie die scheidende Sonne den Wolken entflutet, den Fenstern
Vorne im Chore entglitt. Verwundert standen die beiden.
„Marmor sind diese Scheiben," so brach er das Schweigen. Sie aber,
Neckischer Freude voll, stieg auf die Stufe vor einem der Fenster:
Hei, wie troff sie von Sonne! Hei, wie war sie so lieblich!
Lächelnd bog er sein Knie und „Madonna", flehte er leise,
„Donna mia, weißt Du nicht das Geheimnis, ich suche
Jahrelang, ein altes, verschollenes Wörtchen, das öffnet
Heimlich und leise des Lebens Heiligtum, die verschloss'nen
Pforten springen! Sie springen, dran tausend Hände verblutet!"
Lächelnd sprach da die Schöne: „Wohl weiß ich dies eine Geheimnis!"
„Sag' es mir!" bat er sie stammelnd. Da neigte sie leise ihr Köpfchen
Lachte und flüsterte heiß: „Verliere Dich selbst in der Liebe!"

„Komm!“ entglitt es ihm mild, und riss sie an sich aus dem Lichtkranz,
Stürmten hinaus in die Sonne und fanden verschwiegene Wege.
Tage und Monde voll hoher Liebe und blendender Schönheit
Lebten sie sich und sonst niemand als sich, keinem Zweck, keiner Arbeit.
Dann — kam das Ende! Warum? Begriff er es damals? Sie schieden.

Nächtelang stumpf dem Auswurf der dunkeln Gassen gesellet,
Trank in verruchten Kneipen sein quälendes Hirn er zur Ruhe.
Mitten im Sumpfe erschien er sich selber beschmutzt, und sich selber
Widrig, begann er weg von sich selber zu sehn und erstaunte:
Mitten im Volke der Schaffenden saß er als Drohne und klagte.
Nichts war er, leistete nichts, und verlangte doch alles! Und fand ein
Ziel, und es fand sich ein Weg, und die Heimat ward ihm erschlossen.
Schaffender war er nun, Kämpfender auch dem Volke, nur wollt' er
Dienen. Sich selber nur Stille und Einsamkeit, Bücher und Bilder,
Lieder, versonnte Stunden ein Weglein entlang und sonst nichts mehr!
Anderhalb Jahre voll stillem Genügen und wachsender Ehrfurcht
Volk und Staat gegenüber vergangen. Tage voll Frieden!
Heute, dummdreiste Torheit, verfiel er darauf, des Drogisten
Hübsche Tochter zu küssen, und sie war so schlimm, ihn mit wehen
Augen anzusehn, und nun konnt' er den Blick nicht vergessen!

(Fortsetzung folgt.)

□□□

AUS OTTILIENS TAGEBUCHE

Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin- und herbewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten.

*

Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken: der Zufall, der so viele zusammenbringt, solle uns auch unsere Freunde herbeiführen.

*

Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.

*

Begegnet uns jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.

Die Wahlverwandtschaften GOETHE

□□□

JELLINEK UND DER PROPORZ

Die nachstehende Kritik sollte schon vor der letzten zürcherischen Volksabstimmung über den Kantonsratsproporz in *Wissen und Leben* erscheinen, wurde aber etwas zu spät eingesandt. Nun der Proporz wieder zur eidgenössischen und zürcherischen Tagesfrage geworden ist, wird es auch heute noch gestattet sein, die „glänzendste und eindruckvollste Rede", die nach dem Zeugnis der „Neuen Zürcher Zeitung" in der Nationalratsproporzdebatte gehalten worden ist, auf ihren innern Gehalt zu prüfen.

*

Am 6. April 1910 hat Herr Dr. Forrer im Nationalrate seine Rede gegen den Proporz gehalten. Am 19. Oktober des gleichen Jahres erschien von einem mir unbekannten Verfasser in den *Neuen Zürcher Nachrichten* unter dem Titel: *Wissenschaft und Proporz*, eine *offene Kritik an Herrn Nationalrat Dr. Forrer in St. Gallen*. Darin wurde gesagt, Herr Forrer habe erkannt, dass mit den alten Mittelchen dem Proporz nicht beizukommen war, und er habe deshalb versucht, die Bekämpfung „mit einem wissenschaftlichen Mäntelchen zu drapieren". Er fand zwei Autoritäten und griff sie auf, nämlich „die sehr geistvolle Abhandlung von Professor Bernatzik" und „den bedeutendsten Staatsrechtslehrer Jellinek". Es heiße jedoch den Dingen Gewalt antun, wenn im Kampf um die Sicherung des Wahlrechts der Minoritäten der Staatsrechtslehrer Jellinek gerade gegen diese Bestrebungen ausgespielt werden wollte, gerade Jellinek rede dem Schutze der Minoritäten das Wort. Herr Forrer zitiere jedoch die entscheidenden Stellen nicht.

Es ist mir nicht bekannt, ob Herr Forrer auf diese „offene Kritik" geantwortet hat, und als am 15. Januar 1911 aus Deutschland die Kunde kam vom Tode des geheimen Hofrats Professor Dr. Jellinek, ließ ich am 18. Januar, in der Absicht, ein Spießlein in den St. Galler Proporzkampf zu tragen, im „St. Galler Stadtanzeiger" eine Korrespondenz erscheinen, die lediglich aus dem Gedächtnis — der Artikel der Neuen Zürcher Nachrichten lag mir nicht mehr vor — jene „offene Kritik" unter dem Titel: „Dr. Forrers Kronzeuge" kurz zusammenfassend noch einmal auffrischte. Meine Korrespondenz schloss: „Wie wärs, wenn die St. Galler Proporzfreunde in der bereits begonnenen Kampagne um den Großratsproporz ... nunmehr den Geist Jellineks gegen Herrn Nationalrat Dr. Forrer zitierten . . .?"

Tags darauf erschien Herr Dr. Forrer selber in den Spalten des „St. Galles Tagblattes“ und bezichtigte mich, den er mit dem erwähnten Korrespondenten der Neuen Zürcher Nachrichten für identisch hielt, „dreister Entstellung und Unterstellung“. Es sei rundweg erfunden, dass er Jellinek in der ihm unterschobenen Weise jemals als „Kronzeugen gegen den Proporz“ zitierte. Herr Forrer versuchte einen Gegenbeweis und schloss: „Es ist uns völlig gleichgültig, welche Geister der Korrespondent des Stadtanzeigers uns gegenüber in der Proporzkampagne zitieren will, aber das möchten wir ihm empfehlen: bevor er uns eine unfeine Zitiermethode vorwirft, möge er selbst erst lernen, ehrlicher und gründlicher zu kritisieren.“

Ehrlich verträgt hier keinen Komparativ. Ich komme daher der Empfehlung des Herrn Forrer nur insoweit nach, als er *gründlicher* kritisiert zu werden wünscht.

Herr Forrer führte im Nationalrate laut amtlichem Stenogramm unter anderm folgendes aus: „Ich glaube, es ist eine unrichtige Auffassung, wenn man überhaupt den Proporz als ein demokratisches Fortschrittsprinzip postuliert. Er ist das nicht, sondern bleibt seinem Wesen nach ein durchaus *konservatives* Prinzip. In dieser grundsätzlichen Auffassung liefert der Vortrag Jellineks einen zu ernstem Nachdenken anregenden Kommentar.“ Herr Forrer zitiert darauf Jellinek und schließt: „Gehen Sie auf die Frage tiefer und näher ein, Sie werden mir recht geben müssen, dass das Proporzionalwahlverfahren in seiner Wirkung ein konservatives Prinzip ist. Wenn die Herren der Linken Jellinek nicht glauben, so werden sie vielleicht eher den belgischen Sozialistenführer Jules Destrée anerkennen, der vom Proporz gesagt hat: C'est un instrument conservateur de premier ordre.“

Zitiert Herr Forrer hier Jellinek *für* den Proporz? Doch wohl *gegen* den Proporz. Und so klar es jedermann sein dürfte, woher ich diese meine Behauptung habe, so unklar erscheint mir, woher Herr Forrer die seinige hat, Jellineks Vortrag liefere für seine (Dr. Forrers) Proporzauffassung einen zu ernstem Nachdenken anregenden Kommentar. Es ist wahr, Jellinek spricht einmal vom Proporz, und zwar in der Einleitung zu seinem 42 Druckseiten umfassenden Vortrage, woselbst er sein Thema,

„das Recht der Minoritäten", weil es von so großer Ausdehnung sei, eng zu umgrenzen für nötig hält. Die Stelle lautet:

„Wenn ich nunmehr meine Aufgabe umgrenze, *so schließe ich von ihr alles aus, was sich auf die Stellung der Minoritäten bei Wahlen bezieht,* da dieses Thema bereits eingehend untersucht wurde und noch immer an vielen Orten Gegenstand eifriger politischer Diskussion ist. Die Frage nach der Minoritäten*vertretung,* die zahlreichen Theorien über die *Proportionalwahlen* zu untersuchen, *muss ich an dieser Stelle unterlassen,* da solches uns zu weit wegführte von den bisher wenig oder gar nicht erörterten Problemen, die das Recht der Minoritäten berühren. Es genügt, darauf hinzuweisen, dass eine *umfassende* Darstellung der politischen Stellung der Minoritäten auch mit jener Frage sich eingehend zu beschäftigen *hätte.*"

Man sieht, Professor Jellinek sagt vom Proporz nur so viel, dass er von ihm gar nicht reden will, und er umgrenzt seine Aufgabe ausdrücklich und positiv folgendermaßen: „Das hier zu untersuchende Problem ist einzig und allein das Recht der Minoritäten bei *Entscheidungen in gesetzgebenden Kollegien und bei Volksabstimmungen.*" Er fragt also nicht, wie verschaffen wir einer Minderheit die gebührende Vertretung, sondern wie schützen wir eine *bereits bestehende* Minderheit im Parlament sowie bei Volksabstimmungen vor der Willkür einer übermächtigen Mehrheit. Und Jellineks Antwort zum Schlusse seines Vortrages lautet: „Das *Veto* ist unter allen Umständen die einzig starke Waffe, die einer Minderheit in die Hand gedrückt werden kann."

Völlig unbeirrt von dieser Tatsache bringt Herr Forrer zur Erhärtung seiner *Proporz*-Auffassung jenes längere Zitat aus Jellinek, wonach sich die menschliche Gesellschaft in einem immer weiter vorwärtsschreitenden Prozess der Demokratisierung befindet, und Herr Forrer schließt: „Gegenüber diesem Fortschreiten, dieser Demokratisierung unserer staatlichen Einrichtungen verlangt Jellinek nun aus einem trotzigen konservativ-aristokratischen Gefühl heraus den Schutz der Minoritäten. Gehen Sie auf die Frage tiefer und näher ein, und Sie werden mir Recht geben müssen, dass das *Proportionalwahlverfahren* in seiner Wirkung ein konservatives Prinzip ist."

Die Aufforderung: „Gehen Sie auf die Frage näher und tiefer

ein", ist eine recht gewagte. Wer sie befolgt, kommt nicht in die Lage, Herrn Forrer recht geben zu „müssen", sondern zur Uberzeugung, dass die Forrersche Auffassung Jellineks eine gründlich verfehlte ist, dass Jellineks Vortrag „einen zu ernstem Nachdenken anregenden Kommentar" wohl liefert, dass aber diese vorzügliche Wirkung bei Herrn Nationalrat Dr. Forrer jedenfalls nicht sonderlich typisch in die Erscheinung tritt.

Selbst wenn wir davon absehen, dass Jellinek überhaupt nur vom Recht der Minoritäten bei *Abstimmungen* und *nicht* bei Wahlen spricht, selbst wenn wir zugeben, dass er die speziell erwähnte Stelle mit den Worten einleitet: „Noch viel bedeutsamer als für die Gegenwart, und zwar nach allen Richtungen hin, nicht etwa nur für gesetzgebende Versammlungen, wird die Frage nach dem Rechte der Minoritäten einer fernen Zukunft erscheinen," selbst dann denkt Jellinek nicht im Traume daran, das Minoritätenrecht oder gar den *Proporz,* den er nicht berührt, als konservatives Prinzip gegenüber dem „*Fortschritt*" auszuspielen.

Wohl aber bezeichnet er *umgekehrt* die Anerkennung von Rechten der Minoritäten als *einzige Fortschrittsmöglichkeit* gegenüber der drohenden Erstarrung des Majoritätsprinzipes, gegenüber dem drohenden „Fortschreiten" der Demokratisierung. Mithin ist dieses „Fortschreiten" doch seiner Lebtage kein „Fortschritt", wie es Herr Forrer verwendet, damit es ihm als Gegenstück diene zu seinem „konservativen" Proporz. Gerade dieses „Fortschreiten" ist im besten Falle konservativ, im schlimmsten Rückschritt, das Gleiten auf einer schiefen Ebene, der Weg zum Abgrund. Jellineks „fortschreitende Demokratisierung" ist nicht die naturgemäße Entwicklung, sondern die *Entartung der Demokratie,* welche diesen Namen nur mit jenem Rechte trägt, mit dem auch der Physiker bei minus 60 Grad Kälte von einem Wärmegrad spricht.

Hören wir Jellinek selbst: „Je weiter aber die Demokratisierung der Gesellschaft vorwärts schreitet, desto mehr dehnt sich auch die Herrschaft des *Majoritätsprinzips* aus. Je mehr das Individuum durch den Gedanken der menschlichen Solidarität zurückgedrängt wird, desto weniger Schranken erkennt der herrschende Wille gegenüber dem Einzelnen an. Das eröffnet aber die Aussicht in eine furchtbare Gefahr, die der gesamten Zivilisation droht. Nichts kann rücksichtsloser, grausamer, den primi-

tivsten Rechten des Individuums abholder, das Große und Wahre mehr hassend und verachtend sein, als eine demokratische Mehrheit . . . Ich bin allerdings lange nicht so pessimistisch wie jener berühmte Wortführer des Liberalismus, der befürchtete, mit dem definitiven Siege der Demokratie und der mit ihr zur unbeschränkten Herrschaft gelangenden öffentlichen Meinung müsse ein Volk chinesischer Erstarrung entgegengehen, weil jeder Fortschritt schließlich von der Trägheit der Massen, durch den ungeheuren Druck, den sie ausüben, werde niedergehalten werden. Aber die *Gefahr für die freie Entwicklung* der Individualität ist dennoch groß genug, wenn man bedenkt, *dass aller Fortschritt in der Geschichte seinem Ursprunge nach das Werk von Minoritäten gewesen ist.*

„Doch sind bereits Anzeichen vorhanden, dass in vielen besseren Naturen, im Gegensatz zu den herrschenden Strömungen, sich etwas regt, das ich als trotziges Minoritätsgefühl bezeichnen möchte. Jene neuen Lehren vom Übermenschen und der Herrenmoral bis in die Verirrungen der anarchistischen Theorien hinein sind nur aus einer Zeit heraus zu verstehen, die bestrebt ist, das schonungslose Recht der Mehrheit zu proklamieren. In allen diesen Lehren ruht als *Kern* der wichtige Gedanke, dass Anerkennung einer staats- und gesellschaftsfreien Sphäre des Individuums, innerhalb deren es keinem Mehrheitswillen sich zu unterwerfen hat, *ein soziales Interesse ersten Ranges ist.* Kollektivismus und Individualismus sind keine ausschließenden Gegensätze, wenn man erkannt hat, dass das Kollektivum durch völlig *zwangsweise* Unterwerfung des Individuums unter die Gesamtheit *in der Erreichung höherer Ziele für immer gehemmt ist.*

„Die schöpferischen sozialen Taten sind stets freie Taten des Individuums gewesen, während der gesellschaftliche Zwang, in welcher Form immer geübt, nur regulierend, *niemals schaffend* wirken kann.

„Mit dieser Erkenntnis aber", so schließt Jellinek seinen Vortrag, „ist der Zukunft eine gewaltige Aufgabe gestellt. Der ewige Kampf zwischen Imperium und Libertas wird auch in der demokratischen Gesellschaft der kommenden Jahrhunderte gekämpft werden. Die Dämme, welche heute einem übermächtigen Mehrheitswillen noch entgegenstehen, werden vielleicht nieder-

gerissen werden. Dann wird aber eine große Krise für die zivilisierte Menschheit gekommen sein. Wie sie gelöst werden wird, darüber kann, wie über alle Zukunft, kein Wissen, sondern nur ein Glauben entscheiden. Hoffen und glauben wir, dass die Gesellschaft schließlich das finden und verwirklichen werde, was allein imstande ist, sie vor *öder, geistiger und sittlicher Verflachung und Versumpfung zu bewahren: Die Anerkennung von Rechten der Minoritäten.*"

So weit Jellinek. Rechnen wir nun, obwohl Jellinek den Proporz nicht ausdrücklich berührt, auch ihn zu jenen Mitteln, welche die Einzelrechte gegenüber einem schonungslosen Mehrheitsrecht zu schützen berufen sind, so ist doch völlig klar, dass nach dem *wirklichen* Jellinek der Proporz nur ein *demokratisches Fortschrittsprinzip* und niemals, nach dem Forrerschen Jellinek, ein konservatives Prinzip sein könnte. Auch Herr Professor Bernatzik, den Herr Forrer hier zu Hilfe ruft, erweist sich als total unbrauchbarer Helfer. „In der modernen Demokratie", sage dieser Gelehrte, „gilt der Mehrheitsbeschluss deshalb, weil man annimmt, dass die Mehrheit das Bessere gewollt hat, und das führt wieder zurück zur demokratischen Grundidee, der Idee der Gleichheit; denn wenn alle gleich gescheidt und tüchtig sind, so bleibt in der Tat kein anderer Maßstab für den Wert eines Beschlusses, als die Zahl derjenigen, die ihm zustimmen."

Herr Forrer und Herr Bernatzik verwechseln miteinander die Gleichheit der *Rechte* (kultureller und wirtschaftlicher Art), die annähernd möglich ist, mit der Gleichheit der *Intelligenz*, die unmöglich ist und daher mit der demokratischen Grundidee nicht das geringste zu schaffen hat. Sie verwechseln zum zweiten den Majoritäts*beschluss*, den *jedermann* (mit Einschränkung) anerkennt, mit der Majoritäts*wahl*, die nur den Majorzfreunden genießbar erscheint. Und endlich übersieht Herr Forrer, dass Jellinek an der angeführten Stelle untersucht, welche Bedeutung die Frage nach dem Rechte der Minoritäten „für eine ferne Zukunft" hat. Er meint betrübt: „Wir können nicht mehr ‚*zurück*' zu dem Standpunkt, den Herr Professor Jellinek vielleicht mit Recht vertritt. Wir stehen in der schweizerischen Demokratie auf einem andern Standpunkt. Wir haben bereits dafür optiert, dass bei uns die Masse durch den Stimmzettel entscheidet."

„Vielleicht mit Recht", und „nicht mehr zurück", und zwei Minuten später steht Herr Forrer auf dem Standpunkt Jellineks, den dieser „vielleicht mit Recht vertritt" und zu dem wir angeblich „nicht mehr zurück" können. Allerdings will Herr Forrer diesen schönen Standpunkt *nur für seine Partei* einnehmen und er — „will" es auch nur — der Geist ist willig —; aber es bleibt bei dem Versuch, oder sagen wir bei dem Wunsche, Jellineks Ideal *auch* zu vertreten: Herr Forrer gesteht dem Herrn Professor Speiser zu, dass der Proporz neue Parteien nicht schaffe, aber er *fördere* die Neubildung, die Zersplitterung, (eben war er noch ein konservatives Prinzip) und diese Wirkung, sagt Herr Forrer, ist uns deshalb so gefährlich, weil unsere Ideale so geartet sind, dass sie dieser gefährlichen Wirkung des Proporzes ganz besonders entgegenkommen. „Wir sind eine Partei des Individualismus, wir sind eine Partei, die das Recht des Einzelnen, das Persönlichkeitsprinzip in den Vordergrund stellt, und auf eine solche Partei ist die Wirkung des Proporzes eine doppelt gefährliche."

Warum denn Herr Forrer? Warum denn doppelt gefährlich? Weil der Proporz Ihrem Partei-Ideal sich assimiliert? Weil er, wie dieses, das Recht des Einzelnen in den Vordergrund stellt und sogar *aller* Einzelnen, nicht nur der Parteiangehörigen, sondern der *Gesamtheit* sich annimmt? Da würde ich ihn doch, der mir mein Partei-Ideal in so wohltätiger Weise verkörpert und verwirklichen hilft, hochwillkommen heißen! Und Sie bezeichnen diese Verwirklichung als eine Gefahr? Sogar als „doppelt gefährlich"?

Das heißt doch kalt und ehrlich und deutsch: Wir sind eine Partei des Individualismus, auch der Proporz fördert den Individualismus, darum — *lehnen wir ihn ab!* Denn die Neubildung, die Zersplitterung ist ja im Grunde nichts anderes als die *Geltung*, das *Leben*, die *Ausübung* der Persönlichkeitsrechte, ist *Fortschritt*, ist *Verjüngung*. Uns aber genügt es, das Recht der Persönlichkeit wie einen Kettenhund zu besitzen. Wozu ihn losbinden? Wir *fürchten* uns vor der Bestie! Vor diesem Recht der Persönlichkeit. Es ist ein zu gewaltiges Recht, und der Majorzverteidiger ist ein tapferer Mann.

WINTERTHUR OTTO SCHMASSMANN

□□□

EINE PHILOSOPHIE DES LEBENS

HENRI BERGSON

(Fortsetzung)

So werden am Leben, an der Bewegung, am Werden die Grenzen des Intellekts offenbar.

Statt des Lebens erfasst er sein Substrat, statt der Bewegung das Bewegte und die Bahn, statt des Werdens sein Resultat, das Gewordene. Die Schranken des Intellekts sind aber auch die der Wissenschaft. Sie reicht gerade soweit, als seine Begriffe sich spannen. Das hat Kant philosophisch begründet und damit das moderne Wissenschaftsideal aufgestellt. Es ist ein mathematisch logisches. Was die alten Pythagoräer über ihre Tempel schrieben: Kein Ungeometrischer darf hinein! das steht auch über den Pforten der modernen Wissenschaft. Kant sah deshalb in jeder Disziplin gerade soviel Wissenschaft als Mathematik darin steckt. Solange dieses mathematische Wissenschaftsideal dem Raume und der Materie gegenüber Anwendung findet, ist es durchaus berechtigt. Eine Überspannung seiner Forderung tritt erst da ein, wo es auch auf dem Gebiet des Werdens und des Geistes gelten will, also in der Biologie, in der Psychologie, in der Geschichte und Metaphysik. So zum Beispiel bei Spinoza, der die höchsten philosophischen Fragen nach geometrischer Methode studieren wollte. Auf diesen Gebieten versagt die mathematisch logische Methode, und zwar genau aus den selben Gründen, die es dem Intellekt unmöglich machten, in sie einzudringen.

Wenn Bergson so die Grenzen des Intellekts und damit der Wissenschaft ziemlich eng steckt, kann man sich wirklich fragen, wozu er denn gut ist, welche Rolle ihm denn zu spielen verstattet werde und wo denn sein eigentlicher Wirkungsbereich sei. Darauf gibt Bergson ungefähr folgende Antwort:

Der Intellekt ist vor allem eine praktische Fähigkeit. Wir finden uns alle in eine Welt hineingestellt, in der wir handeln müssen. Es umgibt uns eine Wirklichkeit, in die wir praktisch eingreifen, die wir an diesem oder jenem Punkte verändern, unsern Zwecken dienstbar und gefügig machen müssen. Dazu dient uns der Intellekt. Er bereitet die motorische Funktion vor,

die ins Handeln ausmündet. Er ist die Umschaltestation zwischen Wahrnehmung und Handeln. Er hat die zentripetale Richtung der von außen kommenden Eindrücke in die zentrifugale der motorischen Entladung zu verwandeln oder doch diese Verwandlung vorzubereiten. Das intellektuelle, begriffliche Denken ist daher kein absolutes, uninteressiertes, sondern ein gerichtetes Denken, gerichtet auf die praktische Befriedigung unserer Bedürfnisse. „Wir erkennen in den meisten Fällen nicht, um zu erkennen, sondern um eine Partei zu ergreifen, um einen Vorteil zu gewinnen, um zu handeln", um die Umwelt unsern Zwecken gemäß ordnen, ihre Veränderungen voraus wissen, berechnen und damit beherrschen zu können. Der Intellekt hat zu diesem Zwecke die Wissenschaft und die Technik hervorgebracht. Wir stauen in der Wissenschaft eine ganze Menge von Erkenntnissen auf, von denen wir hoffen, dass wir sie irgendwie einmal praktisch verwerten können. Bei manchen dieser Erkenntnisse, bei denen wir das nicht sofort sehen, entdecken wir oft sehr viel später ihre praktische Verwendbarkeit. Die Begriffe, mit denen wir diese Erkenntnisse ausdrücken, sind Versuche, in welcher Richtung wir etwas mit einem Gegenstand anfangen können. „Einen Begriff auf einen Gegenstand anwenden, heißt ihn befragen, was wir mit ihm machen können, was er für uns tun kann; ein Objekt mit einem Begriffe etiquettieren, heißt: in bestimmten Ausdrücken die Art der Handlung oder Haltung festlegen, zu der das Objekt uns veranlassen soll." Nun haben wir uns vor allem im Reich der Materie zurecht zu finden, sind beständig genötigt, in sie einzugreifen und sie uns dienstbar zu machen. Deshalb hat sich der Intellekt in seinen Funktionen ihr vor allem angepasst, weil sie in erster Linie den Stoff abgibt für das Handeln, zu dem uns der Intellekt vorbereitet. Um ihr festes und beharrliches Wesen fassen zu können, hat er deshalb seine festen und beharrlichen Begriffe ausgebildet. Er ist daher besonders befähigt, die Materie und ihre Verhältnisse zu erkennen und zu beherrschen. Zu diesem Zwecke versucht er, sie ganz in berechenbare und messbare Elemente aufzulösen und kommt eben damit zu dem bereits genannten mathematischen Wissenschaftsideal, das, ganz der Materie angepasst, auf ihre Beherrschung abzielt. Grundbedingung dafür ist der homogene, gleichartige Raum, den wir beliebig zerschneiden,

wieder zusammensetzen und aller Materialität wie ein ungeheures Netz überwerfen können.

Wenn Bergson das begriffliche Denken, den Intellekt, mit dieser Anschauung nur als eine *praktische* Fähigkeit einschätzt, so ist er damit auch zu einer pragmatischen Wertung des Denkens und der Wissenschaft gelangt, wie James, den ich in einem früheren Aufsatz besprach, oder etwa Mach, Vaihinger und andere. Aber dieser Pragmatismus spielt doch im Ganzen seiner Philosophie eine viel untergeordnetere Rolle. Bei den amerikanischen reinen Pragmatisten ist der Pragmatismus der Weltweisheit letzter Schluss. Alles Denken dient bei ihnen ausschließlich dem Handeln und hat nur in der Wirkung seinen Zweck und seinen Sinn. Die praktische Wirkung allein entscheidet über den Wert und sogar die Wahrheit des Denkens. Wahr ist, was wirkt; eine Wahrheit ist nur dann wertvoll, wenn sie eine praktische Wirkung ausübt. Bergson aber beschränkt diese pragmatische Wertung ausschließlich auf das *verstandesmäßige*, *begriffliche* Denken, das in der Wissenschaft und im praktischen Leben an der Tagesordnung ist.

Neben oder vielmehr über diese pragmatische Erkenntnisart setzt er eine höhere, wertvollere, die von praktischen Zwecken nicht mehr unterjocht oder gefärbt wird. Es ist die Erkenntnis, die nicht der Intellekt, sondern die *Intuition* uns verschafft.

Wir treffen ihre Wurzeln in der biologischen Entwicklungsreihe schon frühe an, im Instinkt. In der biologischen Entwicklung des Erkenntnisvermögens sehen wir nämlich eine Gabelung eintreten, die nach zwei verschiedenen Richtungen hinweist. Die eine läuft aus in den Instinkt, der bei den Arthropoden seine höchste Stufe erreicht, die andere in den Intellekt, der mit der Ausbildung des Gehirns im Menschen seinen Höhepunkt erzielte. Wer die Erkenntnis untersucht, darf ihre biologische Entwicklung nicht außer acht lassen. Dass Kant es tat, der die Vernunft nur als eine fertig gegebene und nur ihren Gültigkeitsanspruch untersuchte, macht ihm Bergson zum Vorwurf. Die beiden Erkenntnisvermögen des Intellekts und des Instinkts lassen sich nicht mit einander vergleichen oder auf einander zurückführen. Der Instinkt und die Intuition, die aus ihm hervorwuchs, ist nicht etwa nur ein weniger ausgebildeter Intellekt, wie man anzunehmen liebt,

sondern ein prinzipiell und wesentlich verschiedenes Erkenntnismittel. Wo der Intellekt auf einem mühsamen Wege durch Verarbeitung der Wahrnehmungen, Begriffsbildung, Schlussurteil und schließlich Erregung des motorischen Apparates zu seinem Ziele kommt, trifft der Instinkt in wunderbarer divinatorischer Sicherheit das Richtige. Woher weiß es eine bestimmte Wespenart, dass sie die Raupe, in die sie ihre Eier legt, gerade an einer bestimmten Stelle ihres Nervensystems stechen muss, um sie zu lähmen, ohne sie zu töten? Welche wunderbaren Erkenntnisse, und nicht durch irgend eine intellektuelle Betätigung gewonnen, treten uns in einem Bienen- und Ameisenstaat entgegen! Eine Art Einssein mit dem Leben selber, eine unmittelbare sympathische Verbundenheit und Einfühlung bringt dort eine viel tiefere und sicherere Kenntnis und Beherrschung der Wirklichkeit zu stande, als sie dem Intellekte mit seinen Begriffen möglich ist.

Treffen wir den Instinkt in höchster Ausbildung bei den Insekten, so ist er doch auch beim Menschen nicht ganz verkümmert, obschon sich dieser hauptsächlich des Intellekts als Erkenntnisorgans bedient. Der Intellekt bildet zwar beim Menschen gleichsam den hellen Kern seines Bewusstseins; aber ihn umgibt wie ein leuchtender Nebel die Sphäre der Intuition, die als eine dem Instinkt analoge Fähigkeit zu betrachten ist. Durch sie finden wir ein unmittelbareres Verhältnis zum Leben als durch den Intellekt, dem nur eine mittelbare Erkenntnis möglich ist. Wir können das an zwei Stellen deutlich machen: Einmal am Verhalten des gesunden Menschenverstandes, der gewisse Einsichten besitzt, die dem Intellekte unzugänglich sind. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“ Jenes oft zitierte Wort Pascals, dem Boutroux letzthin eine besondere philosophische Untersuchung widmete: „Le cœur a ses raisons que la raison ne connaît pas“, spricht die selbe Wahrheit aus. Dieser gesunde Menschenverstand, den wir in diesem Falle einer Art von ahnendem Gefühl gleichsetzen dürfen, rechnet und denkt nicht in Begriffen, sondern fühlt sich in Menschen und Verhältnisse ein und erfasst sie von innen, wo der Verstand an der Außenseite hängen bleibt. Leuchten nicht Sympathien und Antipathien oft tiefer in die seelische Wirklichkeit eines andern hinein, als alles psychologische Denken es vermag?

Eine andere Stelle, wo wir die Intuition am Werke sehen, ist die künstlerische Inspiration. Sie gewinnt eine Tiefe der Einsicht in die Weltwirklichkeit, wie sie der Verstand niemals erreichen wird. Die künstlerische Intuition erzielt ihre Anschaulichkeit und ihre Erkenntnisse nicht durch Analyse; sie löst einen Gegenstand, den sie erfasst, nicht in die einzelnen Teile auf, um sie dann wieder zu verbinden, wie der Verstand es tut, sondern sie schaut die einzelnen Teile in ein Ganzes zusammen; sie erfasst die Wirklichkeit von innen. Sie versetzt sich ins Herz der Dinge, fühlt dort ihren Puls und ihr Leben und gewinnt dadurch den Antrieb zur Gestaltung. Gibt ein „Faust" nicht eine tiefere Erfassung des Lebens als alle Lehrbücher der Anthropologie, Psychologie und Ethik zusammen? Ist in der Matthäuspassion von J. S. Bach, in der Pietà von Michelangelo nicht ein unmittelbareres Verhältnis zum religiösen Leben gewonnen als in den Begriffen der Dogmatik? Natürlich müssen diese auch sein, wie die Lehrbücher der Psychologie; aber was diese uns geben, sind mehr die Abfälle des Lebens, seine Erstarrungen, Überreste und Gewesenheiten — die welkenden Blätter auf der Oberfläche eines Teiches — und nicht mehr das quellende pulsierende Leben selbst. Noch besser kann vielleicht an einer philosophischen Konzeption das Walten der Intuition gezeigt werden. Denn so gut wie dem Kunstwerk liegen auch den großen philosophischen Systemen schöpferische Einfälle, glückliche Problemfunde und neue Fragestellungen zu Grunde. Nur dass sie auf's Ganze der Wirklichkeit zielen und nicht auf das Einzelne wie das Kunstwerk. Diese hellsichtigen Visionen und Problemstellungen, die eine neue Seite des Weltproblems erschauen und erfühlen, diese Konzeptionen — eigentliche Empfängnisse — setzen erst nachträglich die Verstandesarbeit in Betrieb und werden dadurch zu begrifflichen Systemen ausgearbeitet. Ihre Einzelresultate liegen dann oft sehr weit ab von der glücklichen Grundanschauung, die eine neue richtige Erkenntnis im Flug erhaschte. Diese Konzeptionen aber sind das eigentlich Schöpferische; Höhenvisionen, zu denen wir immer wieder von den ausgearbeiteten Systemen zurückkehren, weil die Intuition in ihnen tiefere Blicke in die Weltwirklichkeit getan hat als der Verstand, der dann logische Ordnung hineinbrachte. Von manchem Geisteswerk darf man

sagen: Es war eine Intuition; die fiel unter die Räuber der Begriffe und logischen Formeln. Die überfielen sie und ließen sie liegen. Ich erinnere nur an den Gegensatz zwischen der genialen Konzeption der Hegelschen Philosophie und ihrer Verzerrung durch die begriffliche Arbeit.

Wir haben nun an einzelnen Beispielen eine Anschauung von dem Walten der Intuition bekommen. Wir wollen noch kurz versuchen, sie als Methode der Erkenntnis im Zusammenhang zu betrachten und dem Intellekt gegenüberzustellen. Ihr Objekt ist das Leben, das Organische. Der Verstand ist auf das Geometrische und Materielle eingestellt, er hat es mit Raum und Zahl zu tun; ihm entwischt gerade das Wesentliche des Lebendigen. Die Intuition aber ergreift es frischweg, in einer „unendlichen Reihe von Akten, die jeder von besonderer Art sind und allen Graden des Seins entsprechen". Die Analyse des Verstandes gibt immer nur Relationen und kann nur in den Symbolen der Begriffe reden; die Intuition hebt den Schleier der Symbole und schaut das Absolute. Anstatt die bewegliche Wirklichkeit in unbewegliche, feste Begriffe zu füllen, lässt sich die Intuition in ihr selbst nieder, schwimmt in ihr mit, folgt ihren unaufhörlich wechselnden Richtungen und ergreift sie so durch eine Art von Mitleben, durch Einfühlung, durch Sympathie. Ihr Wert und ihr Ziel besteht darin, das Unmittelbare zu erleben, „revivre l'immédiat"; der Verstand kann nur mittelbar, durch die Begriffe hindurch, zum Leben gelangen und auch dann erhält er eine verzerrte Erkenntnis davon; denn er geometrisiert alles. Sein Ideal und unablässiges Bemühen ist, die Weltwirklichkeit in eine Formel oder eine Zahl zu bannen, sie als Mechanismus zu deuten. Die Intuition schaut sie als einen gewaltigen Organismus wie jenen Weltenbaum Yggdrasil, in dem der Saft des Lebens aufsteigt und rastlos neues hervortreibt. Die Intuition macht die großen glücklichen Funde; sie gräbt das Gold aus der Tiefe und reicht es dem Verstande hinauf. Dieser münzt und verarbeitet es, verderbt und fälscht es gelegentlich durch seine Beimischungen. Ihr Ausdruck ist nicht der unbewegliche Begriff, sondern das lebendige Bild. Während der starre Begriff das Unterscheidende und Individuelle verwischt, wird gerade dieses von der Intuition mit ihren gleichsam flüssigen und schmiegsamen Begriffen und Bildern erfasst, die

stets wieder neue, tiefere Seiten des Lebens darstellen. Während der Verstand durch sein dialektisches Verfahren immer wieder in letzte und unlösbare Widersprüche gerät, wie die Philosophien Kants und Hegels zeigen, hebt die Intuition als eine Art Überbewusstsein, „supraconscience", die Gegensätze des Denkens auf und deutet sie als die verschiedenen Seiten der einen und immer wieder sich wandelnden Wirklichkeit. Aber um sich also mitten in das pulsierende Leben selber hineinzuversetzen durch Intuition, bedarf es einer schmerzhaften Anstrengung, die ebenso selten ist wie die Freiheit. Wir sind alle zu sehr praktisch interessiert, um uns zu einer uninteressierten Betrachtungsweise aufzuschwingen. Auch erhält man von der Wirklichkeit keine Intuition, kein intellektuelles Mitfühlen mit dem, was sie im Innersten besitzt, „wenn man nicht ihr Zutrauen durch eine lange Kameradschaft mit ihren nach außen gerichteten Offenbarungen gewonnen und dann diese in ihrer Besonderung wieder zusammengeschmolzen hat. So nur wird die rohe Stofflichkeit der Tatsachen, die wir erkannt haben, aufgehoben". Der Intellekt führt zur positiven Wissenschaft; die Intuition zur Metaphysik — und wir dürfen hinzufügen: zur Kunst und zur Religion. Beide sind notwendig: die Wissenschaft und die Metaphysik. Nur darf jene nicht den Anspruch erheben, das Leben selbst und die Wirklichkeit in ihrem Innersten zu fassen, sondern muss sich bewusst sein, dass sie eine Übersetzung der Wirklichkeit in die Sprache der Symbole, der Begriffe ist. Und die Metaphysik anderseits darf nicht nur eine Systematisierung der einmal gewonnenen Erfahrung sein, oder etwa gar nur bloße Spekulation, sondern muss die Fühlung mit dem lebendigen Werden aller Wirklichkeit behalten und stets durch neue „Peilungen" in der Erfahrung zu erweitern und zu berichtigen versuchen. Sonst geschähe es, dass „die Metaphysik unter der Wirklichkeit einen tiefen Tunnel graben würde, und dass die Wissenschaft eine zierliche Brücke über sie schlüge, während der bewegliche Fluss des Geschehens zwischen diesen beiden Kunstwerken hindurchströmt, ohne sie zu berühren".

Welches ist nun das Weltbild, das Bergson durch die Intuition gewinnt? Abschließendes darüber lässt sich allerdings noch nicht sagen, da sich Bergson über die letzten und höchsten Ziele, über Kunst, Ethik und Religion, noch nicht zusammenhängend ausgesprochen hat.

Die Intuition erfasst die gesamte Weltwirklichkeit als ein unendliches, schöpferisches Werden. Damit stellt sich die Intuitionsphilosophie Bergsons allen Philosophien des reinen, dauernden Seins, von Parmenides und Plato bis zu Spinoza, schroff gegenüber. Tief im Innersten verwandt fühlt er sich dem alten, dunkeln Heraklit, dessen Grundsatz: alles fließt! der Tendenz von Bergsons Philosophie am nächsten steht; sie hat keinen andern Zweck, als dieses Werden zu begreifen oder vielmehr mitzuerleben. Die Welt *ist* nicht und *war* nicht und wird nicht *sein,* sondern sie *wird.* Sie ist in ihrem tiefsten Wesen nicht Materie und Zahl, sondern schöpferische Dauer, „durée créatrice", was allerdings besser mit „schöpferisches Geschehen oder Werden" zu übersetzen ist, da wir mit dem Begriff der Dauer allzu leicht den Sinn des ruhenden Seins verbinden. Wo sich ein Starres, Ruhendes und sich Gleichbleibendes findet, da handelt es sich um eine Erstarrung, um einen Abfall des Werdeprozesses, der auf dem Wege der Entwicklung liegen geblieben ist. Durée créatrice ist in Bergsons Philosophie ein Zentralbegriff, um den sich beinahe alles gruppiert. Es ist der schöpferische Lauf des Lebens in seiner Entwicklung. Die Welt wird also, ähnlich wie bei Fechner, vom Leben aus zu verstehen gesucht, nicht von der toten Materie aus, wie der Intellekt es will. Sie ist ein gigantischer Organismus, überall vom Leben durchflossen, überall neues Leben schaffend, und rastlos weiter wachsend. Mit dieser Auffassung wird Bergsons Philosophie zu einer Entwicklungslehre.

Aber wie haben wir uns nun diese Entwicklung zu denken? Zwei Auffassungen stehen sich gegenüber: die mechanistische, die nach dem Vorbilde Darwins versucht, die Entwicklung kausal zu erklären, und die teleologische oder finale, wie sie etwa die Neolamarckisten und Neovitalisten vertreten, die in der Entwicklungsreihe nicht nur zurückliegende Ursachen, sondern erstrebte Zwecke und Ziele als wirksam denken. Beide haben nach Bergson nur zum Teil recht und damit im ganzen unrecht. Denn beide Auffassungen bestimmen im Grunde die Entwicklung zum voraus, die mechanistische von rückwärts und die teleologische von vorwärts. Sie verkennen damit ihr schöpferisches Wesen, das nicht in einen

solchen Rahmen hineingepresst werden kann. Beide Theorien sind dem Verstande entflossen, der mit den Ursachen und Zwecken sein Netz von Begriffen über die lebendige Wirklichkeit zu werfen sucht. Die teleologische Auffassung, die oft der mechanistischen als eine wertvollere und geistigere gegenübergestellt wird, ist nur die Umkehrung der andern und vernachlässigt ebenso wie sie die Durée créatrice, die wirklich Neues hervorbringt. Keine der bestehenden Entwicklungstheorien findet so Gnade vor Bergsons Augen, weder der reine Darwinismus, noch die Mutationslehre von De Vries, noch die Orthogenesis Eimers, noch der Neolamarckismus; am ehesten noch der neovitalistische Standpunkt, wie ihn die Philosophie des Organischen von Driesch vertritt, obschon dessen Entelechiebegriff Bergson schwerlich genügen dürfte. Er wirft im besondern der mechanistischen Theorie vor, dass sie Ursachen mit auslösenden Bedingungen verwechselt. Er macht das wie so oft an einem Bilde deutlich: Die Ursache eines losgehenden Schusses liegt nicht in dem Rucke des Drückers an der Pistole, sondern in der aufgespeicherten explosiven Energie des Pulvers. Der Drücker spielt nur die Rolle einer auslösenden Ursache, also einer Bedingung, die erfüllt werden muss, wenn die effektive Ursache wirksam werden soll. In der Evolution créatrice macht Bergson das Analoge dieses Vorgangs an der biologischen Entwicklung des Auges überzeugend klar.

Der teleologischen Entwicklungslehre hält Bergson im besondern vor, dass sie apriorisch und unbelehrt durch die Erfahrung, der Entwicklung einen vorausgesetzten Plan zuschreibt, dem die verschiedenen Entwicklungsreihen entgegen konvergieren sollen. Welchen Weg aber die Entwicklung geht, ist nicht zum voraus apriorisch festzustellen, sondern erst durch das Werden. Auch lehrt uns die Erfahrung, dass das Leben nicht konvergierend fortschreitet, sondern divergierend. Es faltet sich auseinander, es differenziert sich in unendlichen Abstufungen. Es macht nirgends einen Halt. Was so scheint, sind Sackgassen, die der eigentliche Strom des Lebens weit hinter sich zurücklässt als unvorteilhafte Versuche. Das Leben ist daher durchaus dynamischer Natur und nirgends als etwas Statisches zu behandeln. Es ist beständig nur „Modifikation, Störung, Veränderung der Spannung oder der Energie“ und nichts anderes. Was wir früher schon von der

Bewegung sagten, das selbe gilt von diesem lebendigen Werden. So wie eine Bewegung nicht in Stationen verläuft, sondern in einem einzigen Schwung, in einem Geschehen, so ist das Leben kontinuierliche Schöpfung, die in zahllosen Erschütterungen verlaufend stets neuen und unvorhergesehenen Schöpfungen entgegeneilt.

Alles Werden geschieht in der Zeit. Aber das ist nicht die Zeit des Mathematikers. Diese wird gemessen mit dem Raume, wie wir früher gesehen haben. Zeiterscheinungen werden von der Wissenschaft als Raumstrecken darzustellen gesucht. Zeit ist für sie Zahl und Länge. Eine Folge von qualitativ verschiedenen Zuständen sucht sie als numerische Vielfaltigkeit, als eine Sukzession von Räumen zu begreifen. Ebenso sucht der gewöhnliche Verstand die Zeit so wie den Raum als etwas Leeres, als ein homogenes Milieu zu denken. Wenn der Raum, bildlich gesprochen, vorgestellt wird wie ein Zimmer, in das die Dinge wie Möbel hineingestellt werden, so könnte die Zeit dem Verstande erscheinen wie eine lange gleichartige Schnur, auf der die Perlen der Ereignisse aufgereiht werden. Dieser Zeitbegriff ist außerordentlich praktisch, wo es sich um materielle Verhältnisse handelt, denn man kann damit, mit dieser „poussée d'immobilités", rechnen und handeln. Aber diese Zeit *dauert* nicht. Sie ist eine andere, als die wir erleben, die nicht Länge, sondern Geschehen ist, ein ruheloses Wachsen und Werden, das wir erleben als eine Folge von qualitativ verschiedenen Zuständen, eine beständige Bereicherung, eine wirkliche Bewegung, die wie ein Lichtstrahl durch ein Spektrum läuft und sich in unmerklichen Übergängen mit seinen Nüancen färbt. Diese wirkliche erlebte Zeit ist unvergleichbar mit dem Raume. Auch nicht in der Weise, dass man sie, wie Kant es versuchte, als die Anschauung des innern Sinnes dem Raume als Anschauung des äußern Sinnes gegenüberstellt. Wie unvergleichbar ist doch die durchlaufene Raumstrecke zweier Uhrzeiger, eine bloße Länge, mit den seelischen Zuständen, die sich in ununterbrochener Folge durchdringen, gegenseitig auf einander abfärben und eine ganze Skala von Intensitäten durchlaufen! Die Unvergleichbarkeit mit dem Raume geht schon aus der Unumkehrbarkeit der Zeit hervor. Bei einer Linie im Raume ist es gleichgültig, in welcher Richtung sie durchmessen wird. Bei der Zeit

verläuft das Geschehen in einer ganz bestimmten und unumkehrbaren Richtung als eine Folge von Phasen, von rhythmisch bewegten Zuständen wie eine Melodie, die sich in einer Richtung entfaltet, und umgekehrt allen Sinn verliert. Der Rhythmus dieses Geschehens ist durchaus nicht gleichartig und unabänderlich (worauf auch Einstein's Relativitätstheorie der Zeit, wenn auch von andern Gesichtspunkten aus, hinweist), sondern wechselnd und verschieden in verschiedenen Medien. Die Materie hat einen andern Rhythmus als der Geist. In der geistigen Welt selber wieder sehen wir eine unabsehbare Verschiedenheit von Rhythmen. Im Traum, in den paar Sekunden eines Absturzes drängen sich Ereignisse zusammen, die sonst Jahre beanspruchen. In Gegenwart eines lieben Menschen hat die Zeit einen andern Schlag als zusammen mit einem Langweiler.

Mit dieser Unterscheidung zwischen der Zeit als Länge, wie sie der Verstand kennt, und der Zeit als schöpferisches Werden, wie sie die Intuition erlebt, hat Bergson wohl eine seiner wichtigsten und einleuchtendsten Entdeckungen gemacht. Sie schien in der Luft zu liegen; denn auch andere gegenwärtige Philosophen, wie zum Beispiel Husserl, wiesen unlängst auf die Zeit hin, die nicht mit dem Chronometer zu messen ist, sondern nur als lebendiges Werden, als schöpferische Entwicklung zu erleben ist.

ZÜRICH ADOLF KELLER

(Schluss folgt)

THEATER UND KONZERT

ZÜRCHER SCHAUSPIEL. Pietätvoll ehrte das Zürcher Theater den hundertsten Geburtstag Georg Büchners (17. Okt. 1813) mit einer Aufführung seines Revolutionsdramas *„Dantons Tod"*. 1835 war das Stück entstanden, aus aufgeregter politischer Zeitstimmung heraus, unter dem Stachel der drohenden Verhaftung und des fieberhaften Betreibens der Flucht vor den Fangarmen der erbarmungslosen Demagogenriecherei. Im Februar 1837 beschloss Büchner in Zürich, wo er ein Asyl gefunden und einen wissenschaftlichen Wirkungskreis als Dozent sich auftun sah, sein junges Leben. Der Typhus hat ihn weggerafft. Ein Denkstein auf dem Germaniahügel bezeichnet seine Ruhestätte und ehrt sein Gedächtnis.

Dem Drama des 23jährigen nachzurechnen, dass es kein vollendetes Werk sei, können wir uns ersparen. Misst man es an berühmten Jugenddramen der Literatur, so fällt wohl auf, dass die dichterische Begabung Büchners sich mehr im Episodischen als im großen einheitlichen dramatischen Wurf offenbart. Die Figur

Dantons herrscht nicht entscheidend in dem Stück. Die Kraft und den Mut, mit freier dichterischer Machtvollkommenheit den historischen Stoff tragisch zu organisieren, besaß Büchner nicht. Er gibt nicht viel mehr als Szenen, zum Teil freilich Szenen von höchster Lebendigkeit und sicherer, scharfer Charakteristik: aber ein Schicksal, ein dichterisch geschautes, seelisch einleuchtend motiviertes Schicksal entwickelt sich nicht vor uns. Ergreifende Wirkung stellt sich nicht ein, weil wir eben diesen Danton im Grunde psychologisch gar nicht kennen lernen, sein Ende mehr nur als ein historisches Faktum registrieren, statt als eine innerlich notwendige Tatsache erleben. Mit den paar Septembermord-Visionen, die sich als Schuld, die Sühne heischt, vor Danton aufrichten, ist es nicht getan. Da und dort fühlt man den heißen Atemzug der Revolution, und die Aufführung wusste diese Momente szenisch gut auszunutzen. Sehr unverdaulich sind die rüden Klinikerwitze, die Büchner über sein Stück ausgegossen hat, ein fataler Tribut, den er seinen medizinischen Studien schuldig zu sein glaubte und der im Grunde zu seinem Naturell gar nicht recht passen will.

Die Bühnenbekanntschaft mit dem Drama gemacht zu haben, wird niemand bereuen. In das Repertoire wird das Stück nicht eingehen, weil seine dramatische Eigenkraft nicht stark genug ist. Die nachdenkliche Frage steht auf: warum ist keine große Dichtung von bleibendem Wert aus der Revolutionszeit zu nennen? —

Der Dichter der merkwürdig zwiespältigen *Belinde*, Herbert Eulenberg stellte sich uns mit vier *„Ernsten Schwänken"*, Einaktern vergnüglicher, aber nicht sonderlich origineller Art vor. Satirische Scherze sind es, in denen der lächerliche Kultus berühmter Namen (*Die Welt will betrogen werden:* ein Galeriedirektor fliegt mit einem falschen Rembrandt herein) und der Reklameschwindel (*Das Geheimmittel*, das den flotten Tamtam-Namen Pansanabum führt) verlacht und eheliche und voreheliche Nebenwege beleuchtet und belächelt werden (*Die Wunderkur* und *Die Geschwister*). Man unterhält sich einen Abend lang bei dieser Einakter-Kost; aber Lust zum Lesen stellt sich nicht ein, so wenig wie das Begehren nach einem wiederholten Sehen im Theater. Der Humor ist nicht aus erster Hand, und das Schwankhafte hat einen Stich ins Forcierte. Es sind Arbeiten eines Artisten.

H. TROG

*

OPER IN ZÜRICH. Zur Feier der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages von Giuseppe Verdi veranstaltete unser Stadttheater am 9. Oktober eine sorgfältige Aufführung der Oper *Falstaff*. Bei Verdi weist die zünftige Musikgeschichte gern auf den Wagnerschen Einschlag in seiner Kunst hin, und doch beweist gerade dieses Werk, welch fundamentaler Unterschied die beiden trennt. Der eine bis zur letzten Note pathetisch, der andere so ganz frei von jedem Pathos und, wenn er ihn anwendet, nur mit dem überlegenen ironischen Lächeln in den Mundwinkeln. Der eine ganz aufgehend in einer weltfremden Götterwelt und einem spekulativen System, das Denkarbeit verlangt, der andere der Sänger des sonnigen Tages, des Menschlichen und Allzumenschlichen in poetischer Verklärung. Welche Wohltat deshalb für uns Menschen von heute, nach Wagner und all dem künstlich gesteigerten Mittelaufwand der Moderne

wieder einmal ein Spiel vor Augen zu haben, das wirklich Realität und Geist besitzt und diesen überlegenen Shakespearegeist nicht zudecken muss durch unerhörte neue Instrumentationskünste. Wieder einmal einen Menschen zu finden, der wahr und aufrichtig ist und dies auch wahr und aufrichtig ausdrücken kann.

Wer zu lesen versteht, wer hinter den Tönen des Komponisten seine Persönlichkeit zu erfassen vermag — keiner macht es so leicht wie gerade Verdi — der wird aus seinem *Falstaff* alles mögliche herausfühlen können von Verdischer Eigenart: den schlichten Achtzigjährigen, der nochmals hinsitzt und komponiert mit jugendlichem Humor und einer Menschenliebe, die alles Menschliche verstehen und verzeihen gelernt hat in seinem langen Leben; er wird den überlegenen Esprit schätzen, dem alles Hohle und Aufgebauschte unsympatisch geworden ist, der schlicht und bescheiden sich mit einfachsten Mitteln begnügt und mit ihnen eine so klare Charakteristik schafft wie nur irgend ein alter Meister. Vor solcher durchsichtiger menschlicher Größe muss jede Kritik schweigen. Man wäre versucht, auch hier Vergleiche anzustellen zwischen dem Menschen Verdi und dem Menschen Wagner — die Musikgeschichte versagt hier auch, denn ihre Schöpfer haben gegenüber dem modernen Musikempfinden nicht viel weniger auf dem Gewissen als die Geschichtsmacher der Literatur unserm heutigen literarischen Geschmack gegenüber, wie Eduard Korrodi in der letzten Nummer dieser Zeitschrift ausgeführt hat — und würde dann aus dem Vergleiche doppelt scharf die edle Güte und phrasenlose Menschlichkeit des Italieners erfassen.

Für mich gibt es kein Opernlustspiel, das mir größeres Wohlbehagen und unbekümmertere Wonne auszulösen vermöchte als gerade Falstaff. Shakespearescher Geist und Verdischer Wohllaut amalgamieren sich hier zu einem kristallklaren Kunstwerk. Die Aufführung war sorgfältig und liebevoll vorbereitet; das Herren-Solosextett war spielerisch und gesanglich dem Damenquartett weit überlegen, dank der charakteristischen Darstellung des Falstaff durch Herrn Janesch und des geschmackvollen Herrn Stier als Ford. Bei der fast ungewohnt diskreten Begleitung des zugedeckten Orschesters sind die Singstimmen außerordentlich exponiert, und es wäre bei den nächsten Aufführungen sehr erfreulich, wenn die Solisten etwas größere Sorgfalt auf den Pianogesang legten. Stellen, wie zum Beispiel der leicht beschwingte Sylphentanz, verloren durch die vorlaute Sopranstimme ihre ganze so diskret gehaltene Stimmung.

OTTO HUG

*

TONHALLE ZÜRICH. Die Reihe der Abonnementskonzerte eröffnete heuer die Glucksche Ouvertüre zur *Iphigenie in Aulis*. Ein ganz prachtvoller Anfang, von einer edlen Mäßigung der Linie und tiefer Empfindung, eine wunderbare Verbindung griechischen Formgefühls mit persönlichem Geschmack. Hellas' blauer Himmel über dem Wohllaut und der Weltferne einer Racineschen Tragödie. Beethovens Achte machte den freudigen Beschluss und mutete mich besonders neu an in der koloristischen Ausarbeitung des letzten Satzes. Neu war für Zürich das Konzert im alten Stil von Regers opus 123, das ohne viel neue Ziele zu stecken in Grenzen edler Form und Mäßigung bleibt und dessen zweiter Satz jeden er-

griffen hat. Herr Casals spielte das oft gehörte Haydn-Konzert und eine Suite von Bach stilsicher und gewandt, aber ohne diesmal viel mehr zu geben als was eben die Noten vorschrieben.

Das zweite Abonnementskonzert hinterließ einen etwas kalten Eindruck. Es fehlte die pièce de résistance. Die Sinfonie Nr. 1 von Hermann Bischoff hat frische Themen und erfreut durch ein frischfröhliches Musizieren, doch hat sie auch ihre Schattenseiten in der Langatmigkeit, die bei dem Mangel an größerer Tiefe oft zu Länge wird. Zumal bei so rein programmatischen Vorwürfen nur wenige hinter den eigentlichen Inhalt des Stückes kommen, der doch so leicht angedeutet werden könnte im Programm oder nötigenfalls auch in einer Vorbesprechung. Was nützt es, wenn in einer nachfolgenden Kritik der Schlüssel zum Verständnis dem Publikum in die Hand gedrückt wird, das während der Aufführung statt vor einem Genuss vor einem Buch mit sieben Siegeln sitzt? Herr Dumesnil aus Paris spielte das Es-dur-Konzert von Liszt, das man in langen Intervallen immer wieder gerne hört, mit Verve und glockenspielartiger Klarheit. Von Solostücken war eine großangelegte Klavierübertragung eines Bachschen Orgelpräludiums des Lausanners Moor besonders bemerkenswert. Doch hätte ich den bedeutenden Künstler gerne in einem Stück gehört, wo er mehr Wärme und Persönliches hätte geben können, was bei der Wahl seiner Stücke nicht möglich war. Mit der wunderbaren Instrumentationskunst der Tannhäuser-Ouvertüre brachte Herr Andreae das Konzert zu klassischem Beschluss.

Von Solisten-Abenden hörte ich nur das Konzert von Herr Jelmoli (Florenz) mit Fräulein Amstad (London). Ein kleines Wunderwerk in Kürze, Stimmung und Geschmack. Die Dame hat ein sympathisches Organ, dem die italienische Schule zugute kommt, so dass es ein Genuss war, diese biegsam, wohl durch gebildetete Stimme zu hören. Würde die Künstlerin so rein singen wie sie schön singt, ich würde ihr Weltruhm prophezeien. Hans Jelmoli war als Pianist ausgezeichnet bei Stimmung und wusste aus dem etwas spröden Ibachflügel warme Töne und diskrete Stimmungsabstufungen hervorzubringen. Am meisten interessierten seine neuesten Lieder, die wir hier noch nie hörten. Sie sind wesentlich einfacher gedacht und empfunden als die früheren, entsprechend den anspruchslosen Texten (2. T. von Lienert, 2. T. italienische Kinderlieder), und da ist es erquickend zu sehen wie Jelmoli so frisch und natürlich an all das herangeht, ohne die Qual der Moderne, klar und fröhlich, plaudernd wie eine Kinderseele und liebenswürdig wie ihr Lachen.

Der Bremer Lehrergesangverein gab in Zürich seine Visitkarte ab in einem Konzert vom 29. September. Eine wohldisziplinierte Sängerschar und ein hellklingender Chorklang. Sie wollten Zürichs Komponisten ehren durch den Vortrag zweier Hegar-Kompositionen, die, wenn auch nicht restlos, doch schön und wirksam zur Geltung kamen. Doch eines vergaßen die Herren Lehrer aus Bremen: dass außer Hegar auch ein Attenhofer in Zürich lebt, dessen *Vale* uns sehr viel besser gefällt als das uns vorgetragene gleiche Lied von Kann. Nicht gerade sehr zeitgemäß kam uns der Solist des Abends, Herr Metz aus Bremen, in der Wahl seiner Stücke vor, die er mit einer von ungenügenden Mitteln zeugenden leeren Virtuosität vortrug.

OTTO HUG

G. SPECK. *Der Garten.* H. R. Sauerländer, Aarau, 1913.

Ein hübsches Novellenbuch von einem jungen Zürcher Lehrer, der uns schon früher mit beachtenswerten Erzählungen erfreut hat. Es enthält vier Novellen von ungleichem Werte. Die erste Erzählung „Das verfehlte Leben" führt uns in jene Gesellschaftskreise, in denen der echte deutsche Unterhaltungsroman so gerne zu spielen pflegt, zu einem Gutsbesitzer. Der Held, ein äußerst gewiegter Romanschriftsteller, findet auf dem Herrengute seines vormaligen Jugendfreundes und nunmehrigen Kraut- und Fabrikjunkers seine verflossene Jugendliebste wieder. Sie will sich ihm gleich an den Hals hängen, denn sie hat mittlerweile seine Romane gelesen. Er jedoch pfeift so ziemlich auf die recht deutlichen Winke dieser schönen Frau Potiphar, ja, er weist sie gar schnöde und widernatürlich zurück. Frau Mergenholz, die ein gar zu versiegeltes Herz hat, denn wir vernehmen so viel wie nichts von dem, was darin vorgeht, wird nun von Verzweiflung erfasst. Sie macht in ihrem Zimmer einen Kohlendampf. Aber in der Nacht kehrt ihr nichts ahnender Mann, dessen Geschäftsfaktotum übrigens dieser Literat geworden ist, in die kohlenschwangere Kammer heim, und am Morgen ist er statt ihrer tot. Jetzt wäre die Geschichte für die Hochzeit reif; der geschäftsführende Schriftsteller könnte sich ins Volle hineinsetzen. Aber nun will er wieder nicht; er scheint nur noch kalt rauchen zu können. Zur ungeschicktesten Zeit (denn das hätte er lange vorher tun sollen) verlässt er die angeblich so begehrenswerte Frau, die ihm sogar das Leben mehr als einmal hinzugeben bereit war.—Diese Novelle ist mir doch zu gemacht, sie will mir nicht recht gefallen. Der geschäftssichere, aber osterochsige Gutsherr ist ja ganz richtig gezeichnet, aber er ist eine Figur, die wir in allen mehr oder weniger „Gartenlauben" als ständigen Nischenfaun vorfinden. Der schöngeistige Heros, Namens Gabriel, ist doch mehr nur Gedankenstrich als Gedankenstrick, was man ihm eher nachsehen könnte. Und die Dame, die da ein Sphinxchen vortäuscht, ist einfach ein Nebelstreif. Kurzum, der junge Dichter kennt jene Welt, in der er seine Figuren spielen lässt, nur aus einer gesunden Entfernung.

Die zweite Novelle, die dem Buch den Titel gab, „Der Garten", führt uns in eine Gegend, in der G. Speck schon eher heimisch ist. Das liebe Schätzchen, das in dieser Geschichte vorkommt, steht denn auch, obwohl es mit weniger Aufwand dargestellt wird, sauber und lebendig vor uns. Das Geschehen ist einfach, aber doch nicht unbedenklich, trotzdem der Dichter sich am Eingang der Geschichte den Einwurf des Deus ex machina vom Leibe halten möchte. Man hat das Gefühl, dass hier eine hübsche kleine Anekdote mit Wärme und Geschick zu einer Novelle verlängert worden sei. Also: Beim Dorf ein verlassenes Kloster mit verwunschenem Klostergarten, das heimliche Jugendparadies eines jungen Lehrers. Dort findet er bei seiner Heimkunft das herzige Lenchen, des Dorfwirts Töchterlein, das aber kein zu dorniges Röschen ist. Wonnige Stelldichein. Die zwei Nebenbuhler. Darnach gemeinsames Antreten der drei Freier beim Alten. Der gelüstige Dorfwirt will seinen Rubin nur demjenigen geben, der ihm fünfzig Flaschen Rheinwein, ganz alte Marke, zu bringen vermag. Verzweiflung der Liebenden. In dieser Not stellt sich

heraus, dass der junge Lehrer eigentlich nur Adoptivsohn und in Wahrheit aber der Sohn eines verschollenen Adeligen ist, dem das alte Klostergemäuer von rechtswegen gehören würde. Aber der Staat wird es demnächst veräußern, wenn der wirkliche Eigentümer seine Ansprüche nicht geltend macht. Trübselig schleicht sich der unglücklich liebende Lehrer eines Tages wieder ins Kloster, wo er bis hinunter in den Keller gerät. Dort entdeckt er, im Sand vergraben, fünfundneunzig Flaschen Schloss Johannisberger. Natürlich muss jetzt der alte Weinblumenriecher von einem Wirt dem glücklichen Finder sein blauäugiges Lenchen überlassen. Im letzten Augenblick erscheint gar noch der verschollene adelige Vater.

Die dritte Novelle, „Die kleine Stadt", ist das Alltagserlebnis eines Geschäftsreisenden. Eine üppige Ladenfrau spielt die Hauptrolle. G. Speck macht aus der kleinen Affaire ein nettes Kleinstadt-Idyll, das man mit Vergnügen liest.

Die beste der Novellen aber ist die vierte und letzte, mit dem Namen „Ruth", der gegenwärtig bei den obern Zehntausenden sehr beliebt zu sein scheint. Es ist auch ein schöner Name. Wie in der wunderhübschen biblischen Erzählung, geht auch die Ruth unseres jungen Dichters aufs Ährenlesen aus. Aber es ist ein liebes Schweizermägdlein, das auf dem Acker des Herrenbergmüllers Ährenlese hält. Doch möchte ich von dieser Novelle nicht zu viel verraten. Man soll sie selber lesen, sie verdient es. Wenn gegen den Schluss hin auch gar alles wie am Schnürchen verläuft, so vermag das meine gute Meinung an der wohlgeratenen Erzählung nicht zu ändern. Hier ist der Dichter vollkommen zu Hause; da gibt er's „wie's Gott und d'Räbe gänd", und Erfindung und Gestaltung der Novelle sind durchaus erfreulich. Eine wahrhaft vortreffliche Erzählung in jeder Hinsicht, denn Ruth ist die Geschichte eines tapfern Mädchens. Besonders reizvoll sind die Jugenderlebnisse der kleinen scheuen und doch so ernsthaften Ruth berichtet. Über allem liegt der feine Duft jenes Gärtleins, das in dieser Geschichte so meisterlich geschildert wird. Eine prächtige Novelle. Ihretwegen möchten wir das Buch vorab und wärmstens empfehlen, obwohl es „nur" in einem schweizerischen Verlag erscheint. Man kann aber auch an den andern Novellen manches Vergnügen empfinden. Die Erzählung schleppt nirgends; man kommt immer munter vom Fleck. Überhaupt: erzählen kann G. Speck. Auch erfreut uns immer wieder ein gutes Bild, ein trefflicher Vergleich. Ich darf vielleicht einiges anführen. „Hinter den grünen sanften Wellen weiter Fruchtfelder tauchte traumhaft eine Hecke auf, die schweigend irgendwo hinging." — „Dann kam eine lange öde weiße Wand mit wenigen kleinen Fenstern. Manchmal sprang ein Winkel ein, der sich vor der Sonne verbarg und so mit kleinen hohen Fenstern, schweigsam, wunderlich und bis an das rote Dach hinauf, an dem die heitere Sonne hing, mit namenlosen Geschichten gefüllt schien." — „Ein alter Star, der ganz im Wipfel saß, pfiff wie ein Lausbub." — „Gabriel stürzte sich in die Arbeit wie in ein reinigendes Bad." — „In den Pausen sichelten immer noch die Blitze wie fahlglänzende Klingen in die dicke schwarze Luft hinein." — „Einer schlich gebückt voraus, immerfort die Hände reibend und mit einem Lächeln, bei dem Gabriel unwillkürlich an Schmierseife dachte." — „Hier

und da fiel schon ein Blatt, das laut und schreiend am Wege lag, bis ein Windstoß kam, der gleich eine ganze Wolke neuer Blätter dazutrieb. Es war etwas Elendes in den Bäumen, denen die Blätter ausgingen wie alten Leuten die Haare." — „Die Sinne sangen und klangen mit. Man hob die Nase in die Luft und schnupperte, und das Herz benahm sich wie ein Trunkenbold." — „Er hielt ein, und das rosige Mädchen ließ ein Seufzerlein los, wie ein Lichtlein zart, erfüllt von Winterglauben und Erwartung."

MEINRAD LIENERT

ERNST FREY. *Güggs.* Eine Geschichte. Im Verl. v. B. Carlson, Locarno, 1912. Br. Fr. 3.50, geb. Fr. 4.50.

Mit diesem Büchlein ist es mir ganz eigen ergangen. Erst las ich zwei Seiten. Dann warf ich's fort. Dann nahm ich's wieder vor, weil ich neugierig war, ob der Verfasser eine Satire schreiben wollte. Dann sah ich, dass es ihm bitter ernst war, warf es wieder fort, weil ich mich auf jeder Seite über die Unbeholfenheit und Unzünftigkeit des Autors ärgerte. Ohne jedes Können tat sich da einer als Schriftsteller auf. Aber dann musste ich es doch wieder aus der Ecke hervorholen und las mich hinein mit Widerstreben und doch gefesselt, und las es durch bis auf die letzte Zeile und hatte an vielem meine helle Freude dran. Man darf das Buch kaum mit gutem Gewissen empfehlen, und doch weiß man, dass jeder, dem es in die Hand kommt und der sich von Äußerlichkeiten nicht abschrecken lässt, seine Freude dran haben wird. Und ist das nicht schließlich die Hauptsache? Und hat es nicht auch seinen Reiz, in all den wohlgepflegten, sorgfältig beschatteten Edelobstbäumen einmal einen saftigen Holzapfelbaum zu finden? BLOESCH

ROBERT FAESI. Gerhart Hauptmanns *Emanuel Quint.* Verlag von Schulthess & Cie., Zürich.

Den *Emanuel Quint* behandelte Robert Faesi mit liebevoller Vertiefung in seiner Züricher Antrittsvorlesung. Es ist eine feinsinnige Studie, nicht bloß eine Analyse des Romans. Faesi sucht aus diesem ersten Hauptmannschen Roman das Wesen des ganzen Dichters zu erklären, den er hier auf der Höhe seines Schaffens erblickt, und dessen passiv-weibliches Mitleidempfinden hier am reinsten zum Ausdruck kommt. Die kleine Schrift Faesis wird allen Freunden Hauptmanns, allen, die den Roman mit aufmerksamem Genuss gelesen haben, eine willkommene Gabe sein. BLOESCH

KONRAD FALKE. *Wengen.* Ein Landschaftsbild mit 16 Kunsttafeln. 1913. Rascher & Co. Zürich.

Konrad Falke hat seinerzeit ein Prachtwerk über die Jungfrau erscheinen lassen, in dem sich der Freund des Hochgebirges mit dem Dichter in vorteilhafteste Weise verband. Alles war durch das Temperament des Künstlers geschaut und mit der plastischen Anschaulichkeit eines Dichters geschildert. Die selben Vorzüge eignen auch diesem kleinen Büchlein, das in gewissem Sinne eine Ergänzung zum Jungfraubuche bildet und sich gleich von dem ferne hält, was im allgemeinen unter der Flut der Führerliteratur erscheint. Falke nennt es ein Landschaftsbild und deutet mit dem Titel schon an, dass es ihm mehr um eine innere Beseelung als um eine Beschreibung der Gegend zu tun ist. Er will den praktischen Reiseführer nicht entbehrlich machen; dafür gibt er aber auch ein Buch, das nicht mit dem nächsten Jahr schon veraltet ist. BLOESCH

BILDENDE KUNST

Im ZÜRCHER KUNSTHAUS sind neben den im letzten Heft besprochenen Bildern zahlreiche Plastiken von Paul Osswald zu sehen, in der Hauptsache Arbeiten, die zum Schmuck der neuen Zürcher Universität bestimmt sind. Die Form ist aus dem Primitiven heraufgeholt, von großer Reinheit und Klarheit, die alles Pathetische meidet und nur auf das Innerliche ausgeht. Der Geist der ältesten griechischen Skulptur und der Frührenaissance zeigt sich überall im Schaffen Osswalds: ein zartes Empfinden, dass immer davor auf der Hut ist, mit zur Schau getragenem Können dem Beschauer aufdringlich zu werden. Bisweilen sprengt allerdings Osswald die architektonische Fessel, deren Last gerade seine Kunst willig tragen sollte. Wenn er zum Beispiel zwei vergoldete nackte Figuren halb sitzend an ein Brunnenbecken lehnt und auf den gleichen Boden stellt, auf den lebende Menschen treten, so geht die Kunst dabei entschieden ihrer Würde verlustig. Eigenartig in ihrem Stil, streng im Ausdruck bei aller innern Belebtheit ist der schön aus dem Marmor gearbeitete Kopf der Frau des Künstlers, die im Katalog als seine Mitarbeiterin genannt ist.

Im KUNSTSALON WOLFSBERG sind gegenwärtig landschaftliche und figürliche Kompositionen von Emile Cardinaux ausgestellt, lauter frische Bilder von großer Leuchtkraft, die ihn auf dem Weg zu einem persönlicheren Stile zeigen als seine früheren Werke. Daneben eine stattliche Sammlung Graphik deutscher, französischer und englischer Meister, lauter auserwählte und seltene Stücke, wie sie sich vorzüglich zum Schmuck des bürgerlichen Hauses eignen.

*

Im KUNSTSALON NEUPPERT an der Bahnhofstraße zeigt Augusto Giacometti eine stattliche Anzahl von Werken; neu für Zürich sind einige lebensvolle Bildnisse, einige bunte Tropenvögel von freudiger und überaus harmonischer farbiger Erscheinung und zwei starke Kompositionen in weiß, schwarz und gold, die den Namen *Dado di Paradiso* führen. Besonders überraschen einige Zeichnungen des Künstlers, die beweisen, dass seine fabelhafte Geschicklichkeit sich mit dem Stift nicht weniger als mit dem Pinsel ausdrückt, eine Geschicklichkeit, die glücklicherweise durch ein starkes Stilgefühl vor Exzessen bewahrt bleibt. A. B.

TAGEBUCH

Im Anfang des ersten Bandes von Bächtolds Gottfried Keller-Biographie sind Stücke von *Literarischen Briefen aus der Schweiz* abgedruckt, die im Jahr 1847 zuerst in den *Blättern für literarische Unterhaltung*, einer Zeitschrift des Verlags Brockhaus, erschienen. Die Stücke verraten aber eine merkwürdige Reife des Urteils für den damals 28-jährigen Dichter, daneben zu wenig persönliche Gestaltung, als dass seine Autorschaft wahrscheinlich wäre. Nun weist Emil Ermatinger im *Literarischen Echo* vom 1. Nov. unwidersprechbar nach, dass nicht Keller, sondern Wilhelm Schulz ihr Verfasser ist. A. B.

*

EIN GENFER DICHTER. Im Mai letzten Jahres wurde Edouard Tavan siebzig Jahre alt. Durch zwei Lyrikbände *Les Fleurs de Rêve* und *La Coupe d'Onyx* hat er seinen Dichterruf festgelegt. Das zweitgenannte

vor allem, 1903 bei Payot erschienen, ist auch in der deutschen Schweiz da und dort Freunden der Poesie lieb geworden. Ein feiner, edler, dem *profanum vulgus* gründlich abholder Mensch steht hinter diesen Versen; und ein Künstler, dem es mit der Form stets heiliger Ernst war. Er sagt darüber in dem großen Gedicht *Le sentier du poète*, der *Arts poetica* Tavans, schöne Wahrheiten; wozu auch die Forderung gehört, dass man dem klaren, durchsichtigen, fest dem Gedanken sich anschmiegenden Stil die Mühe der Arbeit nicht anmerken dürfe — *par un labeur qu'il faut inaperçu.* Im zitierten Gedicht bringt Tavan in verehrender Dankbarkeit einigen damals noch frischen Poetengräbern seine trauernde Huldigung dar: denen Leconte de Lisles, Paul Verlaines, des Belgiers George Rodenbach. Von Verlaine heißt es an dieser Stelle: Auch ihm leihe dein Ohr, aber halt' dich nicht auf — *malgré tout l'imprévu de leur charme inégal.* Tavan hat immerhin — und wahrlich mit Recht — genugsam der musikalischen Lyrik Verlaines gelauscht, um in einzelnen Gedichten den direkten Zusammenhang mit ihr zu offenbaren. Oder wie anders sollte man etwa ein Gedicht wie *Automne* erklären, dessen Schlusstrophen lauten: *„Au vent monotome — de mon pâle automne — je vois tristement, — de brume envahie, — dans l'isolement — s'effeuiller ma vie."* Im übrigen rät Tavan: Vergebens würde ich dir das Wesen der Schönheit auszudrücken suchen: *Relis Hugo, Musset, Lamartine, Et Vigny et tu la connaîtras.*

Das Sonett handhabt Tavan meisterlich, die ganze zweite *Le cycle de l'eau* betitelte Abteilung der Lyrica in der *Coupe d'Onyx* besteht aus Sonetten. Ein Gedicht „Die Schwäne" ist da, voll von dem süßen, weichen Reiz und Schimmer des Lac Léman. Wunderschön, im ersten Teil der genannten Sammlung, unter den Herbstgedichten „Der Lotussee"; ein mächtiger bronzener Buddha beherrscht den blauen See im Wald; was er wohl auf dem Grund der durchsichtigen Flut sinnend betrachtet? Der Dichter antwortet: Das Lächeln einer reinen Frau, die im nächtlichen Frieden ihres Zimmers ruht. Es ist das vertrauensvolle Lächeln seiner Gattin, die er, Sakyamunich, einst, ohne Abschied zu nehmen, verlassen hat, um seiner heiligen Mission zu folgen, ohne Rücksicht auf alle irdische Liebe. Dieses Bild der süßen Frau taucht immer wieder auf aus den Fluten — *sous le reflet miraculeux des rouges nélumbos et des nymphéas bleus.*

Warum wir just heute Tavans gedenken und den Freunden französischer Lyrik diesen Dichter ins Gedächtnis rufen? Erst jüngst haben die literarischen Kreise Genfs eine nachträgliche Feier des siebzigsten Geburtstages des Poeten veranstaltet, haben ihm eine von Karl Angst geschaffene Münze überreicht, haben ihm in Prosa und Versen geistvoll und herzlich ihren Dank, ihre Verehrung bezeugt. Mit edlem Anstand ging diese Dichterehrung vor sich. Von ihr Notiz zu nehmen in dieser Zeitschrift, die dem deutschen wie dem romanischen Geiste in unserm Lande dient, schien uns Pflicht.

H. TROG

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750
Redaktor in Bern Dr. HANS BLÖSCH, Bümpliz.

Aus Jean-Jaques Boissard's Bildniswerk.

Frankfurt 1597.

QUALITÄTSARBEIT UND ARBEITSLUST

EIN BEITRAG ZUR BERUFSWAHL

Bei den Erörterungen über Qualitätsarbeit und Arbeitslust, zwischen denen eine unverkennbare Wechselwirkung besteht, hoffe ich keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, dass ich die Hauptbetonung auf die *Arbeitslust* lege. Denn dass der Mensch seine tägliche Arbeit mit Lust und Freude verrichte und nicht als eine jeden Morgen neu aufsteigende Sorge betrachte, scheint mir eine Grundbedingung menschlicher Wohlfahrt und Glückseligkeit zu sein.

* * *

Zur Erzielung von *Qualitätsarbeit* ist die planmäßige Erlernung eines Berufes, beziehentlich die Heranbildung von Qualitätsarbeitern unumgänglich. Es darf dabei jedoch nicht vergessen werden, dass die Berufstüchtigkeit im besten Sinn niemals durch bloße Aneignung und fleißige Übung der verschiedenen Handgriffe erreicht werden kann, sondern dass sie letzten Endes in den Besonderheiten geistiger und körperlicher Anlagen wurzelt.

Auf die Eignung zum Berufe gründet sich berufliche Tüchtigkeit. Wer diese erreichen will, hat vorab nach der ersten zu fragen, und zwar wenn immer möglich in jenem wichtigen Zeitpunkt, wo sich der angehende Mann (oder die in das Erwerbsleben tretende Frau) zu entschließen hat, ob er Wissenschafter, Künstler, Kaufmann, Handwerker, gelernter, angelernter oder ungelernter Arbeiter und Taglöhner werden will, kurz bei der Berufswahl.

Heute entscheidet bei der Berufswahl nur zu oft Nachahmung, passende Gelegenheit, Bequemlichkeit, Zufall, Laune oder Hang zu raschem Gelderwerb. Die spezifischen Fähigkeiten spielen eine oft sehr untergeordnete Rolle, sei es, dass sie dem Inhaber selbst gar nicht bekannt sind, sei es, dass er oder die, welche über ihn zu bestimmen haben, sie im entscheidenden Augenblick zu wenig mitreden lassen. Der Missgriff wird dann häufig spät, meistens zu spät wahrgenommen — wenn er überhaupt je eingesehen wird.

Auf die Dauer stets sich erneuernde *Freude an der Arbeit* hat nur der, welcher in sich besondere Befähigung für seine Aufgabe verspürt, dem es eine Lust ist zu zeigen, was alles er auf seinem Gebiete zu leisten vermag. Dann geht er mit vergnügtem Sinn an sein Tagewerk und kann es mit Befriedigung und innerer Gehobenheit verlassen. Ihm wird die Arbeit zur Lust, nicht zur Last, und darum ist das Geschaffene gute Arbeit in jeder Richtung. Und aus seiner hohen Leistung oder, wenn man sie so nennen will, aus seiner qualifizierten Arbeit zieht der Arbeitende mehr anhaltende Heiterkeit als selbst aus Spiel und Genuss. Dazu kommt dann die höhere Belöhnung und Bedürfnisbefriedigung. Man darf wohl, entgegen der von Marie Bernays angenommenen Antinomie, von Arbeitsfreude und Erfolg im allgemeinen den Kettenschluss ziehen: bei einer den Fähigkeiten angepassten Beschäftigung mehr Lust zur Arbeit; mehr Lust mehr Leistung, mehr Leistung mehr Lohn, mehr Lohn mehr Befriedigung.

Umgekehrt empfindet jeder, der den Beruf verfehlt hat, das heißt durch Zufälligkeiten auf ein Arbeitsfeld gelockt wurde, welches seinen Neigungen keine Nahrung, seinen Fähigkeiten keine Gelegenheit zu voller Entfaltung gibt, die Arbeit als Zwang und als ein Übel, das man so früh als möglich beendigt und dem man nach Möglichkeit aus dem Wege geht. Wohl findet er zuweilen durch rechtzeitigen Berufswechsel oder durch Tausch der Maschine innerhalb des Fabrikbetriebes den rechten Platz; meist aber bleibt er im falschen Fahrwasser, kommt nie auf grünes Land und vermehrt die Schar der Erfolglosen und der durch Enttäuschungen Entmutigten und Verärgerten. Ohne Zweifel rührt manch soziales Elend daher, dass Viele im Erwerbsleben nicht an einer ihren Anlagen und Eignungen entsprechenden Stelle stehen. Und mit seinen Leistungen, die halbwertig sind, weil weder Lust noch Freude hineingearbeitet sind, verkürzt der Arbeiter nicht nur sich und seinen Auftraggeber, sondern vor allem die Allgemeinheit, der er als wirtschaftlicher Faktor vorenthält, was er im Grunde zu leisten imstande wäre. Es ist deshalb die Forderung: „der rechte Mann auf den rechten Platz“ ein Satz volkswirtschaftlicher Ökonomie.

Die persönlichen Nachteile der verfehlten Berufswahl werden also Nachteile für die Volkswirtschaft. Arbeitskräfte werden in Massen verschleudert; es wird nicht überall und in jedem Fall Qualitätsarbeit geleistet, weil nicht durchwegs die bestangepassten Individuen für die verschiedenen Verrichtungen gewonnen sind.

Es erscheint als unzweifelhaft und unbestritten, dass die Volkswirtschaft oder Volksarbeit wegen Vernachlässigung des Problems der richtigen Berufswahl Schaden an Arbeitsfreude, Arbeitsgüte und Produktionsmenge erleidet. Wo sich der Staat dessen im ganzen Umfang bewusst wird, muss es ihm zur Pflicht werden, neue Wege zu suchen und vor allem die Bedingungen zu schaffen, die gestatten, den werdenden Berufsmenschen auf seine Fähigkeiten zu prüfen. Damit steigert er nicht bloss die individuelle Erfolgschance, sondern setzt sich durch eine getroffene Auslese selbst instand, das unter den gegebenen Verhältnissen denkbar beste auf dem Weltmarkt zu leisten.

Möglicherweise zielt der Pariser Arbeitsminister mit der im Jahr 1911—1912 durchgeführten Enquête über „die Weiterbildung und Berufswahl der austretenden Primarschüler" außer auf eine vorläufige Orientierung über die Materie noch auf spätere aktive Mitwirkung bei der Berufswahl ab. Bestimmtere Absichten in dieser Richtung zeigt der Wiener Fortbildungsschulrat, der jüngst einer „Lehrlingsfürsorgekommission" unter anderm die Aufgabe überbunden hat, die „Eltern bei der Berufswahl ihrer schulmündigen Kinder zu unterstützen und die Eignung der sich für eine Lehre Meldenden festzustellen." Welcher Methode sie sich bedienen soll, wurde leider nicht gesagt. Anderseits bestehen heute Leitsätze des von dem Reichsverband der allgemeinen Arbeitsvermittlungsanstalten Österreichs eingesetzten Komitees; die darin ausgesprochenen Ideen gehen der Sache meines Erachtens nicht genügend auf den Grund, um hier mit Nutzen behandelt zu werden.

Es ist auch für uns in der Schweiz eine überaus bedeutsame Aufgabe, so viel als möglich zu verhüten, dass *die Berufswahl* weiterhin den ungeheuerlichsten Zufälligkeiten anheimgegeben bleibe. Neigung und erwiesene Fähigkeiten sollten ausschlaggebend werden. Da aber der Mensch seine seelischen Funktionen, auf die es neben der körperlichen Entwicklung ankommt, wenig kennt

und an Selbstbeobachtung in seltenen Fällen gewöhnt ist, muss an deren Stelle das Experiment des Laboratoriums treten. Wenn man doch für alles denkbare, für das Rohmaterial, für Stoffe, Werkzeuge und Fabrikate, Prüfungsanstalten unterhält, weshalb nicht für die körperlichen und hauptsächlich seelischen Eigenheiten des Menschen, dessen Arbeitskraft im Haushalt der Nation immer noch die wichtigste schaffende Kraft ist und bleiben wird?

Wir denken an nichts geringeres als an die Errichtung einer psychotechnischen Untersuchungsanstalt, die sich, angegliedert beispielsweise an die Eidgenössische Technische Hochschule, aus bescheidenen Anfängen zu einem Institut für Berufsberatung entwickeln könnte. Hier ließen sich der Schule entwachsene junge Leute und allenfalls solche, die im Beruf sich vergriffen und den Drang zur Umkehr haben, auf ihre geistigen und seelischen Eigenschaften im weitesten Sinn des Wortes (Gefühl und Willen, Sinnesempfindung, Reaktions- und Denkvermögen, Suggestibilität und Phantasie, Gedächtnis, Zeit- und Raumsinn usw.) und auf die Verwertbarkeit dieser selbst für das eine oder andere Fach experimentell untersuchen. Eigene Neigung, Erfahrung der Eltern und Beobachtung der Lehrer würden zu den Ratschlägen der Wissenschaft ergänzend hinzutreten, um die Wahl einer passenden Beschäftigung zu erleichtern.

Eines darf heute schon als feststehend betrachtet werden: dass nämlich auf diese Weise junge Leute vor gänzlich ungeeigneter und daher *erfolgloser Beschäftigung abgehalten* und überdies in vielen, um nicht zu sagen den meisten Fällen auf eine ersprießliche Betätigung verwiesen werden könnten.

Ein ähnlicher Gedanke tauchte bereits in Amerika auf. Wenn er hier in eigener Weise geäußert wird, soll er immerhin zunächst nur eine Anregung sein. Zur Entwicklung und Ausführung des Gedankens bedarf es noch mancher Studien und Vorarbeiten, des Interesses des Staates und einflussreicher Gönner, endlich des Vertrauens in die angewandte Psychologie und des guten Willens aller Mitarbeiter.

ZÜRICH ARTHUR STEINMANN

□□□

LA LÉGION ÉTRANGÈRE ET L'ALLEMAGNE

(Suite et fin)

Il y a eu encore l'affaire Troemel. Troemel, bourgmestre d'Usedom, engagé à la Légion, au mois d'avril dernier, aurait été une victime des „racoleurs". Troemel, à qui ses amis d'Allemagne avaient écrit, s'est contenté de répondre:

„Entré dans la Légion étrangère à Saïda, je déclare qu'il me plaît ici très bien, et pour cela je ne veux pas retourner à l'Allemagne. Je veux tout volontairement rester à la Légion. Signé: *Troemel, alias Tunze, numéro matricule 13 017.*"

Plus tard, il répéta à M. Gross, rédacteur à l'*Echo d'Oran:* „Quoi qu'il advienne, je ne retournerai pas à l'Allemagne (*sic.*). Si on me libère, j'irai vivre en France, où je veux me faire naturaliser[1])".

Il y a eu l'affaire Max Simon. Le 17 août dernier, les journaux allemands publiaient la lettre navrante que je reproduis ici:

„Chers parents, je vous demande mille pardons de ce que j'ai fait. A quatre reprises différentes j'ai essayé de m'évader de la Légion étrangère, où je m'étais réfugié sans que vous le sachiez. Demain matin à sept heures et demie, j'aurai fermé les yeux pour toujours, *car je suis condamné à être fusillé par mes propres compatriotes.*"

Cette dernière phrase m'avait inspiré une méfiance que sans doute le lecteur trouvera légitime. Pourquoi, quand on dispose de Belges, de Français, de Luxembourgeois, aller choisir, pour un peloton d'exécution, les propres compatriotes du condamné? C'est jouer la difficulté, c'est rendre possible une rébellion ou une évasion. L'officier coupable d'une telle imprudence pourrait compter sur un blâme sévère, il garderait à son dossier une note qui durant toute sa carrière nuirait à son avancement. Mon incrédulité était légitime: une enquête établit en quelques minutes que jamais Max Simon n'a tenté de s'évader, et que jamais, par conséquent, il n'avait été question de le fusiller. Inter-

[1]) Enquête de M. Stéphanne Lauzanne: le *Matin*, octobre 1913.

rogé par le chef de bataillon Thévenet sur les mobiles qui l'avaient poussé à écrire cette lettre, Max Simon, très étonné, répondit: „*Ich habe das nicht geschrieben!* "

Il est permis d'ailleurs de faire remarquer que, même déserteur, Max Simon, ne se trouvant pas devant l'ennemi, n'eût pas été fusillé. Les règlements militaires de la Légion sont les mêmes que ceux de toute l'armée française: la désertion en temps de paix n'est punie que de deux à cinq ans de travaux publics[1]). Et même, si l'absence alors a duré moins de six jours, le coupable n'est passible que de quelques semaines de prison.

Il y a eu un cas, cité par les journaux allemands, où un légionnaire, ayant en effet déserté devant l'ennemi, à Oudja, a été en effet fusillé. Et il s'agissait, d'après ces journaux, d'un enfant de dix-sept ans et demi, enrôlé comme Allemand, sous le nom de Müller, et en réalité Suisse, né à Zürich. Cet infortuné, ajoutait-on, avait été exécuté malgré l'ordre de grâce envoyé par le président de la République. M. Stéphane Lauzanne, dans son enquête du *Matin* a rétabli la vérité: — Hans Muller — ce n'est pas là encore son véritable nom — n'était pas plus Suisse qu'Allemand. Il était Français, et ses parents sont domiciliés à Levallois-Perret, aux environs de Paris. Il avait abandonné son poste en présence de l'ennemi. Il n'avait même pas songé à signer un recours en grâce. Et la veille du jour où il devait subir sa peine il avait écrit à sa famille: „Je sais que demain je vais être fusillé, et c'est justice. J'ai mérité mon châtiment. Je vous demande pardon. Oubliez-moi." L'original de cette lettre a été conservé par le colonel du 1er Etranger, copie en a été envoyée aux parents et au ministre de la guerre. Je la juge d'ailleurs romaine, et j'estime que son auteur, s'il eût vécu, eût été capable de réparer sa défaillance. Mais devant l'ennemi le salut de tous exige de terribles et nécessaires rigueurs. Ce jeune homme, avec une abnégation magnifique, ne faisait qu'exprimer le sentiment de tous ses camarades et nous donne ainsi un exemple illustre, triste et farouche, de „l'esprit" de la Légion.

Il y a plus encore. Le *Westphälisches Volksblatt* rend compte d'une conférence faite à Cologne, au mois d'août dernier, par un

[1]) Art. 285 du Code militaire.

nommé Hasselmann: „L'orateur dit qu'il a été sept ans à la Légion étrangère et qu'il s'est retiré avec le grade de sergent-major. Pendant sept ans il n'a pas mangé de viande une seule fois à ses repas. La nourriture a toujours consisté en pain et en riz. Pendant sept ans, il n'a eu que quarante-sept fois le rare privilège de dormir sur une paillasse. Les auditeurs ont écouté avec une émotion croissante la description que l'orateur a donnée des peines que l'on subit à la Légion étrangère. Dans plusieurs cas cités par le conférencier, les soldats punis ont eu les oreilles, le nez ou quelques doigts coupés. Il est même arrivé qu'ensuite on a enseveli le condamné dans la terre jusqu'à mi-corps et qu'on plaçât au-dessus de lui une sorte de cloche faite en fil de fer. Dans la cloche on introduisait des rats qu'on avait laissés plusieurs jours sans nourriture. Ces rats se jetaient sur le condamné, et le dévoraient vivant.".

Je n'ai pas de renseignements sur le nommé Hasselmann et j'ignore s'il a réellement „compté" à la Légion. Je sais seulement que ces conférenciers sont payés vingt francs par jour et que l'un d'eux, qui faisait récemment en Allemagne la peinture émouvante des souffrances qu'il avait subies, fut reconnu par un de mes confrères, pour un marchand de cacaouettes (arachides grillées) bien connu des étudiants du quartier latin. Tunisien d'emprunt, il avait fait son service, non pas à la Légion mais aux bataillons d'Afrique. Je ne conseille à personne de dire à un légionnaire qu'entre les bataillons d'Afrique et la Légion il n'y a aucune différence. On le renseignerait avec une énergie redoutable: les bataillons d'Afrique ne reçoivent que les Français ayant été condamnés, avant l'incorporation, à une peine afflictive et infamante.

La vérité est que de tels sévices ne peuvent s'exercer à la Légion. Pour une raison de légalité d'abord: j'ai dit que les peines, et l'échelle des peines, y sont réglées par le même code militaire qui est appliqué à nos troupes métropolitaines. Et pour des raisons de fait, aussi, d'une irrésistible puissance. La Légion forme un corps de 14 000 hommes, dont la moitié sont Français. Il est invraisemblable que ces quatorze mille hommes se laissent affamer, molester, rosser, fusiller et manger par les rats sans se plaindre. Ou il faudrait croire, alors, que ces sévices sont réser-

vés aux seuls Allemands. Pourquoi? Quel intérêt y aurions-nous? Il est également invraisemblable qu'une partie de ces 14 000 hommes — et c'est le cas — s'obstinent à rengager au bout de cinq ans de ces incroyables supplices. C'est la question qu'on aurait dû poser au nommé Hasselmann, qui prétend avoir servi sept ans. Il est invraisemblable enfin que, traités de la sorte, ces hommes ne tirent pas à la première occasion dans le dos des chefs qui leur font subir ces supplices, quitte à passer ensuite ensuite en corps à l'ennemi, qui est toujours tout près, en armes, et serait enchanté de faire des avantages majeurs à de si précieuses recrues.

Mais n'y aurait-il pas des „brimades" imposées par les anciens soldats ou les sous-officiers aux nouveaux venus? C'est le cas assez fréquemment, on le sait, dans l'armée allemande. A la Légion, cela peut se produire, cela c'est produit. L'auteur anonyme de la *Revue Blanche* cite un sous-officier qui s'était fait détester par ses brutalités. Mais, ajoute-t-il, c'était un Allemand, et il les réservait aux Français, qu'il ne pouvait souffrir. L'anonyme ne s'en indigne pas, d'ailleurs. Il signale le fait comme une preuve de la mentalité spéciale aux Légionnaires, qui assez souvent restent très fiers de leur pays d'origine. C'est un motif d'émulation: chacun veut prouver que sa race est plus capable „d'étaler" que les autres. Un légionnaire belge plantant le drapeau du régiment sur Lang-Son conquise, jeta ce cri caractéristique: „Vive la Belgique! Vive la Légion!" Nulle mention de la France et c'était son droit. Il y avait sur le drapeau: „Honneur et Discipline". Non pas: „Honneur et Patrie".

Cette discipline n'a rien de commun avec celle des casernes de France et surtout d'Allemagne. Elle est celle d'une troupe en temps de guerre: rigoureuse pour l'entretien des armes, pour l'obéissance aux ordres donnés et pour leur intelligence; rigoureuse aussi contre le vol, et il le faut bien, car le légionnaire est volontiers chapardeur. Mais ces fautes sont toujours punies de prison, elles n'ont jamais pour sanction des voies de fait. Et la jeune recrue est mieux protégée qu'en Allemagne contre les abus de pouvoir des anciens. L'anonyme de la *Revue Blanche* note qu'un jour un vieux soldat ayant, sous ses yeux, voulu prendre son lit à un jeune engagé allemand, ses camarades protestèrent

et que „le butor fut puni". Beaucoup d'Allemands déserteurs se félicitent d'une différence de traitement toute à l'avantage de la Légion. Ils s'étonnent de plus, comme l'écrivain de la *Revue Blanche*, de l'aménité, du manque de morgue des officiers. Les légionnaires sont dispensés de saluer ceux-ci dans la rue. Ceci du reste ne provient pas d'un philosophique souci d'égalité. Il ne m'en coûte nullement de révéler que, beaucoup de légionnaires ayant pour les boissons spiritueuses un penchant excessif, il serait imprudent d'exiger d'eux des manifestations de déférence auxquelles peut vouloir se refuser leur imagination devenue fantaisiste. Mais le légionnaire est „propre" et s'en vante, se plaisant à se comparer en cela avec les „marsouins" de l'infanterie coloniale. Il est toujours douché, lavé, bien tenu dans ses vêtements, et confortablement nourri : „Sensation exquise des ablutions réglementaires et d'une gamelle abondante et succulente assez", écrit l'anonyme de la *Rerue Blanche*, en un style qui se ressent des affectations verlainiennes. Fréquemment il revient sur cette question de la gamelle : la viande paraît aux repas deux fois par jour : bœuf le matin, *rata*, c'est-à-dire ragoût de mouton et de légumes, le soir, vin et café. Ce qui charme aussi le légionnaire, ce qui bien souvent le pousse à rengager, c'est le bon marché incroyable de toutes choses à Bel-Abbès et Saïda : le paquet de cigarettes à quinze centimes, l'absinthe et les autres boissons alcooliques, à dix centimes, le reste — tout le reste, je n'insiste pas — à l'avenant.

En campagne, vie très dure, très périlleuse, mais glorieuse, avec une solde alors élevée, et les campagnes sont fréquentes ; existence assez confortable avec la possibilité d'assez grossiers mais faciles plaisirs, en garnison ; voilà ce qui explique l'attrait de la Légion pour une certaine catégorie d'hommes, qui se rencontrent dans toutes les parties du monde. Et il n'est pas besoin pour le gouvernement français de recourir, pour les appeler, à des racoleurs stipendiés. C'est l'ancien légionnaire lui-même qui devient bénévolement recruteur, une fois rentré dans sa patrie d'origine. Comme les „grognards" de l'armée napoléonienne, il vante ses exploits, il conte les frairies géantes par lesquelles il s'est payé de la fatigue et du péril ; tout souvenir de jeunesse paraît à l'homme un souvenir heureux ; et un orgueil légitime le

pousse à exagérer les joies de l'effort, à dissimuler les moments de rancœur et de souffrance. Il a survécu, il a vaincu, et il est là! Les jeunes gens l'écoutent et l'admirent, quelques-uns vont l'imiter sans même attendre d'avoir satisfait aux lois militaires de leur patrie; d'autres après avoir subi, dans leur armée nationale, des injures et des traitements qu'ils ne peuvent supporter. Ce ne sera pas pire, en tous cas, songent-ils, à la Légion, on leur a même dit que ce ne serait pas la même chose; et du moins on saura pourquoi on porte un fusil: pour s'en servir.

L'Etat français n'entretient pas de recruteurs à l'étranger. Les associations qui se sont fondées en Allemagne pour lutter contre les engagements à la Légion ont vainement essayé d'en découvrir un seul. Elles n'y sont point parvenues. Mais il ne faut pas dissimuler que les commissaires de police spéciaux, à la frontière, interrogent les déserteurs, quand ceux-ci se présentent à eux, ou quand ils sont reconnus pour tels, c'est-à-dire en uniforme: „Avez-vous des moyens d'existence . . . une profession, un métier?" Si la réponse est négative, dans l'intérêt même de ces déserteurs, dans l'intérêt aussi de la communauté, qui ne peut s'encombrer de „sans-travail" susceptibles de devenir dangereux, le commissaire spécial leur fait connaître l'existence de la Légion étrangère: et un tiers de ceux qui s'adressent alors aux bureaux de recrutement sont encore refusés à la suite de l'examen médical. Telle est la vérité exacte. M. Charles Poimiro a dit avec raison à ce sujet: „Pourquoi empêcher ces jeunes gens (simples immigrants ou déserteurs) d'accepter la main secourable que leur tend l'Etat Français, et de s'assurer, outre le pain quotidien, une situation qui ira de jour en jour en s'améliorant? L'institution de la Légion étrangère, à côté de son utilité militaire, a son utilité sociale, qui grandit chaque année avec le flot des immigrants." Rien de plus vrai, et l'on peut ajouter que ce n'est pas seulement des pensions qui leur sont versées à titre militaire que bénéficient les anciens soldats de la Légion: de grandes administrations parisiennes, telles que la compagnie des omnibus, leur réservent une partie de leurs places de conducteurs ou de mécaniciens. Reste, il faut le reconnaître, un déchet assez considérable formé des épaves recueillies par la Légion, de débiles mentaux, excellents tant que la discipline leur donnait,

si je puis dire, l'épine dorsale morale qui leur manquait, mais incapables de tout effort une fois qu'ils sont livrés à eux-mêmes. Ils ne peuvent pas „vouloir" travailler. Certains sont atteints d'automatisme ambulatoire, ils errent perpétuellement sur les grandes routes, s'enrôlant quelques jours comme terrassiers, puis repartant parce qu'ils ne peuvent rester en place. L'un de ceux-là, à qui j'avais à plusieurs reprises donné de petites sommes, m'écrivant qu'il venait de parcourir à pied toute la France, ajoutait: „Vous voyez bien que je pourrais encore faire un bon légionnaire!" La Légion lui semblait un paradis. Mais il avait cinquante ans . . . De tels hommes sont presque impossibles à employer. Une société charitable leur donne un abri à Paris et essaye de les placer comme porteurs de journaux, hommes-affiches etc. C'est tout ce qu'on en peut faire: il faut qu'ils marchent! Celui dont je viens de parler, avait abandonné sa femme, infirmière en Allemagne, et s'était engagé à la Légion „pour marcher la route". Libéré, il continuait. Il est mort à l'hôpital de Toulouse, d'où il m'envoyait, quelques jours avant sa fin une lettre où il me parlait encore du temps qu'il avait passé à la Légion, le seul heureux de sa vie . . . Cette manie ambulatoire, assez fréquente, est pour quelque chose dans ce qu'on appelle le „cafard" des légionnaires. Il arrive qu'un excellent soldat, très bien noté, abandonne sa garnison et vagabonde sans but dans le désert. Circonstance aggravante, il vend alors parfois, pour boire, ses effets militaires. J'en ai vu quatre, un jour, comme le paquebot qui les ramenait d'Indo-Chine en Algérie frôlait, à la toucher, la côte de Sumatra, piquer une tête et gagner la terre à la nage. Ils ont peut-être été dévorés par les tigres et les anthropophages; ils sont peut-être parvenus à s'engager dans la Légion Hollandaise.

De plus, chez les recrues surtout, les désertions définitives ne sont pas rares. On s'aperçoit qu'on s'est trompé, que la Légion n'était pas ce qu'il vous fallait, on s'en va . . . Les officiers ne se donnent pas trop de mal pour retrouver les fuyards: le principe, en effet, est de former le corps avec des hommes *qui veulent* en faire partie. Certains de ces déserteurs restent même fort tranquillement dans la colonie où ils se trouvent. Il en fut un, d'origine sicilienne, qui naturalisé français sous son véritable nom,

dissimulé par lui suivant l'usage lors de son passage à la Légion, était devenu président du Conseil général d'un département algérien. Je pourrais nommer d'autres déserteurs de la Légion, parvenus à une situation des plus confortables: mais ils vivent encore et me reprocheraient mon indiscrétion. Je préfère imiter l'attitude de leurs anciens chefs, qui les connaissent parfaitement et ne lèvent pas le petit doigt pour leur faire réintégrer le corps.

Troisième question: La France outrepasse-t-elle ses droits en prenant à son service des étrangers? C'est ici un problème de droit international et on le trouvera supérieurement débattu dans l'ouvrage de M. Charles Poimiro[1]). Il s'est trouvé également posé devant des arbitres internationaux à la suite de l'affaire de Casablanca. L'Allemagne soutint que les légionnaires allemands, en s'engageant à la Légion, avaient passé un contrat de droit privé dont elle n'avait pas à tenir compte, comme étant contraire à l'ordre public et aux bonnes mœurs. Les arbitres se refusèrent à aborder ce point de vue[2]), et donnèrent raison à la France pour des motifs tirés d'autres arguments: le droit d'un corps d'occupation d'exercer une juridiction absolue sur les personnes soumises à son autorité. On peut regretter cette réserve. Mais il apparaît bien, d'une part, que l'engagement d'un étranger, à titre de soldat de la France constitue pour l'Etat français un acte de puissance publique qu'il a parfaitement le droit d'accomplir: il en est le maître, aussi bien que de contracter avec des ouvriers étrangers pour un travail quelconque. Et dès qu'il est devenu leur chef militaire, nul n'a plus le droit d'intervenir dans ses relations avec eux. C'est ce qu'a très énergiquement affirmé un juriste allemand, le professeur Kohler: „nulle part au monde, écrit-il[3]), on ne pourrait faire admettre qu'une puissance militaire ne puisse elle-même juger les délits et crimes commis par les militaires de son armée . . . Il serait autrement impossible d'obtenir une discipline dans l'armée si pour quelque

[1]) Charles Poimiro: *La Légion étrangère et le droit international.* Berger-Levrault, éditeurs. Paris, rue des Beaux-Arts, 5.

[2]) . . . Considérant qu'il n'appartient pas à ce Tribunal d'émettre une opinion sur l'organisation de la Légion étrangère . . . (*Revue de droit international public*, 1909, p. 36).

[3]) Professeur Dr. Kohler, de Berlin: *Casablanca-Sache*, dans la *Zeitschrift für Völkerrecht und Bundesstaatsrecht*, 1912, 1er fascicule, p. 29 et 34.

légionnaire, ressortissant Allemand, Italien ou Espagnol, au sujet de crime de désertion ou militaire, la question se posait de savoir s'ils peuvent échapper aux juridictions françaises . . . Toute immixtion directe dans la discipline ou dans le domaine des autorités militaires est absolument à repousser. L'Allemagne, par suite, commettait (dans l'affaire de Casablanca) un acte illégal en s'en mêlant et en facilitant la fuite des déserteurs."

D'autre part, il est incontestable que c'est un droit naturel pour l'individu, Allemand, Suisse, Belge, Français ou autre, de disposer de sa personne à sa guise, pourvu qu'il ne blesse ni la morale ni les bonnes mœurs. L'Etat Français a donc la faculté d'engager un étranger comme soldat; l'étranger la faculté de s'engager vis-à-vis de l'Etat Français. La seule chose qu'il faille exiger, ce n'est pas, comme le veulent quelques esprits généreux, que l'engagé puisse „s'en aller" quand le service ne lui convient plus. Il n'y aurait plus de discipline possible, il n'y aurait plus d'armée possible; et un contrat est un contrat, celui qui le signe doit le tenir: mais on peut raisonnablement désirer que celui qui l'a signé possède sa pleine capacité morale et juridique.

A cela une difficulté: c'est un principe et une nécessité qu'il ne soit demandé à celui qui contracte un engagement à la Légion aucun papier, aucun acte de naissance. On a le droit de venir dans nos régiments étrangers pour refaire sa vie, pour se constituer une nouvelle personnalité. Le caractère même de la Légion l'exige, et c'est pourquoi elle est, quoi qu'on puisse dire, une institution de relèvement moral. Mais le gouvernement français admet, depuis plusieurs années, que tout légionnaire peut après son enrôlement, montrer son véritable état-civil et solliciter la rescision de son engagement si cet acte prouve qu'il avait moins de dix-huit ans au moment du contrat. Cet âge est celui où, d'après la loi française, un jeune homme peut prendre du service dans l'armée sans l'autorisation de ses parents. Mais je ne verrais nul inconvénient à ce qu'on aille plus loin, et qu'on accorde la même faculté aux contractants *étrangers* n'ayant pas atteint leur majorité absolue, c'est-à-dire vingt-et-un ans. Le recrutement est si facile que la Légion n'y perdra rien. Il est impossible ici de faire intervenir une loi — elle donnerait un avantage à l'étranger sur le français — mais l'autorité militaire

peut, de sa propre impulsion, prendre une décision dans ce sens toutes les fois qu'une réclamation aura lieu. Telle est la seule réforme — réforme intérieure qui se ferait sans intervention législative — que je croie véritablement utile à introduire dans l'organisation de notre Légion étrangère. En conscience je demeure persuadé qu'aucune autre des critiques dirigées contre elle ne porte.

Pourquoi donc alors sont-elles, en Allemagne, si vives et si répétées? Le gouvernement allemand, il est vrai, n'y prend point de part directe. A aucun moment il n'a fait au nôtre la moindre représentation sur les modalités du recrutement à la Légion. Mais d'autre part le concert des attaques est trop général pour n'être pas quelque peu suggéré. On voit ces attaques cesser toutes à la fois, ou reprendre, selon l'état plus ou moins tendu des relations politiques entre les deux pays. Tout se passe comme s'il y avait quelque part quelqu'un qui lâche la meute, et puis la rappelle, et puis la relance, quelqu'un qui laisse faire à son peuple collection de griefs, même et surtout de griefs sentimentaux, ne reposant sur rien d'exact, parce que c'est avec ceux-là qu'on gagne l'opinion nationale, et que par contre, fort de son droit, et ne pouvant chez lui froisser une opinion publique justement chatouilleuse dans le sens opposé, le gouvernement du pays auquel on s'adresse ne peut pas céder. Cela paraît bien être l'impression d'un rédacteur de la *Correspondance Helvétique*, qui écrit:

> La plupart des Français, toujours un peu légers et insouciants, n'accordent pas à la campagne antilégionnaire toute l'attention qu'elle mérite.
>
> Plus réfléchis et plus attentifs que les Français, les Suisses, les Belges, les Hollandais et les Danois, qui redoutent aussi les monstrueux armements, les ambitions et les visées annexionnistes de l'Allemangne impériale, se demandent à quoi pourra bien aboutir cette levée de boucliers pangermanistes. Bon nombre d'eutre eux estiment que lorsque l'opinion publique allemande sera formidablement excitée contre la Légion, le gouvernement impérial pourra être un peu débordé et que pour satisfaire cette opinion, il adressera à la France une sommation d'avoir à licencier la légion.
>
> A moins de descendre au rang de cinquième puissance, la France refusera. Alors se produira cette attaque brusquée, dont il a été si souvent question ces derniers temps.

Je ne vois pas toutefois les choses sous des couleurs si noires. Je m'imagine seulement que l'état d'esprit causé chez les Allemands par les attaques contre notre Légion constitue pour

le gouvernement de l'Empire une arme qui pourra servir ou ne servira pas, selon les circonstances. Je le déplore; je sais qu'en plus — je crois l'avoir démontré — ces attaques sont injustes, et, chez beaucoup, de mauvaise foi. La Légion étrangère est une nécessité, je ne dirai pas pour la France, qui pourrait s'en passer, mais pour le monde civilisé. Elle absorbe et discipline des éléments qui laissés à eux-mêmes seraient partout une cause de trouble. Elle est, assez puissamment, moralisatrice et régénératrice. Et si notre gouvernement, ce qu'il ne fera certainement pas, prenait le parti de dissoudre nos deux régiments étrangers, ils iraient immédiatement se reconstituer ailleurs, en Hollande, en Angleterre, partout où on enrôle les gens sans leur demander d'où ils viennent. Je me permets d'affirmer que même alors l'Allemagne ne retrouverait pas un seul des nationaux qu'en ce moment nous lui prenons, que tous les ans elle en verrait partir le même nombre avec la même intention de servir hors de chez elle pour voir du pays, pour guerroyer, pour „marcher la route". A moins qu'elle ne créât une Légion chez elle. Et encore, même dans ce cas! Elle n'a pas assez de colonies, on ne s'y bat pas assez, et ses méthodes de discipline ne conviennent pas généralement à ceux qui viennent s'engager chez nous.

Et plus tard . . . supposons que le rêve magnifique des Etats-Unis d'Europe se réalise un jour. Pour faire la police de leurs domaines d'outre-mer, et les adapter à la civilisation occidentale, pour opposer à des races mentalement encore très différentes une barrière de baïonnettes demeurée indispensable, cette grande communauté européenne aura besoin d'une armée. C'est une Légion qu'elle recrutera. Elle aura aboli „l'impôt du sang". L'individu, plus libéré encore que de nos jours, exigera de ne porter les armes que de son plein consentement. Seuls des volontaires de tous ses „Etats" répondront à son appel: et la France gardera l'honneur d'avoir créé le type de cette armée, d'avoir été, comme en bien d'autres domaines, la nation initiatrice.

PARIS PIERRE MILLE

□□□

EINE PHILOSOPHIE DES LEBENS

HENRI BERGSON

Wenn in der schöpferischen Zeit, im lebendigen Werden das Wesen der Welt besteht, so taucht die Frage auf, wie das Dasein der toten Materie inmitten einer lebendigen Welt zu erklären sei. Für die mechanistisch gerichtete Wissenschaft lautet die Frage gerade umgekehrt: wie ist das Leben aus der Materie zu erklären? Die Mehrzahl der heutigen Biologen suchen eine Antwort darauf. Aber diese Versuche, das Leben mechanistisch aus den Gesetzen der Materie zu erklären, sind misslungen. Das Leben lässt sich nicht auf Mechanik zurückführen. Deshalb taucht in stets neuen Verwandlungen immer wieder der Vitalismus auf als ein Zeichen der Notlage, in die die Biologie gerät, wenn ihr zugemutet wird, das Leben aus der Materie abzuleiten. Bergson hat an diesen Anstrengungen Jahre lang in eigener Arbeit teilgenommen, wandte ihnen aber schließlich ganz den Rücken. Er vermag nicht mehr im Starren und Toten, in der Materie das Verständliche zu sehen und im Lebendigen das Unverständliche, das aus jenem erklärt werden soll, sondern er nimmt nun seinen Standpunkt resolut im Leben selbst, das wir am unmittelbarsten kennen.

Von da aus erscheint ihm die Materie nicht mehr als der Nährboden, der Urgrund, aus dem das Leben eines Tages hervorwuchs, sondern als die Schlacken, die das Leben zurückgelassen hat, als ein Rückstand des Lebensprozesses (so schon Schelling, mit dem er überhaupt große Ähnlichkeit aufweist). Noch eher als Rückschlag, Rückwärtsbewegung, Regression; denn die Materie ist immer da zu finden, wo die gewaltige Spannung des Lebensdranges erschlafft. Da stellt sich die Entspannung, das Erstarren ein, das wir als Materie wahrnehmen. Der Gegensatz zwischen ihr und dem Leben ist daher ein funktioneller, kein sachlicher Gegensatz der Spannung und vor allem der Bewegungsrichtung. Während das Leben in seiner Bewegung dem Aufstieg der explodierenden Feuergarbe eines Feuerwerks zu vergleichen ist, gleicht die Materie dem Fall der erloschenen Funkenkörper, deren Auftrieb erlahmt ist, ein Bild, dem das Entropiegesetz

einen physikalischen Ausdruck gibt. Jedes Nachlassen der Spannung bringt das Leben sofort unter den Zwang der automatischen Mechanismen der Materie. Umsonst stemmt es sich in der vegetabilischen und animalischen Welt dieser Umklammerung entgegen. Erst im Menschen gelingt ihm der Vorstoß in die Sphäre der Freiheit. Die Eigenschaften, die damit dem Leben zugeschrieben werden, lassen es durchaus als etwas Metaphysisches erscheinen. Es ist im Innersten seelischer Natur. Es strebt dem Geiste und der Freiheit entgegen. „La vie est marche à l'esprit." Schon auf den untersten Stufen ist das Leben eine geistige Tätigkeit, „une supraconscience extraspatiale", die die Richtung auf Beseelung, Bewusstsein und Freiheit nimmt. Die Biologie wird damit zu einer Psychobiologie, deren Notwendigkeit da und dort in den heutigen biologischen Anstrengungen eingesehen wird, fühlte sich doch sogar Häckel gedrungen, den Atomen Seelen einzupflanzen, mit denen er dann freilich wenig genug anzufangen wusste. Das Lebendige ist ein Geistiges, oder sagen wir vorerst ein Seelisches, wovon wir uns in unserm persönlichen Dasein am besten und sichersten überzeugen können. Es ist von vorneherein im Lebensprozess tätig. Ja, die Seele ist die eigentliche „Lebensunruhe", die in allem Rhythmus des Werdens vorwärts drängt. Ihre Verbindungen mit der Materie sind nur Wandlungen, Materialisationen, Kampfplätze, Umklammerungen und Befreiungen einer geistigen, metaphysischen Potenz, die von der Materie etwas zu erlangen sucht, was diese ihr nicht geben will, noch kann. Erst im freien und schöpferischen Menschen zerbricht dann das Leben seine Ketten, kommt zu sich selbst und verwirklicht sein Wesen.

Das klingt stark an die Entwicklungsphilosophie Hegels an. Dort besteht der Weltprozess darin, dass der Geist sich selber findet und seiner selbst bewusst wird. Aber der Entwicklungsgang erscheint dort als die Selbstbewegung des Begriffs. Die Natur ist nur ein Durchgangsstadium der Idee und die Geschichte eigentlich nur ein Denkprozess, durch den die Idee verwirklicht wird. Bei Bergson liegt dieses Geistige, das sich im Weltprozess entfaltet, nicht in der Idee, im Begriff, im Denken, sondern in einem Streben und Wollen. Was in der gewaltigen Woge des Lebens vorwärts drängt, ist nicht das Logische, das Rationale,

die Vernunft, die sich endlich im hellen Lichte des Bewusstseins ganz enthüllt, sondern es ist ein Irrationales, Dynamisches, es ist Drang und Wille, *élan vital.* Bergson rückt damit weit ab vom logischen Idealismus Hegels und stellt sich auf die Seite des Volitionalismus, der das tiefste Wesen des Lebens im Willen oder in etwas ihm Ähnlichem findet. Das Leben ein Seelisches, das Seelische aber vor allem Wille.

Hier ist nun der Ort, wo von der Stellung des Menschen in der Entwicklung zu reden ist. Wenn es dem Leben gelang, dem Automatismus der Materie zu entrinnen, so dankt es dies vor allem dem feinsten organischen Gebilde, das es geschaffen hat, dem Gehirn. Hier baute es ein Instrument, das durch seinen wundervollen Mechanismus den Geist derart entlastet, dass er seinen eigenen Zwecken freier nachgehen und seine höchsten Ziele verwirklichen kann. Es wird schon aus dem Vorhergegangenen klar geworden sein, dass Bergson das Gehirn unmöglich als den Ursprung oder gar, wie die platteste Meinung will, den Erzeuger des Geistes ansehen kann. Es ist vielmehr ein Instrument des Geistes, eine Art Transformatorenstation, in der die Bewegung des Geistes für die Einwirkung auf die materielle Welt umgeschaltet, automatisiert und mechanisiert wird. Es ist eine Art Zentraltelegraphenbureau, das die Verbindung zwischen dem Geist und der Materie herstellt. Es ist nicht ein Organ des Denkens oder Fühlens oder der Erkenntnis, sondern der Bewegung, des Handelns. Insofern es diese vorzubereiten hat, ist es ein Organ der Aufmerksamkeit auf die Wirklichkeit. Aber nicht das ganze Leben des Geistes kann durch seine Funktionen zum Ausdruck oder zur Wirkung gelangen. Es kann davon gerade nur das ausdrücken und weiterleiten, was in Bewegung, Handlung umgesetzt werden kann, was materialisierbar, mechanisierbar, „jouable" ist, also nur einen kleinen Teil seiner Fülle. Diese Funktion vollzieht es, indem es Wahrnehmungen in Bewegungen verwandelt.

Bergsons Theorie der Wahrnehmung, der übrigens zwei deutsche Philosophen, Karl Heim und Frischeisen-Köhler, sehr nahe stehen, kann hier nur kurz angedeutet werden, ebenso wie seine Lehre vom Gedächtnis. Erinnern wir uns, dass im ursprünglichen unmittelbaren Erlebnis noch keine gesonderten Wahrnehmungen im eigentlichen Sinne unterschieden werden. Alles fließt noch

ungetrennt durcheinander: kein Innen und kein Außen, keine Dualität von Objekt und Subjekt! Erst allmählich, wenn auch sehr rasch, nimmt das unmittelbare Erlebnis den Körper zum Mittelpunkt, orientiert sich von dort aus, spaltet sich an ihm in ein Objekt und ein Subjekt und wird damit zerlegt in ein Ich und seine Wahrnehmungen, die nun deutlich aus der verwirrenden Fülle des unmittelbaren Erlebnisses hervortreten. Aber aus einem starken und reichen Erlebnis treten doch immer nur relativ wenige und einzelne Wahrnehmungen gesondert hervor: Welche? Die, die wir auswählen. So sonderbar es klingt: Indem wir wahrnehmen, treffen wir eine Wahl. Wir erleiden nicht etwas, sondern wir verhalten uns aktiv, wählend und sichtend, worauf übrigens Kant auch schon hingewiesen hat. Wir nehmen das wahr, woran wir interessiert sind. Was fällt uns auf einer rasch durchflogenen Seite als Wahrnehmung deutlich in die Augen? Das, was unser Interesse irgendwie erregt; alles übrige bleibt unter der Schwelle, wird nicht zur Wahrnehmung, obschon es unser Auge in gleicher Weise getroffen hat. Was uns nicht interessiert, wird verdrängt, zur Seite geschoben, geht unter in einem allgemeinen dumpfen und nicht zum Bewusstsein kommenden Erlebnis. Unser Wahrnehmungsapparat ist also wohl eine Platte, auf die tausend Eindrücke fortwährend wirken, aber nur einige wenige unter ihnen werden entwickelt zu Bildern, zu Wahrnehmungen. Diese bedeuten also gegenüber dem unmittelbaren Erlebnis eine Verminderung, eine Auswahl, diktiert vom volitionalen Element, dem Interesse, das schon im ersten Beginn der Erkenntnis wirksam ist.

Da diese Auswahl lediglich vom Standpunkt des praktischen Interesses aus zum Zwecke des Handelns geschieht, so führt die Wahrnehmung und die daraus gewonnene Vorstellung nicht zu einer reinen und zuverlässigen Erkenntnis der Wirklichkeit, sondern nur zur Einsicht, wie wir uns am besten in der äußern Welt zurechtfinden und auf sie wirken können.

Ähnliche Gesichtspunkte kehren in Bergsons bedeutsamer Lehre vom Gedächtnis wieder, die besonders für die Frage des Verhältnisses von Leib und Seele wichtig ist.

Man denkt sich das Gedächtnis gewöhnlich auf's engste ans Gehirn gebunden, als ob darin wie in einem Zettelkasten Wahrnehmungen und Erlebnisse aufgespeichert wären und nach Be-

lieben wieder hervorgeholt werden könnten. Bergson bekämpft diese Theorie auf's nachdrücklichste. Das eigentliche Gedächtnis hängt nach ihm nicht vom Gehirn ab. Nicht dieses bewahrt die ganze Vergangenheit auf, sondern der Geist, der als reine Dauer sich selbst in jedem Augenblick ganz besitzt, die Träume der Kindheit ebenso wie die jüngsten Ereignisse. Von diesem ungeheuren Besitz, von dem nichts verloren geht, ist nur ein kleiner Teil bewusst oder erinnerlich. Der größte Teil liegt unbewusst und unbenützt in den verschiedenen Schichten unseres Bewusstseins „plans de conscience" bereit, um im gegebenen Augenblick als Erinnerung aufzutauchen. Aber nur das kann aus dieser Versenkung wieder aufsteigen, was sich aktuell mit unsern gegenwärtigen Wahrnehmungen und Erlebnissen verbinden, assoziieren kann, was für unser gegenwärtiges Handeln praktisch wertvoll ist. Und die Rolle des Gehirns ist nur, diese Erinnerungen zu aktualisieren, sie in Tätigkeit zu verwandeln. Es macht diejenigen Erinnerungen wieder lebendig, die unsern kommenden Entscheidungen vorleuchten können. Wir erinnern uns, was uns früher schon hemmte oder förderte, um dadurch das Handeln der Gegenwart zu orientieren. Wir können daher von einem doppelten Gedächtnis reden, von dem reinen Gedächtnis des Geistes und vom motorischen des Körpers. „Die Vergangenheit speichert sich allem Anschein nach in zwei extremen Formen auf: einerseits in den motorischen Mechanismen, durch welche sie nutzbar gemacht wird, anderseits in den persönlichen Erinnerungsbildern." Das Gedächtnis des Geistes bewahrt in verschiedenen Schichten den rein geistigen Besitz alles Lebens auf, der jeden Augenblick wieder in seiner ganzen verwirrenden Fülle als déjà vu, als Stimmung und Erlebnis, oder schon geordnet als Wahrnehmung, Empfindung, Bild wieder aufsteigen kann. Erst ganz an der Oberfläche liegt jenes mechanische Gedächtnis des Gehirns, das die Erinnerungen ebenso wie die Wahrnehmungen in Bewegungsschemata umwandelt. Es erzeugt nicht, sondern es verdrängt in jedem Augenblick den Teil der Vergangenheit, der für einen bestimmten Zweck der Gegenwart nicht brauchbar ist. Es ist also eigentlich besser geeignet, uns das Vergessen zu erklären als das Behalten. In diesem Gedächtnis wird die Vergangenheit wie auf einem motorischen Apparat abgespielt, währenddem das geistige

Gedächtnis sie vorstellt und als Ganzes besitzt. Im Traum hört diese Verdrängung des wachen Gedächtnisses auf: „Da erheben sich Tausende von Erinnerungen, schweben her und tanzen in der Nacht des Unbewussten einen gewaltigen Totentanz. Und alle zusammen fliegen zur Türe, die sich öffnet. Alle möchten hindurchschlüpfen. Doch sie können nicht; es sind ihrer zu viele . . . Welche werden aus der Menge der Gerufenen die Auserwählten sein?"

Von dieser Theorie des Gedächtnisses fällt ein neues Licht auf das Verhältnis von Seele und Leib überhaupt. Es ist ein Verhältnis sui generis, das weder besteht in gegenseitiger Determination, noch in gegenseitiger Unabhängigkeit und prästabilierter Harmonie, noch in einem Produktionsverhältnis, noch in einem Parallelismus, sondern der Teil eines geistigen Zustandes, der durch eine Bewegung des Körpers überhaupt ausgedrückt werden kann, wird gleichsam vom motorischen Schema des körperlichen Gehirns gespielt. Der Rest bleibt davon unabhängig und hat keine Ausdrucksmöglichkeit durch das Gehirn. Eine Analogie wird das klar machen. Auf dem Klavier kann von einer Oper nur ein sehr beschränkter Teil gespielt werden, nämlich nur der reduzierte musikalische Teil, der in das motorische Schema des Klaviers eingeht, der ganze Rest der vorüberziehenden Bilder, des Gesanges, der Bewegung, der Leidenschaften in den Gesichtern und Seelen der Darsteller ist auf dem Klavier nicht darstellbar. So kann durch das Gehirn nur jener kleine Teil unsers geistigen Lebens ausgedrückt werden, der es mit der obersten Schicht unserer motorischen und Denkgewohnheiten zu tun hat, der handelnd in die Wirklichkeit eingreifen kann. Für seinen Ausdruck ist das Gehirn die auslösende motorische Bedingung. Die tiefern Schichten unseres Geistes, die nicht in diesen Bewegungsrahmen hineinpassen, bleiben unberührt von dieser Bedingung und relativ frei.

Dort allein, in jenen tiefsten Schichten, ist daher die Freiheit zu finden, die Bergson dem menschlichen Geist zuschreibt. Deshalb ist sie auch eine seltene und große Sache; denn sie liegt nicht an der Oberfläche unseres Lebens, die ganz in eine Kruste von Gewohnheiten und Automatismen eingehüllt und ganz auf das motorische Schema unseres praktischen Bedürfnisses einge-

stellt ist, sondern sie tritt hervor in jenen wenigen großen, schöpferischen Taten und Entscheidungen, die unserem Leben eine neue Richtung geben, in jenen Taten, in denen unsere tiefste Persönlichkeit steckt. Wir sind nur in jenen seltenen Akten frei, die sich aus unserm ganzen innersten und eigentlichen Wesen lösen wie die reife Frucht vom Stamme, der sie trägt.

Aber das sind die seltenen glücklichen Taten, die wenigen Menschen gelingen, die meisten vermögen nur schwer, ihr Tun dem Determinismus zu entringen. Viele Menschen lernen diese Freiheit nie in ihrem Leben kennen und sterben umklammert von dem Automatismus und Mechanismus, in den sie die Materie und die praktischen Bedürfnisse gezwungen haben. Es gibt also Grade der Freiheit. Sie ist ein fernes Ziel und eine unaufhörliche Lockung und Aufgabe, zu der uns das Leben selber, da wo es am reichsten wirkt, treibt. Der dringt zu ihr vor, der durch ein tiefes Nachdenken und sich Versenken in die schöpferische Natur seines Wesens zur reinen Dauer hinabsteigt und aus jener fruchtbaren Tiefe heraus seine Handlungen gestaltet wie der Künstler sein Werk.

Wir werden durch diese Ausführungen an die schönsten Kapitel Kants und seine Unterscheidung eines empirischen und intelligibeln Charakters erinnert. Jene Loslösung von dem Automatismus gelingt zuerst dem Künstler, der sich in der schöpferischen Tat befreit von den zwingenden praktischen Rücksichten. Bergson sagt in seinem Werk über „das Lachen“ darüber außerordentlich feine Dinge, besonders über die dramatische Kunst. Sie befreit den Menschen von dem Druck, den die gebundenen Leidenschaften auf ihn ausüben. Wie das heiße Innere der Erde unter einer erkalteten Kruste, so liegen sie unter den gesellschaftlichen Konventionen. Im Drama und vor allem in der Tragödie zeigt uns der Dichter, welche Tiefen sich in uns finden. Wir sehen da mit Schauer und Staunen, welche Möglichkeiten in unserem Unbewussten verborgen sind, die sich zu unserem Glücke nicht verwirklicht haben. Der Dichter stellt das dar, was auf dem Grunde seiner eigenen Persönlichkeit ruht, und wovon er sich durch die Darstellung befreit. Die Komödie hat einen ganz andern Zweck; sie organisiert das Lachen, das eine Reaktion ist auf alles Steife, Starre, Mechanische. Es ist die Reaktion des

Lebendigen, Schmiegsamen, Schöpferischen gegen das Starre, das Automatische. Wo wir irgend einen Automatismus sehen, da wo wir Leben und Freiheit erwarten, lachen wir. „Das Lachen ist wie der Schaum auf den Wellen des Meeres. Wie der Schaum sprudelt es von Lebenslust. Aber der Philosoph, der ein wenig davon kostet, findet zuweilen darinnen einen starken Gehalt von Bitterkeit."

Indem Bergson *den* Willen für frei erklärt, und den allein, der schöpferisch aus unserm eigensten Wesen hervorbricht, ist er der alten Fragestellung der Freiheit des Willens ausgewichen. Er hält sie für falsch. Sie entsteht nur da, wo man die Freiheit in den Zwang der logischen Begriffe einfangen, durch sie definieren, also gerade durch ihr Gegenteil ausdrücken will. „Jede Definition der Freiheit wird dem Determinismus recht geben." Der freie Akt des Willens ist nicht als Möglichkeit vor der Entscheidung schon da. Er bricht mit dieser im Augenblick des Werdens durch, als eine Synthese von Gedanken und Gefühlen, als etwas Neues, so wie die Frucht, die zwar auch schon in der Blüte vorgebildet ist, aber doch als etwas Neues aus ihr hervorgeht. „Die Freiheit ist nicht eine Wahl zwischen verschiedenen Motiven, sondern ein schöpferisches Vermögen un pouvoir de création." Raum für diese Freiheit gibt es, weil mit dem schöpferischen Leben ein weiter nicht durch Notwendigkeit oder Gesetzmäßigkeit zu erklärendes, einfach gegebenes Element gesetzt ist, die „contingence", die Zufälligkeit des einmal Gegebenen — ein Gedanke, den namentlich Boutroux und in Deutschland Tröltsch verfolgt haben.

Wo der Mensch in seinem schöpferischen Wesen, in der reinen Dauer, die Freiheit gefunden hat, da steht ihm der Weg zu den höchsten Zielen und Schöpfungen offen. Bergson hat sich zwar über diese, wie schon gesagt, noch nicht eingehend geäußert, und es ist mit Spannnung zu erwarten, wie er das Gebäude seiner Philosophie zum Abschluss bringen wird, namentlich wie er auf diesen Freiheitsbegriff eine Ethik gründen kann. Vorläufig sieht man nur, dass das ethische Handeln die Aufgabe hat, den Automatismus des gewöhnlichen, vom praktischen Bedürfnis diktierten Handelns zu durchbrechen. Das Automatische ist das Unfreie und damit das Unmoralische. Der moralische Mensch handelt aus der Freiheit der innern schöpferischen Dauer.

Über Religion hat sich Bergson noch gar nicht ausgesprochen, er scheint sogar das Wort mit einer gewissen Absichtlichkeit zu vermeiden. Aber es lässt sich unschwer einsehen, was für einen Wert die Intuitionsphilosophie für das religiöse Denken haben kann. Das soll hier nur angedeutet und vielleicht an einem andern Orte näher ausgeführt werden. Der Intellekt zersetzt die Religion, und wo er allein an das religiöse Phänomen herantritt, muss er sie zerstören; denn er kann kein Unbedingtes und Absolutes dulden; die Religion aber ist in diesem verankert.

Gegenüber den intellektualistischen, namentlich von Amerika ausgehenden Versuchen, die religiöse Empfindung in ihre primitivern Elemente zu zerlegen, äußert sich Bergson: „Das religiöse Gefühl scheint mir nicht der Zersetzung und Auflösung anheimfallen zu können; dies kann nur das Los des Zusammengesetzten sein. Mag sich auch das religiöse Gefühl mit sehr komplizierten Elementen verweben, es bleibt nichtsdestoweniger seinem tiefsten Wesen nach etwas Einfaches und ganz Eigenartiges, das keiner andern Seelenfunktion gleicht."

Wenn sich Bergson bisher über Ethik, Religion und Kunst nur sehr zurückhaltend geäußert hat, so weist seine Philosophie um so deutlicher auf eine neue Metaphysik hin. Er hat eine kleine „Einführung in die Metaphysik" geschrieben, die heute nur noch in deutscher Übersetzung zu bekommen ist, wohl ein Hinweis darauf, dass Bergson sie eines Tages durch ein größeres Werk ersetzen wird.

In dieser kleinen, sehr lesenswerten Schrift kritisiert Bergson jede Metaphysik, die aus Begriffen aufgebaut ist, so wie sie bis zu Kant betrieben wurde. Er kritisiert aber auch die Ablehnung aller Metaphysik durch Kant und findet seine Kritik nur am Platze gegenüber einer Metaphysik, die ein einziges und fertig abgeschlossenes Weltsystem konstruieren will, in dem das Werden keinen Raum findet.

Für Bergson ist aber eine Metaphysik wohl berechtigt, ja nötig, die gegenüber der Erfahrung sein will „eine stets erneute Anstrengung unseres Geistes, über unsere gegenwärtigen Ideen und vielleicht auch über unsere bloße Logik hinauszukommen". Wir brauchen Metaphysik, weil die positive Wissenschaft uns ihrer Natur nach immer nur über die Relationen der Dinge auf-

klärt, nie über ihr Wesen selbst, weil sie uns immer nur Relatives gibt, nie aber das Absolute, weil sie sich immer wieder durch ihre Analyse vom Leben entfernt, anstatt es unmittelbar zu erfassen. Das tut allein eine intuitive Methaphysik, die den notwendigen Abschluss unserer Welterkenntnis in jener absoluten Wirklichkeit der durée créatrice findet. So lange sie in dieser Berührung mit dem schöpferischen Werden selbst bleibt, geht sie nicht irre, und verdient Vertrauen, auch wenn sie ihre Resultate nicht in das Gewand logischer Sätze kleidet.

Eine solche schmiegsame Metaphysik, die einen Kontaktschluss mit dem Leben herstellt, zerbricht das Gefängnis der Materie, in das wir gesperrt sind, hebt die Beschränkung unseres Intellektes auf und öffnet durch intensivste Anspannung der schöpferischen Dauer eine Perspektive in die Ewigkeit. Ihr strebt alles wirkliche schöpferische Leben entgegen und entrinnt immer wieder dem Tode der Materie, der es ergreifen will und es doch nie erreicht.

ZÜRICH ADOLF KELLER

(Schluss folgt)

□□□

GEDICHTE VON ROBERT J. LANG

IN DER NACHT

In dunkler Bäume breiter Spur
Erblindet auf dem Hag der Tau;
Der Mond macht alles tief und blau
Und sonderbar. —
Ein Brunnen nur
Rauscht in der Schale kühlen Stein.
Des hellen Wassers Widerschein
Zuckt auf den Fliesen blank und schmal...
Die Häuser stehen fremd und kahl.

FRAGMENT

Sieh, wir wollen nicht darüber streiten,
Aber es gibt noch andere Seligkeiten
Als der Biss in eine rote Frucht:

Kennst du die Süße der Flucht,
Wenn die Nachen der Sehnsucht in die Weiten,
In denen der Anfang des Nichts liegt, hinübergleiten?
Hast du schon nach dieser Lösung gesucht?

Denn sieh, auch das ist eine von den Seligkeiten.

□□□

BOCCACCIO

Das Städtchen Certaldo feierte im verflossenen Sommer die sechshundertste Wiederkehr der Geburt seines großen Sohnes: Giovanni Boccaccio. So mögen auch wir in kurzen Zügen *einige* der Hauptmomente dieses Dichterlebens festhalten und den Richtlinien folgend, die seine Lebensbahn durchfurchen, einen Einblick gewinnen in die vielverschlungenen Ziele und Hoffnungen seiner Zeit.

Als Kind der freien Liebe erhielt Boccaccio im Jahre 1313 von einer unbekannten Französin zu Paris das Leben. Doch schon bei der Geburt stand neben den gütigen Feen, die ihm die herrlichen Gaben seines Geistes in die Wiege legten, die graue Sorge. Auch sie spendete ihr Geschenk: es war in schneidendem Widerspruch zu den künftigen glänzenden Schöpfungen seiner Phantasie die Last eines kümmerlichen, bedrückten Daseins mit wenig sonnigen Tagen und einem Ende in düsterer Schwermut. Kaum einige Monate alt wurde Giovanni vom Vater, dem ehrsamen, guelfisch gesinnten Kaufmann Boccaccio di Chellino aus Certaldo, über die Berge nach dem heimatlichen Städtchen gebracht. Dort wuchs der Knabe heran in einer kalten, freudlosen Jugend. Gegen das Jahr 1330 sandte ihn der alte Boccaccio in die kaufmännische Lehre nach Neapel. Denn er hatte beschlossen, sich zu verheiraten und empfand dabei die Gegenwart des heranwachsenden Knaben als störend. Diese Übersiedelung nach dem glanzvollen, in südlicher Farbenglut strahlenden Neapel wurde entscheidend für die künftige Laufbahn unseres Dichters und leitete ihn in einer ganz andern Richtung, als es der spießbürgerliche Vater erhoffte.

Der Kaufmannsberuf widersprach dazu entschieden den Neigungen des jungen Boccaccio. Sechs Jahre verbrachte er darin ohne jeden Erfolg, dann willigte der Vater wenigstens darein, dass sich sein Sprössling dem Studium des kanonischen Rechts zuwende. Und wiederum gingen sechs Jahre ins Land und abermals kam nichts heraus. Zornig ward der Sohn heimberufen. So kam Giovanni nach zwölfjähriger Abwesenheit wieder in der Heimat an: als ein verfehlter Kaufmann und ein entgleister Jurist. Was hatte er in den langen Jahren seines neapolitanischen Auf-

enthalts getrieben? Wenige briefliche Nachrichten vermelden, dass der Bibliothekar König Roberts von Neapel, Paolo Perugino, ihn in die antike Mythologie einführte, die ihm zeitlebens als etwas ungemein Kostbares erschien und ferner, wie der Genuese Andalone del Negro ihm einige astronomische Kenntnisse beibrachte. Auch etwas Griechisch konnte er erringen: doch es blieben stets bloß kümmerliche und verworrene Trümmer. Die wahre Vorbereitung für seinen künftigen Beruf: den nämlich, der größte Novellist aller Völker zu werden, die fand er nicht in den Büchern sondern in der bunten Gesellschaft Neapels. Die schöne und leichtfertige Maria d'Aquino, die natürliche Tochter König Roberts, wurde auf den geistvollen Jüngling aufmerksam, zog ihn in ihre Gesellschaft und gestattete ihm sogar eine kurze Tour in der raschen Folge ihrer Liebhaber. Auch andern Frauen gelten seine aus dieser Zeit erhaltenen Liebeslieder, und wir erkennen dabei unschwer, dass diese Beziehungen nicht bloß platonischer Natur waren. Doch nicht nur die obersten Kreise, die hohen Damen und Ritter lernte Boccaccio, wie seine Werke beweisen, aufs Genaueste kennen, das ganze neapolitanische Leben der großen und kleinen Bürger bis hinab in die Welt der Dirnen, Diebe und Zuhälter umfasst und schildert unser Dichter mit solcher Naturwahrheit (bloss Giordano Bruno kommt ihm darin gleich), dass wir dabei unleugbar an recht bedenkliche „Fachstudien" zu denken haben.

Diese neapolitanischen Jahre waren die glücklichsten seines Lebens. Als Boccaccio schon längst wieder in Florenz war, hing sein Sinn noch immer an den farbenschillernden Erinnerungen: mit den Gestalten seiner Maria und ihrer Damen belebte er fortan die strahlende Welt seiner Dichtwerke.

Von der Rückkehr in die Heimat an lassen sich die äußern Schicksale Boccaccios in wenig Worte dahin zusammenfassen, dass er sich fortan standhaft demjenigen Berufe widmet, den er als seine innerste Vokation erkannt hat: dem des freien Dichters. Eine lange Reihe von Werken in Prosa und Poesie flossen nun aus seiner Feder, darunter das unsterbliche Novellenbuch: der *Decameron*. So wird er der Schöpfer der italienischen Kunstprosa. Ein Ruhmestitel bleibt auch die Rettung des Tacitus aus der in Verfall geratenen Bücherei von Montecassino.

Wohl unternahm er im Dienste der Stadt Florenz mehrere diplomatische Missionen, deren liebste der Auftrag war, dem in Padua weilenden Petrarca die Rückerstattung der einst von der Republik konfiszierten väterlichen Güter zu melden. Eine feste Stellung jedoch lehnte er ab, auch als ihm ein Lehrstuhl an der florentinischen Hochschule, dem Studio, angeboten wurde.

Im Jahre 1361 vollzog sich eine tiefe Wandlung in seinem Wesen. Er, der die Kniffe der Mönche so schonungslos verhöhnt hatte, ließ sich durch die drohenden Worte eines Karthäusermönchs, der ihm Tod und Hölle in nahe Aussicht stellte, derart erschüttern, dass er seinen bisherigen profanen Studien und seiner italienischen Schriftstellerei gänzlich entsagte und fortan bloß mehr lateinische Kompendien über antike Geographie und dergleichen verfasste. Im letzten Lebensjahre ließ er sich auch bewegen, Dantes göttliche Komödie öffentlich zu erklären; doch eine widrige Krankheit, die Krätze, zwang ihn bald, seine Vorlesungen abzubrechen. Am 21. Dezember 1375 starb Giovanni Boccaccio.

* * *

Es gibt nicht leicht ein Zeitalter, das von so tiefen Gegensätzen erfüllt wäre, wie das vierzehnte Jahrhundert. Im ersten Viertel hatte Dante sein grandioses Gedicht geschaffen, worin die ganze Wissenschaft des Mittelalters dargelegt wird, getragen vom Flügelschlag eines mächtigen Genius. Im letzten Viertel sehen wir die Schule der florentiner Humanisten auf Petrarcas und Boccaccios Spuren ausziehen, um die neue Welt des Altertums zu heben und zu retten. Es scheint ein völlig jäher Bruch zwischen zwei gänzlich verschiedenen Zeitaltern und Weltauffassungen vorzuliegen. Sieht man indessen näher zu, so gewahrt man, dass in diesem Übergang vom Mittelalter zur Renaissance eine scharfe Grenze nicht gezogen werden kann: dass vielmehr die *alten Gegensätze auch in der neuen Zeit weiter fortbestehen, bloß in veränderter äußerer Form.* Aus diesem großen Übergangsprozess, in welchem man seit Jakob Burkhardt die Wurzeln unseres modernen Staates, wie unseres heutigen Denkens und Fühlens erkannt hat, mögen hier bloß *drei* Gesichtspunkte zur Sprache kommen, in denen der Geist und die Stellung Boccaccios und in

seiner Person das Grundelement des Humanismus besonders durchsichtig zu Tage tritt. Wir meinen die Ansichten unseres Dichters über Politik, Libertinismus und Altertum.

In all diesen Fragen tritt als tiefstes und eigentlichstes Talent Boccaccios seine unvergleichliche Beobachtungsgabe hervor; er ist der gottbegnadete realistische Schriftsteller gegenüber den Idealisten Dante und Petrarca.

* * *

Dante, den doch eine so heiße Liebe zur Heimatstadt durchlohte, ließ sich vom magischen Glanze der mittelalterlichen Weltmonarchie blenden und sah das Heil Italiens im deutschen Kaiser Heinrich VII. — Petrarca, der Freund und Bewunderer des römischen Republikaners Cola di Rienzo, ermahnte den Böhmen Karl IV. in begeisterten Worten nach Italien herabzusteigen und das alte deutsch-römische Reich wieder aufzurichten.—Auch Boccaccio vermochte sich in seinen ersten Schriften noch nicht von den zwei Lichtern des Mittelalters: Papst und Kaiser, loszuringen. Dann aber nach der Rückkehr in die Heimat ward er anderer Meinung: da inspirierte er sich an der wirklichen Politik der Stadt Florenz, die seit einem Jahrhundert auf Freiheit und Selbständigkeit von Kaiser und Papst hinzielte. So flucht Boccaccio dem deutschen Imperator Karl IV. und verhöhnt grimmig das deutsch-römische Reich als ein Schattenbild. Unter dem modischen Petrarca nachgebildeten Gewande eines lateinischen Schäfergedichtes behandelt unser Dichter die politischen Aspirationen seiner Heimat in einer Weise, wie es kein anderer Autor seiner Zeit tat und die bloß ein Gegenstück findet in dem männlichen Auftreten der florentiner Gesandten vor dem Böhmen Karl IV. Der Schäfer Daphnis (Karl IV.) und die Hirtin Florida (die Blumenstadt Florenz) führen im Gedichte Boccaccios das folgende Gespräch:

„Warum verlässest du meine Hürden, o Florida?" „Weil du, o schmählicher Dieb, unsere Herden nicht beschützt, und weil du die Lämmer auf den Weiden des Alpheus (eine Anspielung auf die Pisaner, welche Karl entgegen seinen Schwüren sich unterworfen hatte) scheußlich misshandelt hast".—„Konnte ich denn

meine Herden nicht dahin führen, wohin es mir gefällt?" — Da bekommt Daphnis die Antwort: „Was haben *wir* überhaupt mit dir gemein? Die Alphaer stammen aus Griechenland, deine Wiege stand in der trostlosen, rohen, ungebildeten Barbarei!" — „Die Waldbewohner (die deutschen Fürsten) machten mich zum Herrn über die Völker, die am Indus wohnen, und am sternentragenden Atlas, derer die der Ebro bespült und die der schwarze Garamantes mit seinem glühenden Sande bedroht. All diesen Hirten gebiete ich; was wagst du allein, o unsinniges Weib, mich zu höhnen?" Darauf gibt Florida unumwunden ihre Ansicht über das Weltreich des Mittelalters kund: „Mit welchem Rechte behauptest du den Völkern zu gebieten, welche das geblendete Altertum an die Grenzen des Himmels verlegt oder unter die Wellen des Meeres, du, dem nicht ein einziges Winkelchen verbleibt, welchem du deine gebrechlichen Gesetzlein auflegen könntest? Die Mosel trennt deine „Inder", deine „Getuler", bespült die Elbe, — geh o Zierde der Nordländer und täusche deine zweizüngigen Teutonen; wohl kennen *wir* deine hohlen Titel und deine trägen Pfeile. Lieber wollte ich sterben, als zu erleben, dass du in Rom den Lorbeer aufs Haupt dir setztest . . . Ich habe dich stets nur gekannt, wie du trügerisch mit Netzen kämpfst, da du mit den Waffen nichts zu Stande bringst. Einst habe ich dir geglaubt, dir meine Herden anvertraut, meine Umarmung und Kuss gewährt — doch die Zeiten sind vorüber und kehren nimmer zurück: es war, da Daphnis selbst noch große Pläne hegte. Und wenn der höchste Apollo (der Papst) deine Schläfe mit dem Lorbeer umwindet, so soll er es meinetwegen tun, jedem verbleibe sein eigenes Gebiet. Ich bin ein freies Weib, bin keinem Gatten verbunden, ich widersetze mich dem Ehelager und den ehelichen Gesetzen, ich bin voll Kraft und bin voll Mut, Bogen besitze ich und furchtbare Hüter meiner Schafe, die einst die grimme Lycisca (die römische Wölfin?) gebar und eher werde ich sterben als die florentinischen Lilien den nordischen Raben hinzuwerfen."

So ist die friedliche Schäferdichtung zur äußern Hülle geworden, unter der ein Dichter das Hohelied florentinischer Freiheit singt und worin ein Realpolitiker seine Heimat auf ihre eigenen Füße stellt. Die angestammt guelfische Gesinnung und der

Aufenthalt am reichsfeindlichen Hofe von Neapel spielen natürlich keine geringe Rolle in diesen kraftvollen Äußerungen. Boccaccio war aber so wenig blind für die eigennützige Politik der florentiner Guelfen und tadelte sie so scharf in andern Gedichten, dass er schließlich sogar in den Ruf eines Feindes der Regierung kam, die man seit Dantes Zeiten mit dem Namen der Ghibellinen belegte.

* * *

Die ganze mittelalterliche Gesellschaft spaltete sich in die Kasten der Kleriker und Laien. Jene, die Geistlichen und Gelehrten, bildeten die große Studienrepublik; sie verwalteten die Wissenschaft und blickten verächtlich auf die große Masse des Volkes: die Laien herab. Ihre Sprache war das Latein. Die Bürger und Bauern dagegen sprachen und schrieben italienisch und vergalten die hochnäsige Überhebung der Kleriker durch beißende Witze und Schnurren über den dummen Arzt, den bestechlichen Richter, den unlautern Geistlichen.

Es war ein Bruch mit der ganzen Tradition, dass Dante seine göttliche Komödie, in die er die gesamte Wissenschaft des Mittelalters verwob, italienisch schrieb. Die Vorwürfe der Zeitgenossen blieben ihm darob nicht erspart und eine ganze Anzahl späterer Kommentatoren schrieben ihre Noten in der sich allein für wissenschaftliche Zwecke schickenden lateinischen Sprache. Es spricht daher keineswegs eine durch die frisch erweckten Altertumsstudien *neu* erzeugte Verachtung des Italienischen, sondern bloß das mittelalterliche Klerikervorurteil aus den Worten mancher Humanisten, die orakelten, es fehle Dantes Werk zur Vollkommenheit bloß das lateinische Gewand. Und wie tief und hartnäckig diese Meinung eingefleischt war, zeigt der Umstand, dass Boccaccio, nachdem er die italienische Muttersprache mit den unsterblichsten Werken geschmückt, auch selber wieder dieser törichten Ansicht verfiel und bloß mehr Lateinisch schrieb. Aus derselben Wurzel entsprangen auch die schwermütigen Skrupeln seiner letzten Tage: unser Dichter hielt wahrhaftig die Krätze für eine direkte Strafe Gottes dafür, dass er dem Pöbel in öffentlichen Vorlesungen und in italienischer Sprache die göttlichen Geheimnisse der *Divina Commedia* entschleiert habe!

Mit dieser Animosität zwischen Klerikern und Laien haben es vorweg die Novellen des Decamerons zu tun. Boccaccio fühlte sich nämlich in der besten Zeit seines Schaffens gründlich als Laie, nicht als Gelehrter. Seine verschiedenartigen Werke geben einen wahren Spiegel für das Leben seiner Zeit, besonders aber dessen, woran die Laienwelt sich ergötzte: da finden wir rührende Liebesgeschichten und Abenteuerromane, ritterliche Kämpfe und derbe Possen, in allererster Linie aber die mittelalterlichen Schwänke vom Ehetölpel und der schlauen Gattin, von schlechten Pfaffen und Mönchen, von dummen Richtern und Ärzten. Aus der ungeheuren Masse der novellistischen Matière roulante stammten diese Geschichten und wurden zu allen Zeiten vor und nach Boccaccio erzählt. Was ihn aber von seinen Vorgängern und Nachfolgern unterschied, war nicht der *Stoff*, wohl aber die *Behandlung*. Er war der erste und größte wirkliche Künstler, der die rohen mittelalterlichen Stoffe zu einem unsterblichen Bau zusammenfügte, sie mit einer wunderbar feinen Menschenkenntnis und Ironie durchsättigte: sie dadurch *adelte*.

Die schlechten Mönche waren zu allen Zeiten verlacht worden, aber Boccaccios Frate Cipolla, der eine Papageienfeder vorzeigt und vorschwindelt, sie stamme vom Erzengel Gabriel, ist unsterblich geworden.

Dies gilt auch in ganz besonderem Maße von Boccaccios Weibernovellen. Die Frauen gaben unserem Dichter seiner Lebetag viel zu schaffen. Die Dantebiographie ausgenommen schrieb er kaum ein italienisches Werk, das nicht irgend eine Liebesgeschichte enthielte, und sogar nach der Bekehrung zum strengsten Puritanismus vereinigte er in einem lateinischen Opus eine Anzahl Biographien berühmter Frauen. Aus den vielen durchsichtigen Anspielungen der Romane können wir unschwer erkennen, dass er manche erzählte Liebesabenteuer selbst erlebte. Aber schließlich ließ sich Meister Giovanni, der mit so überlegener Ironie die gefoppten Liebhaber und Ehemänner und die tausenderlei Ränke und Schliche der Frauen beschreibt, in höchst eigener Person von einer florentiner Witwe schmählich an der Nase herumführen. Er überschüttete sie nämlich trotz seines bestandenen Alters mit glühenden Liebeserklärungen. Aber die Treulose las seine zartesten Ergüsse lachend einem Andern, dem wahren

Liebhaber vor und klatschte des Dichters Herzensgeheimnis in der ganzen Stadt herum. Da rächte sich Boccaccio durch eine eigentliche Schmähschrift in Gestalt eines Traumbildes. Der verstorbene Gatte der hinterlistigen Witwe erscheint darin dem schlummernden Dichter und schildert ausführlich alle Laster der Frauen im allgemeinen und der seinigen im ganz besondern. Die Beschreibung der Morgentoilette und die komplizierten Operationen des Schminkens sind dabei von großer komischer Kraft, aber man fühlt allzu sehr die persönliche Rache, um das Werkchen (*Corbaccio* genannt) als makelloses Kunstwerk zu empfinden.

Dass Boccaccio aber ob all den galanten Abenteuern, die er erlebte und beschrieb, keineswegs der tiefe Sinn für die Gefühle der tüchtigen Frauen und Mädchen abging, zeigen manche Novellen voll des zartesten Verständnisses für die treue und ehrbare Liebe. Wie sehr man endlich fehl gehen würde, in Boccaccio einen Frauenrechtler zu sehen (wie behauptet worden), beweisen die Worte, die er einer der Erzählerinnen des Decameron in den Mund legt: „Buon cavallo e mal cavallo vuol sprone, E buona femmina e mala femmina vuol bastone!“ So darf man auch seine Geschichten über die liederlichen Geistlichen nicht all zu tragisch nehmen und daraus Unglauben folgern, gleich wie es verfehlt wäre, aus der kräftigen Sinnlichkeit, mit der die Frauen und Mädchen um so eingehender beschrieben sind, je weniger Kleider ihre Schönheit verhüllen, auf einen bösartigen Epikuräer zu schließen. Boccaccio zeichnete das Leben, wie er es vor sich sah. Er war dabei vor seiner Bekehrung zwar sicherlich kein bigotter Mensch, aber ebenso fern lag ihm eine prinzipielle Feindschaft gegen Religion, Kirche oder Moral.

* * *

Am lehrreichsten ist es, die Wirkung der Altertumsstudien auf seine Werke zu verfolgen. Schon im ersten Prosawerk, dem *Filocolo,* worin er den altfranzösischen Abenteuerroman von Floire und Blanchefleur frei bearbeitet, lässt er die olympischen Götter in einer Menge eingeflochtener Episoden als Retter der bedrohten Helden auftreten. Venus erscheint, die holdseligen Glieder von einem duftigen Schleier umhüllt, Mars zieht finster und furchtbar in einer roten Feuerlohe daher. Und da die beiden Liebenden

sich endlich in einem Haremsturme finden, und in ihrer durch tausend Gefahren und Versuchungen treu bewahrten Liebe vor der Statue Amors die Ringe wechseln, da leuchtet das Götterbild in überirdischer Schönheit, die Säulen klingen Musik, von unsichtbaren Händen werden die antiken Brautfackeln durch das Gemach getragen. Schließlich erscheinen Venus und Amor in eigener Person, um sich am Glück der treuen Liebe zu weiden, und auch die jungfräuliche Diana schließt sich an, aus Freude darüber, dass Florio und Biancafiore bis zu ihrer Vermählung rein und keusch geblieben sind. — Daneben finden sich Ovid nachgebildete Metamorphosen und antike Fabeln in der unförmlich ausgedehnten und manchmal auch recht langweiligen Schilderung.

Schon in diesem frühesten Werke sehen wir in typischer Weise den Einfluss der aus tausendjährigem Winterschlafe erwachten Altertumsstudien: das neu erweckte Kunstverständnis für die Formschönheit der Antike. Es ist nicht nur die eigene Sinnlichkeit, welche Boccaccio antreibt, seinen Roman mit einer Schar nackter Nymphen und Göttinen auszustatten, es ist viel mehr das Entzücken des Künstlers an der Schönheit des Menschenkörpers.

Und wir erkennen ferner, dass das Altertum nicht als antiquarische Pedanterie in Boccaccios Werke einzieht, sondern dass es die verwandten Kräfte in seiner Dichterseele auslöst, sie durch das edle Vorbild erst zur Imitation, dann zur Schöpfung zwar ähnlicher, doch frei und selbständig empfundener Kunstwerke anspornt. Wenn in diesem frühesten Romane die Nachahmung Ovids noch allzu schulmäßig erscheint, so zeigen die wundervollen Schilderungen späterer Werke, wie des *Ameto*, dass ihm die Farbenglut der antiken Dichter nunmehr aus dem eigenen Herzen quillt. Im *Ninfale Fiesolano* endlich ist Boccaccio zur vollen Entfaltung seiner künstlerischen Eigenart gelangt: mit derselben Meisterschaft, wie ein alter Klassiker handhabt er die Kunstform des Idylls und schafft in freier Erfindung ein Gedicht voll von unvergänglichem Liebreiz.

Und dieser Werdegang unseres Dichters ist auch der Werdegang der ganzen Renaissancebewegung. Aus *ästhetischer* Freude an den Kunstwerken der Antike studieren die Humanisten das Altertum, flechten sie erst einzelne Bilder, Sentenzen und Redewendungen in ihr mittelalterliches Latein, worin sie die Proble-

me des Trecento und Quattrocento behandeln. Manche bleiben schon auf dieser Stufe stehen, die meisten dringen einen Schritt weiter zur direkten Imitation der antiken Schriftwerke vor. Viele, die pedantischen Schulmeister voran, die kleinen und mittelmäßigen Köpfe, blieben nunmehr in dieser Nachahmung stecken. Die *großen Geister* und die *wahren Künstler* überwinden auch dieses Stadium und gelangen, geläutert und gereift, ohne Schaden an ihrer Originalität genommen zu haben, nachdem sie das Beste der antiken Kunst in sich aufgenommen und verarbeitet, zur höchsten Entfaltung ihres Genius. So tat es die lange Reihe der Großen von Boccaccio bis zu Ariosto und Macchiavelli.

Das *Gemeinsame* all dieser Männer war nicht die Weltanschauung oder Lebensauffassung, die politischen oder religiösen Ansichten: all das ging so weit auseinander wie die geistigen Anlagen des Einzelnen, sondern bloß die künstlerische Freude an der Antike, das inbrünstige Streben, aus dem Schutt der Vorzeit die Denkmäler des Altertums zu befreien und aus ihnen zu lernen.

Nach dem Grad des Eindringens in die Antike und der Assimilationsfähigkeit dagegen, nach Geschmack und Neigungen, politischem und religiösem Glauben gingen sie — und das ist der einzige Individualismus der Renaissance — weit auseinander.

* * *

Giovanni Boccaccio ist das Bild der merkwürdigsten Gegensätze: frech und fromm, gerieben und naiv, melancholisch und lebensfreudig, ein gottbegnadeter realistischer Künstler, der sich stets zur idealistischen Schriftstellerei zwingen will. Diese letzte Seite, die seiner tiefsten Naturanlage so sehr zu widersprechen scheint, ist eine Folge seiner rührenden Verehrung für Dante und Petrarca, neben denen er sich zeitlebens — und zwar völlig mit Unrecht — bloß als kleiner Stümper vorkam.

Neben einer beschränkten Anzahl anstößiger Novellen im großartigen Werke des Decamerons enthält sein Lebenswerk so viel *Ernstes* und *Schönes*, sein Charakter, neben menschlichen Schwächen, so viel *Starkes* und *Männliches*, dass wir ihn an seinem 600. Geburtstage nicht nur als den größten Novellisten aller Zeiten, sondern auch als einen *guten* und *großen* Menschen verehren dürfen.

ZÜRICH E. WALSER

ROBERT UND HEDWIG MARIA

EINE DICHTUNG IN SECHS GESÄNGEN VON J. BÜHRER

*

DRITTER GESANG

Während also Vergangnes bedenkend und Kommendes fürchtend
Hinter geschlossnen Gardinen der junge Redaktor verweilte,
Saßen im traulichen Hinterstübchen des gastlichen „Bären"
Vorne am Ecktisch beim Fenster, das durch ein Laubengeranke
Nach der Landstraße hinsieht, vier ältere Männer beim Weine.
Auf dem geblümelten Tapis im weißgescheuerten Tischblatt
Lagen in Häuflein die Karten und vollgekreidet die Tafel.
Strählchen sonnigen Lichtes, dem Laubgeranke entgleitend,
Setzten Spieglein in Flasche und Gläser voll goldenen Sechsers,
Spieglein in's weißliche Linnen der Hemden zweier der Männer,
Saß doch da Christeli Zbinden, rocklos mit offener Weste,
Ebenso Glauser, der Bauer. Verwetterter Bronze vergleichbar
Trat dessen Kopf mit der machtvollen Stirne, den buschigen Brauen
Bartlos, von herben Linien durchfurcht, aus dem Eichengetäfel.
Viermal schon hatte die Volkswahl Glauser zum Ratsherrn berufen,
Auch als Schulpräsident und Viehprämierungsinspektor
Trug er Würden und Bürden; indess: sein schönstes Besitztum
Blieb der Sturbacherhof, das beste Gehöfte der Gegend.
Dritter im Bunde war Häflig, der reiche Verleger der Zeitung:
Mann der Reklame, hatte er sich mit emsigem Fleiße
Aufgeschwungen vom ärmlichen Setzer zum hablichen Bürger;
Stunden im Umkreis fand man sein Blättchen in jeglichem Hause.
Anfangs Redaktor, Setzer und Drucker und alles in allem,
Konnte er heute gar wohl die neusten Maschinen sich leisten,
Setzer und Drucker nach Noten und selbst 'nen studierten Redaktor.
Gerne erzählte er jedem im hohen Diskant und ausführlich
Wie so weit er's gebracht, und was ein „self made man" brauche.
Endlich saß da Ramseyer, der freundliche kleine Drogiste.
Längst war das Spielchen zu Ende und mählich die Rede versandet,
Die das Ereignis am Schulhaus, den heutigen Wahltag umflossen.
Fliegen hörte man summen und Stimmengewirr durch die Wände,
Wartete jeder doch still, ob nicht bald der andre was sage.
Endlich tat denn auch Zbinden gar wichtig den Mund auf — da schnurrte
Unten ein Automobil und im Lärm erstickte die Rede.
Husch — da wars schon vorüber. Just wurde die Türe geöffnet
Und mit dem Zugwind drang auch ein weißlicher Staub in die Stube.
Fluchend fuhr Zbinden empor: „Verwünscht und verwettert, schon wieder
Solch ein vergifteter Lindwurm! Was macht man da nur?" — „Keinen
Zugwind!"

Sagte bedächtiglich Glauser, erhob sich und griff nach dem Flügel.
Rückwärts schiebend den Vorhang, sah er hinaus auf die Straße.
„Ist das," so frug er sich wendend, „nicht deine Tochter, Drogiste?"
Eilig kam der herbei und nickte, auslugend, „ei, ja doch."
„Schöner noch ist sie geworden, seit sie zurück aus dem Welschland,"
Sagte leiser der Bauer, „gar stattlich steht ihr die Tracht an!
Zwar, sie war immer ein pusberes Mädchen! Heut kann ich's ja sagen:
Uli hatte ein Auge auf sie; mir ist's nicht entgangen.
Meinst du Ramseyer, hätt' ich wohl nein gesagt, hä? — Ah, solches
Sohnsweib, ich würd' wieder jung! Aber anders gehts, als man hoffet!
Mittwoch werdens zwei Jahre, dass sie ihn brachten — erschlagen!
Nimmermehr durfte der Fuchs vor's Auge mir kommen. Ein lammfromm
Tier sonst! 's war schwül an dem Tag wie noch nie, das Geschmeiße
der Bremsen
Tat wie besessen und fraß die Pferde fast lebend. Geladen
War just ein Fuder, und Uli wollt' an die Wage den Zugstrick
Legen; da hieb der Fuchs hinten aus und traf ihn zur Schläfe.
Eben gedachte ich *ihn* mit dem Hof zu betrauen, — nun muss ich
Freudlos Fremden die trefflichen Felder und Ställe bestellen.
Mag doch der Doktor, der Franz, sich nicht mehr zum Bauern bequemen.
Sag du, schick mal dein Mädchen hinaus nach dem Sturbacherhofe.
Sicher, mein Weib wird gern mit dem Mädchen ein Stündlein verplaudern,
Das sie als Tochter so gerne begrüßt hätt', schick' sie noch heute!"
Freundlich sagte der Andre, er wolle den Wunsch ihr bestellen,
Redete weislich dann noch von der neidischen Tücke des Schicksals,
Dem zu entrinnen keiner vermöge, wie klug er's bedenke.
Während nun also die beiden am Fenster der Nachbarschaft pflogen,
Fällte Zbinden am Tische dem neuen Vehikel den Richtspruch:
Nimmermehr sei es zu dulden, dass in so rasendem Tempo
Gottvergessene Protzen, nur Schweife von Staub und Gestänken
Hinter sich lassend, den stillen Frieden der Dörfer verhunzen.
Schlimmer noch sei's als zu Zeiten der Vögte. Zu Gunsten der Herren
Werde gebogen das Recht der Straße, des Bauern Besitztum!
„Schreib doch," so schloss er dem Zeitungsverleger die heftige Rede,
„Schimpf doch mal tüchtig auf das Gesindel der Straße im Blättchen!" —
„Eben," lachte drauf jener im hohen Diskant durch die Nase,
„Dazu nun wären wir recht. An den Fehlern der andern soll man
Rühren, aber wenn ihr des nachts auf der Straße die Wagen
Ohne Lichter lasst stehn, einen Batzen an Öl zu ersparen,
Ja, da heißt es dann schweigen! Übrigens schreibt der Redaktor
Jetzt meine Zeitung." — „So," schrie da Zbinden in grimmer Erregung,
„So, also der schreibt die Zeitung, und du hast nichts mehr zu sagen?
Weißt du auch, wie du dran bist mit dem? Was war das am Samstag?
Schreibt der Mensch 'nen Artikel: ‚Die Klage des Knechtes'. Des Knechtes!
War er je Knecht? Hat der eine Ahnung, was heute das Bauern?

Spritzt von der Schule herein und will uns die Landwirtschaft lehren!
Wahrlich zum lachen!" Nun stieg auch dem andern die Galle ins Knopfloch.
„Sachte nur!" rief er, „ich habe schon Leute getroffen, die waren
Kahler am Schädel als er um den Mund ist und hatten kein Zehntel
Seiner Erfahrung. Dass *euch* der Artikel nicht liegt, das versteh ich,
Recht ist er doch. Er schrieb jüngst: Nichts empört so wie Wahrheit!"
Das so erregte Gerede hatte die beiden vom Fenster
Wieder zum Tische gerufen. Geziemende Hilfe erwartend
Wandte sich Zbinden nun also zum würdigen Freunde und sagte:
„Rede jetzt *du* einmal Glauser, mich dünkt schier, du seiest ein Bauer,
Wissest so etwas Bescheid von der Lebensbedingung des Landwirts,
Freilich nicht ganz so vortrefflich, wie so ein studierter Redaktor!
Gleichwohl, wie stellst denn nun *du* dich zu dem so gerühmten Artikel?"
Glauser drehte bedenklich sein Glas in der Rechten, entfischte
Sacht mit der Spitze des mittleren Fingers ein Mücklein dem Glase
Schlenkerte heftig die Hand nach dem Boden und sagte bedächtig:
„Du — ich las ihn noch nicht." Potz Strahl, wie fuhr Zbinden vom Stuhl auf.
„Gritli!" schrie er fuchswütig, weil ihm der Zuzug entgangen,
„Gritli, bring mal das Volksblatt vom Samstag." Hinten am Buffert
Läutete Gritli mit Tellern und Gläsern. Als Zugwind entstanden
War es ins Stübchen getreten, dem es nun eilig enthuschte.
Glauser dagegen in unerschütterter Ruhe erhob sich,
Zog seine Sackuhr und meinte: „Wie habt ihr's? Ich hülfe nun gehen!"
„Geht meinetwegen!" schrie tobend der Präses, „ich weiß mir zu helfen!
Stöcklein werd' ich schon finden, dem Herrn auf die Finger zu klopfen!
Glaubt ihr, ich werde es dulden, dass man den Geist der Revolte
Selbst in das bernische Bauernhaus trage? Der schwächliche Jammer
Großer Fabrikherrn, die nicht mal im eigenen Hause mehr Meister,
Bleibe uns ferne! Dem Anfang gilt es zu wehren! Ich sehe
Klarer als ihr und weiß, was bei *dem* da die Glocke geschlagen!
Merkt! Heute Abend noch, in der Versammlung der Milchproduzenten,
Werd' ich mal reden, und hol' mich der Teufel, wenn ich's nicht durchsetz'
Dass wir, hör' Häflig, samt und sonders dein Blättlein abstellen!"
Sprachs und verschwand mit gewaltigen Schritten hinter der Türe.
„Aber auch Zbinden!" rief Glauser versöhnlich, „manch trefflicher Meister
Schnitt schon ins Guttuch, man hing ihn nicht gleich!" Er predigte Wänden.

VIERTER GESANG

Unter den kugligen Kronen zweier Akazienbäume
Barg sich im dämmernden Schatten das steinerne Trepplein des „Bären".
Nur auf der untersten Stufe lag grell und fast schmerzend die Sonne,
Mitten darauf vertat sich behaglich ein grünliches Echslein.
Husch — da glitt es davon. Die Fliesen erdröhnten von Schritten.
Ernst und gemessen entstiegen die drei aus dem Stübchen dem Hause,

Schritten in Schweigen versunken die Dorfgass hinunter, bis Häflig
Plötzlich erkannte, jetzt tue reden ihm not, und kräftig
Setzte er ein: Was das nun sei von dem Zbinden! Auf *die* Art
Sei ihm noch keiner gekommen, der solle nur drohen und krächzen!
Wohl, das wär' ja noch schöner! So lang seine Zeitung sein eigen,
Werde die Weise gefiedelt, die *ihm* die richtige scheine,
Unbekümmert darum, ob's Hähern und Elstern so passe! —
„Weise gesprochen, Verleger!" meinte stillstehend der Bauer:
„Zeitungskönige sind ja wohl Herrscher im Reich der Gedanken;
Aber es scheint, dass Revolten selbst vor papierenen Kronen
Ehrfurcht nicht haben, noch Schrecken!" Doch, unterbrach er sich selber,
Beinah' hätt' er's vergessen, er sollte noch rasch beim Drogisten
Mittel erheben, der Bläss sei vom Kalbe gekommen und tuble.
Dienstig war der Drogiste bereit und so schieden die beiden
Grüßend von Häflig, der nickte ein paar mal und rannte dann eilig
Einzig die Dorfgass hinunter; doch nicht hundert Meter durchmessen
Eilends im Laufschritt, begann er sich hastig im Barte zu kratzen,
Weniger schleunig zu gehen und den steifgebügelten Hutrand
Bald in den Nacken, bald in die Stirne zu rücken. Da plötzlich
Zog er auf's neu' wieder aus, umschiffte mit schlenkernden Armen
Scharf einen Holzzaun, trat eine Tür auf, lief durch ein Gärtlein,
Schnellte die Stiege hinauf, die außen am Häuschen emporstieg,
Rannte die hölzerne Laube entlang und ohne zu pochen
Trat er in Roberts, seines Redaktors Stübchen. „Potz Wetter,
Räuchert Ihr Euch bei lebendigem Leibe?" entfuhr es da Häflig.
„Vielmehr, ich bau' mir den Himmel aus Wolken!" gab Robert, noch immer
Still in den Lehnstuhl gelehnt, dem Besucher zur Antwort. „Hier setzt Euch!
Seid nicht verlegen, Verleger, freuet Euch aber des Wunders:
Einmal fand einer von Euerer Gilde ein Plätzlein im Himmel!"
Häflig begriff nicht, er lachte der Spur nach. „Immer bei Laune,"
Macht' er, „Euch eignet ein glücklich Gemüt, Ihr seid zu beneiden."
„Glück und Gemüt — und glaubt Ihr, dass die je zusammen sich finden?"
Frug in versonnenem Ernst der junge Redaktor am Schreibtisch.
„Traun, je gemütsloser einer, so glücklicher, lehrt die Erfahrung;
Aber," so fügte er munterer bei, das Buch vor sich schließend,
„Sagt, was führt Euch zu mir?" — „Ich habe," nahm Häflig die Rede,
„Mehrfach vernommen, welch schöne Tat Ihr getan diesen Morgen,
Eurer nicht schontet, ja, wie ich sehe, Euch selber verletzt habt."
„Schlimm ist das nicht," entgegnete lächelnd der andre, „ich werde
Schere und Feder schon führen können am Montag; das bisschen
Stroh da (er wies auf die Stirne) hat auch nicht Feuer gefangen.
Also wär' alles intakt, Ihr braucht Euch nicht weiter zu sorgen."
„Freut mich, freut mich für Euch," so schmunzelte Häflig und kraute
Eifrig im Bart. Er suchte ein Weglein, das heimlich verstohlen
Ihn zu dem Plätzlein geleite, das Fernsicht besaß, wie er wünschte.

Wie er auch suchte, das Pfädlein ließ sich nicht finden. Er platzte:
„Sagt, was Ursach gabt Ihr dem Zbinden, dass er Euch Feind ist?"
„Mir?" entgegnete stutzig der andre, „dass ich nicht wüsste!
Zweimal ist heute davon nun die Rede, so werdet doch deutlich!"
„Eben komm' ich vom Bären, er schimpfte auf Euch und die Zeitung!"
„Schimpft er? Das wäre Gewinn," entgegnete ruhig der jüngre.
„Meint Ihr? Ihr könntet Euch irren!" gereizt gab es Häflig zur Antwort.
„Möglich, doch scheint mir, es ist schon Gewinn, einen Gegner zu haben,
Einen, der anspornt, schärfer zu denken und tiefer zu sehen."
„Lasst nun die Scherze!" rief da in wachsendem Zorn der Verleger.
„Merkt, die Sache ist ernst, es werden die Milchproduzenten
Abends im Bären sich treffen, und Zbinden, so droht er mir eben,
Will die versammelten Bauern gleich gegen die Zeitung verhetzen.
Wisst Ihr den Trumpf, den er ausspielt? Der verwünschte Knechteartikel.
Alle fallen herein, am Geldsack lässt keiner sich kitzeln!"
Robert hatte eine der Pfeifen ergriffen, sie stopfend
Sprach er: „Der Knechteartikel vertritt das Int'resse der Bauern.
Wie, war die Frage, begegnet der Landwirt dem Mangel an Knechten?
Dadurch zum Teil, dass er Billiges nicht verweigert, die Antwort."
„Ja," entgleiste nun Häflig die Stimme, „jedennoch, sie sagen,
Hetzen hätten wir wollen, hetzen, die Knechte aufhetzen!
Selbst der Glauser, der Großrat, scheint mir da mittun zu wollen.
Pah, ich merk' es ja wohl, was hinter dem allem verborgen.
Keiner mag es mir gönnen, dass ich mein Schäflein im Trocknen.
Einig sind sie wie Kletten, wenn's gilt, dem Handwerk zu schaden!"
„Ob es das gilt?" warf Robert, die Pfeife entzündend, dazwischen,
„Vielmehr, so scheint mir, ist wohl die Frage . . ." — „Ach Frage, was
Frage?"
Brach ihm Häflig ins Wort, „die Frage ist einzig nur diese:
Ist der Protest zu vermeiden? Wenn nicht, so geht uns ein Haufen,
Sicher ein Schock Abonnenten zum Teufel. Ich rechne mit tausend!"
„Tausend sind viel, doch ließe sich das zur Not wohl ertragen,"
Meinte kalt der Redaktor im Lehnstuhl. „Ertragen, ertragen,"
Giftelte hoch im Diskant der empörte Verleger. „Ich pfeif' drauf!
Tausend barzahlende Kunden für fünfzig verläpperte Zeilen?
Fällt mir nicht ein, im Schlaf nicht! Was kümmern denn *mich* Eure Knechte!"
„Freilich," entgegnete Robert, das tobende Männlein verfolgend,
„Freilich, auch so kann man's drehen: lässt Ihr Euch nicht kitzeln am
Geldsack,
Braucht's der Verleger auch nicht zu tun. Hübsch Gleichheit für alle."
„Richtig, da seht Ihr's!" rief Häflig entzückt die Hände sich reibend,
„Dacht' ich's ja doch, Ihr ließet gewiss mit Euch reden und sicher
Wisst Ihr jetzt einen Ausweg, auf dem wir der Patsche entrinnen?"
„Oh, nichts leichter als das," versetzte leichthin der andre,
„Harmlos erklären wir einfach, es hätte der Knechteartikel

Nur ironischen Sinn, wir schätzten uns überaus glücklich,
Heut aus berufener Feder den Nachweis erbringen zu können,
Dass auch kein Bröselein Ernst in dem Samstagartikel enthalten."
„Bravo! Bravo!" schrie Häflig. „Doch — die berufene Feder?"
„Könnte ja *ich* zur Not einmal führen, nicht wahr? Nur den Standpunkt
Braucht man zu ändern und Berge sind Hänge!" — „Verwünscht auch,
ein Feiner
Seid Ihr wahrhaftig. Und wollt Ihr das tun?" frug Häflig ganz gierig.
„Bin ich ein Hundsfott?" schrie Robert und schnellte vom Sitz auf, ingrimmig
Lief er davon und setzte die Türe ins Schloss, dass es schallte.

FÜNFTER GESANG

Hinter dem Dörfchen den Hügel zur Linken krönt eine Linde.
Müd und erschöpft erreichte sie Robert. Da lag nun
Herrlich und friedlich die Welt ihm zu Füßen. Danieden das Dörflein
Traulich im Fruchtbaumwald, wie das Kind im Arme der Mutter
Lag das farbige Tal voll Spenden und Segen. Dahinten,
Schützend und groß, ein Denkmal der Gottesgedanken, die Berge.
Schön war die Welt, warum nur ließ sich so schwer darin leben?
Manchmal, wenn er da unten im Süden, die Freundin am Arme,
Funkelnde Nächte durchwandert und selig Genügen in füllte,
War ihm, als hätt' ihn ein Stimmlein gerufen aus Fernen, vertraulich,
Wurde bald lauter, dann laut, zerbrach ihm sein Glück und schwieg *dann*
nicht:
Schaffen und mittun und geben, geben so viel er vermochte!
Also mahnte das Stimmlein, und willenlos fast gab er Folge.
Aber wie war das so schwierig! Kleinlich erbärmlicher Alltag,
Nichtigkeit ohne Belang vernebelten jegliche Fernsicht.
Schwer ist's im Nebel zu fechten, jedwede Gestalt kann ein Feind sein!
Furchtbar ist so ein Krieg, drin der Freund den Freund nicht erkennet.
Grübelnd stand Robert am Baumstamm. Wie lieb in wenigen Monden
War ihm das Dörflein geworden, nun musste er wiederum wandern!
Horch — da summte ein Lied durch den Baum. Da oben die Straße,
Aufrecht und heiter schritt Hedwig Maria, den Hut an dem Arme.
Bis hinterm Hubel die flatternde Schürze verschwunden sah Robert
Hinter dem Baumstamm verborgen ihr nach. Dann lachte er bitter:
Haben sie dir schon wieder den Garten der Träume verwüstet?
Wirst du nie müde zu bauen? Nach all den stolzen Palästen
Ging auch das kleine, hölzerne Häuslein in Trümmer! Das Häuslein,
Still und bescheiden, eins unter vielen, vor das du dich setzen
Wolltest am Abend, dein Kind auf den Knien, und ihr wolltet ja reiten,
Du und dein Bub, nach dem Kleinkampf des Tags zurück in die Kindheit,
Weit in das Land der unendlichen Fernen! Ja, du wirst reiten —
Da in dem Züglein da unten, wie jetzt wird es rauchen und pusten. —

Irgendwohin wird's dich tragen. Irgendwohin! Wen wird's kümmern?
Traurig verließ er die Baumbank. Als er die Straße erreichte
Traf er auf Glauser, den Bauern, der langsam den Hügel erstiegen.
„Grüß Euch! Spazieren?" frug dieser freundlich, „ein prächtiger Tag heut!
Kommt noch ein Stücklein mit mir! Wie gehts Euern Händen? Ramseyer
Hat mir erzählt. Das war wacker! — Was meint Ihr zum heutigen Wahltag?
Wird er das bringen, was wir erhoffen? Ihr zuckt nur die Achseln?
Recht so, mag wer da will prophezeien. Es ist kein Verlass mehr
Auf unser Volk, die Parteien verlieren an Kraft und Bedeutung.
Niemand hält mehr Parole. Heißt das, keiner der unsern!
Ja, die andern, die glauben, sie hätten *nur* zu gewinnen,
Halten stramm zu der Fahne, indessen *wir* uns verzetteln!"
Robert verbarg ein ironisches Lächeln. „Es *ist*, wie Ihr's darstellt."
Machte er kurz. Doch Glauser fuhr fort: „Und wisst Ihr warum das?
Darum, weil einfache Menschen einfach sehen, will sagen,
Dass, je beschränkter der Geist, so leichter die Autorität; und
Namentlich dann ist sie leicht, wenn sie Eigennutz predigt und Vorteil!
Anders, je mehr an eigenes Denken gewohnt ist ein Bürger,
Um so viel schwerer wird es, *ihn* der Partei zu erhalten.
Hält sich doch jeder für weise, die eigene Meinung für besser;
Eiferig sucht er nach Mängeln, und weder Zeitung noch Reden
Streiten ihm ab, dass *er* nicht viel besser das Volkswohl verstanden!"
„Volkswohl, Herr Großrat?" entgegnete Robert in Grübeln versunken,
„Weiß ich doch nicht, ob nicht zu hoch Ihr denkt von dem Bürger.
Fast will mir scheinen, *auch* der gebildete Mann, der vermöchte
Wohl die Strömung der Zeit auf all ihre Folgen zu prüfen,
Lasse gerne sich leiten durch Rücksicht auf eigenen Vorteil.
Weil nun just jeder in jedem nach kleinlichem Eigennutz jaget,
Drum ist gebrochen die Macht des großen Gedankens: das Volkswohl!"
„Hasst Ihr den Eigennutz so?" gab Glauser sinnend zur Antwort,
„Wisst, wir Bauern denken da anders; uns lernt man von früh auf
Alles und jedes zu nützen, und nur mit unendlicher Arbeit
Wird uns ein Nutzen, da lernt man den kleinsten Vorteil zu schätzen.
Und im Gewerbe, so glaub' ich, im Handel auch ist es nicht anders.
Darum, so scheint mir, kann man nicht Volkswohl vom Eigennutz trennen."
„*Soll* man auch nicht," rief Robert, „es war mir das tiefste Erlebnis,
Als ich, der nichts noch erfahren, als einzig die Güte der Mutter,
Voll Ideale in's wirkliche Leben trat und erkannte,
Dass nicht die Güte, einzig und immer der Eigennutz herrschte.
Aber der Herrscher war auch der Schöpfer von allem Erreichten.
Schöner als die erdichteten Sagen, drin Götter den Menschen
Almosen spenden und zarte Gefühle, erschien mir die Wahrheit:
Wie durch den Kampf um die Nahrung aus Wilden Menschen entstanden,
Wie der Drang nach Besitz das Gehirn zum Denken erzogen,
Wie mit dem schärferen Denken Gefühl und Empfindungen wuchsen,

Bis das Gefühl dann auch des *Bekämpften* Leiden empfunden.
Jetzt war ein neuer Herrscher geboren! Hoch im Gebirge
Zwangen verheerende Bäche und wilde Lawinen ein Völklein
Einig zu sein im Kampf gen die gastlose Erde. Da war schon
Ganz von selber der Staatszweck gegeben, und höchstes Gebot war:
Jeder bedenke den Vorteil des Ganzen, dies Denken sei Herrscher!
Aber die schöpfende Kraft des Besitzes verlangt einen Wächter,
Soll sie nicht selbst ihre eigene Schöpfung vernichten. Im Nahkampf
Blutiger Schlachten gebietet nichts als die Selbstsucht. ‚Vernichte!'
Schreit sie, ‚sonst *wirst* du vernichtet.' Parteien und Zeitungen müssten
Wachen im Kampf um Gewinn, den Nahkampf verhüten, ermahnen:
Nicht vernichten! Erschaffen! Es leiste der Letzte sein Bestes!
Dann — dann ist auch der Letzte ein König im Volke der Schaffer!"
„Kühn," lachte Glauser, „doch sagt mir, haltet Ihr nicht es für klüger,
„Euch in das Leben zu schicken, statt rufend am Ufer zu stehen,
Mitzuschwimmen im Strom und als Teil einer Strömung zu wirken?
Glaubet Ihr, Euere Stimme durchdringe das Wogengebrause?
Aber als Teil einer Strömung bestimmt Ihr *mit* bei der Richtung! —
Doch, da bin ich zu Hause, ich rate, wir nehmen ein Fläschchen
Beaujolais, rauchen und plaudern noch eins in der Stube, so kommt doch!"

Gut einen Steinwurf zurück von der Straße stieg aus dem Baumgrün
Schwärzlich und massig ein Dach, von steigenden Pappeln behütet.
Weißliche Wolken und Blau und der summende Laut in der Ferne
Glockender Kühe schwebte herüber. Dem Wege zum Hofe
Folgten die beiden. Das Dach stieg vom Boden und zwischen den Stämmen
Guckten Fenster und Pfosten, ein steinerner Brunnen herüber.
Glauser pfiff durch die Zähne, da stob mit federnder Rute
Binz, die Hündin, den Weg her, weit hinter ihr hinkend und belfernd
Folgte Barry, die Welpe, die linkisch den Meister begrüßte.
Tüchtig die Ohren ihm krauend, sprach da der schweigsame Bauer
Lang auf den Hund ein, und es lag ein Klang in der Stimme,
Kindlich und herzlich, den nie an vernünftige Wesen man waget.
Närrische Streiche des jungen Hundes erzählend erreichte
Glauser mit Robert die Hofstatt. Vom Dach und den Bäumen beschattet
Lag der peinlich gescheuerte Platz, von Tauben betrippelt,
Lag der gezöpfelte Miststock, voll Mücken und sonniger Flecken.

(Schluss folgt)

□□□

DIE SCHWEIZERISCHE TOTALAUSWANDERUNG

Alle Jahre wandert, besonders aus den Landwirtschaft treibenden Kantonen, eine beträchtliche Zahl unserer jungen Bevölkerung aus. Ihr Ziel ist vorwiegend Nord- oder Südamerika. In der Regel sind es unternehmensfrische, kräftige Naturen. Ja es scheint, dass in manchen Gegenden der Kern der kommenden Generation nur noch den einen Zug kennt, den nach dem fernen Westen, in das Land des glänzenden Glückes und der vermeintlich besten Aussichten auf Erfolg. Diese immer mehr um sich greifende Erscheinung sollte unser Volk, Bund, Kantone und Gemeinwesen zu vermehrtem Aufsehen mahnen. Denn diese Totalauswanderung ist für uns nicht nur von hoher wirtschaftlicher Bedeutung, sondern ebensosehr eine nationalpolitische Frage.

Den vom schweizerischen Auswanderungsamt freundlich zur Verfügung gestellten statistischen Aufzeichnungen entnehme ich, zur direkten Veranschaulichung, folgende Angaben:

Aus der Schweiz überseeisch ausgewandert sind in den Jahren:

1912	1911	1910	1909	1908	
5871	5512	5178	4915	3656	Personen

Im Jahre 1912 zeigen die Kantone folgende Ziffern:

	Personen		Personen
Zürich	773	Schafthausen	54
Bern	1102	Appenzell A.-Rh.	55
Luzern	147	Appenzell I.-Rh.	5
Uri	28	St. Gallen	541
Schwyz	248	Graubünden	152
Obwalden	69	Aargau	204
Nidwalden	16	Thurgau	162
Glarus	61	Tessin	696
Zug	67	Waadt	231
Freiburg	53	Wallis	166
Solothurn	99	Neuenburg	244
Basel-Stadt	347	Genf	233
Basel-Landschaft	118		

Von den 5871 überseeischen Auswanderern des Jahres 1912 sind 4399 Schweizerbürger. Vom Rest 1472 Ausländer genossen zum Großteil ihre Erziehung und Ausbildung in der Schweiz.

5601 Personen wählten als Ziel die beiden Amerika:

Vereinigte Staaten	Kanada	Brasilien	Argentinien
4195	209	228	969 Personen

Nach Berufsklassen eingeteilt ergibt sich folgendes Bild:

A. Gewinnung von Naturerzeugnissen	1655	
B. Veredlung von Naturerzeugnissen	1934	
C. Handel	855	
D. Verkehr	94	
E. Allgemeine öffentliche Verwaltung, Rechtspflege, Wissenschaft, Kunst	351	
F. Persönliche Dienste (Dienstboten) und andere nicht genau bestimmbare Berufstätigkeit	358	
G. Studenten, Rentner, Private und andere Personen ohne Beruf	624	
	5871	Personen

Diese Zahlen beweisen, dass wir vor einer wichtigen und ernsten Frage stehen. Hier nach Mitteln zu forschen, um eine Besserung in diese Erscheinung zu bringen, ist ebenso notwendig oder noch notwendiger als die Lösung der Ausländerfrage selbst. Wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, dass namentlich die 3589 Auswanderer der beiden erstgenannten Berufsklassen bis auf wenige % dem Heimatland für immer den Rücken kehren.

Suchen wir nach den Ursachen der großen Auswanderung, so drängt sich uns zuerst die Frage auf: Finden die jungen Leute in der Heimat ihr Auskommen nicht mehr? Wird ihnen ihr Fortkommen so erschwert, dass sie besser tun auszuwandern? Oder folgen sie dem rein materiellen Triebe, im fremden Lande bald reich zu werden?

Dazu wäre zu sagen, dass sich die Erwerbsverhältnisse gegen früher doch gebessert haben, dass sie nicht mehr zur Auswanderung zwingen sollten. Man darf behaupten, die Nachfrage nach gelernten Arbeitskräften sei in der Schweiz größer als in manchen Nachbarländern, da viele Industrien und Gewerbe gezwungen sind, geschultes Personal einzuführen. Und die Landwirtschaft vieler Kantone, die eine starke Abwanderung aufweisen, jammert ja stets über Mangel an brauchbaren Arbeitskräften.

Die Frage einer Erschwerung der Arbeitsgelegenheit ist schon schwieriger zu beantworten. Es gibt Gegenden, die zu gewissen Jahreszeiten Überschuss an Arbeitskräften haben, zum Beispiel

im Winter ländliche und Gebirgsgegenden mit starken Familien. Im gesamten Arbeitsgebiet der Schweiz ist aber außer Krisenzeiten selten Arbeitsmangel zu verzeichnen; besonders nicht in den gelernten Berufen. Es ist eben ein großer Fehler der Bauernbevölkerung, dass sie nicht mehr von ihren überschüssigen Arbeitskräften dem Gewerbe zuwendet. Das Zuströmen ausländischer Arbeitskräfte aber bringt uns in eine gewisse Abhängigkeit vom Auslande; es zersetzt unser Volkstum und unsere Eigenart. Wo unsere Bevölkerung selbst ein großes Gebiet beherrschen und bearbeiten könnte, lassen wir es den Fremden offen. Diese finden ihr gutes Auskommen und beweisen damit, dass es nur an unserer Einsicht fehlt, ein Gleiches zu tun. Wenn wir uns im Heimatlande richtig und rührig wehren, brauchen wir nicht auszuwandern und haben neben dem Erfolg, ein bequemeres und freundlicheres Leben. Das haben mir schon viele Ausgewanderte bestätigt.

Nun die Aussicht auf rasches Reichwerden, der trügerische Glaube, in wenigen Jahren als gemachte Leute heimkehren zu können. Das sind ohne Zweifel trügerische Hoffnungen. Praktische Erwägungen kommen daneben weit weniger in Betracht und begründete Vorstellungen von den Schwierigkeiten, die den Auswanderer im fremden Lande erwarten, findet man bei solchen Leuten nicht.

Können und sollen wir tatenlos zu sehen, wenn uns soviel gesunde Volkskraft verloren geht? Sollen wir ruhig bleiben, wenn wir wissen, dass 90% der Ausgewanderten in ihren schönen Hoffnungen getäuscht werden und ein beschwerliches, freudenloses Dasein fristen? Richtige Aufklärungsarbeit tut hier Not. Mit dem gedankenlosen Gewährenlassen muss da entschieden gebrochen werden, wollen wir nicht unserem Volkstum schweren Schaden zufügen. Die Nation hat das höchste Interesse, diese unternehmensfreudigen Kräfte für uns zu erhalten: das wäre auch ein gutes Stück Heimatschutz.

Kein Staat bringt größere Opfer für die Ausbildung des Volkes wie wir. Und wenn wir die Jungmanschaft erzogen und geschult haben, erntet die Früchte unserer Arbeit ein fremdes Land, das sie mit offenen Armen aufnimmt und gut zu verwerten weiß. Und ist dann oft noch gerne bereit, dafür die Ausfuhr unserer Produkte durch hohe Zollschranken zu erschweren. Daneben

dürfen wir uns nicht verhehlen, dass ein starker Teil der Auswanderer geistig verarmt; viele verlieren im harten Kampfe mit der Natur und den Verhältnissen, was sie auf eine höhere Stufe gehoben hatte. Sie verkümmern nur zu oft in einem freudenarmen stumpfsinnigen Leben.

Was können wir dagegen tun? Vor allem ist eine bedeutende Aufklärungsarbeit unerlässlich. Die weitverbreitete Meinung, über dem Meere winke dem Auswanderer sonniger Erfolg, und das Reichwerden sei dort eine leichte Sache, muss durch wahrheitsgetreue Erklärungen bekämpft und wiederlegt werden. Man muss den Leuten die Verhältnisse, wie sie sind, vor Augen führen, damit das Bild falscher Berichte und wirrer Phantasien zerstört wird. Die Wirklichkeiten jener rücksichtslosen Welt und die ganze Schwere jenes Kampfes ums Dasein sollen sich ihnen so einprägen. Erst wenn die Eigensuggestion aus dem Volke verschwindet, können wir auf eine verminderte Auswanderung mit Erfolg hoffen.

Von den Amerikaschweizern müssen wir mehr Offenheit und Wahrheitstreue fordern. Denn durch ihre oft den Tatsachen entgegengesetzten Berichte werden viele Leute veranlasst, die heimatliche Scholle zu verlassen. Es ist menschlich begreiflich, dass die Ausgewanderten nicht gerne von Mühsalen, harten Anforderungen und Entbehrungen nach der Heimat berichten. Aber eines dürfen wir von ihnen verlangen, dass sie denen rückhaltlos die Tatsachen klarlegen, welche sie um getreue Darstellung der Verhältnisse angehen.

Ein wachsames Auge sollte man auf die periodisch heimkehrenden Auswanderer haben, welche durch prahlerisches und verschwenderisches Auftreten die jungen Leute im Wirtshaus oder sonstwo zum auswandern reizen. Man kennt diese versteckten Werber wohl, sie sind mit großer Schlauheit geeicht, findet aber nicht den Mut, ihnen entschieden entgegen zu treten. Ich kannte solche, die vor jungen Leuten Goldstücke und Banknoten auf den Tisch warfen und sie ganze Abende und Sonntage frei hielten! Werden so die Opfer nicht mit der Einbildung vergiftet, im fremden Lande fließe ihnen das Geld in Strömen zu?

Vom Bund und den Kantonen dürfen wir verlangen, dass sie der Auswanderungsfrage ihre volle Aufmerksamkeit schenken. In der Verzögerung der Lösung liegt eine nationale Gefahr; der

Selbstschutz, die Erhaltung unserer Eigenart zwingt uns zum handeln. Darum sollten die Regierungen mehr noch als heute die Presse bei der Lösung dieser Aufgabe unterstützen und die Aufklärungsarbeit durch Verbreitung geeigneter Schriften fördern. Noch richtiger wäre die Gründung von Handwerksauskunftstellen, damit man den werdenden Bürgern die Erlernung eines Handwerks erleichtern könnte. Wie es möglich wäre, durch Gesetzgebung, vielleicht durch Festsetzung einer Altersgrenze, auf die Auswanderung einzuwirken, ist ein überaus schwieriges Problem, auf das ich heute nicht einzutreten wage.

ZÜRICH EMIL REUTLINGER

□□□

ELIA UND KÖNIG AHAB

AUS EINER MODERNEN BIBELBEARBEITUNG

THRONWIRREN. Als Jerobeam starb, wurde Nadab König in Israel, Jerobeams Sohn. Der wurde nach zwei Jahren ermordet bei der Belagerung von Gibbeton. Sein Mörder Baesa kam auf den Thron. Und tilgte Jerobeams ganzes Geschlecht.

Auch Baesa führte mit Juda Krieg. Er festigte Rama, nahe der Grenze, und saß den Judäern im Genick. Dass in Jerusalem niemand aus- und einging. Da nahm König Asa von Juda Silber und Gold aus Palast und Tempel und sandte es nach Damaskus: „O König Benhadad, rette mich von Baesa!" Da fielen die Aramäer in Jsrael ein. Baesa musste Rama verlassen.

Und Asa von Juda kam und schleifte die Festung. Und schaffte Balken und Steine fort, Jerusalems Vorstädte auszubauen.

* * *

Auch *Baesas* Sohn regierte zwei Jahre. Auch *sein* Heer belagerte Gibbeton. Auch *er* starb gewaltsamen Todes. Bei einem Gelage des Hofmeisters Arza drang Simri, der Reiteroberst herein und erschlug den trunkenen König. Und rottete seine Nachkommen aus. Und setzte sich selber die Krone auf.

* * *

Simris Herrlichkeit dauerte eine Woche; als die Nachricht ins Lager vor Gibbeton kam, rief das Heer den Omri zum König aus. Der rückte nach Thirza, der Hauptstadt Simris. Als Simri sich nicht hielt, ließ er Feuer legen. Und ging in Flammen unter mit seinem Palast. Da wurde Omri König.

Er kaufte den Berg des Semer. Und baute die Stadt Samaria. Noch viele Jahre nach seinem Tod hieß Israel „Omris Reich".

* * *

GÖTZENDIENST UND SEINE STRAFE. Im 38. Herrscherjahr des Königs Asa von Juda ward Ahab König in Jsrael. Er war Omris Sohn. Der hatte ihm Isebel vermählt, das phönizische Königskind. Und Ahab diente mit ihr dem Baal und der Astarte.

Da trat Elia aus Thisbe, ein Gileaditer, vor den König: „so spricht Jahwe, Israels Gott: zur Strafe fällt weder Tau noch Regen, bis ich es sage! Zur Strafe für deinen Götzendienst!" Elia musste sich aber bergen am Bache Krith, eine lange Zeit. Raben brachten ihm Brot am Morgen und Fleisch am Abend. Und aus dem Bache trank er.

Als aber der Bach vertrocknete, kam Jahwes Wort: „geh nach Sarepta, welches bei Sidon liegt. Eine Witwe soll dich ernähren." Elia machte sich auf.

Nahe der Stadt begegnete ihm eine Frau, die Holz gelesen hatte. „Hol mir Wasser," heischte Elia. Und als sie ging, da rief er ihr nach: „bring auch noch Brot!" Sie wandte sich um: „so wahr dein Gott lebt, ich habe nichts! Eine Handvoll Mehl und ein wenig Öl. Das wollte ich noch bereiten. Und dann den Tod erwarten mit meinem Sohn." „Geh," sagte Elia. „Bereite es. Denn so spricht Jahwe, Israels Gott:

Topf bleibe voll!
Krug werde nicht leer —
bis ich regnen lasse
auf Erden!"

Da ging sie hin. Und hatten zu essen, er und sie und ihr Sohn. Wie Elia gesagt, einen Tag um den andern.

* * *

Da erkrankte der Witwe Sohn. Und die Krankheit ward hart — so dass er starb. Die Mutter wandte sich an Elia: „o du

Mann Gottes! Hätt ich dich nie gesehen! Gott hätte meiner nicht gedacht!" Da sagte Elia: „gib deinen Sohn!" Und trug ihn ins Obergemach. Und legte ihn auf sein Bett. Und schrie zu Jahwe: „Jahwe, mein Gott! Vergiltst du *so*? Lass wiederkehren des Knaben Seele!" Da kehrte die Seele zurück — der Knabe wurde lebendig. Elia führte ihn zu der Mutter: „sieh da, dein Sohn!" Da wurde ihr Haus voll Fröhlichkeit.

* * *

Nach drei Jahren erging Jahwes Wort: „Elia, zeig dich dem König! Ich werde nun regnen lassen!" Da machte Elia sich auf.

Als die Hungersnot groß geworden, hatte der König den Obadja gerufen, seinen Hofmeister: „komm, suchen wir Quellen und Bachläufe ab! Ob nirgends Futter ist für unsere Tiere." Und hatten Beide das Land durchstreift. Der König hierhin, Obadja dorthin.

Plötzlich stand der Gottesmann vor Obadja. Obadja fiel nieder: „bist du es wirklich — Elia?" Elia: „ich bins. Geh, sags deinem Herrn. Aber Obadja begann zu reden: „so wahr ich da bin! Es gibt kein Volk oder Königreich, da man dich nicht gesucht. Wollte ich melden: ‚Elia ist da!' — entraffte dich Jahwe, weiß Gott wohin! Und *ich* musste büßen! Weißt du nicht, dass ich dein Freund bin?" Doch Elia schwor: „ich stelle mich Ahab" Da ging Obadja, den König zu suchen.

... Und Ahab kam: „so bist du da, du Volks-Verwirrer?" Elia sagte: „nicht ich — sondern du wie dein Vater verwirrst das Volk! Aber sammle Israel auf den Karmel. Auch die Baals-Propheten von Isebels Tischen."

Der König berief das Volk. Und Elia trat auf: „wie lange hinkt ihr auf beiden Seiten? Ist Jahwe Gott, so dienet Jahwe! Ist Baal Gott, so dienet Baal!" Es herrschte Schweigen. Da fuhr er fort: „ich bin allein als Jahwe-Prophet! Und 450 Baals-Pfaffen! So bringet zwei Opferstiere! Sie mögen wählen und Einen richten. Ich richte den Andern. Dann rufen wir Gott: sie Baal, ich Jahwe. Der mit Feuer antwortet, ist wahrer Gott."

So geschah. Die Baals-Propheten wählten. Und richteten alles zum Opfer. Dann hoben sie ihr Geschrei: „Baal, erhör uns! Baal erhör uns!" Von Morgen bis Mittag. Mit Tanz und Lärm. Doch da war keine Stimme noch Antwort.

Als die Sonne hoch kam, da höhnte Elia: „Lauter! Ruft! Er *muss* doch hören! Er ist ja Gott! Vielleicht ist er in Gedanken. Vielleicht eben ausgetreten. Oder schläft und ihr müsst ihn wecken.“ Da riefen sie lauter. Und ritzten sich mit den Messern. Bis aufs Blut. Als Mittag vorüber, wurde ihr Rufen zum Rasen. Aber da war keine Stimme noch Antwort.

Da sagte Elia: „so ist es an mir!“ Und baute den Altar. Und richtete zu. Und betete: „Jahwe, mein Gott! Gib kund, dass du Gott bist in Israel und ich dein Knecht! Hör mich, Jahwe, der du allein Gott bist!“ Da fiel Feuer vom Himmel und fraß das Opfer. Und das Volk warf sich nieder, bekennend: „Jahwe ist Gott! Und ist kein Gott außer ihm!“ Elia ließ die Baalspfaffen ergreifen. Und ließ sie zum Bache Kison führen. Und schlachtete sie mit eigner Hand.

Dann sagte Elia zu König Ahab: „geh in dein Zelt und stärke dich. Ich höre rauschen, als ob es regne.“ Er selber stieg auf den höchsten Gipfel. Und barg sein Angesicht zwischen den Knien. Und sandte den Knaben, nach Westen schauen. Der Knabe sah nichts. Siebenmal musste er gehen. Endlich berichtete er: „ein Wölklein steigt aus dem Meer — nicht größer als eines Mannes Hand.“ Da sagte Elia: „So lauf zum König: er möge anspannen. Dass ihn der Regen nicht überrasche.“

Im Nu war der Himmel schwarz. Und Sturm erhob sich. Und Regen fiel. Der König fuhr heim. Elia aber gürtete sich. Und lief vor des Königs Wagen — durch Wetter und Sturm — nach Jesreel. Denn der Geist Jahwes war auf ihn gekommen.

* * *

Als die Königin hörte, was Elia getan, da sandte sie hin: „Wohl! Du bist Elia — *Ich bin Isebel!*“ Da machte Elia sich auf, sein Leben zu retten.

Er floh nach Süden. Und schritt in die Wüste — in Sonnenglut. Bis er zusammenbrach. Bei einem Ginster liegend wünschte er sich den Tod: „Es ist genug! Ich bin nicht besser als meine Väter!“ Vor Müdigkeit schlief er ein. Da rührte ein Engel an ihn: „steh auf und iss!“ Elia sah Wasser und Brot. Aber Schlaf übernahm ihn, dass er von Neuem hinfiel. Da kam wieder Jahwes Engel: „auf! iss und trink! Sonst wird dirs zu

viel!“ Da stand er auf. Und aß und trank. Und wanderte kraft dieser Speise vierzig Tage und vierzig Nächte. Bis zum Gottesberg Horeb.

Dort suchte er Zuflucht in einer Höhle. Denn es hoben sich Sturm und Brausen, dass Berge fielen und Felsen stürzten. Aber Jahwe war nicht im Sturm. Und nach dem Sturm erbebte die Erde. Aber Jahwe war nicht im Beben. Und nach dem Erdbeben loderte Feuer, die Klüfte hellend. Aber Jahwe war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer — ein tiefes, tiefes Schweigen. Da verhüllte Elia sein Angesicht.

Und Gott stärkte ihn.

* * *

DER WEINBERG NABOTHS. Naboth, der in Jesreel wohnte, besaß einen Weinberg, nahe beim Schloss von Samarien. Ahab schlug vor: „überlass ihn mir. Er liegt mir bequem zum Gemüsegarten. Ich gebe dir einen bessern — oder baar Geld, wie du willst.“ Doch Naboth sagte: „mein Vätererbe wird nicht vertan! Da sei Gott vor!“ Und war nicht herumzubringen. Übelgelaunt ging Ahab heim. Legte sich auf sein Bett. Und schaute finster.

Da fragte Isebel: „was ist mit dir? Warum issest du nicht?“ “Ach, dieser Naboth!“ erwiderte Ahab. „Gibt seinen Weinberg nicht!“ Da höhnte Isebel: „und du bist König in Israel?“ Dann lachte sie: „iss du nur ruhig. *Ich* will dir den Weinberg schaffen.“

Sie schrieb einen Brief in Königs-Namen. Und siegelte ihn mit dem Königs-Siegel. Und sandte ihn nach Jesreel an die Vornehmen. Darinnen stand: „feiert ein Fasten. Und Naboth soll die Versammlung leiten.“

Am Fasttag traten zwei Fremdlinge auf. Und verklagten Naboth: „dieser hat Gott und den König gelästert!“ Da führte man ihn vor die Stadt und steinigte ihn.

Isebel konnte dem Ahab melden: „Jetzt nimm ihn an dich, den Weinberg Naboths. Naboth ist nicht mehr.“ Und der König erging sich darinnen mit Freuden — —

Plötzlich war da Elia: „du hast gemordet! Und willst nun rauben! Hör Jahwes Wort: Naboths Blut haben Hunde geleckt — Hunde werden auch dein Blut lecken.“ Der König finster: „hast du mich gefunden, mein Feind?“ Elia: „ich finde dich immer!“

KRIEG MIT ARAM. — DES KÖNIGS TOD. Benhadad, König von Aram, sammelte sein Heer und zog heran. Mit Königen, Rossen und Wagen. Und schlug Israel. Und belagerte Samarien. Dem Ahab ließ er bieten: „kaufe dich los. Dann ziehen wir ab.“ Ahabs Antwort: „was mein ist, ist dein!“

Doch Benhadads Boten kamen wieder: „morgen durchsuch ich die ganze Stadt zu nehmen, was mir gefällt.“ Da hielt Ahab Rat: „erst fordert er Geld. Nun will er plündern!“ Alles riet: „weise ihn ab.“ König Ahab tat es.

Da drohte Benhadad: „der Schutt von Samarien reicht nicht aus, meinen Kriegern die Hand zu füllen.“ Ahab: „er wird erst den Bären haben müssen, eh er sich schmückt mit seinem Fell!“ Da lief Benhadad Sturm.

Er wurde abgeschlagen. Und die Belagerten fielen heraus. Und Aram floh. König Benhadad wurde mit Mühe gerettet — er hatte mit seinen Vasallen gezecht und war betrunken. Auf einem Streitwagen ward er entführt.

* * *

Benhadads Höflinge gaben ihm ein: „ein Berg-Gott ist dieser Jahwe! Drum haben sie uns geschlagen. In der Ebene wären wir ihnen über! Wir mit unsern Wagen!“

So sammelte Benhadad ein neues Heer. Und zog in die Ebene Jesreel. Er wurde wieder geschlagen. Und suchte Zuflucht in der Stadt Aphek. Todesfurcht trieb ihn von Haus zu Haus. Da sagte Einer: „König Ahab soll gutmütig sein. Wir wollen Bußkleider anziehen. Und einen Strick legen um unsern Hals — vielleicht schenkt er uns das Leben.“

So kamen sie zu Ahab: „dein Sklave Benhadad fleht um sein Leben.“ „So lebt mein Herr Bruder noch?“

Das griffen sie auf: „gilt er dir als Bruder?“

„Er sei mir willkommen!“

Als Benhadad kam, lud Ahab ihn zu sich auf seinen Wagen Und Benhadad schlug ihm vor: ich will dir die Städte wieder abtreten, die mein Vater dem Deinen genommen hat. In Damaskus darfst du Kaufläden gründen, wie *ich* getan in Samarien. Dafür lässt du mich frei.“ König Ahab ging darauf ein.

* * *

Drei Jahre lang ruhte der Krieg. Dann sagte der König von Israel: „Sie haben uns *Rama* nicht abgetreten! Nehmen wir, was uns gehört!“ Und da ihn der König von Juda besuchte, fragte Ahab: „ziehst du mit zu Feld?“ „Meine Rosse sind deine Rosse. Mein Volk ist dein Volk. Und ich bin wie du“, war Josaphats Antwort — er war sein Vasall.

„Frag noch das Orakel“, riet Josaphat. Da fragte Ahab die Jahwepropheten: „soll ich Rama erobern?“ „Jahwe gibts in die Hand des Königs“, antworteten sie. Josaphat fragte: „Sind das alle Propheten?“ Ahab dawider: „noch Einer ist da — den frag lieber nicht: Micha ben Jimla sieht immer schwarz!“ Aber Josaphat bat. Und der König von Israel schickte hin.

Unterwegs sprach der Bote dem Micha zu: „der ganze Chorus hat Glück verheißen — bring nicht einen Missklang drein!“ Micha fertigte ab: „ich rede, was Jahwe befiehlt!“

Im Thor von Samarien saßen die Fürsten, im Königsgewand, auf Königsstühlen. Vierhundert Propheten weissagten vor ihnen. Zedekia hatte sich Hörner gemacht und stieß die Gefährten damit zu Boden: „so wird König Ahab die Syrer stoßen!“ Und alle wie er: „zieh aus nach Rama. Jahwe gibts in die Hand des Königs.“

Als Micha kam, da fragte ihn Ahab: „soll ich gen Rama ziehen?“ Micha: „du hörst ja: wenn Ahab auszieht, wird Rama dem König gegeben! Das *ist* Jahwes Wort!“ „Soll ich ziehen, rätst du?“ Micha sah in die Ferne: „ich sah im Geist dein Volk zerstreut, wie Schafe, die keinen Hirten haben!“ Da wandte sich Ahab an Josaphat: „da haben wirs! Sagt ich es nicht?“

Aber Micha fuhr fort: „Und *das* habe ich gesehen: Jahwe saß auf dem Himmelsthron. Und fragte sein Heer: ‚wer will mir den Ahab betören, dass er nach Rama zieht und fällt?‘ Einer riet dies, der Andere das. Bis ein Geist hervortrat: ‚ich will es tun!‘

‚Wieso?‘

‚Ich drehe dein Wort zur Lüge im Mund der Propheten!‘

‚Gut!‘ sagte Jahwe. ‚So muss es gelingen!‘

Weil Jahwe Unheil beschloss wider Ahab, ist im Mund der Propheten ein Lügengeist. ‚Jahwe wird Rama dem König geben‘ — dem König *von Aram* nämlich, ist Jahwes Wort!“

Da trat Zedekia herzu und schlug seine Faust in Michas Gesicht: „ist Jahwes Geist wohl von uns gewichen, mit dir zu schwätzen, das Lästermaul?“ Und Ahab ließ Micha gefangen setzen bei Wasser und Brot. Bis er wiederkäme. „Heil kommt er nicht wieder“, behauptete Micha. „Sonst ist mein Wort nicht von Jahwe gewesen!“

* * *

Ahab, der König von Israel, und Josaphat, König von Juda, zogen gen Rama in Gilead. Es kam zur Schlacht. Und ein Syrer spannte den Bogen — von ungefähr — und traf den König von Israel. Zwischen Panzer und Gurt. König Ahab befahl seinem Wagenlenker: „bring mich hinweg!“ Doch als er sah, wie heiß man kämpfte, da hielt er stand. Und blieb in der Linie, aufrecht vor dem Feind, jenen ganzen Tag. Obgleich sein Blut in den Wagen floss. Am Abend starb er. Bei Sonnen-Untergang gings durch die Reihen: „der König ist tot! Der König!“ Und das Heer zerstreute sich — —

* * *

AHABS SÖHNE. Ahasja, Ahabs Sohn, wurde König in Israel. Und regierte zwei Jahre.

Denn er fiel aus dem Fenster seines Palastes. Und lag darnieder. Da sandte er Boten: „fragt Baal-Sebub, den Gott von Ekron, ob ich genese.“ Sie machten sich auf.

Als sie die Straße zogen, war da Elia: „wohin des Weges?“ Sie gaben Bescheid. Da zürnte Elia: „ist *kein* Gott in Israel, dass ihr den Gott der Fremde fragt? Sagt eurem Gebieter: er werde sterben!“ Da kehrten sie um.

Ahasja fragte: „kommt ihr schon wieder? „Es ist uns Einer entgegengetreten“, berichteten sie.

„Wie sah er aus?“

„Ein Fell trug er umgebunden. Und einen Riemen um seine Hüften.“

Ahasja erschrak: „dann war es Elia!“

Und Ahasja starb, wie Elia gesagt. Und Joram, sein Bruder, wurde König.

BASEL PAUL KÄGI

□□□

THEATER UND KONZERT

ZÜRCHER SCHAUSPIEL. Ein Ungar, der uns bis dahin ein Unbekannter geblieben war und von dem wir vielleicht später auch nichts mehr hören werden, hat uns mit einer unterhaltsamen Komödie überrascht. Gabriel Dregely (auf der ersten Silbe zu betonen!) heißt der Autor, sein Stück *Der gutsitzende Frack*. Um den märchenhaften Aufstieg eines Schneidergehilfen handelt es sich. Er fühlt sich zu besserem berufen als zum Fracknähen und Frackbügeln; das Fracktragen scheint ihm durch Schicksalsschluss beschieden zu sein. Er fasst sein Lebensziel knapp in den Satz zusammen: Ich will ein Gentleman sein. Vom Arbeiten sagt er nichts; das liegt ihm nicht sonderlich. Das Vertrauen auf seine Suada, seine unerschütterliche Dreistigkeit, vor allem aber auf seine gute Figur und deren Hülle, den gutsitzenden Frack — das kommt ihm als genügendes Rüstzeug für den Flug ins große Leben vor. Die Umstände legen ihm einen solchen Frack auf den Weg (er braucht ihn nur aus dem Schneideratelier zu stehlen); was der legitime Frackbesitzer mit diesem Objekt bei dem Minister, dem er eine verjährte Wohltat auffrischen will, ergattern möchte, das jagt der Schneiderfrechling, der über alle diese Ambitionen des reichen Kunden auf dem Laufenden ist, in seine Küche: er, im Frack des Bahndirektors, spielt sich als einstiger Lebensretter des Ministers auf, kommt ins Schwadronieren über soziale Dinge (für die er sich einen Fonds zusammengelesener Phrasen aus dem noch nicht gedruckten Manuskript eines mit der Schneidermeistertochter verlobten Nationalökonomen zurecht gelegt hat), macht Eindruck und beschließt den Abend mit dem Bewusstsein des kompletten Sieges. Und das frevle Spiel geht weiter. Der Minister lässt diese wertvolle Bekanntschaft nicht so leicht fallen. Der Schneider kommt in die Politik hinein. Der Nationalökonom wird sein gut bezahlter, verschwiegener Sekretär, der das arbeitet und formuliert, was der Schneider mit dem gutgeölten Mundstück von sich gibt. Da droht ein Faux pas des Schneiders das ganze Gebäude zum Einsturz zu bringen. Der schneiderliche Bel Ami hat sich mit der Gattin seines Sekretärs (der Tochter seines ehemaligen Prinzipals, die schwärmerisch zu diesem Mann der Energie aufblickt) etwas sehr intim eingelassen. Was schließlich der Mann doch bemerkt, worauf er Lärm schlägt. Alle Schlingen sind ausgeworfen, um den Glücksritter vom gutsitzenden Frack zu fangen und moralisch zu erdrosseln. Da gelingt es ihm in letzter Stunde, den Kopf frei zu bekommen. Nochmals hat der untadelige Frack seine Pflicht getan: der Premierminister unterliegt dem Charme, und der Schneider wird Handelsminister. Einmal so hoch gestiegen, zerreißt er kühn und schlau alle Netze. Alles wird ihm aufs neue untertänig. Sein Sekretär bringt das Sacrificium seiner Rache für die angetastete Ehre, indem er als Hofrat sich dem Herrn Minister zur Verfügung stellt. Und eine reiche Industriellentochter beglückt des Ministers Hand.

Mit lustigem, lebhaftem Esprit ist das gedrechselt, so dass das Interesse bis zum Schluss wach bleibt. Zur Komödie macht das Stück die satirische Zutat, die darin besteht, dass wir uns im Grunde in einer Welt von Spitzbuben und Gesinnungslumpen bewegen, die von einem Schneider dupiert und dominiert zu werden

reichlich verdienen. Budapest gibt der ungarische Verfasser freundlich als Ort der Handlung an; als Zeit die Gegenwart. Man muss sagen, dass dieser Ungar seine Landsleute nicht überschätzt. H. TROG

*

LE TROUBLE-FÊTE AU THÉATRE DE LA COMÉDIE DE GENÈVE.

M. Edmond Fleg est un écrivain genevois qui depuis de longues années déjà habite Paris, où il poursuit une carrière qui n'est pas sans lustre. Il est Genevois, mais ne semble pas avoir gardé une empreinte très forte du premier milieu qui fut le sien. Est-ce à dire qu'il se soit complètement parisiennisé? Je ne crois pas, et ensuite ce n'est point ce dont il s'agit ici. M. Edmond Fleg occupe une place fort honorable parmi les dramaturges contemporains, et comme il est de nationalité suisse, il n'y a pas de raisons pour ne pas être heureux, et doublement heureux du succès qui a accueilli le *Trouble-fête* à Paris d'abord et à Genève ensuite. M. Fleg n'en est pas à son premier ouvrage, et pour ne point insister sur sur ses premières pièces *La Cloison* et *Le Message*, il sied de mentionner ici un drame étrange et fort inquiétant. *La Bête*, qui, représenté sur la scène du Théâtre Antoine, à Paris, ne laissa pas de faire quelque bruit. Je ne sais pas quels résultats donneront les efforts très littéraires de M. Fournier, directeur du Théâtre de la Comédie, et de la „saison de Genève" qui veulent donner aux écrivains dramatiques de talent de la Suisse romande l'occasion d'être joués et bien joués. Jusqu'à ce jour — j'excepte bien entendu les œuvres de M. Morax, le plus puissant tempérament d'homme de théâtre de notre pays, et les œuvres de M. Mathias Morhardt, qui sont de très beaux morceaux de philosophie lyrique — nous n'avons guère à mentionner que des tentatives d'amateurs, sans lendemain. La comédie de M. Edmond Fleg est la première comédie moderne dûe à un écrivain romand, et qui, à côté de qualités spécifiquement littéraires, témoigne de qualités dramatiques fort appréciables. Le *Trouble-fête* „tient la scène" et ne trahit aucune de ces inexpériences, de ces naïvetés, de ces énormes erreurs qui révèlent sûrement l'amateur. Très bien jouée par une troupe d'élite, très homogène et très souple, la pièce de M. Edmond Fleg mérite pleinement le joli succès qu'elle a remporté.

*

Un jeune ménage très lancé et très „parisien", l'avocat Louis Lorey et sa femme, ont sur le mariage des idées très particulières. Ils n'ont point d'enfants, car selon eux le mariage n'est point destiné à la repopulation du pays — il s'agit bien entendu de la France. Un enfant? Mais ce serait un *trouble-fête*. Ce n'est point l'avis de la bonne vieille grand-mère qui n'eût point tant de scrupules, puisque précisément elle est grand'mère. Grand'mère est du vieux système, n'est-ce pas? Mais si cela continuait ainsi il n'y aurait pas de pièce, et justement à la fin de l'acte nous apprenons que, malgré leurs doctrines, les époux sont sur le point d'être trois . . . Aussitôt, devant la douleur de sa femme qui craint de perdre l'affection de son mari, celui-ci „plaide" — il est avocat — la cause du petit enfant qui va naître . . . Le second acte, quelque dix mois plus tard, nous montre un ménage bien différent. La jeune femme est toute à son enfant. Elle délaisse le cabinet de con-

sultations — elle servait de secrétaire à son mari — et ne prend même plus la peine de „s'habiller". Et ce qui devait arriver arrive. Le troisième acte est une longue scène à deux personnages. Madame a appris que son mari voyait beaucoup une jeune femme très mondaine, très divorcée et qui fait des „romans". Et Monsieur après un éclat s'en va en claquant les portes. Il va chez Francine de Prailles . . . Un épilogue nous apprend qu'il a eu, si l'on peut dire, l'esprit de l'ascenseur. Deux années se sont écoulées: loin d'être un trouble-fête, le petit Roger a uni les époux dans une commune affection. Ils ne sont plus uniquement amants; ils ont fondé un foyer; voici que la comédie se termine sous la lampe, au coin de la cheminée. Et par une imagination charmante, c'est le père qui s'inquiète le plus de ce que Roger, sorti tout à l'heure avec sa bonne, n'est point encore rentré. L'amour paternel, pour être né plus tard que l'amour maternel n'est, ni moins vif ni moins profond. Tout cela est d'une douce et jolie ironie.

Evidemment la comédie de M. Edmond Fleg n'est point une grande œuvre. Elle n'a aucune prétention d'ailleurs, à la grande œuvre. Mais elle vaut par une justesse parfaite de l'expression, par une mise en œuvre adéquate au sujet et par ce ton, qui reste perpétuellement le ton de la comédie. Et puis M. Fleg sait écrire. Je ne dirais pas que M. de Porto-Riche fut sur lui sans influence, mais il n'y paraît point avec exagération. Et non seulement il sait écrire, mais il sait écrire pour le théâtre; sa langue, très pure et très élégante, est expressive et sobre. Le seul défaut de cette pièce, c'est son sujet qui est un peu mince. Mais en avoir tiré trois actes excuse de l'avoir choisi. Ce qui nous intéresse c'est le résultat: un auteur est libre de prendre sa matière où il lui plaît.

GEORGES GOLAY

*

BERLINER SAISONBEGINN. Wenn jemals eine Saison mit Verheißungen begonnen hat, so ist es diese. Die neuen Theater fühlten sich künstlerisch verpflichtet. Und so begann ein Wettlaufen zwischen dem Deutschen Künstlertheater, das als Sozietät den größten Teil des Brahmschen Ensembles in der früheren Kurfürstenoper vereinigt, dem Lessingtheater, das Viktor Barnowsky, und dem Kleinen Theater, das Georg Altman übernommen hat. Altman, der vom Deutschen Theater in Hannover kam, blieb am weitesten zurück. Sein Personal erwies sich bis auf die Herren Bildt und Pick als konventionell. Seine Regie ist gebändigtes Stadttheater, sein Repertoire provinzielle Moderne. Es ist auf Herbert Eulenberg eingestellt, der ein Revolutionär für die diejenigen ist, die einst zu Sudermanns Fahne schworen. Das zu erkennen war schon früher nicht schwer. Empfindsame Einfälle konnten über psychologische Verlogenheiten nicht hinwegtäuschen. Wenn Vinzenz in *Alles um Geld* stahl, so tat er es, um das Andenken seiner Mutter zu rächen. Diese unehrliche Bürgerlichkeit ist in *Belinde*, die Altman brachte, hüllenlos geworden. Sentimentales wird ranzig, Dramatisches knallig. Und Menschen, die nach Eulenberg frei sein sollen, drohen moralisch entrüstet mit dem Staatsanwalt.

Wer gegen *Belinde* noch Erbitterung aufbringen konnte, bringt es vor *Zeitwende* nur zu automatischer Abwehr. Die Birch-Pfeifferei ist so

durchsichtig, dass man sich schämt, sie besonders zu betonen. Die Ethik ist so verräterisch, dass nur der ein Recht hat, sie aufzudecken, der ihr auch in kaschierteren Werken schon hinter die Maske gesehen hat. Ein betrogener Ehemann will dem Hochstappler, dem er die Hörner verdankt, ins Gesicht spucken und mietet sich vorher für tausend Mark einen Kellner, der jenen, wenn er sich wehren würde, festhalten soll. Der Kerl, der dieser Erbärmlichkeit fähig ist, wird als anständig hingestellt. Das genügt.

Mit dieser Première hatte das neue Lessingtheater noch weniger Glück als mit seiner Eröffnungsvorstellung. Denn auch der *Peer-Gynt*-Einstudierung musste der letzte Erfolg versagt bleiben. Barnowsky, an die Maße des kleinen Theaters und anderer Stücke gewöhnt, übernahm sich mit diesem Riesenwerk. Vieles wurde unruhig zersplittert, anderes opernhaft banalisiert. So fehlte das innere Vertrautsein mit der Phantasiewelt Ibsens. Barnowsky stand zum Werke nur in einer Willens- und Arbeitsbeziehung. Und das genügte um so weniger, als auch seine Helfer: einige Hauptdarsteller und der Maler Sven Gade zurückblieben. Besonders der Maler hat sich, wie schon früher oft, nicht bewährt. Er gilt in Berlin als ein großer Dekorationskünstler. In Wahrheit aber ist seine Leistung Zusammentragung und Mischung. Er beherrscht weder den Raum, noch die Farben. Seine Dekoration kann links Reinhardt, rechts Königliches Schauspielhaus, hinten Deutsches Opernhaus sein. In Sven Gade bekämpfen sich alle Stilprinzipien der Berliner Bühnen. Trotzdem wird man das Lessingtheater weiterhin für eine erste Bühne halten müssen, weil literarischer Wille und künstlerischer Ernst auch aus dem Misslungenen spricht. Wenn man das Achtunggebietende tadelt, so legt man den strengsten Maßstab an. Wodurch aber sind die Berliner Theater anders groß geworden als durch die höchsten Anforderungen, die von außen an sie gestellt wurden?

Diesen Anforderungen genügt schon heute das Deutsche Künstlertheater. Gerhart Hauptmanns *Tell*-Inszenierung ist eine künstlerische Tat höchsten Ranges. Sie setzte Theatralisches auf realistischen Grund und führte Rhetorisches unerbittlich auf psychologische Linien zurück. Es gab keine allgemeine Sentenz mehr, keine unmotivierte Tirade. Wenn bei Schiller alles zu stark nach außen getrieben wird, so wurde bei Hauptmann alles nach innen gedrückt. Er schob vor den Ausdruck die Hemmung, die Scham. Schwerfälliges Bauernvolk begrüßt sich mit breitem Lachen, versteckt seine Empörung hinter verlegenen Worten. Die Gebärde macht Verse zaghaft, die sich früher gewichtlos zum Himmel schwangen. Schweigen lastet, wo sonst Choristen unisono deklamierten. „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern . . .“ beim drittenmal übermannt es die Landleute: sie verstummen. Melchtal schluchzt auf beim Dreimännerschwur. Und es zeigt sich, dass die Dämpfung die dramatische Stoßkraft nur erhöht. Etwas Drohendes, Schwellendes bleibt zurück, das den Szenen eine innere Energie gibt, die sie niemals hatten. Nichts falscher, als zu behaupten, dass dieser Realismus Schiller schwunglos gemacht oder erst die Schwächen des Dramas aufgedeckt hätte. Dieser Realismus, der die geheimen Triebkräfte enthüllte, führte den jungen Schiller herauf, dessen Bestes durch falsch verstandenen klassizistischen Einfluss verschüttet

wurde. Seit Jahren habe ich Schiller zum erstenmale wieder lieben können. Dieser Realismus verzettelte sich nicht, wie behauptet wurde, im Zuständlichen. Wenn er die Idylle des Anfangs liebevoll ausarbeitete, so gab er ihr nur den Kontrastakzent, der ihr zukommt. Und wie wurde das Lyrische in die dramatische Bewegung übergeleitet!

Es gab in dieser Vorstellung so viel des Herrlichen, dass geringe Übertreibungen des Prinzips, dass technische Mängel, die die neue und enge Bühne verschuldete, nicht dagegen aufkönnen. Durch die Umständlichkeit der Verwandlungen mag es gekommen sein, dass man den großen Zug, den jede Szene hatte, in der Steigerung des Ganzen, im Anschwellen bis zum Ende vermisste. Aber diese Aufführung hat uns ein Stück zurückgegeben, das wir für Männer verloren glaubten! Sie hat gleichzeitig erwiesen, dass das wahre Realisieren auch das wahre Stilisieren ist. Wie von selbst wuchs dieser psychologische Realismus in Hodlersche Rhythmen hinein und forderte Dekorationen heraus, die die einzelnen Landschaften zum Einmalig-Wesentlichen der Schweiz steigerten.

Mit Absicht habe ich nicht von den befehdeten Strichen Hauptmanns gesprochen. Wer junge Schauspieler an der Arbeit gesehen hat, weiß, dass „O, eine edle Himmelsgabe..." gerade vom innerlichen Künstler heute nicht gesprochen werden kann. Mit dem Tellmonolog steht es ebenso. Und was einzig kalten Routiniers zugänglich ist, das soll man ernsthaft für die Bühne retten, nur weil es literarisch geheiligt ist? Nicht wenn Bekanntes wegfällt, sondern wenn Psychologisches unterbrochen wird, diskutiert man über Striche. Im *Zerbrochenen Krug*, den Hauptmann später inszenierte, ist er dramaturgisch tatsächlich nicht immer glücklich gewesen. Er hat dem Adam manche Erfindung, der Marthe Rull manche Redseligkeit genommen. Aber wie farbig hat er als Regisseur geschaffen! Welche Breite, welche Behaglichkeit! Welche pantomimische Drastik! Welche psychologische Komik! Wie hatte er sich an den Darstellern, wie sich die Darsteller an ihm entzündet! Jacob Tiedtke gab den Adam. Er ist einer der wenigen Schauspieler, die mit der äußersten Diskretion der Mittel die drastischsten Gestalten schaffen. Alles ist leise, menschlich. Eine Natur scheint sich absichtlos auszuleben und doch ist jeder Ton schattiert und bewusst geformt. Dieser Adam war ein fettes, schmunzelndes, triebhaft unschuldiges Tierchen. Ein Gauner aus Gutmütigkeit. Ein Schuft aus moralischer Trägheit. Mit dieser Schöpfung, die nur darum komisch war, weil sie im tiefsten Sinne humoristisch blieb, ist Tiedtke neben Sauers Attinghausen, neben Marrs Tell und der Barbara Lina Lossens (in *Zeitwende)* die schauspielerischste Tat der ersten Saisonmonate gelungen.

Hinter *Tell* und dem *Krug* blieb alles andere zurück. Sogar der selben Sozietäre *Hanneles Himmelfahrt*, das Rudolf Rittner inszeniert hatte, sogar Reinhardts *Tasso*. Reinhardt hat überhaupt in dieser Spielzeit noch kein Glück gehabt. Wie der *Tasso* an den Schauspielern, am Maler und vielleicht auch an Reinhardts eigenen Intentionen scheiterte, so waren andere Premièren literarische Misserfolge. Wedekinds *Franziska* brachte es zwar auf fünfundzwanzig Aufführungen, aber der äußere Erfolg kann dem, der Wedekind liebt, über die peinliche Leere des Ganzen nicht

hinweghelfen. Zwischendurch aufflackernde Szenen können nicht befriedigen. *Die goldenen Palmen,* die in Paris unter dem Titel *L'habit vert* aufgeführte Akademie-Satire von Flers und Caillavet, hatten nicht einmal einen Augenblickserfolg. Mit Recht. Die Aufführung war lahm, das Stück leer. Nur die Darstellung der geschickt berechneten Pantomime von Vollmoellers *Venetianischem Abenteuer eines jungen Mannes* glückte. Höchstens eine Szene, in der sich Tote vervielfältigen, blieb Variété. Sonst hatte Reinhardt einen lyrischen Groteskstil gefunden, der für eine Stunde entzücken konnte. Hier war auch Ernst Stern, der in letzter Zeit merkwürdig banal geworden ist, als Maler auf seinem Niveau. Technisch ist er noch immer der Raumbeherrscher der Bühne. Aber an farbiger Phantasie, Mannigfaltigkeit der Nüancen, Willen zum Neuen wird er heute von dem jungen Maler der Sozietäre, Rochus Gliese, übertroffen.

Das Königliche Schauspielhaus machte einen schwachen Versuch, aus seiner Lethargie zu erwachen. Es führte — bis auf Helene Thiemig konventionell — Strindbergs Märchenspiel *Schwanenweiß* auf, das mehr als durch seinen eigenen Wert dadurch ergreift, dass der von Dämonen gehetzte Strindberg sich zu Stunden durchrang, in denen er den Frieden zu diesem kindlich scheuen Märchen hatte. Die Verlegenheit der Harmlosigkeit erschüttert. Als zweite Première brachte das Königliche Schauspielhaus, damit niemand übermütig werden konnte, das fade Kostümlustspiel: *Die drei Brüder von Damaskus,* das dem Hamburger Schriftsteller Alexander Zien seine Entstehung verdankt.

Meinhard und Bernauer leben im Berliner Theater von der neuen Posse *Wie einst im Mai,* die aber an *Filmzauber* nicht heranreicht, gaben im Theater in der Königsgrätzerstraße eine durchgearbeitete Einstudierung von Anzengrubers *Viertem Gebot,* im neu übernommenen Komödienhaus Auernheimers feuilletonistisches, aber unaufdringliches Lustspiel: *Das Paar nach der Mode* und Nathansens mit Rasseproblemen kokettierenden Reißer: *Hinter Mauern.*

In einem Saal der Kunsthandlung Keller und Reiner gastierte das Marionettentheater Münchener Künstler mit einem alten Faustspiel, das dem nahe kommt, welches Goethe auf dem Kasperletheater sah. Dieses Gastspiel gehört mit der Verdi-Feier des Königlichen Opernhauses *(Don Carlos)* zu den Ereignissen der Saison. Paul Brann, der Leiter und Inszenator, hat mit Hilfe Jakob Bradl's, der die Figuren, und Paul Neu's, der die Dekorationen schuf, eine Suggestion der Unwirklichkeit erreicht, die die Wirkung leibhaftiger Schauspieler fast übertrifft. Wie reizend, wenn Faust mit steifen Händen sein Buch umblättert, wie rührend, wenn er ein Bein nach hinten, eins nach vorne streckt und zum Gebet hinkniet. Das kann alles nicht anders sein, und die Beweglichkeit der Glieder scheint auch das starre Gesicht mimisch zu beleben. Welch eine Ausdruckskraft des Phantastischen, wenn die spukhaft derben Geister erscheinen! Welch eine Drastik des Komischen, wenn Hans Wurst auftritt! Welcher entzündende Gegensatz in den Bewegungen der volkstümlichen Gestalten und den aristokratischen Gesten des Herzogs von Parma! Früher störte bei den Marionettentheatern, dass die Organstärke der sprechenden Schauspieler

in keine Übereinstimmung mit der Unwirklichkeit der Figuren zu bringen war. Diesmal waren auch hier Abstufungen erreicht, so dass — wenigstens von den hinteren Plätzen aus — die Suggestion vollkommen war. Das Marionettentheater Paul Branns könnte das romantische Drama schaffen. Hier möchte ich Tieck und Brentano sehen.

HERBERT JHERING

BILDENDE KUNST

KUNSTHAUS ZÜRICH. Die *fünfte Ausstellung der Gesellschaft Schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten*, die bis Ende dieses Monats geöffnet bleibt, bietet ein so schönes und übersichtliches Bild unseres nationalen Kunstschaffens, wie man es sich nicht besser wünschen kann; die staatlich geleiteten Ausstellungen verfügen wohl über größere Mengen aber nicht über höhern innern Wert.

Ich will nicht viel Worte über die Meister verlieren, deren Name sattsam bekannt ist. Von Hodler ist der *Orateur* da, die durch konzentriertesten seelischen Ausdruck starke Mittelfigur des Rathausbildes für Hannover; von Giovanni Giacometti ein Triptychon von prächtigen rötlichen Kinderakten auf gelbem Grunde, etwas vom Besten, das er geschaffen hat; die Mädchenakte von Amiet, die daneben hangen, böten die beste Gelegenheit, die Art dieser beiden verwandten und doch wieder so verschiedenen Maler zu vergleichen, wozu es mir leider an Platz gebricht. Das *Verschneite Hochtal* von Wilhelm L. Lehmann zeigt den Maler heute im Besitz viel besserer Mittel, als da er zuerst versuchte, sein an die Farbenwelt des Dachauer Mooses gewöhntes Auge den Erscheinungen des Hochgebirges anzupassen. Bei ruhigem Vorwärtsschreiten auf dem von ihnen gewählten Pfad sieht man René Auberjonois, Abel Hermenjat, Alfred Blailé; mit ungestümerem Tempo Alexandre Blanchet und Louis Moilliet — zwei ganz prächtige Kerle —; und wie vortrefflich sich P. T. Robert auf dem Weg zu starkem Ausdruck durch das Mittel der Form entwickelt, zeigen die beiden Damenbildnisse, das eine von 1911, das andere von 1913. Ein liebevoller Kenner der Kinderseele und dazu ein zarter Kolorist, der sich mit jedem messen kann, ist Louis de Meuron.

Nicht weniger als diese figürlichen Bilder, bieten die Landschaften; hier ist es besonders lohnend zu beobachten, wie der junge Schweizer Maler die Schönheiten seines Landes zum Kunstwerk gestaltet. Wieder möchte ich hier Arnold Fiechter von Basel zuerst nennen, der mir letztes Jahr in Neuenburg schon ausnehmend gefiel; seine Flusslandschaft ist mit der schönen flächigen Teilung ein groß gesehenes, eindruckvolles Stück. Von nicht geringerer Bedeutung sind die mit südlicher Farbenglut erfüllten Landschaften von Paul Basilius Barth. Der Genfer John Torcapel hat in seinem *Weinberg* ein eigenartiges Motiv kräftig, fast in der Art van Goghs, durchgeführt. Als neuer Mann, der Eigenes zu geben hat, ist hier auch Joseph Hermann von St. Gallen zu nennen; seine Landschaft *Im Mai* zeigt die merkwürdigen hellen und dunkelsaftigen Grün, die im Bergland unter dem schmelzenden Schnee erscheinen, der mit einem blendend kühnen Fetzen wie ein Ornament das Bild beherrscht.

A. B.

TAGEBUCH

EINE ANSPRACHE FRANCESCO CHIESAS. Kunstfreunde werden eine neue kleine tessinische Broschüre willkommen heißen: die Ansprache Francesco Chiesas zur Eröffnung der ersten Ausstellung italienisch-schweizerischer Kunst in Lugano[1]). Man weiß, dass Chiesa aus einer Malerfamilie stammt, dass er sich eingehend mit Kunstgeschichte befasst hat (er erteilt oder erteilte auch Unterricht in Kunstgeschichte), und dass sein Dichten in engem Zusammenhang steht mit aller bildenden Kunst. Nicht umsonst entnahm er der Architektur die Titel der drei Gesänge seiner mächtigsten Dichtung *Calliope*: die *Kathedrale*, die *Fürstenburg*, die *Stadt*. Nicht umsonst enthält seine Gedichtsammlung *I Viali d'oro* drei *Venus*gedichte. Nicht umsonst verrät eine Erzählung seiner *Istorie e favole (La vergine maculata)* so genaue Kenntnis verschiedener künstlerischer Techniken, und leiht er zwei marmornen Frauengestalten bedeutsame Rollen in den Erzählungen *Il barbaro* und *Il superstite*. Dass die bildenden Künste ihm nicht nur unlöschliche Eindrücke sondern wegweisende Überzeugungen und frohen fördernden Glauben gegeben, das bezeugt sein Gedicht *La porta*; während das Gedicht *L'uccello di paradiso* seine musikalische Genussfähigkeit ahnen lässt. Wie zu vollendeter Freude es der reichen Gaben aller Künste bedarf, das erleben wir im hochzeitlichen neunzehnten Sonett der *Fürstenburg*. Am eindringlichsten aber spricht Chiesas hohe Einschätzung der bildenden Künste und zugleich des geschichtlich Wesentlichen aus dem Sonett vom blühenden Granatbaum, der im öden Hofe der verwüsteten Fürstenburg prangt, wie ein *lebendiges Banner des Sommers*. So flammenspendend, so wunderbar ist er, weil tief im Boden seine Wurzeln die Trümmer glänzender Geheimnisse umklammern: *göttlichen Marmor*, Splitter von Schwertern und Schilden. Aus diesen *epischen Schönheitsreliquien* saugt der Baum seine Pracht. Demnach — oh herrliche Kühnheit — nährt sich die Natur aus den vergänglich-unvergänglichen Werken des Menschen. Wer solches ersonnen oder empfunden hat, dem ist die Kunst in ihren besten plastischen und farbigen Äußerungen Lebenssehnsucht und Lebensbedingung. Kein Berufenerer konnte den italienisch-schweizerischen Künstlern ein *Glückauf* wünschen zu ihrer ersten Einigung. In seiner Ansprache hebt Chiesa hervor, jedem Kulturvolk tue es not eine Geschichte zu haben. Geschichte bedeutet nicht nur Städte zerstören, sondern auch Städte aufbauen. Das Vaterland mit den Waffen verteidigen, neue Länder gewinnen, Gesetze auferlegen, kraftvolle Taten vollbringen: dies alles ist wohl Geschichte. Aber Geschichte ist auch, (obwohl weniger bekannt und Eiligen sowie Kindern weniger leicht verständlich) die *Geschichte der Künste*. Seien wir getrost: ein ganzes weites Kapitel der italienischen Kunstgeschichte spricht von tessinischen Künstlern und von tessinischen Werken. Chiesa nennt sie, die einst weithin Tätigen und heute noch Be-

[1]) *La prima esposizione d'arte della Svizzera italiana.* Discorso d'apertura, 10 settembre 1913. Tipografia luganese.

wunderten. Er freut sich, dass diese erste Ausstellung ein Zusammenhalten der schweizerischen Künstler italienischer Zunge veranlassen wird. Zwar muss jeder Künstler nach seiner eigenen Art glauben, lieben, schaffen. Indes, die Natur und das Leben bieten zuweilen äußere Umstände und Bedingungen, die in den verschiedenartigsten Menschen ähnliche Wirkungen hervorrufen. Unbewusst finden sich diese von der einen Macht geeint, die alle beherrscht. „Söhne derselben Erde sein, dieselben Berge gesehen zu haben, im dunkeln Unterbewusstsein gewisse gleiche Eindrücke bewahren, das sind starke Ursachen zu wahrhafter Verwandtschaft auch zwischen verschieden geschulten Künstlern." Zum Schluss heißt es: „Aus den rhätischen Tälern und aus den tessinischen haben sich hier die verschiedensten Künstler vereinigt, nicht um auf das Wort Segantinis oder Hodlers oder Rodins zu schwören, oder um für und wider den Kubismus zu streiten: aus keinem anderen Grunde als dem, sich alle aufrichtig als Romanen zu fühlen. Dass ihr schönes Unternehmen Beispiel und Sporn sei auch den Nicht-Künstlern! Uns allen wird es gelingen, in der Eidgenossenschaft die Hochschätzung und die Sympathie zu erwerben, die uns zukommen, und derer wir bedürfen, wenn wir weder die gewohnten Klagen wiederholen, noch uns eifriger Kriecherei oder kindischen Trotzes schuldig machen, sondern wenn wir mit Werken mehr denn mit Worten das Bewusstsein und Gepräge unseres Italienertums beweisen."

Auch aus dieser, wie aus andern kürzlich gehaltenen Ansprachen Francesco Chiesas [1]), geht sein hochgerichtetes Wesen hervor. Möge er mit der lebendigen Rede den weiten Massen ein Führer sein, die ihm als Dichter nicht folgen können. Denn gewiss sind ihm die tiefen Einsichten eigen und die stolzen Flüge der großen glaubensicheren Erzieher.

E. N. BARAGIOLA

[1]) Ich denke insbesondere an seine in französischer Sprache gehaltene Genfer Rede: *Le sentiment national suisse*, Genève 1913. Das Titelblatt schmückt ein stolzer hodlerscher Eidgenosse.

*

Herr J. C. Kaufmann, Präsident der schweizerischen Künstlervereinigung (Sezession), in Luzern, schreibt uns, er habe mit der Broschüre Cato, die Herr Dr. Baur hier besprach, gar nichts zu tun. Das Schriftchen sei für ihn eine Überraschung gewesen. Wir stellen das gerne fest.

Ferner macht Herr Kaufmann unsere Redaktion auf einen Widerspruch aufmerksam und schreibt: „Sie selbst loben das eine mal den Kubismus und Exzessivismus und lassen ein ander mal Anna Lanicca sagen, dass derselbe von kurzer Dauer sei, da er nicht begründet sei." Unsere Zeitschrift dient aber keiner Koterie; sie bringt verschiedene Meinungen zum Ausdruck. Auch das lasse ich gerne durch Herrn Kaufmann feststellen.

Raum und Zeit fehlen mir heute, um die eigene Meinung auszusprechen. Es soll ein nächstes mal geschehen.

BOVET

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750
Redaktor in Bern Dr. HANS BLÖSCH, Bümpliz.

Dehmel.

DAS KIRCHENFENSTER

Santa, ach, sie sagten immer,
Dass dein Auge niemals glühe,
Dass es lichtlos in der Frühe
Und am Tage ohne Schimmer —
Keiner kennt uns, weit vom Strande!

Abseits vom Canale grande
Steht an einer Landungsstelle
Eine kleine Bußkapelle.
Diese ist es! Fährmann, lande —
Hier verlassen wir die Fluten!

Wenn mir alte Narben bluten,
Neue Qualen mich befallen,
Rett' ich mich in diese Hallen.
Schmerzen bleichen hier und Gluten,
Und verglüht steht die Kapelle,

Abends, wenn die Sonnenhelle
Sanft erwacht im Fensterrunde,
Quillt für eine einzige Stunde
Aus dem Glas, wie eine Quelle,
Glut und Farbe, Glanz und Leben!

Tags verhüllt durch Spinneweben,
Wird, in mattem Scheine blühend,
Nun *das Bild* im Fenster glühend —
Lasst die Blicke uns erheben!
Schaut, das Glas wird langsam bunter!

Aus dem Fenster blickt's herunter,
Um den Gläubigen zu künden:
Jesus Christus heilt den Blinden!
Und du *fühlst* das Schöpfungswunder,
Wie der Herr den Blinden heilte!

Wenn ich vor dem Fenster weilte
Und das Bild sah glüher werden,
Warf's mich brausend auf die Erden,
Weil mich Gottes Geist ereilte —
Still, da kommt die Lichterwelle!

Rühre dich nicht von der Stelle!
Lass uns tief im Dunklen bleiben!
Heilig wächst der Brand der Scheiben —
Knieend in der Bußkapelle,
Ruf ich in den Feuerflimmer:

Santa, ach, sie sagten immer,
Dass dein Auge niemals leuchte,
Dass kein Glanz des Glücks es feuchte,
Dass es ohne Glut und Schimmer —
Schönes Fenster! Heilige Quelle!

Schaut, im Tiefsten der Kapelle
Klingen zaubrisch die Kristalle,
Schüttet in die Pracht der Halle
Nur die Sonne eine Welle . . .

CARL FRIEDRICH WIEGAND

JELLINEK UND DER PROPORZ

So überschreibt Herr Otto Schmassmann im letzten Heft von *Wissen und Leben* eine stark persönliche Polemik gegen den Unterzeichneten. Er setzt sich darin mit meiner am 6. April 1910 im Nationalrat gehaltenen Rede gegen die Proporzinitiative auseinander, um im Wesentlichen zu wiederholen, was er im *Stadt-Anzeiger der Stadt St. Gallen* (No. 15 vom 18. Januar 1911) unter dem Titel: *Dr. Forrers Kronzeuge* behauptete, nämlich dass ich Jellinek fälschlicherweise als Proporzgegner zitiert habe. Dem anonymen Artikler des *Stadt-Anzeigers* habe ich in No. 16 des *St. Galler Tagblatts* vom 19. Januar 1911 geantwortet und damals schon klar und unzweideutig die völlige Unbegründetheit der mir gemachten Unterstellung nachgewiesen. Es mag mir gestattet sein, nunmehr auch Herrn Otto Schmassmann an der gleichen Stelle gegenüberzutreten, an welcher er mit gelüftetem Visier seinen Angriff wiederholt.

In welchem Sinne ich Jellinek zitierte, ist aus dem *Zusammenhang* meiner damaligen Rede zu beurteilen. Ich setzte mich unter anderm mit der Proporzrede von Herrn Prof. Speiser auseinander. Er erkannte in seinen Ausführungen willig an, dass sich die freisinnige Partei um die Entwicklung der Wahlberechtigung und Stimmberechtigung außerordentliche Verdienste erworben habe; sie sei die Führerin gewesen und habe die Rekurse gegen die Wahlbeeinträchtigung im Sinne einer sehr schrankenlosen Wahlfreiheit entschieden. Wenn aber diese freisinnige Partei sich heute weigere, mitzugehen in der Vervollkommnung des Wahlrechtes durch Schaffung allgemeiner und gleicher Wahlkraft, so bleibe sie stehen. Herr Speiser feierte also das proportionale Wahlverfahren als ein im Wesen der Demokratie liegendes Fortschrittsprinzip, das in der Richtlinie der bisherigen Entwicklung der freisinnig-demokratischen Parteiideale liege. Demgegenüber führte ich nun wörtlich Folgendes aus:

> Herr Prof. Speiser hat dann der freisinnig-demokratischen Partei ein freundliches Kompliment gemacht, indem er ausführte, sie habe Verdienste darum, das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht gesichert und ein weitherziges Rekursverfahren in dieser Richtung garantiert zu haben. *Timeo Danaos et dona ferentes.* Ich glaube, dieses Kompliment ist nicht um des Komplimentes willen gemacht worden, sondern deshalb, um desto greller in die Erscheinung treten zu lassen, was man gleich nachher der freisinnig-

demokratischen Partei zum Vorwurf macht, den Vorwurf, dass die freisinnig-demokratische Partei diesem neuen demokratischen Fortschrittsprinzip gegenüber sich so aristokratisch-konservativ und so reserviert verhalte.

Ich glaube, es ist eine unrichtige Auffassung, wenn man überhaupt den Proporz als ein demokratisches Fortschrittsprinzip postuliert. Er ist das nicht, sondern bleibt seinem Wesen nach ein durchaus konservatives Prinzip. In dieser grundsätzlichen Auffassung liefert der Vortrag Jellineks in der juristischen Gesellschaft in Wien *Das Recht der Minoritäten* einen zu ernstem Nachdenken anregenden Kommentar. Er postuliert und verteidigt das formelle und materielle Recht der Minoritäten, aber nicht aus demokratischen Gesichtspunkten heraus, sondern als ein Palliativ gegen die alles überflutende demokratische Tendenz des Majoritätsprinzips. Sein Gedankengang ist der, dass er sagt: „Die Besten sind in der Minorität, die demokratische Masse hat Unrecht, deshalb müssen wir diese aristokratische Minorität schützen". Aber, meine Herren, wir stehen in der schweizerischen Demokratie auf einem andern Standpunkte; wir haben bereits dafür optiert, dass bei uns die Masse durch den Stimmzettel entscheidet. Wir können nicht mehr zurück zu dem Standpunkt, den Herr Prof. Jellinek vielleicht mit Recht vertritt.

Es ist nun doch gewiss für jedermann klar, der verstehen will, *dass ich Jellinek nicht als Proporzgegner zitiere.* Ich führe ihn vielmehr als *einen entschiedenen Gegner des demokratischen Majoritätsprinzips an.* Ich stelle ja unmissverständlich fest, dass er das formelle und materielle Recht der Minderheiten fordert und verteidigt, nicht wie Herr Prof. Speiser in der Meinung, es sei dies die logische, natürliche und deshalb anzustrebende demokratische Fortentwicklung des allgemeinen Wahlrechtes zur allgemeinen und gleichen Wahlkraft, *sondern vielmehr aus einer durchaus aristokratischen und konservativen Anschauung heraus*, nämlich um einen Damm zu schaffen gegen die alles überflutende demokratische Tendenz des Majoritätsprinzips. Wer meiner Rede mit Verständnis und ohne Voreingenommenheit folgt, erkennt, dass ich den *völlig verschiedenen Ausgangspunkt* und die *prinzipiell grundverschiedene Anschauung* einander gegenüber stellte, aus der heraus zwei bedeutende Rechtslehrer, wie Speiser und Jellinek, gegenüber dem Majoritätsprinzip das Recht der Minoritäten fordern. Es liegt ein tiefer Gegensatz zwischen der staatsrechtlichen Auffassung Speisers, die einer ausdehnenden Entwicklung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes und seiner gesetzlichen Festlegung im Proporz als einem demokratischen Fortschrittsprinzip ruft und der

Theorie Jellineks, der die Macht und den Einfluss der demokratischen Mehrheit, der Massen überhaupt, zurückbinden will. Man vergleiche die zitierte Schrift Jellineks *Das Recht der Minoritäten* nur im Zusammenhang, und nicht bloß in dem von Schmassmann gegebenen Auszuge; zum Beispiel auch die Sätze:

> Nichts kann rücksichtsloser, grausamer, den primitiven Rechten des Individuums abholder, das Große und Wahre mehr hassend und verachtend sein, als eine demokratische Mehrheit . . . . . Nur ein der Wirklichkeit gänzlich abgewendeter Mensch kann heute noch den Traum von der Güte und Wahrheitsliebe der Massen träumen.

Aus diesem antidemokratischen trotzigen Minoritätsgefühl heraus erfolgt der Ruf Jellineks nach dem Rechte der Minoritäten; die Forderung Speisers aber nach dem Proporz entspringt ganz und gar einer demokratischen Grundanschauung, die ich freilich nicht teile, dass der Proporz die staatsrechtlich begründete Fortentwicklung und Sicherung des demokratischten aller Rechte, des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts sei.

Herr Otto Schmassmann versucht nachzuweisen, dass Jellinek in der genannten Schrift gar nicht vom proportionalen Wahlverfahren handle. Aber damit ist doch im entferntesten nicht dargetan, dass ich irgendwie sinnwidrig Anschauungen Jellineks zitiert hätte. Denn wenn, um mit Herrn Schmassmann zu reden, Jellinek die *bereits bestehenden* Minderheiten im Parlament sowie bei Volksabstimmungen vor der Willkür einer übermächtigen Mehrheit schützen will, *dann muss er noch vielmehr a fortiore das Recht der Minoritäten im Wahlverfahren vertreten* und sichern wollen, damit sie überhaupt im Parlamente *entstehen* und dort einziehen können. Dass dies auch Jellineks Auffassung ist, ergibt sich übrigens unschwer aus seiner geschichtlichen und kritischen Darstellung des Majoritätsprinzips in der Einleitung.

Zum Schlusse legt mir Herr Schmassmann den Unsinn in den Mund: „Wir sind eine Partei des Individualismus, darum — lehnen wir ihn ab!“ Auf diesen innern Widerspruch kondensiert Herr Schmassmann den letzten Teil meiner Proporzrede. Um jedem Leser die Möglichkeit zu verschaffen, der Gründlichkeit, deren sich Herr Schmassmann rühmt, selbst das ihr zukommende Zeugnis auszustellen, lasse ich den in Frage kommenden Teil meiner Rede hier folgen. Ich sprach von der atomisierenden Ten-

denz des Proporzes besonders gegenüber den großen historischen Parteien und sagte dann wörtlich:

Die Proporzgegner wissen gerade so gut wie die Freunde des Proporzes, dass die Parteien lebendige Organismen sind, die entstehen und vergehen. Was wir aber auch wissen, ist das, dass sich die Organismen verschieden entwickeln, je nachdem Sie ihnen günstige oder ungünstige Entwicklungsbedingungen schaffen. Der Proporz schafft keine neuen Parteien, die wir nicht irgendwo vorher schon in ihren Ansätzen gehabt hätten, aber er fördert die Neubildung von Parteien, weil er den zentrifugalen Kräften, den separatistischen Tendenzen ein brauchbares Instrument leiht, sich zu konstituieren. Es ist meine innerste Überzeugung, dass darin, in dieser seiner gewissermaßen automatischen Funktion, die große Gefahr für die Einheit und Kraft der Parteien liegt . . . . . Herr Prof. Speiser hat ausgeführt: „Die politische Gleichheit ist erreicht. An ihrer Seite ist nunmehr die wirtschaftliche Gleichheit zu sichern." Wir sind mit ihm vollständig einig, das ist auch unser Ziel; aber mit der Tatsache, dass heute im wesentlichen wirtschaftliche Interessen im Vordergrunde stehen, ist gerade die Gefahr der Atomisierung der historischen Parteien graduiert. Das ist ja überhaupt ein Nachteil unseres politischen Lebens, dass die großen politischen und kulturellen Fragen in engerem Sinne nicht mehr so die Geister beherschen und im Vordergrunde stehen, wie sie im Interesse einer gesunden Entwicklung der Demokratie im Vordergrunde stehen sollten, sondern dass die kleinlichen und kleinsten wirtschaftlichen Fragen die Geister beherrschen und dass wir schließlich keine kulturellen geistigen Fragen mehr kennen, sondern nur noch Magenfragen.

In einer Zeit, wo eine solche Tendenz vorherrscht, ist die Einführung des proportionalen Wahlverfahrens ganz besonders gefährlich. Man wird sagen, die freisinnige Partei müsse diese Wirkung ertragen. Ich glaube, sie wird sie eine Zeitlang ertragen können, denn diejenigen kommen nicht auf ihre Rechnung, die glauben, dass unsere freisinnig-demokratische Partei nicht eine lebensfähige Partei sei und dass sie keine Ideale habe, die sie zusammenhalten können. Aber die Wirkung des Proporzes ist uns deswegen so gefährlich, weil unsere Ideale so geartet sind, dass sie dieser gefährlichen Wirkung des Proporzes ganz besonders entgegenkommen.

Wir sind eine Partei des Individualismus, wir sind eine Partei, die das Recht des Einzelnen, das Persönlichkeitsprinzip in den Vordergrund stellt, und auf eine solche Partei ist die Wirkung des Proporzes eine doppelt gefährliche. Die konservative Partei wird davon viel weniger betroffen, und wenn sie so entschieden für den Proporz eintritt, — ich will niemanden zu nahe treten —, so dürfte vielleicht doch auch bei dem einen oder andern die Erwägung der besondern Gefährlichkeit des Proporzes für den alten historischen Gegner mit maßgebend sein und die damit verbundene Hoffnung, dass er automatisch-mechanisch besorge, was der Ansturm der gegnerischen Parteien bis jetzt vergeblich versuchte: Die Zertrümmerung der freisinnig-demokratischen Mehrheitspartei. Die konservative Partei, die andere große historische Partei, wird wenig von der zersetzenden Wirkung des Proporzes betroffen werden, weil sie einigendes Ferment hat, das sie über alle wirtschaftlichen Gegensätze hinaus zusammenführt: das konfessionelle Bewusstsein. Das ist etwas Großes an der konservativen Partei, auch wenn

wir es von unserm Standpunkte aus nicht begrüßen und nie glauben können, dass es gut sei, den konfessionellen Gedanken im staatspolitischen Leben so stark zu betonen.

Auch auf die sozialistische Partei wird der Proporz diese zersetzende Wirkung nicht ausüben; denn sie hat, wie Herr Prof. Speiser mit Recht ausgeführt hat, die große Einheit der Gedanken und Ziele und ein außerordentlich straffes äußeres Parteiprinzip nach der Regel Bebels: Wer sich nicht fügt, der fliegt. Wir können und wollen eine solche absolutistische Maxime in unserer Partei nicht zur Anwendung bringen, denn sie wäre unvereinbar mit ihren Grundlagen und ihrem Wesen.

Die sozialdemokratische Partei ist zusammengehalten durch das sie voll und ganz erfüllende Klasseninteresse und Klassenbewusstsein. Unsere Partei ist eine Partei der verschiedensten wirtschaftlichen Auffassungen: der Bauer neben dem Handwerker, der bezahlte Lohnarbeiter und der Mann der freien Wissenschaft finden darin Platz. Wir haben so einen kleinen Ausschnitt aus dem gesamten Volk und auf diese Partei wird der Proporz eine zersetzende Wirkung haben. Sie können nicht einem Angehörigen einer Partei, der aus der Tiefe seiner Überzeugung heraus den Idealen seiner Partei folgt und an dieselben glaubt und der überzeugt ist, dass die Verfolgung dieser Ideale im Interesse des gesamten Vaterlandes liegt, zumuten, dass er einem Wahlverfahren zustimme, dass das Totenglöcklein für diese Partei läuten soll. Ich habe die Überzeugung, dass es für unser schweizerisches Vaterland wichtig ist, wenn wir nicht ein Prinzip der Trennung, der Zersetzung der Gesellschaft und des Volksganzen einführen. Denn unser Vaterland hat der Differenzierungen genug in bezug auf Sprache, Sitte, Geschichte und Religion und dieses Vaterland hat ein einigendes, zusammenfassendes Band nötig und nicht eine Wahlverfassung, deren Zentrifugalkraft die geschlossene Kraft des Ganzen schwächen muss.

Wenn ich in meiner Rede die freisinnig-demokratische Partei als eine solche des Individualismus bezeichnete, wenn ich andeutete, dass sie eine Partei sein wolle, die das Ideal der freien Persönlichkeit im Sinne der Heraus- und Emporhebung des Einzelmenschen und des Volkes aus der politischen und geistigen Gebundenheit zur Autonomie proklamierte, so habe ich freilich das Wesen des modernen Liberalismus damit nicht erschöpfend umschrieben. Das war aber auch für jeden gewiss selbstverständlicherweise in meiner Rede im Vorübergehen weder gewollt noch möglich. Es mag daher hier eine kleine Ergänzung eingeschaltet werden. So sehr der Gedanke der politischen und geistigen Freiheit, beides im Rahmen der Vernunft, das politische und kulturelle Programm freisinniger Weltanschauung beherrscht, so hat doch „die auf dem Boden einer veränderten Technik emporgewachsene Wirtschaftsordnung“ es mit sich gebracht, dass dieses politische und Kulturideal einen sozialen Einschlag erhielt.

An die Seite des politischen und geistigen Freiheitsgedankens trat die Erkenntnis sozialer Gebundenheit mit ihrem weit- und warmherzigen Verantwortlichkeitsgefühl für den wirtschaftlich Schwachen. In diesem Sinne hat der einseitige Individualismus des Liberalismus seine Korrektur und seine Ergänzung erfahren. Die durch dieses immer noch stark individualistische politische Glaubensbekenntnis zusammengehaltene Partei des Liberalismus kann der äußern Organisation nicht entraten. Sie wird aber, und zwar aus Gründen, die in ihrem Wesen selbst liegen, niemals der straffen, lückenlosen Organisation und Zusammenfassung fähig sein wie andere politische Parteien. War der Liberalismus groß als Idee, so ist er als Organisation doch stets schwach gewesen. Die Wahrheit dieses Naumannschen Wortes hat jeder täglich zu erfahren Gelegenheit, der im aktiven politischen Leben steht. Daher wird die Technik des Proporzes, deren einwandfreie Funktion die vorbehaltloseste Parteigeschlossenheit und lückenlose Organisation zur Voraussetzung hat, unserer Partei stets am wenigsten zuträglich sein. Eine Partei, die historisch im Individualismus wurzelt und wirtschaftlich weit mehr Gegensätze in sich birgt, als dies bei den andern politischen Parteien der Fall ist, bietet auf die Dauer der atomisierenden Tendenz des proportionalen Wahlverfahrens eine um so breitere und geeignetere Angriffsfläche, je mehr die wirtschaftlichen Probleme die großen politischen und kulturellen Fragen eines Volkes in den Hintergrund drängen. Nun möchte ich gleich betonen, dass keine Partei, auch nicht diejenige, die große Verdienste um den fortschrittlichen Ausbau des Vaterlandes hatte, bloß aus parteipolitischem Egoismus heraus einem überlegenen Wahlverfahren entgegentreten darf. Wohl sind, wie Laband ausführte, Fragen des Wahlverfahrens immer Machtfragen, aber sie sollen und dürfen es meines Erachtens nicht ausschließlich sein. Von dem Momente an, wo ich mich überzeugen kann und muss, dass die Einführung des proportionalen Wahlverfahrens wirklich von den höhern Interessen des Allgemeinwohls verlangt wird, dass es und nur es allen jenen gesellschaftlichen Kräften den ihnen zukommenden Einfluss auf das staatliche Leben sichert, von deren Anerkennung und Mitarbeit der Staat getragen sein muss, um seine großen Aufgaben zu erfüllen, von diesem Momente an beuge ich mich dieser bessern

Erkenntnis. Dabei kommt aber nicht nur das proportionale Wahlverfahren für den Nationalrat, sondern die gesamte konstitutionelle Struktur unseres Staatswesens, vor allem auch der Einfluss der Minderheiten im Zweikammersystem und derjenige des gesamten Volkes mittels Initiative und Referendum in Betracht. Darüber wird ja die neue Bewegung Abklärung schaffen.

Nun konstruiert Herr Otto Schmassmann einen Widerspruch aus meiner Rede dadurch, dass er sagt: *Eine Partei des Individualismus muss gerade ein Wahlverfahren begrüßen, das in sich selbst die Möglichkeit einer noch weiteren Individualisierung in Gruppen bringt.* Diese auf den ersten Blick nahe liegende Einwendung bleibt aber an der Oberfläche haften. Sie übersieht, *dass der materielle Inhalt des Programms einer politischen Partei unabhängig ist von der äußern Organisationsform des Wahlverfahrens.* Die Praxis belegt dies dutzendfältig durch die ganz verschiedene und gegensätzliche Stellung, die dieselben politischen Parteien in verschiedenen Kantonen und Ländern zum proportionalen Wahlverfahren einnehmen. Jede politische Partei, die an sich glaubt, muss ihre Einheit und Größe wollen; auch die individualistisch durchwirkte freisinnige Partei. Deshalb muss und wird auch sie jeder Einwirkung von außen entgegentreten, welche auflösend und zersetzend auf sie wirken will und wird. Sie kommt dabei mit dem Inhalt ihres Parteiprogramms, so weit dieses individualistisch ist, keineswegs in Widerspruch. *Sie weiß ebensogut wie jede andere politische Partei, dass sie den Inhalt ihres politischen Programms wesentlich nur in dem Maße im staatlichen Leben verwirklichen und durchsetzen kann, als sie hiezu in der Stärke und Geschlossenheit der Parteiorganisation das äußere Mittel hat.* Wenn Herr Otto Schmassmann wirklich glaubt, dass darin das Genügen liege, das Recht der Persönlichkeit nur wie einen Kettenhund zu besitzen, wozu ihn losbinden?, so mag er in der Geschichte des Liberalismus einmal blättern. Dann wird ihm fast auf jedem Blatte davon erzählt werden, dass der Liberalismus das Recht der Persönlichkeit, wie es sich ausleben soll und will in der Freiheit des Glaubens und Denkens, in der Lehr- und Lernfreiheit, mit starkem Schwert aus einer Welt von Widerständen herausgehauen hat. Und wer aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinblickt mit offenem, klarem Auge, wird vielleicht

doch noch erkennen, dass jene Partei, der das geschichtliche Verdienst zukommt, dieses Recht der Persönlichkeit auf dem Boden des Staates errungen zu haben, nicht zu Unrecht das Schwert in *starker Hand behalten will, um zu wahren, was im Kampfe früherer Zeiten errungen wurde.* Und wenn Herr Otto Schmassmann darüber hinaus noch näher prüfen und überlegen will, *wie das Recht der Persönlichkeit auf dem Boden des proportionalen Wahlverfahrens sich auslebt,* empfehle ich ihm die Lektüre der Wahlliteratur und Wahlinstruktionen in den wochelangen Vorbereitungen, die unsern nach proportionalem Wahlverfahren erfolgenden Kantonsratswahlen vorausgehen. Vielleicht kommt ihm dann sein Bild vom Kettenhund wieder auf die Lippen, aber in anderem Sinne.

ST. GALLEN R. FORRER

□□□

RICHARD DEHMEL

ZUM FÜNFZIGSTEN GEBURTSTAG

Hauptmann und Schnitzler haben leztes Jahr den Lebenszenith passiert, Dehmel folgt ihnen heuer. Man hat sie vielleicht noch nie leibhaftig vor sich gesehen: sie sind doch liebe, alte Freunde geworden, in die man sich eingelebt hat, in denen man sich auszukennen meint, vielbewährte Freudenspender, von welchen noch manche Bestätigung ihres Wertes, aber kein aufregender Salto mortale mehr zu erwarten ist, während man sich schon mit den Sprüngen und Tänzen einer nachdrängenden jungen Schar auseinandersetzen muss. Und wie verwirrt, ergriffen und fassungslos man noch vor zehn Jahren diesen nun altgewohnten Größen gegenüber stand, wenn man sich etwa als junger Student in der Weltstadt mit einem Schlag vor die ungeahnten Wunder und Phänomene der Moderne versetzt sah. Von was allem man sich in seiner Überrumpelung imponieren ließ! Welche bengalischen Feuer einen zu blenden vermochten! Wie viel blitzende Diamanten unversehens ihren Glanz verloren hatten, wenn man sie später wieder einmal in die Hand nahm! Wie ärgerlich die Erkenntnis, Verehrung und Liebe an manchen Unwürdigen verschwendet zu haben! Und es wäre sehr schmerzhaft gewesen, wenn man auch

jenes liebste kleine Gedichtbuch zu den falschen Götzen in den Ofen hätte werfen müssen, das man sich so billig für eine Mark erstand, das sich dann in der Rocktasche bleibend einnistete und das man endlich auswendig und inwendig kannte, mit den Ornamenten von Peter Behrens, dem kühnen Wikingerkopf Dehmels und den in damaliger Mode nach der Vertikalachse geordneten Versen.

Nein, sie halten stand, diese Gedichte, und so oft man sie an sich vorübergehen lässt, sind sie noch herrlich wie am ersten Tag. Sie bewähren das Wunder der echten Kunst: je mehr man sie ausbeutet, um so mehr geben sie her. Es besteht alle Voraussicht, dass sie ihre Leuchtkraft nie verlieren werden, dass mehr als einem jene vornehme Anonymität beschieden sein wird, unter der die edelsten lyrischen Sprösslinge als sogenannte Volkslieder durch das ganze Land wandern und bei jedem namenlos zu Gaste sind.

Und doch ist Dehmel zugleich, ja vor allem der typische moderne Lyriker, dessen Gedichte sich um die Mittelachse seiner Persönlichkeit drehen und ordnen. Er ist nicht bloß um seiner Verse willen da, hinter denen er nach der Art eines Eichendorff bescheiden unscheinbar zurücktreten würde, vielmehr erhöht sich das Interesse zu einem stolzen Schauspiel, dadurch, dass diese Gedichte ein Lebenswerk, ein Manneswerk bezeugen. Dehmel gehört zu dem goetheschen Dichtertypus: die Persönlichkeit ordnet sich nicht dienend dem poetischen Talent unter, sondern macht sich vielmehr daraus ein Mittel, ein Werkzeug. So wird ihre Produktion der Spiegel ihres äußern und mehr noch ihres innern Lebens, ihrer Seelenkämpfe und Wandlungen, ihrer Siege und Niederlagen, ihres „stirb und werde!“ Und da, wie Nietzsche sagt, das Genie fortwährend produziert, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes, und selbst diesem letztern der stärkste persönliche Stempel aufgedrückt sein kann, so ist in den 12 Bänden Dehmelscher Bekenntnis- und Gelegenheitsdichtung trotz aller Selbstkritik zwar manches Unfertige, Ungeratene, Geschmacklose, manches Schiefe und Zufällig-subjektive mit untergelaufen, aber kaum etwas, das nicht als Wesensäußerung, als Emanation der Persönlichkeit einiges Interesse hätte. Indem jene geistigen Kämpfe und Krämpfe den Dichter bis auf den Grund aufwühlen, geht es ohne schrille und anhaltende Dissonanzen nicht ab und dürfen

wir keinen ungetrübten Genuss erwarten. Wir werden umhergeworfen und verwirrt, angezogen und abgestoßen, beleidigt und beseligt, aber doch immer in Bann gehalten von diesem elementaren Kräftespiel, dieser ungestümen Dynamik, deren Wucht ich in der deutschen Lyrik nichts an die Seite zu stellen wüsste. Man hat Dehmel mit Recht unsern einzigen Dichter genannt, der noch Chaos in sich habe, und dieser Eine tut uns not. Das Stöhnen und Schreien ungebärdigen Trieblebens dringt in Augenblicken mit der rohen Kraft von Naturlauten, mit der ganzen Hässlichkeit der heftigen Affekte herauf, und elementare Lüste und Wünsche, die durch die Gesittung und den Zwang Jahrtausende alter Kultur geschwächt und eingelullt sind, wollen wieder auferstehen und sich befreien. Dehmel hat etwas von jenen wilden und kühnen „Renaissancemenschen", jenen Prachtsexemplaren des menschlichen Raubtiers, er hat eine außergewöhnliche Vitalität, deren ungebrochene Instinkte und Leidenschaften auf die uneingeschränkte Herrschaft des Ichs auf die Befriedigung aller Lüste gehen. Nicht bloß in der niedern sinnlichen Sphäre; wie es einen Faust zum tollen Hexensabbat der Walpurgisnacht, in Auerbachs Keller, zu Gretchen, Helena, aber nicht weniger ins Reich des Erdgeists und der Mütter drängt, schlägt sich dieser Dichter mit Inbrünsten jeder Art durch, zwischen Gott und Tier, und alle Lust will er ergründen, so tief er dürsten kann. „Noch hat keiner Gott erflogen, der vor Gottes Teufeln flüchtet!"

Aber dieser gesteigerte, nach allen Richtungen ausbrechende Lebensdrang rundet sich und wird „Wille zur ganzen Welt".

> Ich habe mit Inbrünsten jeder Art
> Mich zwischen Gott und Tier herumgeschlagen —
> Ich steh, und schmerzhaft rauf ich mir den Bart:
> Nur Eine Inbrunst lässt sich treu ertragen:
> Zur ganzen Welt.

Diese Lust, die Welt zu umarmen, sich auszuströmen in die Welt, macht Dehmel zum dionysischen Dichter der Gegenwart, und dieses bacchantische Fluidum, das in stärkern oder schwächern Wellen sein ganzes Werk durchbrandet, stürmt am gewaltigsten in jenen Rauschliedern, die er dem Chinesen Li-Tai-Po nachgeschaffen oder frei gedichtet, und gegen die gehalten unser ganzes

deutsches Trinkgesinge zu dürftiger Philisterhaftigkeit zusammenschrumpft.

Aber Dehmel weiß, dass das dionysische Ausschweifen einer sammelnden Gegenkraft bedarf, wenn es nicht die Persönlichkeit auflösen soll, und das Chaos Kosmos werden muss, weil Kunst Gestaltung ist. Die ganze Kunstgeschichte stellt sich ihm als ein „fortwährend im Bau befindliches Befestigungswerk des Geistes dar, das die Kultur gegen die Natur errichtet, gegen die Menschennatur wie die Weltnatur, um nicht in ihre bodenlosen Tiefen und Weiten zu zerschwanken".

Den wilden Rossen seiner Triebe, die ihn hierhin und dorthin entführen möchten und in den Abgrund zu stürzen drohen, setzt er die meisternde Faust des lenkenden Willens entgegen. Im Leben wie in der Kunst. Und wenn es ihm, in dieser zum mindesten, nicht ganz gelang, sein sehnsüchtig gesuchtes Ziel zu erreichen, aus dem Trüben zur vollen Klarheit durchzudringen, „aus Krampf Seligkeit zu gebären", und weniger gelingen *konnte* als vielen andern, die schwächere Dämonen zu überwinden haben, so ist doch diese Bändigung eine Existenzfrage und Notwendigkeit für ihn, ein grandioses und rühmliches Ringen, und gibt seiner vollblütigen Natur das Ethos, das zur ganzen Dichtergröße, wenigstens bei den nördlichen Rassen, erforderlich ist.

Dieser ethische Läuterungsprozess dokumentiert sich am deutlichsten in den beiden erotischen Gedichtzyklen, den *Verwandlungen der Venus* und den *Zwei Menschen.* Die erotischen Beziehungen stehen im Brennpunkt von Dehmels Lebenswerk, denn sie sind die ursprünglichsten und intensivsten Beziehungen zur Welt. In den *Verwandlungen* stürzt er sich mit Entdeckerkühnheit in die entlegensten und entsetzlichsten Bezirke der Tier- und Menschennatur; in wildem Zickzack geht es auf und ab. Die Göttin — Venus — wandelt sich zum Wurme, doch selbst im Wurme ist sie Göttin, und noch „jede Fratze zeugt von dem Gott, den sie entstellt". Das ist Goethes Erkenntnis: „Auch das Unnatürlichste ist Natur"; die disparatesten Erscheinungen sind bloß Metamorphosen der selben Kraft. Eine Kette der seltsamsten und buntesten Steine, die in allen Himmels- und Höllenfarben blitzen, leuchten, schillern und phosphoreszieren, wird hier zum Ring geschlossen, aber gemeinsam ist ihnen das Eine Licht, das

in allen Spektren hundertfach gebrochen schimmert: Venus, das Liebesgefühl.

Sind die *Verwandlungen*, wenn auch im ernsten Sinn, ein zuchtlos ausschweifendes Buch, so setzt ihnen der Dichter in den *Zwei Menschen* ein sammelndes, konzentrierendes, aufstrebendes entgegen. Dort explodiert die Liebeskraft nach allen Seiten, hier strebt sie in Eine Form, dort sind alle Möglichkeiten visionär erhascht, hier ist eine und die höchste Möglichkeit real gestaltet. Dieses Seelenepos in Romanzen, gegossen in eine zugleich feste und freie, höchst originelle Form, welche an die *Divina Comedia* erinnert, und in einen realistischen Monumentalstil von unerhörter Energie, der an Hodler denken lässt, gibt die äußere und innere Entwicklung des Liebeslebens zweier Menschen. Aber schwerer als die Kämpfe mit der Außenwelt sind die gegen sich selbst, und nur durch Selbstzucht ist das höchste Glück, die schwere Harmonie zu erringen, dass der Mensch sich eins fühlt mit seinem Schicksal, eins mit dem geliebten Menschen und durch diesen eins mit der ganzen Welt; denn durch die Liebe empfindet der Mensch bei Dehmel den Zusammenhang mit dem Weltganzen. Durch drei sich weitende „Umkreise" wird das Geschlechtliche — hier ist das keine Phrase — hinaufgeläutert zum Religiösen. Für jenes Einheitsgefühl findet der Dichter die geheimnisvoll tönende Rune: „Wir Welt."

Von diesem Kernpunkt aus offenbaren sich die Zusammenhänge scheinbar isolierter, ja widersprechender Gedichte. Die Geschlechterliebe ist Dehmels Hauptproblem, weil sich hier das Zusammenspiel und Gegenspiel egoistischer und altruistischer Triebe und Forderungen am gefährlichsten und fruchtbarsten, am feinsten und schwersten gestaltet. Indem sich aber die große Spannweite seiner Natur vom einen Pol zum andern erstreckt, wird er zugleich der Dichter eines starken Individualismus und eines ebenso starken sozialen Empfindens. Er setzt sich ein für das Recht der freien Entfaltung ausgeprägter und großer Persönlichkeit, für ein unerbittliches, selbst brutales Wegräumen aller Hindernisse.

Treue gegen sich selbst erscheint als das oberste Gebot, und müsste sie, wie in den *Drei Ringen* durch Treubruch gegen andere erkauft werden. Jeder soll das seiner Natur entsprechende Schick-

sal erleben, wofür Dehmel in der *Lebensmesse* das schöne Wort gefunden hat: „dem Sckicksal gewachsen sein". Aber dieses „Werde, was du bist", bedeutet nicht ein schrankenloses sich Entfalten, sondern die Rettung nur der wesentlichen und besten Kräfte, die wieder einer Lebensaufgabe im Dienste der menschlichen Gemeinschaft zugute kommen sollen. Und wenn der Dichter mehrfach den Konflikt von Eltern und Kind gestaltet, ja in dem *Lied an meinen Sohn* gegen sich selbst als Vater im voraus Partei ergreift — „Und wenn dir einst von Sohnespflicht, mein Sohn, dein alter Vater spricht, gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht!" — so muss der Eigenwille des Kindes doch aus einem weitern sozialen Pflichtbewusstsein gerechtfertigt sein.

Dies Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der menschlichen Gemeinschaft ist das nötige Gegengewicht zu Dehmels Persönlichkeitsdrang, und ist in ihm kaum minder stark als in den andern großen Dichtern unseres sozialen Zeitalters, als in einem Ibsen, Tolstoi oder Hauptmann. „Ja, ein Mensch geht barfuß im eignen Blut durch Gottes Schnee, und wir gehn auf Blüten", dies und manch weiteres Wort enthüllt die Erkenntnis, dass einer auf Kosten des andern lebt. „Wer lebt, hilft töten, ob er will, ob nicht." Aus diesem Wissen um die „Mitschuld" wächst das Gewissen und seine Forderung, jene Schuld abzutragen. Wie hätte Dehmel ohne diesen wachen und starken Altruismus die klassischen und representativen sozialen Gedichte der modernen deutschen Lyrik erschaffen können; etwa jenes Lied vom Arbeitsmann, den reinsten Ausdruck der Sehnsucht der untern Klassen nach Freiheit, Schönheit und Menschenwürde!

Wo aber ist unter den Lebenden der deutsche Lyriker, der so aus dem Wesentlichen schafft und doch wieder Breite und Weite des menschlichen Begehrens, Tiefe und Höhe vom Tierischen zum Göttlichen so kühn durchmisst, zugleich faunisch und faustisch, voll Selbstsucht und Selbstzucht, und der für alle diese großen Dinge in Sturm und Flüstern, in Jubeln und Stöhnen so unmittelbare, so freiströmende, so lebenzitternde Rhythmen und Worte findet?

ZÜRICH ROBERT FAESI

□□□

AU PAYS ROMANCHE

Le pays romanche sort de l'oubli et de sa torpeur. On peut bien dire de l'oubli sans faire injure à personne, car le nombre des Confédérés est considérable qui ne savent rien, ou peu s'en faut, de la Suisse orientale, et dont l'attention a été attirée ces derniers temps vers le plus grand et le plus imprévu des cantons helvétiques. Pour ce qui est de la torpeur grisonne, par où l'on entend sa torpeur intellectuelle, elle fut longtemps si profonde, que le tardif réveil contemporain surprend et laisse au spectateur des inquiétudes sur son issue et des doutes sur son efficacité.

Ce réveil d'un petit peuple s'est signalé au public à diverses reprises et de diverses manières.

Suisse et montagneux, le canton des Grisons s'est transformé en une immense villégiature d'été et d'hiver. La médecine et la mode ont recommandé l'air, le soleil et les eaux du pays. Les hôtels et les chemins de fer ont attiré par milliers les malades imaginaires et autres, les personnes qui sont de loisir quelques jours ou quelques mois par an, et l'activité économique a fait rendre au canton, de Coire à Poschiavo, de Disentis à Tarasp, toujours plus de ces gros écus sur lesquels roule la roulotte humaine.

Mais la Suisse est habituée à la métamorphose de ses montagnes; l'invasion étrangère dans les Grisons ne présenterait pas un intérêt nouveau si un autre réveil ne l'avait accompagnée et suivie.

Tandis que les étrangers de passage ignorent parfois jusqu'à l'existence de la langue romanche, les savants de tous pays, souvent sans avoir mis le pied sur terre grisonne, s'intéressent toujours plus nombreux à cette humble sœur des langues romanes. Depuis une trentaine d'années, on a plus écrit sur les dialectes romanches qu'on n'a jamais écrit en romanche.

Les étrangers et les savants ont fini par provoquer une espèce de réveil indigène.

L'Union des Gris s'est fondée (en 1905 sauf erreur) pour la défense de la langue maternelle. C'est donc qu'on a fini par

comprendre qu'elle était menacée. L'Union des Gris a célébré l'an passé sa fête annuelle avec un éclat particulier. L'inauguration de la ligne Bevers-Schuls et la question du Splügen ont donné un regain de vie à ce réveil romanche et en précisent la signification. La question qui se pose est celle-ci: quel est l'avenir du romanche?

L'antique Rhétie a connu des siècles de lutte et de domination étrangère. Elle a vu passer les Etrusques, les légions romaines, les rois barbares, Théodoric-le-Grand et les Francs. Tantôt immense, elle s'est étendue jusqu'en Lombardie; elle a envahi la Bavière et le Tyrol. Tantôt diminuée, elle s'est limitée au diocèse de Coire. L'Eglise et la noblesse, loin des cours, s'y sont disputé le pouvoir. L'anarchie y a régné. Les Hongrois, les Madgyars et les Sarrasins l'ont pillée et dévastée. Les peuples l'ont piétinée, malgré ses frontières de montagnes, parce que ses cols mettaient en relation Venise et la Lombardie avec le Sud de l'Allemagne. Elle a combattu pour l'Autriche, contre les Confédérés, puis elle a rêvé l'indépendance. Après la guerre de l'indépendance et la victoire de Calven, la guerre de religion, l'arrivée des Français, des Espagnols, des Autrichiens, la rivalité des Salis et des Planta. Aujourd'hui la Rhétie, réduite au canton des Grisons, semble épuisée. Et parce qu'elle semble épuisée, parce qu'elle ne résista à toutes les invasions que pour céder enfin devant la dernière invasion, pacifique celle-là et plus redoutable que toutes les autres, le voyageur s'étonne et s'irrite. Comme, malgré toutes les expériences, on est toujours tenté d'attendre quelque chose des hommes, surtout de ceux à qui la fortune a donné un climat sain et de beaux paysages, qui n'a d'abord voulu crier aux échos de l'Engadine[1]): Vous êtes les fils ingrats d'une vallée fleurie, parfumée et sans égale! Cette invective serait légitime, à peine exagérée et pourtant injuste. Et les Romanches pourraient se défendre aisément.

Pourquoi seraient-ils un peuple studieux? Pourquoi auraient-ils en honneur les belles lettres? L'abondance des idées les importune, mais ils ont su se battre pour une idée! Ils pourraient nous conduire au pied du monument élevé à la mémoire de

[1]) Il est question dans cet article du pays romanche en général et plus spécialement de l'Engadine — centre du pays romanche.

Fontana. Il n'est pas beau, ce monument, mais il signifie quelque chose, et si le geste du héros est conventionnel dans le marbre, qu'importe puisqu'il fut efficace dans la bataille. Fontana, c'est l'époque glorieuse, le jour des grandes actions! Ensuite ils nous montreraient, ces montagnards, leurs vallées délivrées de l'envahisseur et restées libres. Ils pourraient nous conduire à travers leurs villages, qui nombreux payèrent chèrement leur essor et leur prospérité, mais qui nous ont parfois gardé l'image fidèle des vieux villages rhéto-romanches du temps des ligues grisonnes — Zuoz, par exemple, à qui le Heimatschutz consacra un numéro l'an passé. Les maisons sont primitives comme des *mazots* ou cossues, patriciennes, aux murs épais, ornées de décorations en sgraffito, de portes à caissons, d'armoiries sculptées. Les chambres aux boiseries d'arole, les corridors vastes comme des halles, les greniers, les granges même, tout est rempli de vieux fauteuils, de bahuts, d'armoires en marqueterie, de glaces antiques, de gravures jaunies — qui font pâlir d'envie les collectionneurs et les antiquaires. Toutes ces richesses ont été conservées par instinct conservateur et à cause de cet amour du montagnard pour le bien hérité. Elles sont l'œuvre d'une vieille et forte tradition.

Et c'est cette tradition dans la vallée austère, lumineuse et sereine qui fit aux habitants leur âme fermée, tenace et prudente, fière, étroite et farouche. Ils eurent peu de besoins et surent économiser. Les peuples passèrent par l'Engadine sans s'y arrêter. S'ils voulurent la conquérir, c'est qu'elle était un passage. Malgré les allées et venues des peuples, l'Engadine au sein des montagnes, loin du monde, a gardé sa langue et s'est tenue à l'écart. Quand ses fils émigrèrent au loin, ils apprirent les langues étrangères, mais ils n'oublièrent pas le romanche; fortune faite, on les vit revenir au pays. Au pays, c'est-à-dire dans le canton ou plutôt dans la vallée. Le Grison considère le romanche comme sa langue maternelle, quelques-uns disent nationale. Bien que très bon Suisse, le Grison est grison avant d'être suisse. Il ne voit pas toujours la différence entre un Genevois et un Parisien. Quand j'étudiais à Göttingue nous n'étions pas cinq Suisses, nous étions trois Suisses et deux Grisons! Bien plus, un habitant de Coire ou de Thusis est presque un étranger à Samaden et à

Schuls. Il n'est pas de la vallée! On ne saurait pousser plus loin le particularisme régional.

L'isolement qui fit la force du pays romanche — fit aussi sa faiblesse. C'est une bonne chose que de tenir à sa langue, mais si cette langue est pauvre? C'est une bonne chose que de se défendre contre l'étranger et de tenir à sa tradition, mais si cette tradition ne se renouvelle pas?

Quand l'industrie hôtelière est venue ajouter l'or des spéculations aux écus de l'économie, les Romanches ont pensé que le jour des trésors était arrivé. Leurs légendes racontent que les gnomes et les lutins ont déposé des trésors immenses sous les rochers et dans les forêts. Longtemps on avait creusé le sol, mais le sol n'avait livré qu'un peu de fer et de cuivre. Tenaces, économes et toujours plus riches, les Romanches sont devenus âpres au gain sans élargir leur vie. Sur les bords de l'Inn il y a beaucoup de millionnaires en vareuse. Qu'on se garde de s'écrier: o sancta simplicitas helvetica, mais qu'on se souvienne plutôt de cette vérité élémentaire: il ne suffit pas d'avoir de l'argent, il faut en avoir l'emploi: l'argent se trouve parfois au bord de la route — ce n'est qu'à la longue qu'on apprend à s'en servir!

Il est loin le temps des guerres d'indépendance et de religion. Où sont les vertus du passé? Où sont les descendants de Jürg Jenatsch? Virgile Rossel, où avez-vous rencontré Anne Sentéri? Où avez-vous observé ces passions sauvages, cette vendetta romantique, ces braconniers légendaires, toute cette humanité primitive?

Samuel Cornut, avez-vous jamais séjourné au pays romanche, vous qui pûtes écrire: „Là-bas, du moins, on vit par toutes les forces et toute la ferveur de son âme; quand on aime, c'est jusqu'à la mort; quand on hait, c'est jusqu'au crime."?

L'isolement des Romanches, isolement à la fois naturel et volontaire, a empêché le développement parallèle de la pensée et des affaires. Les Romanches ont jadis défendu leur liberté et leur foi, mais une invasion pacifique les a refoulés peu à peu; ils ont dû céder des vallées et des vallées à l'italien et à l'allemand. Dans leur prospérité grandissante une sauvegarde leur a manqué; cette sauvegarde, c'est la culture.

Les Romanches ont beau parler de leur langue maternelle, nationale . . . leur langue, malgré les siècles, n'est pas arrivée à l'unité; elle n'a pas dépassé l'étape des dialectes. Intellectuellement et pratiquement, les Romanches ont toujours été les tributaires de l'étranger, depuis le jour lointain où leur tradition a trouvé son expression originale dans la maison rhéto-romanche. La littérature est un rempart contre l'étranger, un centre de ralliement. Sans elle, c'est le morcellement des patois à l'infini; c'est le commencement de la fin. Un peuple sans art est un peuple condamné à disparaître.

Mais j'ai parlé d'un réveil. Un réveil est-il possible? On répond diversement à cette question. Tandis que l'allemand poursuit son œuvre d'invasion par le commerce, l'administration et l'école, les Italiens signalent aux Ladins les dangers de la germanisation.

Les Engadinois cultivés vont étudier en pays allemand, d'autre part il y a une forte émigration romanche en pays latin. Le pangermanisme et l'irrédentisme sont aux prises jusque sur les bords de l'Inn. Et que disent les Romanches? Une série d'articles parus dans le *Fögl d'Engiadina* (dès le 1er février de cette année) nous renseignent un peu sur les convictions et les espoirs ladins. Les articles sont intitulés: Que sont et que veulent les Romanches? Parlant au nom de ses compatriotes, l'auteur dit en résumé: Nous avons commis des fautes; nous n'avons pas su nous unir contre l'étranger; nous n'avons pas su défendre le romanche. Mais dès le temps de la Réforme il ne put être question pour nous d'être ni Allemands ni Italiens. La traduction de la Bible a donné naissance à notre langue écrite, à notre langue nationale. Si nous ne devons pas nous exagérer la valeur de notre littérature, la vivacité de nos dialectes, malgré des circonstances difficiles et défavorables, et le réveil national d'aujourd'hui nous donnent confiance dans l'avenir. Gardons-nous de la germanisation, craignons l'influence italienne — et l'on verra que notre romanche n'est pas moribond.

Certes une ferme conviction stimule et la volonté de vivre donne des forces. Mais pour se faire une idée de l'avenir du romanche, il n'est peut-être pas de meilleur moyen que de jeter

un coup d'œil sur son passé [1]). Dis-moi ce que tu as fait et je te dirai sinon ce que tu feras, du moins ce que tu ne feras pas — selon toutes probabilités!

En 1538, alors que toutes les langues romanes ont déjà un long passé littéraire, G. Tschudi pense *qu'on ne peut pas écrire le Romanche.* Tschudi se trompe et pourtant son affirmation semble contenir, jusqu'à aujourd'hui, une part de vérité. Il reste que le romanche se hausse très tard au rang de langue écrite. On ne peut pas encore dire qu'il soit trop tard, mais dès le seizième siècle les Romanches, avec une insouciance sans pareille, bravant les dangers et accumulant les obstacles sur leur route, vont marcher isolés et divisés.

Le romanche est devenu langue écrite et littéraire d'abord en Haute-Engadine. Est-ce vraiment par hasard, comme le dit Gartner — je ne sais. On met volontiers sur le compte du hasard ce qu'on n'est pas encore arrivé à expliquer autrement. Le fait est que par le poème épique de Travers et par la traduction de la Bible de Bifrunt, les Romanches ont en 1552 une langue écrite — et rien à dire! Et quand dix ans plus tard U. Chiampel veut donner un livre de chants à l'église, il se sert du dialecte qu'on parle à partir du Punt Ota, au-dessous de Cinuskel, „parce que, dit-il, les habitants de la Basse-Engadine se plaignent de ce que rien n'a été imprimé dans leur dialecte, ce qui serait pourtant plus agréable et plus facile à comprendre et à lire — plü chioendsch è leivo dad imprender è da lèr." Deux langues écrites distinctes, c'est beaucoup pour un petit pays! Ce n'est pas encore assez. Stephan Gabriel emploiera en 1612 le dialecte de l'Oberland grison, „parce que, dit-il, rien n'a jamais été écrit dans cette langue — ca en quest languaig mai nan ei esquits-chan nagutta". Mais S. Gabriel est protestant et dans l'Oberland grison la langue des catholiques diffère de celle des protestants. Les catholiques veulent avoir leur catéchisme dans leur langue. J. A. Calvenzano le leur donnera en 1615. Autant de vallées, autant de langues qui aspirent à l'autonomie. Et pourquoi y aspirent-elles? Pour traduire la Bible et écrire des catéchismes. Le romanche n'a guère illustré que la littérature édi-

[1]) Voir Gartner. *Rätoromanische Sprache und Literatur.* Halle 1910

fiante! Dans le fertile Domleschg, Bonifaci célèbre le Romaunsch, langue naturelle de sa vallée natale et voici quelques-unes des pensées qu'il apporte à ses compatriotes:

„Quand tu te mets à table, avant tout tu dois avoir les ongles propres et te laver les mains. Tiens-toi droit et ne te sers pas le premier. Sois modeste et fuis l'ivrognerie; bois et mange avec mesure; trop manger rend malade . . .“ Parfois la pensée romanche s'élève à des considérations plus hautes. Voici une méditation de Molitor (1652):

„Le temps s'écoule imperceptiblement; une heure chasse l'autre, le jour chasse le jour, l'année chasse l'année: la fin approche . . . Comment devons-nous employer notre existence d'un instant? . . . Nous devons prendre la Bible, la parole du Dieu Eternel . . .“

Ces extraits dans leur brièveté donnent assez bien le ton de la littérature romanche. Or que nous dit-on aujourd'hui? L'auteur des articles signalés sur les espoirs ladins nous dit que le manque de centre de culture, que le manque d'unité linguistique et littéraire n'ont pas d'influence sur la production littéraire — ainsi que le prouveraient le cas de la Provence et la *Mireille* de Mistral — et qu'une langue littéraire viendra à son heure, en pays romanche . . . Nous osons répondre très respectueusement et très mélancoliquement que l'Engadine attendra longtemps son Mistral (et qu'il viendra trop tard), que le romanche moderne est une langue „primitive“, enfin, que le réveil d'aujourd'hui sans être inutile n'aura pas, selon toutes probabilités, le résultat qu'on en attend. En effet, l'œuvre d'un Mistral suppose un passé de troubadours; c'est en vain qu'on chercherait aux Grisons l'ombre ou le souvenir d'un barde. Si le chef-d'œuvre de *Mireille* n'a pas pu créer une langue littéraire commune à tout le sud de la France, du moins il n'était possible, ce chef-d'œuvre, que sur une terre qui avait une tradition poétique; c'est ce qui manque le plus aux Grisons. Quatre siècles ont été impuissants à la créer. Croyez-vous vraiment qu'elle va naître d'une grammaire moderne et d'une propagande savante?

Il faut laisser aux spécialistes des langues romanes le soin de juger la langue romanche. Ils nous renseigneront sur son degré de développement historique. On a dit: „Cette superbe langue

romanche a la sonorité grave du bronze". De semblables jugements ne sont pas rares. Ils relèvent de la critique fantaisiste et pittoresque. Le romanche, superbe tant qu'on voudra, est une langue primitive, c'est-à-dire raboteuse, encore encombrée de ces lettres et de ces syllabes que l'usage littéraire atténue ou élimine au cours des siècles. Tels furent jadis le vieux-français et l'anglo-saxon. Le romanche n'a pas été poli par le gosier des montagnards. Limoneux et rocailleux, il est comparable à une rivière qui est loin encore d'avoir atteint sa courbe.

D'ailleurs comment pourrait-il en être autrement dans un pays où il y a peu d'hommes et pas de littérature? Quant au fameux réveil, c'est le moment d'en préciser l'origine, la nature et la valeur.

Le réveil romanche est peut-être „national" — encore qu'on ne puisse dire très exactement ce que cela signifie — mais il est surtout savant. La littérature romanche fut religieuse, édifiante et didactique, exprimant à l'origine les aspirations d'une âme fervente et plus tard une pensée pauvre et cristallisée. Ce n'est pas tout. Cette pauvreté intellectuelle et sentimentale est encore empruntée. La littérature romanche est née et s'est nourrie de traductions; à défaut de tradition poétique, les Romanches ont une séculaire tradition d'imitation. S'imagine-t-on réellement que cela va changer? En fait d'activité nationale et de réveil d'un peuple, je ne vois guère paraître que des dictionnaires, des dissertations et des chrestomathies.

L'an passé l'Union des Gris nous conviait à sa fête annuelle. Que nous offrit-on comme régal littéraire? Un poème de 12000 vers et une comédie. Les vers étaient parfaits à dire d'expert et la comédie fit beaucoup rire — mais le poème était une traduction de Longfellow et la comédie, ou plutôt la farce, était empruntée au canton de Vaud *(Les ambitions de Fanchette)* Quand le *Fögl d'Engiadina* veut un feuilleton, il traduit: *Le petit Marquis* de Mme de Pressensé ou *La Chèvre de M. Seguin.* Quand un Romanche par aventure écrit un poème original, il se sert de son dialecte communal. Les belles strophes de P. Lansel en l'honneur de Segantini ne sont parfaitement compréhensibles, à ce qu'on m'assure, qu'aux villageois de Sent et aux érudits. Enfin, quand les Romanches éprouvent le besoin d'une gram-

maire, il faut qu'un Allemand la leur écrive. Les deux premiers chapitres de cette grammaire romanche ont paru le mois passé chez Orell et Füssli. L'auteur nous paraît avoir commis une erreur grave en voulant faire en même temps œuvre de science et de vulgarisation! Les notes historiques d'une érudition minutieuse alternent avec les exercices enfantins pour classes primaires . . . Mais ce qui est plus important, c'est qu'on compte que cette grammaire fera disparaître les particularités locales. On attend d'une grammaire l'unité que les siècles n'ont pu réaliser. On attend d'un peuple de 40 000 âmes, qui vécut quatre siècles sans littérature, un réveil glorieux!

En réalité, le réveil romanche n'appartient pas aux Romanches. Il traduit des préoccupations européennes, en offrant une matière à l'enquête scientifique, à l'histoire littéraire, au folklore et à la linguistique. Un peuple — jadis vaillant — qui se met sur le tard à apprendre l'orthographe et la syntaxe, n'est pas un peuple qui se réveille, c'est un peuple qui essaye de durer et de prolonger sa vie modeste. Les habitants de l'Engadine seront de bons Suisses, des hommes de progrès, mais leur langue est destinée à se maintenir dans une phase intermédiaire, et à reculer plutôt qu'à avancer. Nous distinguions jusqu'à aujourd'hui deux espèces de langues: les vivantes et les mortes (pour ne rien dire des artificielles). Entre les langues réellement vivantes et les mortes — il y a le romanche.

ZUOZ FLORIAN-MARIE DELHORBE

□□□

Septembre est doux, septembre est tendre comme un cœur,
Comme un cœur qui vieillit et veut aimer encore;
Le bon soleil se meurt dans le ciel que décore
Déjà la lune pâle et pleine de langueur.
Que l'étrange lueur est belle! Quel seigneur
Va venir, que la terre attend, et qu'elle honore?
Quelle harpe a chanté, dans ce grand ciel sonore,
Que les humains découragés croient au bonheur?
Qu'est-ce que c'est que ces parfums mélancoliques
Qui sortent des jardins que l'automne a frôlés?
O dites-moi, esprits qui sans doute volez
Par cet air calme. vous, purs gardiens de reliques,
C'est vous, qui les changeant en beaux plaisirs voilés
O miracle! portez sur votre aile entr'ouverte
Ces souvenirs de pleurs dont je pleurais la perte!

La Vie des Lettres,
Paris, avril 1913 PIERRE MILLE

RICHARD WAGNER UND DAS CHRISTENTUM

Ist es erlaubt, einen Künstler wie Richard Wagner nach seiner Religion, nach seiner Stellung zu einer bestimmten Religion zu fragen, ihn auszuforschen, ob und wie weit er ein Christ ist? Ein Künstler soll doch nach seinem Kunstwerk beurteilt werden.

Die Antwort darauf gibt Wagner uns selbst aufs deutlichste. Sein Kunstwerk soll nicht nur tönen und scheinen, es soll etwas darstellen, in uns erwecken und lebendig machen. Die Kunst — und sie allein vermag den in der Welt versteckten, noch unsinnlichen Gedanken sinnlich zu machen — sie ist eine priesterliche Vermittlerin zwischen unserm Lebenstrieb und den Tiefen der Welt. Kunst und Kunstgenuss sind ihm daher nicht die Kräuselung des Empfindungslebens durch den Wechsel von Tönen und Bildern, sondern ein religiöser Akt. Während die Kirche, meint er, die ewigen Wahrheiten in Vorstellungen und Lehren kleide, die für wahr gehalten werden wollen, ist ihm der Künstler ein Priester, der ehrlich nur den edlen Schein bieten, darin aber das vollkommene Symbol der letzten Geheimnisse zur Anschauung und Empfindung bringen will. „Das Kunstwerk ist die lebendig dargestellte Religion" (Bd. III, S. 77) und nur, wenn sie durch ideale Darstellung zum innern Kern ihrer Bilder, zur unaussprechlichen Wahrheit hinleitet, erfüllt die Kunst ihre wahre Aufgabe (Bd. X, 275 — Chamberlain, *R. W.*, S. 168).

Damit soll sie das „edelste Erbe des *christlichen* Gedankens" rein erhalten und mithelfen, die „neue aus der christlichen Offenbarung zu entblühende Religion" herbeizuführen (X, 288). Wagner glaubt also an des Christentums edlen Gehalt, bekämpft aber immer wieder seine unzureichende und unwürdige Gestalt. Man kann also wohl sagen, dass er das Thema: sein Verhältnis zum Christentum in markanten Äußerungen selbst als das Thema seines künstlerischen Schaffens hingestellt hat. Zugleich ist durch solche Hinweise auf seine eigenen Äußerungen schon daran erinnert, dass der Dichter auch Schriftsteller und Denker war, und seine literarischen und ästhetischen Kämpfe ringen beständig auch um Bedeutung und Stellung des Christentums. Wie aber all seine

Schriften und Schöpfungen Ausdruck seines äußern und innern Erlebens sind, so kann man auch im Verlauf seines Lebens dies Thema immer wieder auftauchen und wichtig werden sehen, und so mag es uns, die wir hier durch die vielbesuchten und vielbesprochenen Parsifal-Aufführungen besonders darauf hingewiesen und eingestellt sind, zur Vertiefung dieses Eindruckes und zum volleren Verständnis des Kunstwerkes wie des Künstlers einmal näher beschäftigen.

I.

Den sechsjährigen Knaben Richard Wagner oder Richard Geyer, wie er damals hieß, brachte sein Stiefvater zu einem Landpfarrer Wetzel in Possendorf bei Dresden; der las seinen Zöglingen abends den Robinson vor und unterhielt sich mit ihnen darüber, nach damaliger Erziehungsmethode religiöse, sittliche und praktische Belehrung einstreuend; man las auch eine Biographie Mozarts und besprach den damaligen Freiheitskampf der Griechen. Am Abend nach dem Tode des Stiefvaters wanderte der Knabe in Begleitung des Pfarrers nach Possendorf zurück und erhielt von ihm den ersten verständigen Aufschluss über die Sterne. Es war also eine „vernünftige Gottesverehrung", wie sie jene Zeit liebte, in der Wagner als Kind aufwuchs. In Eisleben fesselte ihn Luthers Wohnhaus; Luthers Gestalt ist auch dem Manne allzeit wert geblieben. Als angehender Gymnasiast stand er daheim unter dem Einfluss der Mutter, die nicht nur von Kunst gerne schwärmte und deklamierte, sondern auch über Gott und Göttliches im Menschen zu predigen liebte und regelmäßig Morgenandacht aus dem Gesangbuch hielt, allzugroßer Rührung dann wieder nüchtern oder humorvoll wehrend. Solche weiche, warme und poetische Frömmigkeit ging auch von Text und Melodie des *Freischütz* aus, der jahrelang den Knaben, ja eigentlich auch den Meister als poetisch-musikalisches Lieblingswerk umsummt hat. Die Rührung steigerte sich zur Ekstase, wenn er zum Altarbild der Kreuzkirche aufschaute, so dass er sich an Stelle des gekreuzigten Erlösers wünschte.

Von seiner nach Prag verzogenen Familie in Dresden zurückgelassen, verfiel er ziemlicher Verwilderung. Die herannahende Konfirmation verbesserte daran nichts, mit andern Burschen

gleichen Geistes verspottete er den Pfarrer und vernaschte er die Beichtgroschen. Bei der Konfirmation kam dann freilich der mystische Schauer, dem der spätere Künstler in der Gralszene so feierlich Ausdruck gegeben hat, mächtig über ihn; fortan empfand er eine geheime Furcht, dies Mysterium irgendwie zu entweihen; darum sei er nie mehr zum Abendmahl gegangen. Man sieht, wie die von Scham und Scheu verdrängte Vorstellung sich unbewusst nicht nur erhalten hat, sondern nur um so gesteigerter später in den Mittelpunkt der Gefühlswelt wieder eingedrungen ist.

In dem unartigen, ungeordneten, leichtsinnigen und wüsten Treiben der nun folgenden Jahre scheinen ernstere Strebungen und Klänge mehr und mehr unterzugehen, zu Zeiten auch die künstlerischen Ideale.

In Riga, wo der Ernst des Lebens und der Ehe über ihn kommt, regt sich auch im Künstler das größere Wollen und Können; mit seinem *Rienzi* schuf er mitten im herben Kampf ums Dasein zu Riga und Paris nicht nur die umfangreichste der Opern, sondern auch ein innerlich gehaltvolles Werk, und es klingt wie ein Weihgebet über seine Kunst, wenn der Tribun Gott bittet:

Allmächtiger Vater, blick' herab,
Hör' mich im Staube zu dir flehn,
Die Macht, die mir dein Wunder gab,
Lass jetzt noch nicht zu Grunde gehn.
— — — — — — — — — —
O Gott, vernichte nicht das Werk,
Das dir zum Preis errichtet steht!
Ach, löse, Herr, die tiefe Nacht,
Die noch der Menschen Seelen deckt,
Schenk uns den Abglanz deiner Macht,
Die sich in Ewigkeit erstreckt.

Diese Verbindung von emporstrebendem künstlerischem Wollen, wachsendem Bildungsdrang, dem Bedürfnis, Licht und Leben um sich auszubreiten, und religiösem Verlangen und Vertrauen, wie es von der Kindheit her in ihm, wenn auch arg verschüttet, gewohnt hatte, zeigt sich von nun an in all seinem Schaffen. Überall verrät sich seine Eigenart, die den Mann durchs Leben begleiten wird, auch in religiöser Hinsicht, aber zunächst nur in der Richtung einer Vertiefung und Belebung eines ungebrochenen Gottesglaubens, zum Beweis, dass lebendige Anteilnahme, oft auch eigenste Empfindung zum Ausdruck kommt — also der wirkliche Wagner,

der ein wirklicher Gottgläubiger, wenn auch kein kirchlicher Christ sein will. Sein Gottesglauben gehört zu seiner Kunst. Der sterbende Musiker in seiner Novelle: *Eine Pilgerfahrt zu Beethoven* bekennt: „Ich glaube an Gott, Mozart und Beethoven. Ich glaube an den heiligen Geist und an die Wahrheit der einen unteilbaren Kunst. Ich glaube, dass die Kunst von Gott ausgeht und in den Herzen aller erleuchteten Menschen lebt. Ich glaube, dass alle durch diese Kunst selig werden." Der Revolutionär erklärt im Vaterlandsverein, dass Gott den Menschen die Menschenrechte verleiht, die Fürsten erkürt und verwirft. Und der Recht suchende König im *Lohengrin* fleht:

So hilf uns Gott zu dieser Frist,
Weil unsre Weisheit Einfalt ist!

Im *Tannhäuser* spürt das heiße Blut des Künstlers die Macht der Sinnenlust, im *fliegenden Holländer* bedrückt ihn, wie sein ganzes Leben, die Last des Leben- und Umherschweifenmüssens; beidemal ist schon die rettende Macht das heilige Mitleid, das in den Tod geht, diesmal in Frauengestalt: es hilft da, wo kein anderer Zauber, auch die Gnade der Kirche nicht zu helfen vermag: in Elsa erscheint dabei doch die erlösende Sünderliebe in durchaus christlichem Gewand:

Um deiner Gnaden reinste Huld
Nun anzuflehn für seine Schuld.

Den fliegenden Holländer und Senta freilich führt der gemeinsame Tod zur ewigen Vernichtung: hier wird aus Not und Todessehnsucht die Stimmung vorbereitet, der später Schopenhauers Philosophie zu Klarheit und Läuterung verhalf. Im *Lohengrin* taucht in der Ferne schon der heilige Gral auf, die Heimat des echten Künstlers, der, vom Geheimnis umgeben, zu der unter Ungerechtigkeit leidenden Menschenseele kommt, aber diesmal vor der Falschheit und dem Unverstand der Menschenkinder, auch diese durch Frauen vertreten, sich in seine Innenwelt zurückziehen muss; dabei ist die düstere Ortrud heidnisch gedacht, während der Erlöser der Sendbote göttlicher Gerechtigkeit und christlicher Reinheit ist. Natürlich darf man nicht jede christliche Wendung, jedes Gebet als des Dichters Glaubensbekenntnis ansehn — er muss an vertraute Vorstellungen und Klänge anknüpfen; aber er lebt doch mit Liebe in dieser Welt, und oft genug tritt das

persönliche Sehnen und Glauben hervor. Aber auch die Ablehnung kirchlicher Dogmen durch Wagner ist nicht erst Feuerbach oder Schopenhauer zuzuschreiben; im *Vaterlandsverein* zu Dresden erhofft er 1848 von der kommenden Zeit „die hinter prunkenden Dogmen verborgene Erfüllung der reinen Christuslehre", und der Tannhäuser ruft laut genug: „Schweig mir von Rom!" Ebenso deutlich ist aber auch der Glaube an Gottes Huld und Vergebung in Elsa und der Glaube an die reine Christuslehre, der die Zukunft gehören soll.

II.

Aber ein ganz anderer Geist weht uns entgegen, wenn nun Wagner bald darauf versucht, diese uns noch verborgene Christuslehre intuitiv zurück- und vorschauend wieder zu gewinnen, in seinem dramatischen Entwurf von 1848: *Jesus von Nazareth,* der erst nach Wagners Tod, vierzig Jahre später veröffentlicht worden ist. Es ist richtig die Christus*lehre*; denn eine lebendige Jesusgestalt vor uns wandeln und handeln zu lassen ist ihm nicht gelungen; dieser Jesus ist beständig am Dozieren; aber was er sagt, ist des Anhörens wohl wert; es ist freilich eine gar seltsame Lehre. Während Jesus bei Matthäus sagt: ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, sagt dieser Jesus ähnlich wie Paulus: „Das Gesetz bringt Ärgernis, und von ihm erlöst nur das Gebot Gottes: ihr sollt euch lieben, alles andere Gebot ist eitel und verdammlich." Mit dieser Auflösung der Gebote durch die Liebe wird nun strenger Ernst gemacht. Ein Gesetz ist die *Ehe:* „Das Gebot sagt: du sollst nicht ehebrechen, ich aber sage euch, ihr sollt nicht freien ohne Liebe. Eine Ehe ohne Liebe ist gebrochen, ehe sie geschlossen war, und wer freit ohne Liebe, der brach die Ehe." Ein Gesetz ist der *Staat und die bürgerliche Rechtsordnung:* „Das Gesetz, das gebrochen war, als es gegeben ward, das haltet ihr für unerlässlich, das Gebot des Lebens, das von Anfang war und ewig sein wird, das Gebot der Liebe, das haltet ihr für unmöglich hier auf Erden, da ihr doch einzig darin lebt", in dem, was auf Erden von Liebe, Vertrauen und Brudersinn vorhanden ist. Der Staat ist geschaffen, das Eigentum zu schützen, aber ein Gesetz ist auch das *Eigentum:* „Wo ihr gegen die Menschenliebe Schätze sammelt, da sammelt

ihr auch die Diebe; so macht das Gesetz Sünder, und der Mammon macht die Diebe." Das ist kein Kommunismus; solchen Sozialismus hat Wagner stets abgelehnt als fruchtlose Systematisierung. „Gott schuf die Welt zu eurer Ehre und zu eurem Reichtum; was sie enthält, ist zu eurem Genuss, einem jeden nach seinem Bedürfnis" — nur soll man dem Nächsten nicht nehmen, was er bedarf. Es gehört ein kühner Glaube dazu, Staat und Gesellschaft nur auf die Liebe gründen zu wollen; aber dieser Glaube, obwohl er der Glaube Jesu sein soll, ist doch nicht Glaube an den persönlichen Gott der Liebe und Gerechtigkeit: Gott ist hier für Wagner die Einheit der Welt und der Menschheit, alle Menschen sind seine Glieder; ihn erkennen heißt diese Einheit erkennen, und daraus leben heißt lieben. Unsterblich sein, heißt leben in der Liebe und in der Dankbarkeit und dem Glück der Geliebten; solch Leben ist immer auch ein Sterben, sich in den Tod Geben, bis zum Aufgehen in die Allgemeinheit.

Wie die Lehre Christi einst zu den Germanen kam und die heidnische Götterwelt entthronte, so wagt es auch Wagner, die Götter der Edda zu entthronen durch seine Christuslehre, doch jetzt ohne den Namen Christi. Aber es sind die selben Gebote und Gewalten, wie im Jesusdrama, die im *Nibelungenring* in ihrer Verkehrtheit und Schwäche dargetan werden — was mächtiger ist als sie alle, ist die Liebe! Wotan ist der Vertreter von Gesetz und Recht, aber er selbst wird viel stärker bestimmt durch die Liebe zu Brunhild; seine Gemahlin Fricka will das Recht der Ehe wahren; aber ihr Tun erscheint kleinlich gegenüber der Liebe Gewalt. Siegfried, schon der reine Tor, aber auch der siegfreudige Optimismus in Kunst und Revolution, geht zu Grunde über dem Gesetz des Eides, welches Hagen, die Arglist der Welt, schlau ersinnt und zu benutzen weiß. Aber die den Irrenden hebt und belebt und versteht, ist die Liebe. Alle Götter und Menschen jedoch werden versehrt und verheert durch die Macht des gleißenden Goldes; es wird kein Friede, bis es dem Rheine wiedergegeben ist. Viel deutlicher als im Jesusdrama wird nun hier Götterwelt und gesetzliche Ordnung in eins gesetzt; der Gottesglaube erscheint als Ausfluss und Schutz von Geld, heuchlerischer Gerechtigkeit, schlauer Abmachung, beengender Rechtssatzung, die das freie, gesunde Leben und Lieben unterdrückt und tötet. Redet *Jesus*

von Nazareth noch von Gott und vom himmlischen Vater, heißt es im ersten Entwurf des Nibelungenmythus noch: „Nur einer herrsche, Allvater, herrlicher du", so fasst nun Brunhilde, die alles bezwingende, alles glaubende und verstehende Liebe das Ziel der Menschheitsgeschichte, eine Menschheit ohne Götter, Gesetze und Geldbegehr, *nur* durch die Liebe bestimmt, also zusammen:

Verging wie ein Hauch der Götter Geschlecht,
Lass ohne Walter die Welt ich zurück,
Meines heiligsten Wissens Hort weih ich der Welt nun zu:
Nicht Gut, noch Gold, noch göttliche Pracht,
Nicht Haus, noch Hof, noch herrischer Prunk,
Nicht trüber Verträge trügender Bund,
Nicht heuchelnder Sitte hartes Gesetz,
Selig in Lust und Leid lässt die Liebe nur sein.

Die hier ausgesprochene Lehre ist die Lehre Feuerbachs, der in den fünfziger Jahren die Zeitmeinung, namentlich die Revolutionäre wie Bakunin und auch Wagner stark bestimmte. Wagner hat sein damaliges künstlerisches Glaubensbekenntnis: *Das Kunstwerk der Zukunft* 1850 Feuerbach gewidmet, nachdem er dessen dritten Band mit den Gedanken über Tod und Unsterblichkeit gelesen hatte; er wollte also seine Kunst unter diese Fahne stellen; auch später hat er sich um seine Schriften bemüht. Feuerbach, ursprünglich Theologe und Schüler Hegels, wollte Gott und Hegelsche Philosophie zugleich entthronen: statt über sich hinaus, ins Metaphysische zu träumen und zu philosophieren, soll die Menschheit zu sich selbst zurückkehren. Gott ist nur das an den Himmel projizierte Bild des Menschen, der Himmel und die Unsterblichkeit sind nur die über Erde und Leben hinaus verlängerten Wünsche der menschlichen Selbstsucht. Das Gute, das wir in Gott suchten, steckt in der Menschheit Brust; was sie besitzt, hat sie selbst mit Naturnotwendigkeit hervorgebracht, als Höchstes die Liebe, und mit Naturnotwendigkeit wird sie sich weiter vervollkommnen. Darum soll die Religion Religion der reinen Menschlichkeit und Zukunftsglaube sein; aus Christen und Kandidaten des Jenseits sollen wir Studenten des Diesseits und — Menschen werden.

Was Wagner hierbei anzog, war erstens die Befreiung des Individuums von herrschenden Autoritäten; dann die Befreiung von der Verpflichtung, Philosophie zu studieren; sein Schluss

war, sagt Wagner (*Mein Leben*, I, 508), dass die beste Philosophie sei, keine Philosophie zu haben, womit ihm das bisher abschreckende Studium derselben ungemein erleichtert wurde; weiter die Erlaubnis, dem Menschlichen in sich selbst trauen zu dürfen; echte Natur, reine Menschlichkeit sind ja seine liebsten Leitsterne; endlich und vor allem befriedigt den Künstler die Verlegung der geistigen Güter in die sinnlich wahrnehmbare Wirklichkeit; denn anschauen will der Künstler, und nur durch Veranschaulichung, durch Versinnlichung kann er wirken. — Lebt die ganze Religion im Menschheitsgeschick, offenbart sich die Wahrheit nirgends als in Menschenfreude und Menschenklage, so kann die Kunst, die das in wahrheitsgleicher Erfindung vor Augen zu führen vermag, so kann das Musikdrama und eigentlich nur *es* wahre Religion verkündigen und verbreiten — so soll das Kunstwerk der Zukunft werden und wirken!

Feuerbach freute sich, „einen ganzen Kerl" gefunden zu haben; dieser Kerl war aber ein gar eigener Kerl und vor allem war er — Künstler! Wie Feuerbach eröffnete auch Wagner den Angriff gegen das Christentum; aber wie man gleich spürt, redet auch hier der Künstler: Der griechische Geist, so lautet Wagners Geschichtstheorie, stellte an die Spitze seines religiösen Bewusstseins den schönen und starken freien Menschen, dessen entsprechendster Ausdruck Apollo ist. Die brutalen Römer machten den freien Menschen zum Sklaven; der Zustand am Ende der römischen Weltherrschaft musste daher Selbstverachtung sein, Ekel vor dem Dasein, Grauen vor der Allgemeinheit. Der Ausdruck dieses Zustandes konnte nicht die Kunst sein, sondern das Christentum; der redliche Künstler, der sich nicht den Einzelheiten der Forschung über Jesus und Paulus hingeben kann, erkennt auf den ersten Blick, dass das Christentum weder Kunst war, noch wirkliche lebendige Kunst hervorbringen konnte. Der Künstler muss an der sinnlichen Welt die höchste Freude haben: dem Christen aber ist die Welt des Teufels. Der Grieche erbaute sich in wenigen Stunden im Theater, der Christ schließt sich lebenslang ins Kloster ein; *dort* richtete die Volksversammlung, *hier* die Inquisition, dort entwickelte sich der Staat zu einer aufrichtigen Demokratie, hier zu einem heuchlerischen Absolutismus, und Heuchelei ist überhaupt der hervorstechendste Zug der ganzen

christlichen Jahrhunderte bis auf unsere Tage, und dies Laster tritt um so unverschämter hervor, so oft die Menschheit auf dem Wege der Natur aus sich selbst neues gebären will. Christliche Kunst, wie die ritterliche Poesie des Mittelalters, der Wagner einst so freudig in *Tannhäuser* und *Lohengrin* seine Gestalten entlehnte, kann mit ihrer Verhimmelung — so heißt es jetzt — nur die Lüge dieses Kompromisses dartun. Erst als der Fanatismus des Christentums ausgebrannt war, konnte sich die Renaissance erheben, aber die Kirche war dreist genug, sich auch mit diesen fremden Federn zu schmücken: das bezieht sich also etwa auf Raphael und Michelangelo. Die katholische Kirchenmusik auf ihrem brünstigsten Höhepunkt sei nur noch Ächzen und Seufzen der Seele; man denkt unwillkürlich an die Seelenseufzer in Wagners späterem *Parsifal*.

Ebenso — hier redet wieder der Sozialreformer, nicht minder aber auch das ästhetische Empfinden — hat heute das Christentum einen Pakt eingegangen mit der Industrie und der Börse, mit Luxus und Besitz, mit Staat und herrschender Gesellschaft. Es hat die Bestimmung des Menschen so sehr ins Jenseits gesetzt, dass er auf Erden nur noch die Bestimmung hat, sein Leben notdürftig zu fristen: darum ist in einer Baumwollenfabrik der Geist des Christentums aufrichtig verkörpert. Dies Christentum gilt aber nur dem Arbeiter, den man gnadenvoll in eine bessere Welt entlässt. Unser Gott ist das Geld, unsere Religion der Gelderwerb. Was sollen wir nun tun? Freilich können wir nicht wieder Griechen werden; die griechische Kultur war nur möglich bei der Sklaverei, daran ist sie zu Grunde gegangen; wir müssen alle Menschen lieben, um uns selbst wieder zu lieben, um wieder Freude an uns selbst zu gewinnen.

Von dieser Liebe versichert Wagner ausdrücklich, sie solle nicht die christliche Liebe sein. Wie man an Brunhilde, Wotan und Siegfried sieht, ist echte Liebe zunächst Geschlechtsliebe, sie ist der eigentliche Zweck des Lebens; da kommt das Verhältnis vom Ich zum Du am naturgemäßesten zum Ausdruck. Aber sie erweitert sich zur allgemeinen Menschenliebe, die eben auch ein Naturdrang ist, jedoch auch die Forderung, sich für den andern zu opfern. Diese Menschenliebe wie auch die echte Geschlechtsliebe hat Jesus verkündigt, und darum schließt *Kunst und Revolution* mit der Aufforderung: „So lasst uns denn den Altar der Zukunft

im Leben wie in der lebendigen Kunst den zwei erhabensten Lehrern der Menschheit errichten: Jesus, der für die Menschheit litt, und Apollon, der sie zu ihrer freudvollen Würde erhob."

III.

Bei allem Abscheu des Künstlers vor dem Christentum ist also die Verehrung für Christus die gleiche, ebenso der Glaube an die Zukunft der Menschheit. „Ich glaube an die Zukunft der Menschheit einfach aus meinem Empfinden heraus," schrieb er 1853. Als ihn später Malvida von Meysenburg begeistert vom „Kunstwerk der Zukunft" besuchte, musste sie die peinliche Erfahrung machen, dass Wagner von seinen Hoffnungen und Plänen nichts mehr wissen wollte; trübe Erfahrungen hatten ihn an der Zukunft irre gemacht; namentlich hatte ihn der Staatsstreich Napoleons vom 2. Dezember erschüttert: während es ihm war, als müsse die Welt nun untergehen, ging alles seinen Gang weiter, als wäre nichts geschehen. Dazu kamen persönliche Misserfolge und Verstimmungen. In dieser Verfassung erhielt er im Oktober 1854 durch Herwegh Schopenhauers Buch *Die Welt als Wille und Vorstellung,* das schon vor dreißig Jahren erschienen, aber ziemlich unbeachtet geblieben war. Dies Schicksal des Buches zog ihn an: was der Philosoph von der vorherrschenden Bedeutung des Willens, von der Unfähigkeit des Verstandes, die Welt zu erkennen, sagte, entsprach ganz seinem Empfinden; geradezu begeistern musste ihn Schopenhauers Hochschätzung der Kunst: der Heilige allein vermag das Weltleid durch Askese zu überwinden, der Künstler weiß es zu verstehen, zu deuten und zu versöhnen! Aber trotz seiner pessimistischen Stimmung erschrak er vor der Forderung, den Willen zum Leben durchaus zu verneinen; noch meinte er, dem Kunstwerk der Zukunft treu bleiben zu sollen.

Aber Herwegh verwies ihn auf den tiefsten Sinn aller Tragödie. Auf einmal wurde ihm selbst erst sein Wotan klar, klar auch, dass er längst zwar den Optimismus gepredigt, aber pessimistisch empfunden, nach Erlösung vom Leben sich gesehnt hatte und alle seine Gestalten mit ihm! Aber Erlösung kann nicht dem Einzelnen widerfahren; der ganze Weltwille muss zur Einsicht und Umkehr, zum Nichtmehrwollen bekehrt werden. Fortan er-

schien es ihm als einzige Aufgabe, diese Philosophie zu durchdringen und ins Leben zu übertragen, sie zum Gesetz für unser Denken und Erkennen zu machen; vor allem durfte sein Kunstwerk hinfort nur dieser Aufgabe gewidmet sein, durch Wort, Ton und Darstellung das Mitleid mit dem überall ausgegossenen Weltleid zu erweisen und den Willen zur Heimkehr, zum ewigen Frieden einzuladen. Da er seinen *Nibelungenring* erst jetzt recht verstanden, den Ring der unlöslichen Not, so lang noch ein Wille begehrt nach Sonderlust und Eigenglück, sei es auch in der Liebe, so muss nun Brunhilde den Göttern ein anderes Grablied singen:

Führ' ich nun nicht mehr nach Walhalls Feste —
Wisst ihr, wohin ich fahre?
Aus Wunschheim zieh' ich fort, Wahnheim flieh' ich auf immer.
Des ewigen Werdens offne Tore schließ ich hinter mir zu.
Nach dem wunsch- und wahnlos heiligsten Wahlland,
Der Weltwanderung Ziel, von Wiedergeburt erlöst,
Zieht nun die Wissende hin.
Alles Ewigen seliges Ende — wisst ihr, wie ich es gewann?
Trauernder Liebe tiefstes Leiden
Schloss die Augen mir auf. Enden sah ich die Welt.

Alle Liebe kann hier nur trauern, nicht helfen; trauernde Liebe wandelt sich in Mitleid, das Mitleid kann nur des Werdens Strom hemmen, und das Ende des Weltleids mit dem Ende der Welt herbeiführen wollen — diesem Glauben ist Wagner bis an sein Ende treu geblieben.

ZÜRICH A. MEYER

(Schluss folgt.)

□□□

DER BECHER

Es stand ein schlanker Becher zwischen ihr
Und mir, mit schmalen Schilden ausgebuckelt.
Sie hob mir Dürstendem das Goldgeschirr
Mit ihren weißen Händen an den Mund.
Ich trank, bis in die Glut der tiefsten Ader
Erschauernd und erfrischt. Ich blickte über
Den blanken Becherrand, indes ich schlürfte,
In ihre Augen, die begehrlich brannten.
Absetzend bot ich ihr den Becher dar,
Den noch des Trunkes andre Hälfte füllte.
Sie schüttelte das schöne Haupt und wandte
Sich schmerzlich ab. Da ward das Herz mir schwer,
Und herb und bitter würgte mich der Trank.

Aus *Neue Gedichte* von ADOLF FREY,
erschienen bei J. G. Cotta.

EINE PHILOSOPHIE DES LEBENS

HENRI BERGSON

BERGSONS STELLUNG IM HEUTIGEN GEISTESLEBEN. KRITIK UND WÜRDIGUNG.

Bergsons Einfluss ist zunächst in Frankreich nicht leicht zu hoch einzuschätzen. Seine Hauptwerke[1]) gehören heute zum geistigen Sauerteig, der vor allem in der Jugend Frankreichs wirkt. Seine Ideen und Forderungen sind unbedingt eine der Kräfte, die im heutigen jungen Frankreich jene erstaunliche Wandlung schaffen helfen, die sich vor unsern Augen vollzieht. Die junge Generation beginnt wieder an Ziele, Werte und Ideale zu glauben, sie durch Anstrengungen und Opfer zu erstreben und reißt sich mächtig aus jener unfruchtbaren Reflexion und lähmenden Resignation heraus, die das vergangene Geschlecht kennzeichnete. Der schwunglose, gemütsarme Positivismus und Skeptizismus, dessen Wortführer Taine und Renan gewesen sind, und man darf auch sagen, der genussüchtige Individualismus, „le mal romantique", wird von der Elite der gegenwärtigen Jugend Frankreichs begraben. Sie erlebt in träumerischen, mystisch sich versenkenden oder dann wieder tatenfroh vorwärts drängenden Herzen eine Wiedergeburt des Idealismus, in dem der Glaube und die Tat den ersten Rang einnehmen — der Glaube auch an das kommende, bessere Frankreich, das neue Kulturwerte schafft. Diesen Glauben hat Bergson mit andern erwecken helfen durch seine optimistische Intuitionsphilosophie, die im Leben wieder Tiefe, schöpferische Kraft und neue Verheißungen sieht.

Bergsons Philosophie ist also in ihrer Wirkung durchaus nicht nur auf die Fachkreise beschränkt geblieben. Ihre Gedanken dringen in die soziale, politische, theologische Literatur ein und

[1]) *Essais sur les données immédiates de la conscience*, 1888, ins Deutsche übersetzt als *Zeit und Freiheit.* Eine Abhandlung über die unmittelbaren Bewusstseinstatsachen; *Matière et mémoire,* 1896, übersetzt: *Materie und Gedächtnis; Essay zur Beziehung zwischen Körper und Geist; Le Rire,* 1901, erscheint jetzt in deutscher Übersetzung; *Einführung in die Metaphysik* (französisch vergriffen); *Evolution créatrice*, 1907, deutsch als *Schöpferische Entwicklung.* Sämtliche deutsche Übersetzungen bei Diederichs, Jena.

befruchten die Kunst. Diese besonders fühlt sich einer Philosophie unendlich zu Dank verpflichtet, die „le magnifique courage de la vision" hat und es wagt, statt des räsonierenden, allmächtigen und im Grunde kunstfeindlichen Verstandes, die Intuition zu inthronisieren, „une vue du cœur dans les ténèbres, le luminaire de la profondeur, la conscience amoureuse de ce qui est, le lien de toutes les intelligences", wie Suarès sie in einem tiefgrabenden Essay über Dostojewsky preist. Mit seinem Antiintellektualismus, der den Verstand „nur als Pflug, und weder als Saat noch Ernte" ansieht, nimmt auch die religiös interessierte Welt freundliche Fühlung und zwar sowohl die protestantische als die katholische. Diese ist jüngst allerdings in ihren Hoffnungen bitter enttäuscht worden, seitdem der Papst den Angriff von Mgr. Farges auf Bergsons Philosophie mit seinem Segen gedeckt und ermuntert hat. Ein glänzender Stil, reich an wundervollen Bildern und überraschenden Visionen, erleichtert ihr den Weg in die gesamte Kulturwelt, die sie als ein Werk begrüßt, an dem die Kunst, das Gemüt und der soziale Wille ebenso viel Teil haben als das reine Denken, die Philosophie im engern Sinn. Aber auch die philosophischen Fachkreise haben Bergson einen Empfang bereitet, wie er seit langem keinem Philosophen beschieden war. Der Philosoph und Mathematiker Le Roy sieht in ihr eine Gesamterneuerung der Philosophie. Peguy rechnet ihn zu den fünf oder sechs ganz großen Philosophen, die die Geschichte des Denkens hervorgebracht hat, Sorel sieht in ihm den, der seine Zeitgenossen lehrte, ihre Ideen in Ordnung bringen, Chaumeix vergleicht seine philosophische Leistung jener von Kants Kritik der reinen Vernunft, Gillouin nennt seine Philosophie die bedeutendste seit Descartes und die größte seit Kant (vergl. Benda, *Le Bergsonisme*). Es tut der Wirkung dieser Philosophie wenig Eintrag, dass ihr auch leidenschaftliche Gegner, vor allem in den Reihen positivistischer Naturphilosophen und idealistischer Intellektualisten erstanden sind, die seine Abwendung vom Rationalismus als einen eigentlichen Verrat am Geist der französischen Philosophie brandmarken und seine bilderreiche Ausdrucksweise als „Quincaillerie" dem kristallklaren Edelguss des echten französischen Stils gegenüberstellen. So Fouillée, Couturat, und vor allem Benda in einer die schwachen Punkte allerdings geschickt bloßlegenden Kritik. Dieser geht

mit einer ganz unfranzösisch groben Berserkerwut auf den „prestidigitateur" Bergson los und trägt den Kampf sogar in das Gebiet des Romans hinüber *(L'ordination*, wo er tendenziös das Beharrende der moralischen Idee der Treulosigkeit und Unmoral eines nur instinktiven Verhaltens gegenüberstellt); ja, er verschmäht es nicht, ihn gleichsam als einen Dreyfous der Philosophie zu denunzieren, indem er auf seine Rassenherkunft hinweist.

Bergson hat aber auch außerhalb von Frankreich eine ganz hervorragende Würdigung gefunden, so besonders in England, das durch den Empirismus, der seine Philosophie auszeichnet, und vor allem durch W. James gut auf ihn vorbereitet war. Viele englische Philosophen, wie Balfour, Sidney Waterlow, Lindsay, Solomons, Stewart Kelly und andere haben zu ihm Stellung genommen und ihm Eingang und Gehör verschafft. Eine weit kritischere Aufnahme fand er in Deutschland. Der deutsche philosophische Geist leistet dem Eindringen einer Philosophie, die das Leben als philosophisches Prinzip an die Stelle der Vernunft setzen möchte, starken oder doch vorsichtigen Widerstand. So kann es zum Beispiel der Marburger Kreis, Bornhausen, Herrmann Natrop nicht dulden, dass eine Lebenstheorie die Erkenntnistheorie verdränge und sieht durch die Preisgabe der Position des Kritizismus, durch das Verlassen der Wege Kants, die Würde und Freiheit des Geistes bedroht. Herrmann vermag deshalb in ihm nur einen „verwilderten Katholizismus" zu entdecken. Die Philosophen um den „Logos", Rickert, Kroner sehen ebenfalls durch seine Betonung des Lebens als höchsten metaphysischen Wertes die eigentlichen Kulturwerte gefährdet, die über dem Leben stehen. Aber alle sind gezwungen, dem philosophischen Genius in Bergsons Leistung Achtung zu zollen. Daneben gibt es andere, die ihn als Eröffner neuer philosophischer Bahnen begrüßen, wie Goldstein, Steenbergen, Windelband. Ja, Graf Keyserling anerkennt seine Philosophie als die originellste Leistung seit den Tagen Immanuel Kants.

Es ist nicht ganz leicht, die Stelle zu finden, an der Bergson in die gegenwärtige geschichtliche Entwicklung unseres Geisteslebens einzureihen ist; denn in seinem Werke kreuzen sich viele Linien, die aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinein führen und prägen sich die verschiedensten Tendenzen der heutigen Zeit

in neuer und eigenartiger Weise aus. Wir wollen versuchen, einige dieser Linien zu ziehen und die verschiedenen Brennpunkte seiner Philosophie zu bestimmen.

Da ist einmal der *Evolutionismus* seiner Philosophie des Werdens. Darin findet ein Hauptzug des gegenwärtigen Denkens einen neuen Ausdruck. Die logische Entwicklungslehre Hegels opferte dem starren Begriff und seiner Bewegung den Reichtum und die Flüssigkeit des konkreten Lebens. In der biologischen Spencers war das Geistige in einem Naturprozess untergegangen. In der dynamischen Entwicklungslehre Bergsons ist dem Geistigen die Fülle und Mannigfaltigkeit des Lebens zurückgegeben, und doch gleichzeitig die geistige Natur des Lebensprozesses behauptet.

Da ist zweitens Bergsons *Biologismus*, zu dem er durch das gründliche Studium der modernen Naturwissenschaft gekommen ist. Er sucht nicht hinter oder über der Welt und dem Leben ein abstraktes, höheres Prinzip; sondern das Leben selbst steht im Mittelpunkt seiner Weltbetrachtung, es ist als schöpferische Dauer selbst das Ding an sich, das Absolute, das Weltprinzip. Vom Leben aus ist die Welt zu verstehen; sowohl Natur als Geist werden vom unmittelbarsten Lebensgefühl aus gedeutet. Die allgemeinen biologischen Vorgänge, wie die geistigen Tätigkeiten des Denkens und Handelns sind verschiedene Wirkungsweisen des Lebensdranges. Ziel und Sinn alles Geschehens ist höchste Lebenssteigerung. Dieser ungeheuer elastische Biologismus steht auf der einen Seite ebensosehr den heutigen naturalistischen Versuchen nahe, von der Biologie zu einer Naturphilosophie aufzusteigen, wie jener neuidealistischen Lehre Euckens, der vom allgemeinen Geistesleben den Ausgang nimmt.

Drittens ist seine Philosophie charakterisiert durch den bereits genannten *Volitionalismus*. Damit stellt sich Bergson in die Nähe aller derer, die das Wesen des Lebens und des Geistes im Willen oder in etwas ihm Ähnlichem sehen. Man denkt dabei vorläufig allerdings weniger an den sittlichen Willen wie bei Fichte, sondern eher an Schopenhauers Lehre vom Urwillen. So sehr dessen Pessimismus vergangen ist, so lebens- und entwicklungsfähig hat sich seine Willenslehre erwiesen, die wohl von jenem zu lösen ist. Das zeigen Weiterbildungen, wie etwa die Lehre vom Drang bei Heinrich von Stein, die Bedeutung des Willens bei Wundt,

oder, um einen modernen Versuch zu nennen, die ganz volitional gerichtete Libidotheorie der psychanalytischen Zürcher Schule und andere Neuere, die in irgend einer Form den Primat des Willens über das Denken vertreten.

Damit sind wir auch schon ganz in die Nähe des Vierten gekommen, zu Bergsons *Irrationalismus,* mit dem die scharfe Kritik des Intellektualismus und die Zurückweisung jener „foi naïve à la science" (Barrès) gegeben ist. Auf diesem Boden begegnen sich Gedanken von ganz verschiedener Herkunft, die uns aus der Vergangenheit und in der Gegenwart wohlvertraut sind. Denn im Irrationalismus verbinden sich freundschaftlich alle Bestrebungen, die im Rationalismus und Intellektualismus ihren gemeinschaftlichen Feind haben: die Mystik, der metaphysische Individualismus eines Leibniz und Schleiermacher, die Gefühlsphilosophie eines Hamann und Jakobi, ebenso wie in der Gegenwart die Bekämpfung des Intellektualismus bei Bonus und Heim, die Sehnsucht nach dem Unmittelbaren bei Kutter und Ragaz und die moderne Romantik mit heidnischem oder christlichem Anstrich.

In diesen Eigentümlichkeiten der Philosophie Bergsons sehen wir sich kreuzende Strömungen, die in irgend einer Form in unserer Zeit lebendig sind. Das erklärt einen Teil ihrer außerordentlichen Wirkung. Die Meisten, ohne sich ihr ganz zu verschreiben, finden durch einen dieser Hauptgedanken einen Zugang zu ihrem Verständnis. Der Erfahrungsphilosoph begrüßt in Bergsons Philosophie die empirische Methode und die Aufnahme jenes psychologischen Elementes, das vom Idealismus und Kritizismus vernachlässigt, ja verachtet worden war. Andere, die den Weg Kants nicht gehen können und doch in einem Anschluss an die große Zeit des deutschen Idealismus das Heil suchen, sehen in ihr Gedanken von Herder, Jakobi, Schelling und Fichte in einer neuen Synthese wieder lebendig werden. Es ist der Primat des Lebens, der sie gewinnt. Die Erkenntnistheorie, von der seit Kant das Hauptinteresse angezogen wurde, erscheint ihnen wie ein beständiges „vorläufiges Messerschleifen" und sie bewillkommnen daher eine endlich mutig zupackende Theorie des Lebens. Die Soziologen heften sich an ihren optimistischen Evolutionismus und ihren tatfrohen Geist. Sie sehen in ihr so etwas wie eine Ausführung jener Weltanschauung, die in dem kurzen, weithinleuch-

tenden Worte von Marx skizziert ist: die Welt erklären ist nichts, sie verwandeln alles! Der künstlerische und der religiöse Mensch danken ihr für den Schutz des unmittelbaren und subjektiven Erlebnisses gegenüber der Macht der Abstraktion, für die Rettung des Individuums und seines Inhaltes aus der Umklammerung des Allgemeinen und Gesetzmäßigen. Die reinen Pragmatisten bedecken ihre philosophische Blöße mit Bergsons Autorität und der Fülle dessen, was er über seinem Pragmatismus auferbaut hat.

So spiegelt sich in Bergsons Philosophie der Zwiespalt, die Sehnsucht, die widerstreitenden Strebungen einer zerrissenen und gährenden Zeit, die sich selbst zu begreifen sucht, überall ein Echo ihrer Not und ihres Dranges findet und sich zu einer Einheit zusammenzuschmieden trachtet.

Ablehnend und kritisch verhalten sich dagegen die reinen Intellektualisten und Rationalisten und in einer gewissen Beziehung alles, was durch Kants Schule hindurch gegangen ist oder durch sie den Blick für neue Problemstellungen verloren hat. Und zwar wird diese Kritik geübt sowohl von den reinen Idealisten und Erkenntnistheoretikern, die das biologische, empirische Element in seiner Philosophie nicht vertragen können, wie von jenem Intellektualismus, der heute die Form des Materialismus oder Positivismus annimmt: diesem ist das Metaphysische in Bergson zuwider.

Die Kritik, die der Intellekt als kritisches Organ an dieser Philosophie üben wird, springt jedem ohne weiteres in die Augen, auch wenn man gewillt ist, sie vor nahe liegenden Missverständnissen zu schützen. Auch wer der pragmatischen Wertung des Intellekts zuzustimmen vermag, wer ihn als Beschränkung ansieht, wird nicht so weit gehen wollen, ihn, wie Bergson es tut, in die Nähe der Materie zu setzen, in ihm ein Erkenntnisorgan zu erblicken, das vor allem auf die Materialität abgestimmt und dem die Erfassung freierer geistiger Zusammenhänge versagt ist. Soll wirklich die Starrheit seiner Formen und die Beharrlichkeit der Materie mit einander verglichen werden können? Soll der Intellekt von einer lebendigen Beziehung zwischen Geist und Welt ausgeschlossen sein? Soll in der Festigkeit seiner Begriffe wirklich nur derselbe Automatismus erscheinen, wie wir ihn in der Materie bemerken, eine Erschlaffung des

Lebensschwunges, Lots Weib, das sich zurückwendet und erstarrt? Noch ein anderes ist einzuwenden: es gibt Anzeichen genug, dass auch in diesem schöpferischen und irrationalen Lauf des Lebens ein Rationales verborgen eingebettet liegt, ein Logos, eine Vernunft uns entgegenleuchtet, die dem Leben eingeboren ist und sich bald schwächer, bald stärker regt und der die Vernunft des Menschen antwortet. Wir können kein vernünftiges Weltbild gestalten, wenn Vernunft nicht doch schon irgendwie in der Welt enthalten wäre. An dieser Vernunft aber will der Intellekt Teil haben, denn er schöpft sie aus dem wirren Weltlauf heraus und bildet daraus allgemeingültige Wahrheit. Der menschliche Geist kann nur dann darauf verzichten, wenn er sich nicht vor dem fließenden Weltleben unterscheiden und einfach in ihm mitschwimmen will. Wenn die Intuition dem Intellekt als höheres Erkenntnisorgan gegenübergestellt wird, so sieht man wohl ihre Unmittelbarkeit und ihr tief schöpfendes Wesen, aber man sieht auch, was sie nicht vermag: Sichere, allgemein gültige Wahrheit zu erzeugen. Sie mag wunderbare Visionen, mystische Schauungen ermöglichen, aber Wahrheit im Sinne einer allgemeinen und notwendigen Gültigkeit schafft sie nicht. Sie hat den Zauber des mystischen Erlebnisses an sich, die Innigkeit und Tiefe der religiösen Empfindung, die Hellsichtigkeit der künstlerischen Vision, aber nicht die Unwiderstehlichkeit und Durchschlagskraft der nüchternen Wahrheit, die mitteilbar ist und eine zwingende Gemeinschaft erzeugt. Denn die Intuition, die eine Art Sympathie, ein Mitleben, ein intellektueller Instinkt ist, kann so lange nicht reden und durch die Rede Gewissheit schaffen, als sie nicht als allgemeine und gleichwertige menschliche Anlage erwiesen wird. Sobald sie nicht nur mitlebt, mitfühlt, schaut, sondern redet und also auch denkt, verlässt sie ihr eigentliches und unangreifbares Reich der Subjektivität und ist aller Kritik preisgegeben. Der Mystiker, der sich am „Fünklein" des Weltgrundes entzündet hat, kann zwar erleben, schauen, fühlen, aber sein Leiden ist, dass er die ganze Fülle der Gesichte nicht sagen kann. Und sobald er es versucht, klagt er, dass schon die Quelle versiege und sich nicht in das Bett mitteilbarer Rede leiten lasse. Wohl stellt sich das Bild, das Gleichnis ein — bei Bergson, wie man gesehen hat, in einer verschwenderischen Fülle ausgestreut — in dem er für einen

Augenblick das Leben aufzufangen glaubt. Aber es brauchte, parallel den unendlichen Schöpfungen des Lebens, eine unendliche Reihe von Bildern; denn das einzelne Bild ist für jeden Augenblick wie der Begriff auch nur eine Station, ein wenn auch kürzeres Stehenbleiben bei einer einzigen Lebensansicht, von wo der rasche Lauf des Lebens den Blick gleich wieder fortreißt. Es ist ein alter Traum der Menschheit, über die Schranken des Verstandes hinwegzusteigen und das Weltleben unmittelbar zu schauen in der Intuition. Die *theoria* Platons, die Schauungen Plotins sind nichts anderes, und derselbe Versuch kehrt wieder in Schellings intellektueller Anschauung. Ja, Kant selber träumte von einer Erkenntnismöglichkeit, in der Sinnlichkeit und Verstand zu einer einzigen Fähigkeit verbunden wären, sodass wir eine Art anschauenden Verstandes uns denken könnten. Aber er gab diesem Traum den Abschied, als er feststellte, dass Anschauungen ohne Begriffe blind, und Begriffe ohne Anschauungen leer seien.

Noch eines ist kurz anzudeuten: Das Leben, die Welt ist nach Bergson rastlose Schöpfung: vivre, c'est créer du nouveau. Die Welt ist Werden. Also auch ein beständiges Vergehen. Woran soll sich nun der Mensch in diesem Flusse orientieren, wenn er sich nicht einfach vom élan vital treiben lassen will? Es gibt keinen Ruhe- oder Zielpunkt, also kein Beharrendes; es müsste denn sein, dass der Geist in seinem Besitz der ganzen Vergangenheit, also im Charakter, doch auch ein Seiendes und Beharrendes hat gegenüber dem Neuen, in das er stetsfort stürzt. Und damit wäre der Gegensatz zwischen Sein und Werden, den Bergson im Weltprozess leugnet, einfach zu einem innerpsychischen geworden und erwiesen, dass Sein und Werden Korrelatbegriffe sind und nur als ein Proportionsverhältnis zu verstehen sind. Damit wäre noch nicht beantwortet, wie aus der Durée créatrice, aus dem élan vital Normen und Werte zu gewinnen sind, die allein es uns ermöglichen, die Fülle des Lebens zu beurteilen. Bergson sagt, das Leben ist Schaffen. Es schafft aber ein wahlloses Allerlei, es bringt beides hervor, Heilige und Verbrecher, Gutes und Böses, Schönes und Hässliches. Nach welchem Maßstab wählen wir nun die Werte aus, die die Kontinuität der Kultur bedeuten? Oder wo liegt im Leben selbst die

geheime Weisheit, die diese Werte erzeugt? Denn etwas bloß Lebendiges ist an sich noch kein Wert; das Leben ist der Güter Höchstes nicht. Erklärt schon jene Freiheit, die nichts anderes ist als das Einssein mit dem tiefsten Lebensgrunde, das Hervortreten jener Werte, die wir erstreben und nach denen wir uns richten? Und gibt es nicht Werte, die ganz unmittelbar zusammenhängen mit jener verfehmten Tendenz zur Beharrung? Werte und geistige Schöpfungen, Gesetze und Wahrheiten, die dem Werden und Vergehen entrückt sind? Man sieht, es bleiben für Bergsons weitere Arbeit noch genug Fragen zur Beantwortung übrig, die durch seine bisherigen Werke nicht zum Schweigen gebracht wurden.

Das sind einige von vielen Fragen und Einwänden, die die Vernunft nicht übersehen kann, will sie nicht ihre Bedeutung als Gesamtsinn und Einheit des Menschengeschlechtes preisgeben. Der Intellekt, der sich nicht in die Rolle fügt, die Bergson ihm zuweist, muss so urteilen. Allerdings muss man nun zugeben, dass die Intuitionsphilosophie einer bloßen Kritik des Intellekts ausliefern, heißen würde: sie vor einen Richter stellen, der in dieser Sache befangen und unzuständig ist — erscheint er doch in Bergsons Philosophie geradezu als Angeklagter. Er müsste sie notwendigerweise verurteilen, sie als Glaubenssatz und persönliche Meinung ablehnen, wenn die Philosophie nur ein logisches System, nur eine Bearbeitung der Begriffe zu sein hätte. Dann wäre für die Intuitionsphilosophie keine Berufung auf einen höheren Richter möglich und sie bliebe ein schöner Privatbesitz eines einzelnen genialen Menschen. Nun lernen wir aber immer besser einsehen, dass der Wert eines philosophischen Systems nicht allein in seinen begrifflichen Denkresultaten liegt. Und zwar sind es nicht nur Lebenskünstler und Glaubensmenschen, die das einsehen, sondern Philosophen, wie zum Beispiel Simmel, Husserl, die betonen, dass der logische Gehalt eines Werkes nicht der einzige Maßstab und die logische Methode nicht der einzige Weg zu neuen Erkenntnissen sei. Wir finden zum Beispiel bei Husserl, wohl gemerkt einem Logiker, folgendes bedeutsame Eingeständnis: „Wir sind zu sehr geneigt, indirekte Methoden zu überschätzen und den Wert direkter Erfassung zu missachten. Es liegt aber gerade im Wesen der Philosophie, sofern sie auf die letzten Ursprünge zurückgeht, dass

ihre wissenschaftliche Arbeit sich in Sphären direkter Intuition bewegt, und es ist der größte Schritt, den unsere Zeit zu machen hat, zu erkennen, dass mit der philosophischen Intuition ein endloses Arbeitsfeld sich auftut, und eine Wissenschaft, die ohne alle indirekt symbolisierende und mathematisierende Methoden, ohne den Apparat der Schlüsse und Beweise doch eine Fülle strengster und entscheidender Erkenntnisse gewinnt." Und weiter an einem andern Orte: „In schauender Haltung Erfasstes kann nur in schauender Haltung erfasst werden." Auf der Höhe dieser Einsicht gewinnen wir für die Beurteilung von Bergson einen neuen und höhern Standpunkt als den eben vertretenen intellektuellen. Eine solche „schauende Haltung" hat die Philosophie Bergsons eingenommen. Sie will als Anschauung gewertet sein, nicht als begriffliches Denken. Sie kann daher verlangen, dass man ihr in ihre Einstellung folge.

Schauen ist das Ursprüngliche, Begreifen das Abgeleitete, Schauen ist Reichtum und Fülle, Begreifen ist Beschränkung und Armut. Im Schauen liegt das Aristokratische und Künstlerische, im Begreifen herrscht die Demokratie der Vernunft. Schauen ist das Vorrecht des Einzelnen, Begreifen das Verständigungsmittel der Allgemeinheit. Aber das, was der Einzelne, der Künstler, der Prophet, der Mystiker, der Metaphysiker schaut, ist nicht wertlos für die Allgemeinheit. Ja, es fragt sich, ob diese nicht den größten Teil ihrer Werte auf diese Weise gefunden hat. Es ist der Weg ihrer Genesis, wenn auch nicht der Grund ihrer Gültigkeit. Zu mancher Tiefe findet die Allgemeinheit keinen andern Weg, als dass der Einzelne ihr sein Auge leiht und sie schauen lehrt. Die Frage heißt somit, ob wir dem Verhältnis des Einzelnen zur Welt, soweit wir es miterleben können, Raum und Wert für unsere Weltanschauung zugestehen wollen. Wer das bejaht, findet trotz der kritischen Aussetzung ein positives Verhältnis zur Intuitionsphilosophie, auch wenn er sie nicht als eine wissenschaftliche im strengen Sinne anerkennt. Er gibt damit zu, dass neue Erkenntnisse nicht allein auf dem Wege der logisch mathematischen, sondern auch der psychologisch geschichtlichen Methode uns vermittelt werden können. So bringt die Geschichte ihre Wahrheiten nicht in der Form der Allgemeingesetzlichkeit des Naturerkennens, sondern im Gewand der Eigengesetzlichkeit der einmaligen großen

Seele. Dabei sind wir aber gewillt, in diesen individuellen Offenbarungen doch auch Spiegelungen und Äußerungen einer höhern Gesamtvernunft zu entdecken, wie in den allgemein gültigen Erkenntnissen der Naturwissenschaft. In der Geschichte ist es mit Händen zu greifen, dass es noch andere Wahrheiten gibt als die logisch mathematischen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis. Dort bekommt das Individuelle und Einmalige eine Wahrheit und einen Wert für die Menschheit, den es sonst im ganzen Bereich des Naturerkennens nicht hat. So können wir nun die Intuitionsphilosophie zwar als individuelle Anschauung eines Einzelnen werten, die nicht den allgemein gültigen Zwang einer logischen Wahrheit ausübt, die aber doch Wahrheitswert für alle die besitzt, die sich in die gleiche Einstellung und Anschauung begeben können. Die Wahrheit der Metaphysik stellt sich damit neben die künstlerischen, sittlichen, religiösen, seelischen Wahrheiten, die auch nicht logischen Charakter haben und denen man Wahrheitswert doch nicht absprechen wird. In Deutschland vertreten Eucken, Rickert und Windelband das Recht dieses Standpunktes, von dem aus die geschichtliche und die naturwissenschaftliche Erkenntnis jede in ihrem besondern und unabhängigen Recht erscheinen. Aber während diese dazu kommen von der Geschichte und von erkenntniskritischen Erwägungen her, erreicht Bergson diese Stellung, indem er ausgeht von dem, was die Geschichte erst ermöglicht: vom schöpferischen Leben der Durée créatrice, die der Allgemeingesetzlichkeit immer wieder entrinnt und in der Einzelerscheinung der neuen Schöpfung, ihre Fülle, ihr Streben und ihre Freiheit erweist oder doch danach trachtet.

Bergsons Philosophie gehört also zu jenen geschichtlichen Schöpfungen, die man nicht nach ihrem streng logischen Wahrheitsgehalt frägt, weil „Wahrheit überhaupt nicht der ganz angemessene Begriff ist, um den Wert einer Philosophie auszudrücken“ (vergl. Simmel, *Hauptprobleme der Philosophie*). Ihre neue Problemstellung, ihre persönliche Einstellung auf die Welt ist das Fruchtbare, das Anregende und Wertvolle für uns und vielleicht auch der Weg zu neuen Erkenntnissen. Das Einzelverhältnis eines genialen, weitschauenden und tieffühlenden Menschen zu Welt und Leben ist für die Menschheit immer wieder der Weg zu neuen Wahrheiten geworden.

Dieses Einzelverhältnis Bergsons zur Welt ist uns, ganz allgemein gesprochen, durch zwei Besonderheiten wichtig und und aller Beachtung wert.

Einmal durch den Mut der Seele als eines Ganzen, sich Führerrecht und Wegkenntnis auch im Streben nach Weltanschauung und Lebenserkenntnis zuzutrauen, nachdem sie das bisher allzu willig dem beschränkenden Intellekt überlassen hatte. Damit beseelt sie die Welt und füllt sie mit dem ihr eigenen Leben. Dieser Mut wächst aus der wohlbegründeten Einsicht, dass die Bedingung aller wesentlichen Erkenntnis in der Fähigkeit liegt, tief, ja leidenschaftlich von einer Sache bewegt zu werden. Man muss etwas erleben, um es zu erkennen. Auch da gilt Fausts Wort: Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Die Kraft und Glut dieses Erlebnisses geht dem logisch geordneten Erkennen voraus. Eine Art tiefgreifender, weil tief ergriffener Divination, die mit der künstlerischen Hingabe und noch mehr mit der ahnenden und alles verstehenden Liebe verwandt ist, der Eros, steht an der Pforte aller Erkenntnisse. Damit hat Bergson wie übrigens Dilthey die philosophische und metaphysische Bedeutung des Erlebnisses für die Erkenntnis in das hellste Licht gerückt.

Das Zweite, was uns an Bergsons Verhältnis zur Welt wichtig ist, ist seine kräftige Reaktion gegen die Ansprüche eines übertriebenen Intellektualismus und abstrakten Rationalismus. Wohlgemerkt nicht gegen den Intellekt richtet sich diese Kritik, der einen höchst notwendigen Teil unserer Erkenntnis besorgt, sondern gegen jene Überspannung und Grenzerweiterung, den Intellektualismus, der die Welt nur auf ihren logischen Gehalt prüft, sie nur mit rein logischen Kategorien zu erfassen sucht und vergisst, dass daneben noch eine große und reiche Wirklichkeit blüht, die nicht in das Schema des Intellekts oder der Wissenschaft eingeht. So hat eine Psychologie das seelische Leben vergewaltigt, die den ganzen reichen und tiefen Fluss der Seele glaubte in die flachen Gefäße logischer Kategorien schöpfen zu können, Werden, Sehnen und Jauchzen der Seele glaubt fassen zu können mit den armseligen Begriffen einer Assoziations- und Experimentalpsychologie. In gleicher Weise hat der Intellektualismus in der Soziologie das gesellschaftliche und geschichtliche Leben ge-

fälscht, indem er in ihm nur noch die Wirkungen von weiß Gott was für unentrinnbaren und ehernen Gesetzen sah und mit der schöpferischen weltverwandelnden Kraft des Genius und des guten Willens nicht rechnete. Wir leben heute, unter dem Eindruck der großen Erfolge der naturwissenschaftlichen Méthode, in einem Rausche rein intellektueller Erkenntnis. Das zarteste wie das gewaltigste und unaussprechliche Leben wird in Wissen verwandelt und grinst uns dann in den Masken von Begriffen und Formeln entgegen. Mit einigen wenigen der Naturwissenschaft entlehnten Begriffen werden Geist und Geschichte gemeistert. Formeln der Mechanik werden als Schlüssel zum seelischen Leben benützt. Was einer ganzen Menschheitsperiode Tiefsinn, Heiligtum und Mysterium war, wird zur Flachheit, zur Illusion oder zum Anhängsel irgend eines Mechanismus. Diese ganze Weltanschauung geißelt Bergson als Grenzüberschreitung und Lebensfrevel und zerschlägt ihre intellektuellen Idole mit kräftiger Faust. Das haben Künstler und Propheten, Schwärmer und Pfaffen schon oft versucht; hier aber tut es ein Philosoph, nicht im Namen eines naturwissenschaftlichen oder künstlerischen oder gar religiösen Dogmas, nicht unter jener Verachtung von Vernunft und Wissenschaft, mit der sich Dunkelmänner so leicht drapieren, sondern kraft einer engern Fühlung mit dem Leben selbst, kraft einer kühlen Untersuchung der Tragweite intellektueller Erkenntnis, kraft einer vorsichtigen Grenzregulierung zwischen Wissen und Wirklichkeit, Wissen und Leben.

In Bergsons Philosophie spricht eine Müdigkeit des heutigen Menschen, sein Überdruss am bloß intellektuellen Wissen. Es ist heute zu erstaunlichem Reichtum aufgehäuft; der Einzelne ertrinkt schließlich darin und fühlt sich durch ihn je länger je mehr in seinem ganzen, umfassenden und warmen Menschentum bedroht. Aber diese Philosophie entringt sich jener Müdigkeit und wird zu einer Sehnsucht nach Ganzheit und Unmittelbarkeit, zu einem Aufschwung aus den Maulwurfsgängen des Spezialistentums zur überragenden Höhe einer Gesamtweltbetrachtung, zu reinen hohen Gipfeln, die nicht der sichere, schwerschreitende Fuß, sondern nur der Flug des Adlers erreicht. Mitten in einer Welt hoher materieller und intellektueller Kultur ist sie ein Schrei nach Seele und Innerlichkeit.

Ein starker Zug nach vorwärts, ein kraftvolles und mutiges Vertrauen zum Leben pulsiert in ihr. Darum ist sie auch eine Philosophie der Jugend, deren Vorrecht die Begeisterung und die Hoffnung ist. Vielleicht ist sie deshalb bestimmt, einmal an die Stelle Nietzsches zu treten. Denn was dieser Positives und Wertvolles besitzt, hat sie auch und noch einiges dazu. Sie hat seinen Optimismus dem Leben gegenüber ohne seinen Pessimismus der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Sie hat seinen biologischen Dynamismus, ohne damit der Unmoral und der Ruchlosigkeit des Willens zur Macht zu verfallen. Sie ist antiintellektualistisch und sieht wie Nietzsche im Verstand nur eine kleine Vernunft; aber sie sieht die große nicht im Leibe wie Nietzsche, sondern im Leben, das Geist werden will. Sie traut dem Instinkt als einer sicherern Führung, aber er führt sie nicht zum Egoismus der flachen Bestie, sondern aus der lastenden Schwere der persönlichen Bedürfnisse heraus. Sie gibt dem Einzelnen und besonders dem aristokratischen hochwertigen Individuum sein Recht, ohne dadurch wie Nietzsche zum Hochmut des Übermenschen zu gelangen, der die Massen dem Teufel und der Statistik überliefert. Sie lehrt ein ewiges Werden, ohne damit der Welt den Sinn und den absoluten Gehalt zu rauben. Sie ist künstlerisch und verfällt doch nicht einem genussüchtigen Ästhetizismus sondern fordert Anstrengung, Taten und zeigt dem Willen das ferne und schwere Ziel der Freiheit und des Guten.

Eine Philosophie des Lebens darf Bergsons Werk genannt werden, denn aus dem Leben ist sie hervorgewachsen, ein grüner Ast voll Blüten an seinem goldnen Baume, und für das Leben will sie fruchtbar sein. Eine Philosophie des Lebens darf sie vor allem heißen, weil sie das Leben da aufsucht und darstellt, wo es seine größte Gewalt, seine wunderbare Majestät und seine reichste Fülle entfaltet: in seinem schöpferischen Drang, in seiner Forderung an den Menschen, im tiefsten, freiesten Sinne lebendig zu werden, und in seiner zukunftsfrohen Verheißung eines Größern, dem es entgegen eilt.

ZÜRICH ADOLF KELLER

□□□

ROBERT UND HEDWIG MARIA

EINE DICHTUNG IN SECHS GESÄNGEN VON J. BÜHRER

(Schluss)

Unter dem ragenden Dache erhob sich der hölzerne Stallbau
Freundlich, aus massigen Steinen gefügt, daneben das Wohnhaus.
Über mit Blumen umstellten Stufen verschwanden die Männer
Plaudernd im Hause. Da heulten die Hunde und gibst nichts so gilts nicht
Stoben sie über den Feldweg. Wo dieser im Himmel verschwindet,
Standen zwei Frauen, die eine trug einen Hut an dem Arme.
Wartend saß Robert im Stübchen, darein ihn der Bauer geleitet.
Seltsam! Vom weißlichen Ofen, bemalt mit den bläulichen Schnörkeln,
Rings von dem ruhigen Nussbaummaser der Wände, der Decke,
Auch vom behäbigen Glasschrank voll bunter Töpfe und Teller,
Ja, von dem leinenen Tischtuch mit bräunlichem Kreuzstich ummustert,
Nicht zuletzt vom Spinett auch, darauf eine Nelke erglühte,
Kurz, von dem ganzen Hausrat des Stübchens gings aus wie ein Duften,
Besser vielleicht als ein Stimmlein, das bettelt: „Du hastiger Zeitlauf,
Weile ein Weilchen!“ Und gleich wie ein Kind, das Unmögliches fordert,
Dennoch es manchmal erreicht, so gelingt's wohl dem herzigen Stimmlein
Manchmal die Zeit zu betören, so dass die Minuten sie gütig
Dehnet zu herrlichen Stunden, die schwerer wiegen als Jahre.

„Alles auf Reisen!“ polterte Glauser herein, ein gewaltig
Tablar auf Händen und Bäuchlein schleppend. „Kommt, seid mir behilflich,
Nehmet vorlieb! ich nahm, was ich fand in der Eile,“ versetzt' er,
Tischte ein bräunliches Brot auf und schwärzliche Würste und schenkte
Sacht mit sorgsam gezogenem Strahl aus der staubigen Flasche
Perlenden Wein. „Gesundheit!“ stießen die Gläser zusammen.
Gut einen Halbkreis durchlief der Zeiger der stattlichen Wanduhr,
Während die Männer in leichtem Geplauder saßen und schmausten.
Endlich als eben ein silbernes Glöcklein die Stunde ansagte,
Wendete Glauser die Rede: „Ihr maltet mir vorhin,“ begann er,
„Groß Euer Weltbild, Ihr glühtet in Zorn, Euer Bestes, so war mir,
Wurde verletzt: Die Liebe zum Volke, die Euch den Beruf gab!
Dennoch — als einmal mein Uli — er liegt nun begraben — vom Doktor
Tränklein erhielt, da hatte die Mutter die bittersten Stunden:
Uli versagte den Schluck. Da tat sie ihm Tröpflein um Tröpflein
Heimlich, verstohlen in's Süppchen, ahnungslos trank er's — genas auch!
Wahrheit ist immer ein bitteres Tränklein, das jeder verweigert,
Heißt es drum nicht in der Schrift: Seid klug wie die Schlangen! Redaktor?
Glaubt Ihr, die Saat, die jählings ins Kraut schießt, könne viel taugen? —
Seht,“ unterbrach er, und wies durch das Fenster, „kommt da nicht Häflig?
Dacht ich's mir doch, der Wind würde wenden! Geduldet ein Weilchen!“

Schritte verhallten im Flur, der Redaktor rückte ans Fenster,
Sah in die Linde empor und behutsam den spitzen Gedanken
Glausers erwägend, gestand er sich leise, es möchte was dran sein,
Trotz seiner Jahre sei er noch immer zu jung und verlange
Ungestüm wie die Jugend, es sollten sich Wunder ereignen.
Knirschender Kies unterbrach ihn, da unten ging jemand im Garten,
Stühle wurden gerückt, eine weibliche Stimme sprach: „Hedwig,
Ja — so *ist* nun der Mensch! Jetzt sitze ich manchmal schon wieder
An dem Spinett und damals — da welkten doch Farben und Klänge.
Aber, wenn Stille und Abend kommen, dann zwingt's mich zu singen,
Alte, verschollene Kirchengesänge voll Weihrauch und Moder,
Aber nicht lange, so poltert's zur Türe herein und Bübchen
Steht auf den Zehen bei mir und flüstert: Oh Muetti, nicht *das* da,
Sing doch: ‚Du schwarz-braunes Meiteli', sing doch: ‚My gscheggeti Chue'!
Betteln, das kann er; ich singe ihm alles, auch ‚Tschingderadeija'!
Manchmal dann wieder schleicht er ganz leise herein und mit einmal
Zittert im matten Klang des Spinetts seiner Geige Geläute,
Wächst und führt mich: ‚Spirito santo', ‚Salve Maria',
Lieder voll Sehnsucht und jungem Begehren. Und manchmal auch wieder
Sitze ich lange allein, da endlich — Sporrengeklirre —
Mädchenlachen. Das Schnäuzchen gedreht, die silbernen Schnüre
Erstmals am Ärmel, tritt der Dragonerwachtmeister zum Spieltisch,
Neben ihm lehnet sein Mädchen, er nickt, ich greif in die Tasten:
‚O mein Heimatland!' tönt es im Dreiklang. — Was hast du, Maria?
Tat ich dir weh? Das wollt ich nicht. Sieh, ich wollte dir sagen,
Als ich den Uli verlor, da starb ich mir selber. Der Letzte
Ging. Den Doktor, den Franz, entfremdete früh mir sein Weibchen. —
Mütter verlieren immer, wenn ihre Kinder sich trauen,
Lebende langsam verlieren ist herber, als Tote beklagen! —
Starb ich mir selber, so sagt' ich, ich hatte ja nichts mehr zu sorgen. —
Aber es gab ein Erwachen: alles, was mich durchschauert:
Mutterglück, kleinliche Sorgen und Ängste, schnellfüßige Freuden,
Alles das, als es war, mir ein Nichts erschien und vergänglich,
Wurde nun wach; ich erlebt' es noch einmal mit wacheren Sinnen!
Was für ein Leben, wie reich eine Mutter! Da lernte ich lächeln,
Still und verzeihend: So schön ist der Alltag, wir sind nur nicht weise!" —
Still ward's da unten. Robert stand, ein gespanntester Lauscher.
Sicher, er sollte sich rühren und kund tun, es höre noch einer,
Aber er bracht' es nicht fertig. Da hörte er Hedwig Maria:
„Mutter Glauser," sprach sie, „nicht weil Euer Mann mich gebeten,
Kam ich zu Euch, mich trieb's fast, Ihr glaubt nicht, was ich erduldet.
Ihr allein wusstet, was wir uns waren, ich und der Uli,
Scheue verbergen musst' ich die Tränen und durft' es nicht sagen,
Dass ich das Liebste verloren. Sie merkten's ja wohl und sie schwiegen,
Ließen mich fort, denn sie glaubten, die Fremde, die Zeit würde heilen.

Heilen! ja *kann* das denn heilen? Gewiss, die Wunden vernarben.
Aber verloren ging es drum doch. Aber was nur? Ich weiß nicht.
Seht, noch als Ulis Braut und seit meiner frühesten Jugend
Sprachen die Dinge zu mir. Die Wiese sagte: der tausend,
Bin ich ein Weber, ist *das* nun aber schmuck! Rief der Waldsaum:
Still! da hinten schläft ein Geheimnis. Jauchzte der Himmel:
Schau' ich doch alles! Ich freu' mich der Schöne! — Nun schweigen die Stimmen.
Lieben musst ich ein Ding oder fürchten, nun geh' ich vorüber
Ohne Empfindung.. Mich machte das Unglück alt und verzichtend!"
„Kamst du, um das mir zu sagen?" frug lächelnd die andere Stimme.
„Nein," erklang es fast herb, „ich werde nicht klug aus mir selber.
Setzet den Fall, man würbe um mich, was sollte ich sagen?
Denkt, es wär' einer, der Achtung mir abzwingt, vielleicht sogar Liebe.
Liebe?! Das war der Föhn, der am Jochhorn die Zöpfe mir löste,
Liebe: der Glanz der silbernen Gletscher, die wir bezwangen,
Liebe: das Sternbild, das wir beglückt durch das Hüttendach grüßten,
Liebe: der Rausch, der uns zwang uns selber als Höchstes zu setzen.
All das verflog wie Wolken am tagenden Himmel, und nüchtern
Seh' ich die Welt, wie die Berge, die schroff und den lauernden Schrecken
Hoch auf den Zinken in's Morgenlicht steigen, hart und gefühllos.
Aber das Frühlicht webt lautlos Schleier aus Taldunst und Sonne,
Legt sie um alles, das schroff ist und nimmt ihm den Schrecken. Ich meine
Leise Neigung zu spüren, es sei eine Kraft in dem Weibe,
Lautlos die Güte in's Leben zu tragen und Schroffes zu mildern,
Seht, so zieht eine leise Neigung, nicht Liebe, die toll macht,
Jetzt zu dem Mann mich, von dem ich vermute, er schätze sich selber
Nur als ein Werkzeug des Lebens, er kämpft für *sich* nicht, für alle!
Mit ihm zu gehen als Freundin den Weg, den er muss, ihn ermuntern,
Schätze von Güte zu häufen in Kindern, das scheint mir Erfüllung
Meiner Berufung! Ihr lächelt?" — Sagte die andere Stimme:
„Schwärmerin, nüchtern siehst du das Leben? Was *ist* dir dann Dichtung?
Was du in kluge Worte gekleidet, *ist* ja der Brautlust
Richtiger Sinn, und wenn's uns nicht klar war im Maimond der Liebe,
Inne werden wir's balde, erst schmerzlich: das Beste am Manne,
Unser gehöre es nicht, der Zukunft nur sei es gewidmet.
Aber dann bricht in der Nacht ein goldenes Mondlicht: Wir merken
Alles, das reinliche Linnen, das Lachen des Kindes, — die Heimat,
Die wir mit tausend Sorgen erbauen, sie sei ja die Quelle
All seiner Kraft und sei seiner Mühe einziger Lohn nur.
Setzest du Blumen, führst du die Nadel, so füllt dich ein Ahnen,
Da, dem kleinlichen Werke des Alltags sei Wunderkraft eigen,
Schaffe zufriedenen Sinn, und wirke so fort durch die Zeiten.
Seite an Seite ihr beide, lebendige Kräfte des Werdens!" —
Robert stand wie versteinert, im Auge blitzendes Leuchten.

Plötzlich fuhr er zusammen. Schritte nahten der Türe.
Lärmend trat Glauser mit Häflig herein und mit kräftigen Scherzen
Half er den beiden die Fahne des Waffenfriedens zu hissen.
Funkelnde Gläser vereinte die drei um den Tisch, und der Großrat
Führte die Rede: Das Plänlein des Zbinden und Roberts Artikel
Seien gleich hitziger Art; er stehe dafür, dass der Zbinden
Nimmer sein Endziel erreiche; dagegen müss' er verlangen,
Dass man inskünftig solche Schärfen vermeide. Verkennen
Wolle er Roberts Edelsinn nicht, doch es sei zu beachten,
Dass es ein and'res in Büchern und Schulen den Fortschritt zu lehren,
Wieder ein anderes, ihn in das Leben zu tragen; hier müsse
Immer Bestehendes fallen, vielleicht, noch eh' es veraltet,
Leiden erzeuge das auch, oft mehr als das Neue an Heilung.
Darum erschein' es geboten, nur Schrittlein um Schrittlein zu wagen,
Nicht ein Hand breit wolle sich Robert vom Ziele abwenden,
Aber vergessen auch nicht, dass in dem scheinbar Geringen
Oft eine Wunderkraft wohne, die, ohne den Frieden zu stören,
Werke und wirke und Großes vollbringe. — Zerstreut und versonnen
Hatte Robert gelauscht, nun das Wort von der Kraft im Geringen
Fiel, da horchte er auf und als jener geendet, da reckte
Rasch er die Hand nach dem Bauer und sagte: „Glauser, ich dank' Euch!"
Schweigend sah da der stämmige Alte dem Jungen in's Auge.
Husch — ging ein Schatten durch's Zimmer, zwei Frauen standen im
Türschnitt.

SECHSTER GESANG

Lohende Wolken im Westen: ein Kampfspiel voll Lust und Vernichtung.—
Näher und höher ziellose Schifflein voll tauiger Rosen —
Ferne im Osten in nüchterner Klarheit die steigenden Berge.

Talwärts, vorüber an dunkelfarbigen Wiesen, schritt Robert,
Neben ihm Hedwig Maria, den Blick in's Gebirge gerichtet.
Schneller und lauter enteilten Glauser und Häflig dem Hügel.
Oben am Zweigweg zum Sturbacherhof, eines winselnden Hundes
Kopf überstreichelnd, stand eine Frau, die lächelte leise.
Ehe noch Hedwig den Wegrank erreichte, wandte sie sich und
Grüßte zurück nach der Freundin, sie stand vor dem lohenden Himmel.
Da, als wisse er's selber kaum, nahm Robert des Mädchens
Rechte. So standen sie lange und grüßten und dankten zurücke.
Dankten, wofür? Vielleicht, dass die Freundin geschickt die Verwirrung
Bei der Begegnung der beiden den Männern genüber verdeckte,
Oder vielleicht, dass sie selber so tat, als ahne sie niemals
Dass durch die scherzenden Reden der beiden verborgene Stimmlein
Zwitscherten, so, wie durch's Rauschen des Waldbachs zwei Vöglein sich
locken.

Dankten ihr wohl auch ihr freundliches Drängen, endlich ihr Zwingen,
Teil zu nehmen am Mahl nach dem fröhlichen Gang durch die Felder.
War doch am Tisch auch die Rede auf Kari, den Trinker, gekommen,
Staunend hatte da Robert vernommen, dass Häflig zwei Kinder,
Arme, verschüpfte Geschöpfe des Trinkers, sorglich verpflege.
Wohl auch schien er vertraut mit der Not in den ärmlichen Hütten;
Sicher, zum offenen Auge gesellten sich offene Hände.
Also war der Verleger, den Robert heut' so verachtet,
Zwar ein verwünschter Geschäftsmann, doch *nicht* ohne jegliche Tugend,
Aber der Wille zum Guten, der keinem völlig versagt ist,
Gab ja dem Streben allein die Hoffnung auf endliche Siege.
Dankbar für vieles grüßte so Robert zurück, und als endlich
Dunkelbeschattete Wiesen die Aussicht zum Hügel verdeckten,
Waren die Männer schon längst um die tiefere Böschung verschwunden.
Einsam schritt nun das Paar und wieder suchten die Augen
Über dem Schatten der Täler die nüchterne Klarheit der Berge.
Aber die ragenden Wände trugen nun rötlichen Schimmer,
Gleichsam als glühe im Innern ein heiliges, ruhiges Feuer.
„Hedwig," sagte er lautlos — ihr schoss das Blut in die Wangen —
„Hedwig, ich werbe um dich! — Ich stand am Fenster und lauschte . . ."
Flammende Röte im Antlitz stand Hedwig und schaute zu Boden.
Schmeichelnder fuhr er da fort: „Du littest, drum wurdest du gütig,
Reif und reich für das Leben." Da gab sie ihm hastig die Hände. —
Weniges später hüpfte ihr Lachen, ein närrischer Kobold,
Ihnen voraus auf der Straße und sagte es jeglichem Glöcklein,
Das von ferne und nah durch den sinkenden Abend verhallte:
Zweie seien sich einig, bald wussten es Himmel und Erde!
Mächtig viel hatte ein jedes zu fragen, und Robert vor allem
Brannte, zu wissen, seit wann sie ihn kenne. „Aus drohender Nähe,
Mündlich," so drohte sie lachend, „erst seit dem heutigen Morgen."
Aber, so fügte sie stiller hinzu, „schon im Welschland, an müden,
Einsamen Abenden, sei sie gar manchmal über dem Blättchen,
Das ihr die Eltern gesandt, versonnen gesessen und oftmals
Sei ihr beim Lesen ein selt'ner Gedanke ins Auge gefallen,
Den sie schon selber empfunden, doch niemals in Worte noch fasste.
Einmal auch habe sie Roberts ‚Fahrten im Süden' gelesen,
Drin er erzählte, wie ihn ein Bild mit Sehnsucht erfüllte,
Sehnsucht nach schöpfendem Leben, drin Wünsche der Selbstsucht nicht galten.
Wie ein im Bergschnee verirrter Wanderer menschliche Rufe
Jubeln vernimmt, so vernahm sie die Botschaft und fand auch ein Weglein
Rückwärts ins Leben. So plauderten sie und wurden wie Kinder. —
Plötzlich erschollen Stimmen verwirrt durcheinander, es lachte,
Gröhlte und schrie hinterm Wegrank. „Ei, seht doch den Christeli Zbinden "
Stieg da ein Ruf aus dem Lärm, da drängte Robert zur Eile.

Eben noch kamen sie recht, um zu sehn, wie das Haupt der Gemeinde
Stolz einem Automobil entstieg unter tosendem Jubel.
Standen doch rings um den Wagen ein Dutzend Männer und Kinder.
„Donner auch," trat ihm da Glauser entgegen, „jetzt sag' einmal ehrlich,
Wie denn gerietest jetzt *du* in den Rachen des stinkenden Lindwurms?"
„Wundert dich das?" lachte Zbinden in grimmiger Laune, „so hör' nur,
Saß ich da ruhig hinten im Garten und rauchte mein Pfeiflein,
Knarrte auf einmal die Türe, wer steht da? Der Gusti Wendriner,
Straf' mich das Wetter, der Gusti Wendriner, und Kleinhans, der Oberst.
Sacre papier, sag' ich, heut steig ich mal selber in Keller,
Sollt mal erfahren, wie alte Kriegskameraden man feiert!
D'Accord! schreien die beiden, doch vorerst noch müss' ich mit ihnen
Schnell mal vor's Haus, sie hätten mir da etwas neues zu zeigen.
Gehen wir, sag' ich und bin schon ganz lüstern, das neue Gefährte,
Sonderlich aber des Obersten Pferde zu sehn; und nun, hör' nur,
Wie wir der Treppe entsteigen, so fährt da ganz langsam mit off'nem
Schlag dieser Kasten daher, ich hab' schon 'nen Fluch auf der Zunge,
Aber auf einmal hebt man mich links und rechts hoch und wirft mich,
Just so, als wär' ich ein Fruchtsack, mit kräftigem Schwung in die Polster.
Wütend raff' ich mich auf, doch wie der leibhaftige Satan
Hastet der Kasten davon und neben mir bersten die Kerle.
Haltet, beim Henker! so schrei' ich und will dem Chauffeur an Kragen.
Aber am Frackschoß erwischen sie mich und ich muss mich ergeben.
Stumm, mit geschlossenen Augen, erwart' ich ein Strafgericht Gottes.
War mir doch just, als hätt' einen heiligen Schwur ich gebrochen,
Nie einen Fuß in solch satanischen Karren zu setzen.
Aber, ich weiß nicht, wie's kam, bald hatt' ich die Augen geöffnet,
Sah, wie die Bäume wegrannten, die Wiesen sich drehten und langsam
Hügel und Berge fern sich verschoben. Doch unter mir stampfte
Stetig die Kraft der Maschine, und kam eine Steigung, man fühlte,
Wahr und wahrhaftig man fühlte, wie sie sich schuftete, mühte,
Mühte, das Letzte zu geben, und einmal auf ebener Straße
Schrie ich alter Dragoner dem Chauffeur zu: Schneller doch, schneller!
Bloß weil mir schien, der Motor vergeh' vor verhalt'nem Verlangen.
Seht, so ist mir's geschehn, mir selber scheint es kaum glaublich."
Schadenfroh mäckerte Häfligs Diskant durch das Lachen der Männer.
„Zbinden," so schrie er vergnügt, „dich bring' ich wahrhaftig in's Blättchen."
„Möcht' ich dir raten," rief drohend der Präses, doch schnell trat jetzt Glauser
Zwischen die beiden: „Und wieder ward Saulus zum Paulus," so lacht' er,
„Schimpftest noch heut wie ein Rhynbub auf Auto und Fahrer, und jetzo,
Sieh' dich mal an, wie ein Chiltchnab strahlst du vor Lust und Vergnügen!"
„Recht hast, ich werde nicht klug aus mir selber," entglitt es da Zbinden,
„Wär' nicht der Reif hier geborsten, mich hätten nicht siebzig Pferde
Da aus den Polstern gebracht!" — „Da siehst du nun," lachte der Großrat,

„Wie man der eigenen Meinung verteufelt wenig darf trauen,
Wollte man jeden, wie du's einem andern heute gedroht hast,
Haftbar erklären für einmal vertretene Ansicht, ich weiß nicht,
Ob's eine Wahrheit noch gäbe; will mir doch scheinen, die Wahrheit
Sei nur die Jagd nach neueren, besseren Gründen." — „Ich merk' schon,
Wo du hinaus willst," entgegnete sinnend der Präses, „wohlan denn,
Mag ich doch heut, da ich selber ein Rätsel mir bin und kein kleines,
Nicht in's Gericht gehn mit Meinungen anderer. — Aber nun sieh mal..."
Hastig nahm er den Großrat am Ärmel und führte ihn eifrig
Rings um den Wagen, als Fachmann erklärend. An einem der Räder
Schafften drei Männer, und jeglichen Handgriff sahen zwei Dutzend
Spähender Augen den Bastelnden ab. Indes schritt das Pärlein
Robert und Hedwig Maria den Seitenpfad nieder zum Dörflein.
Dunkel, in traulicher Nähe, ragte nun Giebel an Giebel.
Feiernde Stille darüber und grau und erloschen der Himmel,
Aber weit hinten und hoch das silberne Blinken der Berge.
Robert beschaute die dunkelnden Dächer: Nun war es beschlossen,
Hier, an den engsten der Kreise, schloss er sich an, und mit Willen
Brachte er alle die weltfremden Wünsche und Träume zum Opfer.
Dennoch, dies war der Pfad zu dem weißen Berg in der Ferne,
Tief im Innern des Berges erglühten Erlösergedanken,
Reiner als jeglich Begehr, das die nördliche Großstadt erweckte,
Glühte die Schönheit: die sonnigsten Träume des Südens verblassten!
Hand in Hand mit Maria gings sicher dem Gipfel entgegen.
Kamen sie selbst nicht zum Ziele, ein Wegstück schafften sie sicher!
Horch, da schmetterte Trommelgewirbel vom Dörflein herüber.
Als unser Pärlein den Dorfplatz erreichte, marschierte ein Trüpplein
Turner im weißen Gewande daher, und männiglich liefen
Leute zusammen. „Was gibt's denn!" frug Robert ein älteres Männlein.
„Festen tun sie," machte der kurz und meinte dann listig:
„Euch zu Ehren geschieht's, weil Ihr schriebt, man müsse die Knechte
Weidlicher mästen." „Oh nein," schrie ein Junge dazwischen, „wir haben,
Wisst Ihr's noch nicht, das heut'ge Gesetz angenommen!" Er jauchzte.
„Wirklich?" frug Robert verdutzt. „Hei ja doch!" nickte das Knechtlein.
Robert wandte sich ab. „Sag', hast du's nicht also erwartet?"
Forschte da Hedwig Maria. Mit seltsam ergriffener Stimme
Sagte er: „Denk', das ist ein Gesetz, das unendliche Opfer
Fordert von jeglichem Bürger, beschwerliche Pflichten ihm auflegt.
Angenommen! Solch eine Volkes zu sein ist ein Glück! —
Einfach ein Glück." Er vermochte nicht weiter zu sprechen. — Die Turner
Hatten sich aufgestellt vor dem Brunnen. Vier Pfeiffer, zwei Trommler
Setzten ein kräftiges Spiel ein, die Turner wanden die Stäbe.
Jemand berührte Robert am Ärmel. Es frug der Drogiste:
„Sagt, wie geht's Euern Wunden?" — „Geheilt!" lachte Robert, „fragt
Hedwig!"

□ □ □

THEATER UND KONZERT

ZÜRCHER SCHAUSPIEL. Burne-Jones hat die Erzählung von Pygmalion, der sich in die von ihm geschaffene weibliche Statue sterblich verliebt, worauf die liebenswürdige Aphrodite sie belebt und ihn glücklich macht — Burne-Jones hat sie in vier linienschönen, kühl-vornehmen und, natürlich, sehr unsinnlichen Kompositionen dargestellt. Bernard Shaw hat sich von ihnen nicht inspirieren lassen, als er seinen *Pygmalion* schrieb. Die Antike lieh ihm nur den Namen; von antikem Geist hat er niemals viel verspürt; er übertrug das Motiv ins Moderne und formte eine Londoner Komödie daraus. Aber in Einem trifft er mit Burne-Jones zusammen: er hält sich durchaus in den Grenzen der Wohlanständigkeit. Er macht uns mit einem jungen, hübschen Londoner Blumenmädchen bekannt, das, aus dunkelsten Verhältnissen auf die Straße zu selbständigem Lebensunterhalt geworfen, seine Reinheit sich wahrt, keinen Strich vom Wege der Tugend abweicht. Ihr Vater, ein Lump von ächtester Währung, würde in dieser Hinsicht weniger Skrupel haben. Als er in Erfahrung gebracht hat, dass sein Töchterlein Liza auf einmal im Hause des Professors Higgins ist, macht er sofort Besuch dort, beileibe nicht etwa, um moralisch zum Rechten zu sehen, sondern um den Herrn anzupumpen; denn im Grunde ist es ihm verzweifelt gleichgültig, ob seine Liza in Ehren oder Unehren unter dem Dach des reichen Junggesellen lebt. Shaw legt ihm über diese Angelegenheit einige seiner allerliebsten Teufeleien in den Mund. Auf die Frage: „Mensch, haben Sie kein moralisches Empfinden?" erwidert er — Doolittle ist sein Name — sachlich, pathoslos: „Ich kann mir keines leisten, gnädiger Herr. Sie hätten auch keines, wenn Sie so arm wären wie ich." Und er macht nachher die nicht unrichtige Bemerkung, dass man die Not in ganz gleicher Weise spüre, ob man ein würdiger oder ein unwürdiger Armer sei: „Ich brauche nicht weniger als ein würdiger Mann, ich brauche mehr. Ich esse nicht weniger als er und ich trinke sehr viel mehr." Das sind Sätze des echten Shaw, des Shaw der Frau Warren.

Doch wir haben den Pygmalion aus den Augen verloren, welcher bei Shaw Professor Higgins heißt, Linguistik treibt und diese Wissenschaft praktisch verwertet zur Verbesserung schlechter englischer Aussprache und damit zur Verbesserung der gesellschaftlichen Stellung solcher mit ihrer Muttersprache auf gespanntem (und verräterischem) Fuße stehenden Menschen. An Liza Doolittle will er nun das selbe Experiment machen: sie soll bei ihm so korrekt sich ausdrücken lernen, dass sie keinem Salon zur Unehre gereichen wird. Es gelingt ihm, wenn auch Rückfälligkeiten der jungen Sprachketzerin nicht ausgeschlossen sind. Nur macht er selber dabei auch eine Erfahrung: dieses Straßenmädel will nicht einfach als Maschine behandelt sein, der man eine bessere Sprachvorrichtung einsetzt; sie hat ein Herz in der Brust (die belebte Statue!) und dieses Herz hat für den Professor zu schlagen begonnen. Das macht sie ihm mit blanken Worten und handfesten Gebärden (die vor einem Pantoffelwurf an des Professors Kopf nicht zurückschrecken) klar. Und der in Worten grobianische, in der Seele aber herzensgute Linguist macht bei diesem Anlass die weitere Ent-

deckung, dass er selbst seines Junggesellenherzens nicht mehr sicher ist; dass er seelisch doch weit mehr sich bei seiner Sprachverbesserungskur engagiert hat, als er dies Wort haben möchte. Eine Verlobung zeigt sich am Himmel. Shaw ist geschmackvoll genug, sie uns nicht mehr als *fait accompli* vorzuführen. Es genügt auch so zu einer Komödie.

Tief schürft das Stück nicht; aber es unterhält artig. Das Zusammenstoßen von weit auseinanderliegenden sozialen Schichten, wobei der Witz dann darin besteht, dass die untere Schicht auf die obere abfärbt, ja sogar für diese eine vorbildliche Kraft erhält — dieses Motiv ist hier nicht zum erstenmal verwertet. Es tut immer seine Wirkung; das *s'encanailler* hat seinen besondern Zauber. Übrigens, wie gesagt: es geht durchweg anständig zu. Wohl flucht Professor Higgins sehr unkommentmäßig und seine Manieren sind die denkbar aufgeknöpftesten; aber einem unbeweibten Gelehrten sieht man dergleichen nach. Und mit seiner Ansicht, dass die Menschen im großen Ganzen eine bessere Behandlung nicht verdienen, wird er ja dann oft noch gründlich abgeführt, eben durch das keusche Blumenmädchen aus Londons Straßen, die er sprechen und die ihn Anstand und Liebe gelehrt hat. Unzufrieden mit der moralischen Temperatur bleibt einzig Mr. Doolittle, den ein unbedachtes Legat komödienhaft plötzlich wohlhabend gemacht hat und der nun seinen geordneten Vermögensverhältnissen entsprechend sich anständig führen und sogar seine illegitime Lebensgefährtin ehelichen muss. Was ihm furchtbar schmerzlich ist. H. TROG

BERNER THEATER. Innerhalb acht Tagen zwei interessante und gut gespielte Novitäten bildeten einen vielversprechenden Anfang der Schauspielsaison. Maeterlincks neues Drama *Marie Magdeleine* in der vorzüglichen Wiedergabe durch die berufenste Interpretin Mme Leblanc-Maeterlinck und ihre Truppe gab Gelegenheit, das Werk, das durch seine Kollision mit dem gleichnamigen Stück Paul Heyses zur Sensation wurde, kennen zu lernen. Der literarische Streit, den das Zusammentreffen hervorrief, wurde durch die Kenntnis des Maeterlinckschen Werkes endgültig erledigt und zwar wohl zugunsten des Franzosen. Von Anleihen kann keine Rede sein, jedenfalls sind sie nicht bei Heyse gemacht. In straffer, kraftvoller Geschlossenheit baut sich das Drama auf, die innere Struktur ist von einer zwingenden Logik, die jeden Gedanken an fremdes Gut von vornherein ausschließt. Dazu kommen noch die Werte, die Maeterlinck in seinem ganzen Schaffen eignen: eine seltene geistige Verinnerlichung und Vertiefung des äußeren Geschehens, eine Formulierung der Probleme, die immer ans tiefste Menschentum rührt und eine Glut und Schönheit der Sprache, die bei dieser Aufführung sich wieder recht eindringlich als ein Wesentliches zu erkennen gab. Es war nicht nur ein Triumph des Dichters, sondern ebensosehr der französischen Schauspielkunst. Es ist schade, dass unser deutsches Schauspiel aus der schönen Gelegenheit der regelmäßigen französischen Vorstellungen keinen Nutzen sucht. Die Darsteller könnten dabei zur Erkenntnis kommen, dass Pathos nicht Schreien heißt und Leidenschaft nicht wildes Herumwerfen der Arme bedingt. In der Frau des Dichters sah man auch die berufenste Vertreterin der Hauptrolle vor sich, eine Künstlerin, die über außergewöhnlich zwingende

Mittel verfügt, die bei aller Steigerung ins Typische von geradezu wundervoller Natürlichkeit bleibt, von einer Menschlichkeit, die jede Gebärde, jede Regung und jedes Wort aus der erlebten Einheitlichkeit einer warmblütigen Persönlichkeit ausstrahlen lässt. Ihre Darstellung war für Auge und Ohr ein seltener Genuss, der um so mehr zur Geltung kam, als sie sich Partner mitgebracht hatte, die ihr ebenbürtig waren.

Diese französische Vorstellung hinterließ unstreitig einen beglückenderen Eindruck als Wedekinds *König Niccolo oder So ist das Leben*, das kurz darauf über die Bühne ging. Vor einem Jahr interpretierte der Autor mit seiner Frau hier den *Erdgeist*, diesmal waren es unsere eigenen Kräfte, und Wedekinds Werke, die lauter Spiegelungen seiner hochinteressanten Persönlichkeit sind, kennt man eigentlich nur ganz, wenn man ihn selbst spielen sah. Immerhin vermochten auch unsere Schauspieler die unbestreitbaren Werte dieser Komödie zum Bewusstsein zu bringen. *König Niccolo* ist vielleicht das am tiefsten angelegte Werk Wedekinds. Er schlägt hier mehr allgemein menschliche Saiten an als gewöhnlich, wo er im Aufwerfen eines fesselnden Problems stecken bleibt. Wedekind verkörpert in dem König nicht nur wie in den andern führenden Rollen seiner geistreichen Stücke eine zufällige Seite seiner schillernden, schwer fassbaren Persönlichkeit, sondern das Problem, das seine Persönlichkeit in der modernen Literatur darstellt. Es ist der beste Schlüssel zu dieser rätselvollen Spukkammer, wenn er uns als echter Wedekind nicht auch mit diesem Einblick in sein Inneres mystifiziert. Das Anschlagen tragischer Noten berechtigt eher zu der gegenteiligen Annahme.

Unser Theater veranstaltet literarische Abende, an denen wertvolle Schauspiele einmalig zur Aufführung gebracht werden. Die Idee ist an sich sehr erfreulich; zu bedauern ist nur, dass dadurch die besten Sachen außer Abonnement einigen verlorenen Theaterbesuchern vorgespielt werden. Vor allem für Strindbergs *Frau Margit* tat es uns leid; das Stück wurde sehr verständig gegeben und hätte Wiederholungen verdient. Man hat gerügt, dass es mit dem Vorspiel gespielt wurde. Wir waren im Gegenteil dankbar, dass abweichend von der üblichen Gepflogenheit die Szene im Kloster, die die psychologischen Voraussetzungen gibt zum Verständnis der Frau Margit, vorausging. Wohl hat sie zum Theaterstück keine Beziehung; aber sie ist für das Kunstwerk von großer Bedeutung, da Strindberg hierdurch den Frauentypus sich präpariert, dessen er bedarf, um in alle die geheimnisvollsten Tiefen und Untiefen der Frauenseele hinabzuleuchten. Eine unheimliche Seelenanalyse, nicht aus der kühlen Verstandesschärfe Ibsens, sondern aus der aufgewühlten Leidenschaft Strindbergs, die uns aus jedem seiner Werke glühend entgegenhaucht. *Frau Margit* ist ein durchaus modernes Gesellschaftsdrama und bisweilen will uns das mittelalterliche Gewand fast störend anmuten, bis man sich klar ist, dass der Dichter nur durch solche zeitliche Entfernung das Menschliche so absolut rein und bis zum äußersten potenziert herausschälen und auf der Bühne vor uns hinstellen konnte. Er erreicht dadurch ein Gemälde von so ungebrochenen Farben, wie es im modernen Gewande nicht möglich wäre, und von so packender Wirkung, wie sie nur diesem gewaltigen Nordländer möglich ist. H. Bl.

*

CARL FRIEDRICH WIEGAND. *Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp und andere Erzählungen.* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1913.

Der erste Band Erzählungen, die uns der Dramatiker und Lyriker Wiegand schenkt. Und es zeigt sich gleich, wie das dramatische Schaffen für den Epiker eine gute Schule war; Wiegand verliert sich nie in jenem plätschernden Draufloserzählen, das nicht weiß, wo es hinaus will; die Komposition ist von vollendeter Ökonomie, jedes Wort gewollt und berechnet.

Eine einzige Stelle ist vielleicht im ganzen Buch, wo Wiegand die dramatische Art des Erzählens, das Zurechthauen seiner Figuren mit Axthieben aufgibt und sie schalkhaft und anmutig mit dem Schnitzmesser rundet. Es ist die Episode mit den Pfarrerstöchtern in der Titelerzählung, die eine nach der andern den verletzten Leutnant im Oberstübchen besuchen und eine nach der andern unter den Blicken der ahnenden Ältesten mit verwirrtem Haar und holdem Erröten zum Abendtisch zurückkehren. Das ist mit so leichtem Fluss und feinem Humor geschildert, dass man hier eine Goldader im Talent Wiegands vermuten muss, die uns köstliche Gaben verspricht und an der er noch nie geschürft hat.

Voller rasch sich folgender, unerwarteter Geschehnisse ist die Erzählung von der *Herrlichkeit des Cyriakus Kopp,* eines Halunken, dem unvermutet zugefallener Reichtum und sonderbare Lebenslagen die Gelegenheit geben, vor sich selbst und vielen seiner Nachbarn die Rolle des Ehrenmanns und Helden zu spielen. Das Dorf Leuba in der Nähe von Leipzig wurde nämlich im Jahr 1812 von Kriegssteuern und Einquartierung verschont, weil es nicht auf den Landkarten verzeichnet war, und was dem Pfarrer als besonderer Schutz der Hand Gottes erschien, nutzte Kopp frech zu seinen Zwecken. Das Widerspiel der weltgeschichtlichen Ereignisse, die der Schlacht von Leipzig vorausgehen, im engen Spiegel eines abseits der Heerstraße liegenden Dorfes mit den Konflikten, die sich im Herzen der einzelnen Bewohner abspielen, ist ein vorzüglicher Hintergrund für die Kämpfe eines Mannes, der aus seiner Niedrigkeit und Gemeinheit heraus möchte und sich nur immer tiefer in seinem Lügengewebe verstrickt, bis er, äußerlich auf der Höhe seiner Entwicklung, an seinem eigenen Tun zugrunde geht.

Von den kleineren Erzählungen — die erste ist ein Stück von 220 Seiten — sei noch besonders *Der alte Schabert* genannt, die knorrige Figur eines Maschinenfabrikanten, der sich vom einfachen Schlosser heraufgearbeitet hat und nun bei einer Krise seines Betriebs sich von der ganzen Welt verlassen fühlt, auch von dem einzigen Sohn, der auf dem Totbett liegt und dem sich nun heiß seine ganze Liebe zuwendet. Wie dieser Mann, über dem alles zusammenstürzt, wieder an den harten Forderungen seines Berufs innerlich gesundet, hat Wiegand mit großer Wärme und großem erzählerischem Geschick dargestellt. A. B.

*

RUTH WALDSTETTER. *Das Haus „Zum großen Kefig"* Gebrüder Paetel, Berlin, 1913.

Die junge Schweizerin, die mit dem Namen Ruth Waldstetter zeichnet, nennt ihr neuestes Werk eine Erzählung. Wer nun deshalb erwartet, er werde darin einen Stil finden,

der den Stoff adelt, der jede Banalität, namentlich die banale Unterredung meidet, ein geschlossenes Werk, von dem sich nichts wegnehmen und zu dem sich nichts hinzutun lässt, der wird sich bald enttäuscht fühlen.

Und wer im Waschzettel die gesperrt gedruckten Worte gelesen hat, es handle sich in dem Buch um den Kampf zwischen dem Warenhaus und dem Spezialgeschäft, ist nicht weniger enttäuscht, wenn er über dieses Thema nur auf Seite 14 bis 16 einige Expektorationen im Traktätleinstil, auf Seite 44 die kurze Behauptung, dass durch die Warenhäuser der Geschmack unsolid geworden sei, ferner ein dutzend belanglose Zeilen auf Seite 52 findet; dann wird noch auf Seite 145 bis 148 der nicht etwa durch die Warenhäuser sondern durch dumme Spekulationen ruinierte Jakob Wohltraut von einem Warenhaus mit dem Titel Direktor angestellt und ärgert sich auf Seite 164 darüber, dass das den Kunden durch Zirkular mitgeteilt wird. Das ist alles, wirklich alles. Und doch wäre die Geburt und Ausbildung einer neuen wirtschaftlichen Form, die schwer in menschliche Schicksale eingreift, eine ausgezeichnete Grundlage für ein noch zu schreibendes, lebensstarkes Buch.

Am meisten erstaunt ist aber, wer aus den früheren Werken von Ruth Waldstetter ihren guten Blick für das psychologisch Belangreiche kennt und nun bloß flau gezeichnete Charaktere vorfindet, die sich in dem locker gebauten Buch wie ein Planetensystem ohne Sonne ausnehmen.

A. B.

*

KARL SCHEFFLER. *Italien. Tagebuch einer Reise.* Mit 118 Vollbildern. Inselverlag 1913. Halbpergament 12 Mk.

Viel Überflüssiges ist über Italien geschrieben worden: aus dem Geist der Willkür oder der Konvention. Dies Buch gehört zum Notwendigen, ein Tagebuch, dem eine Allgemeingültigkeit zukommt, das bestimmt erscheint, einst als das Urteil unsrer gegenwärtigen Epoche zu erscheinen. Scheffler ist mehr als einer unsrer einsichtsvollsten Kunstschriftsteller; er ist ein vielseitiger und gründlicher Durchforscher der Grundstruktur unsrer Zeit und sein innerstes Bestreben ist, auf ihr organisch eine wahrhaftige künstlerische Kultur aufbauen zu helfen.

Wenn er, mit 42 Jahren zum erstenmal, die Alpen übersteigt, so ist es also nicht um der Vergangenheit sondern um der Zukunft willen, nicht um Italien handelt es sich ihm, sondern, was wichtiger ist, um uns, um „neue Lebensmöglichkeiten, Willensmöglichkeiten." Als wirkende Persönlichkeit muss er am höchsten werten, was bereichert, wirkt (eine höhere historische Wahrheit gibt es für ihn nicht). Auch Goethe hat es so gemacht. Nun wäre es seltsam, wenn noch die selben Kräfte von Italien belebend ausgingen wie zu seiner Zeit oder der J. Burckhardts. Mancher Leser wird, was er, einer großen Tradition des Urteils zum Trotz, vor Bildern und Bauten empfand, hier rückhaltslos ausgesprochen finden, eine lang vorbereitete Neuwertung ist energisch vollzogen.

Scheffler zerstört die Reste einer romantisch idealen Auffassung Italiens und schwankenden Vorherrschaft der Renaissancekunst. Seine Kritik macht vor ihrer Hochburg: St. Peter in Rom, nicht Halt; in der Malerei besteht nur Leonardo und Michelangelo, vor Raffael aber ruft er: „Ich

glaube dir nicht!" Er vermisst in der Harmonieseligkeit der Renaissance die tiefe Notwendigkeit des Schöpferischen, den unbedingt wahren Ausdruck Geheimnis und Unendlichkeit. Aber das unerschöpfliche Italien gibt ihm all das in seiner frühern, mit gotischem Wesen und nordischem Geist verwandten Kunst zurück. Wenn er sich in Venedig innerlich kalt und enttäuscht von den herrlichen Kulissen der Prokurazien abwendet, so leuchtet ihm dafür aus der goldenen Dämmerpracht von San Marco eine Schönheit entgegen, die fruchtbar zu werden verspricht; Giotto gewinnt, was Raffael verliert, und eine Brücke führt von der ungeheuren Sachlichkeit, der schlichten wuchtigen Selbstverständlichkeit der Nutzbauten der römischen Weltherrschaft zu den großen Aufgaben der heutigen Architektur.

Nicht um eine naseweise und wohlfeile Umkrempelung der Urteile handelt er sich in diesem Tagebuch; wir sind Zeugen eines redlichen und heißen Ringens um Wahrhaftigkeit und Selbständigkeit, und mit dramatisch wachsender Spannung folgt man diesem innern Prozess von den ersten instinktiven Regungen bis zur wuchtigen und reifen Aussprache neu gewonnener Anschauung. R. FAESI

*

SIMON GFELLER, *Geschichten aus dem Emmental.* Bern, A. Francke, 1914.

Simon Gfeller hat mit seinem ersten Buch *Heimisbach* seinen Namen rasch überall bekannt gemacht, wo Sinn und Freude zu echter Heimatkunst zu finden ist. Die an losen Fäden aufgereihten Dialektplaudereien, die lustigen Anekdoten und warmherzigen Geschichten, in einem reichgeblümten Dialektkleid, mussten ihm allerorts Freunde werben. Es waren sprachliche Schmuckstückchen, aus emmentalischem Geist und emmentalischer Sprache herausgeboren. So sehr, dass man mitunter die Sprache und die Freude am Ausdruck als das Primäre empfand. Um so größer musste die Spannung sein, als Gfeller ein hochdeutsches Buch ankündigte, mit Huggenberger auf den Schwingplatz trat. Die *Geschichten aus dem Emmental* die nun in einem vornehmen Bande bei Francke in Bern erschienen sind, entstammen dem selben warmen Herzen, dem selben humorvollen Gemüte, die uns den *Heimisbach* geschenkt haben. Simon Gfellers freundliche Augen lächeln uns auf jeder Seite entgegen, wir lauschen dem vergnüglichen Erzähler, der so farbig und plastisch den Reichtum des bodenständigen Sprachschatzes zu verwerten weiß, mit Freude, dem scharfen Beobachter, der in den zugeknöpften Herzen seiner Nachbarn zu lesen vermag. Was schon in seinen Dialektgeschichten so schön zur Geltung kam, die Gabe, über das armseligste Elend die wärmende Sonne versöhnlichen Humors leuchten zu lassen, das finden wir auch hier wieder. Ob er uns den verachteten Vagabunden *Zwölfischlegel* oder den vom Schicksal stiefmütterlich bedachten *Suppentöter Fritz* zu Wegbegleitern gibt, wir freuen uns der armen Teufel, die uns mit ihrer liebenswürdigen Menschlichkeit die Strecken kürzen, und wenn wir bei der ersten Begegnung auch die Nase rümpfen möchten, wir scheiden von ihnen mit einem brüderlichen Händedruck. Die tapferen Taunersfraueli *Christine Brand* und *Das Rötelein* zwingen uns Hochachtung ab, und mit dem alten Pfarrer bewundern wir den wackern Hansueli, der seine „Bürden" mit solch vorbildlicher Kraft

trägt. — Und wir müssen uns fragen, woran es liegt, dass der Eindruck dieses Buches nicht so stark und unvermittelt ist wie beim Heimisbach. Liegt es daran, dass die beiden Bücher aus dem selben Geiste heraus geboren sind, dass aber ein Dialektbuch und ein Buch in der Schriftsprache einen anders gearteten Nährboden verlangen? Dass vor allem der Dialekt in der Wahl des Stoffes unbekümmerter sein darf, die künstlerische Gestaltung erst in zweiter Linie kommt und die sprachliche Einkleidung ein Mantel ist, unter dem manches in den scharfen Bysluft der öffentlichen Beurteilung sich stellen darf, das ohne dieses Gewand an Ohren und Nase Frostbeulen davonträgt? Vor allem ist es ein gewisser Einschlag von Sentimentalität, der den Geschichten aus dem Emmental eignet, und der uns aus dem Nährboden der Dialekterzählung zu entstammen scheint. Es ist der Ton, der aus unsern Volksliedern und aus den Handörgeli uns entgegentönt, den wir aber wohl unter der Dorflinde und an der Sichlete mit Freude hören, nicht aber im Konzertsaal. In der Dialekterzählung vertragen wir viel mehr Gefühlsmomente, weil das sprachliche Element, vor allem das Berndeutsche, durch seine nüchterne Schlagkraft und seine robuste Bildkräftigkeit von selber das natürliche Gegengewicht bildet. Es mag auch oft Gfeller leid getan haben, seine drolligen aus dem Dialekt und dem angestammten Wortwitz stammenden Einfälle ins Schriftdeutsche übersetzen zu müssen. In der Dialekterzählung nehmen wir auch gern ein loses Aneinanderfügen der Handlung hin, ein ungekünstelt natürliches Erzählen, während wir in der Schriftsprache die künstlerische Bewältigung des Rohstoffes als einen wesentlichsten Bestandteil der Erzählung zu betrachten gewohnt sind. Hierin ist von den größeren Geschichten das *Rötelein* entschieden voranzustellen. Ein anderes Moment, das der Dialekterzählung vor allem angehört, ist die liebevolle, ins kleinste gehende Detailmalerei. Da darf der Erzähler auf jede Äußerlichkeit, jede Kleinigkeit eingehen, da er hier seine besten Farben holt, weil die Mundart dem kleinsten Ding Leben verleiht. Dass dem in der Schriftsprache nicht so ist, dass hier eben eigentlich andere Voraussetzungen zugrunde liegen, hat wohl Simon Gfeller auch empfunden, daher der überreiche Gebrauch eingeschmuggelter Dialektausdrücke. Sie sind es, die seiner Sprache die erwünschte Bildlichkeit und Farbigkeit verleihen. Sie heben die Geschichten sämtlich auf eine unverkennbare Höhe, die ihrem künstlerischen Gehalt nach ihnen nicht zukäme. Hier zeigt sich der Meister des sprachlichen Ausdrucks, auf jeder Seite freut man sich wieder an einem kernigen Wort, das einem entgegenspringt, an einer verblüffenden Wendung, die plötzlich aufleuchtet. Aber diese alle sind Anleihen bei seiner Mundart. Und so kommt man am Ende dieser famosen und durchwegs liebenswerten Geschichten zu dem Schluss, dass auch in diesen schriftdeutschen Geschichten Gfellers das Echte und Eigene, das Bodenständige nicht aus der Art, die Menschen und Dinge zu schauen und zu empfinden, stammt, sondern aus der Art, ihnen Worte zu leihen, das heißt aus dem Geiste der Mundart stammt. Dies ist kein Vorwurf — nichts liegt uns ferner —, sondern ein Fingerzeig. Es ist auch keine Kritik, sondern der Versuch, ein bei der Lektüre aufgetauchtes Problem zu erörtern.

H. Bl.

VERDEUTSCHUNG. Mit klugen und beredten Worten wendet sich das *Journal de Genève* vom 20. November gegen jene deutschen Blätter, die beständig über eine Verwelschung der Schweiz jammern, und mehr noch gegen jene französischen Zeitungen, die stets die Pflicht in sich fühlen, uns vor Verdeutschung warnen zu müssen. Meist handelt es sich dabei um eine jener lächerlichen Kleinigkeitskrämereien, deren Geschichte in der *Bibliographie linguistique de la Suisse romande* von Gauchat und Jeanjaquet erschöpfend zusammengestellt ist, etwa darum, dass ein ungeschickter Malergeselle in einem welschen Bahnhof das deutsche Wort Wartsaal an die Scheiben gemalt hat.

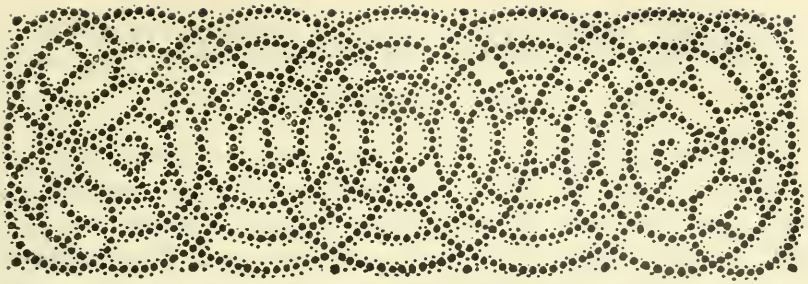
Das Wort Verdeutschung kann zweierlei bedeuten: den Einfluss Deutschlands auf die ganze Schweiz und den Einfluss der deutschen Schweiz auf die welsche. Es kann natürlich nicht geleugnet werden, dass der wirtschaftliche Einfluss Deutschlands zunimmt; das gilt aber für alle seine Nachbarländer, für Belgien, Nordfrankreich, Österreich und Russland genau wie für uns. Und da hier nicht bloß Arbeiter und kleine Angestellte bei uns einwandern, sondern namentlich Kapital und Finanzleute, ist diese Wandlung der Dinge nicht ohne Gefahr für unser kleines Land.

Es ist auch nicht abzustreiten, dass viele unserer Beamten eine merkwürdige Verehrung für deutsche Einrichtungen haben; jeden Augenblick werden uns deutsche Gesetze und Gebräuche zur Nachahmung empfohlen. Wenn aber auch hier der Bureaukrat für den Bureaukraten eintritt, das Volk der deutschen Schweiz geht nicht mit ihm zusammen; es hält zäh an seiner Sprache, seinen überlieferten Sitten und Anschauungen fest und wird sich darin niemals unterkriegen lassen. Und was oft als Versuch gewaltsamer Verdeutschung gedeutet wird, den Bundesbehörden an welschen Schweizern vornehmen sollen, ist im Grund meist nur eine ungeschickte Gleichmacherei. Mit andern Worten, es handelt sich nicht um Sprachstreit, sondern um Zentralismus, der, solange es eine Schweiz gibt, sich mit dem Föderalismus in den Haaren liegt, und zwar in der welschen Schweiz nicht weniger als in der deutschen.

Wenn die ganze Schweiz die Sprache eines der großen Nachbarvölker sprechen würde, müsste sie unter dessen alleinigen Einfluss geraten und so Eigenart und Freiheit verlieren. Darum soll sich ein jeder bewusst sein, dass nichts wie die Dreisprachigkeit eine Gewähr für unsere Unabhängigkeit bietet. Niemals haben die Deutschschweizer einen Versuch unternommen, die Welschen zu verdeutschen, und wenn man sie je von der andern Seite des Rheins dazu ermuntern wollte, waren es gerade Deutschschweizer wie Morf und Oechsli, die den Alldeutschen die deutlichste Antwort erteilten.

Es ist daher unsere Pflicht, die Übertreibungen und Verhetzungen, die in letzter Zeit wieder mächtig werden, in ihre Dämme zurückzuweisen. Sprachen- und Rassengezänk schadet wie nichts dem geistigen Leben einer Nation; es führt zum Massenhass, der so bald in der Menge aufgestachelt ist und so bald die Tatkraft eines Volkes gelähmt hat. Dem Ausland gegenüber darf es aber nur die eine Schweiz geben; nicht eine deutsche und eine welsche Schweiz. A. B.

Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750
Redaktor in Bern Dr. HANS BLÖSCH, Bümpliz.



EIN GEDICHT VON RABINDRANATH TAGORE

In dem Weltensaal, der vor Urzeit gemacht,
Sitzen Grashalm und Eppich
Auf dem selben Teppich
Wie der Mondstrahl und die Sterne der Nacht.

So teilt mein Lied, meiner Laute Klang
Die selben Sitze im Herzen der Welt
Mit der Wolken und Wälder Gesang.

Doch du, der nichts als Reichtum gedacht,
Der Gold zur Wonne sich statt Flügel nahm:
Fremd stehst du vor dem reifen Mond der Nacht,
Der Sonne, die voll Glanz vom Hügel kam.

Und des Himmels Gezelt segnet nie deinen Raub,
Und besäßest du alles, was du gewollt:
Wenn Tod herannaht, dann entfärbt dein Gold
Missfarben, und verkrümelt sich zu Staub.

Übersetzt von MAX GEILINGER

Dieses Gedicht entstammt der Sammlung *The Gardener*, die der Dichter selber in englische Prosa übertrug.

□□□

DIE HEILIGE KALLIMAZONE

EINE LEGENDE VON FRANCESCO CHIESA

Die heilige Kallimazone, oder mit richtigem Namen Artemisia — denn so hieß sie, bevor das göttliche Kind sie beseligte —, hatte, wie dies noch andern heiligen Frauen ergangen ist, eine sehr bewegte Jugend hinter sich. In Athen war sie Flötenspielerin gewesen, in Damaskus Gauklerin, an der Donau hatte sie die Legionen begleitet und in Alexandrien in Matrosenkneipen getanzt und sich vielen hingegeben.

Ein römischer Steuereintreiber, der ein harter, roher Mensch war, griff sie auf, als ihre Schönheit schon zu welken begann, und machte sie zur Sklavin seiner wilden Lust.

Da geschah es, dass sie nach etlichen Jahren sich gesegneten Leibes fühlte und einem Knaben das Leben schenkte. Doch ach, diese Geburt zerstörte in dem rauhen Römer jede Sehnsucht nach der Liebe des armen Weibes und erweckte dafür in seiner Brust ein eifersüchtiges Vatergefühl. Der erste Schrei des neugebornen Kindes hatte genügt, um aus dem ungeschlachten Liebhaber einen strengen, mürrischen pater familias werden zu lassen, der mit der einen Hand von dem Knaben Besitz ergriff, mit der andern aber der Mutter kalt bedeutete, dass sie nun gehen könne. Denn es steigt und fällt der Mensch nach seinem Geschick, und auch ohne dass wir auf die alten Römer zurückzugreifen brauchen, kommt es bisweilen vor, dass mancher sich der Frau, die ihm als gewährende Freundin willkommen war, als Mutter seines Kindes mehr oder weniger schämt; insbesondere wenn die Mutterschaft die Reize der Geliebten beeinträchtigt oder gar zerstört hat.

So ging die arme Artemisia ins Elend, allein, in Tränen aufgelöst, die Brust bis zum Schmerz überschwellend von mütterlichem Segen. Wie sie eines Tages müden Fußes durch die Wüste wanderte, begegnete sie der heiligen Familie, die zu jener Stunde nach Ägypten floh, um sich der Verfolgung durch den König Herodes zu entziehen.

Als der gute alte Joseph sie anrief, der von ihr zu erfahren hoffte, wie weit noch der Weg sei, näherte sich Artemisia der Gruppe; doch vergaß sie, dem Alten Bescheid zu geben, so sehr

ergriff sie ein heißes Sehnen beim kläglichen Weinen des kleinen Jesusknaben, den die göttliche Mutter, die auf dem Rücken des Eseleins saß, vergebens zu trösten suchte.

„Warum weint er denn so?“ fragte Artemisia scheu.

„Ihn hungert,“ seufzte Maria, „und ich kann ihm nichts mehr geben, denn meine Brust ist leer!“

Da erstrahlten die Züge der Sünderin in unendlicher Freude, sie riss ohne Zögern ihr Gewand auf und reichte dem Erlöser der Welt die übervolle Brust. Das Eselein benutzte die kleine Rast, um an den kargen Disteln, die am Wege wuchsen, zu schnuppern; der heilige Joseph bückte sich, um einen Dorn, der ihn schmerzte, aus seinem Fuße zu entfernen; Maria ließ ihr himmlisches Lächeln über dem neuerquickten Kinde und über der armen Landläuferin leuchten. Dann frug sie:

„Wer seid Ihr, liebe Frau?“

„Ich bin Artemisia,“ antwortete diese demütig, „Artemisia, eine Buhlerin.“

Da sprach Maria: „*Er,* dem du Nahrung gereicht, wird dich erlösen!“

Mit diesem Segensworte endet die Geschichte der heiligen Artemisia und wird nun als Legende der heiligen Kallimazone, das ist die Schönbrüstige, weiter erzählt, wie sie die kunstreichsten unter den seligen Legendenschreibern berichten; ein alter toskanischer Maler hat sie an die Wände einer Kirche hoch in der Bergwüste in köstlichen Bildern gemalt, die heute unter der Mörtelschicht, die sie lange bedeckte, wieder ans Licht treten.

Denn siehe, eine neue, segensreiche Schönheit breitete sich von nun an über Artemisias mütterliche Brust, als Preis für ihre liebevolle Hingabe. Zwei Engel stiegen vom Himmel nieder und berührten und belebten mit zarten Wunderhänden den müden, welk gewordenen Leib des armen Weibes, so dass sie fürder ohne Hochmut den Namen Kallimazone tragen durfte. Unsichtbar blieben die Engel und ihre Hände, aber die Nähe der Himmlischen empfand Kallimazone immerfort; denn sie fühlte sich wunderbar leicht, wie körperlich beschwingt, und eine sanfte Frische durchrieselte sie bei der lieblich heilsamen Berührung.

Und so, in schnellem Schritt, wie eine Selige schwebend — denn das Wehen der Engelsflügel um sie her besaß die Kraft,

sie zu stützen und zu tragen, beinahe ohne dass ihre Füße den Boden berührten — wanderte Kallimazone von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Dabei erfüllte sie das ihr von Gott auferlegte Werk: sie spendete jene süße wundersame Kost, die nährt und tröstet, allüberall, wo arme, der Mutter beraubte Kindlein wimmerten, wo klagende Mütter, deren Nährquell erschöpft war, Tränen vergossen. Sie irrte, des Nachts besonders, durch die trostlosesten Gassen der Städte, horchte an den Türen, betrat die Wohnungen und reichte mütterlich die stets geschwellte Brust allen Kleinen, die da hungerten.

Jahre um Jahre tat sie solches, bis sie sich eines Tages in einen verzauberten Hain verirrte, wo sie Blumen sah, die sie nie zuvor geschaut hatte, wo Duftwolken sie umschmeichelten und geheimnisvolle Stimmen lockten. Da sah sie sich plötzlich vor dem Spiegel des Narzissus, jenem Brunnen, in dem der unselige Jüngling sich einst allzu selbstgefällig betrachtet hatte. Kallimazone kniete nieder, um zu trinken; da erblickte sie sich vorbeugend im Spiegel der verräterischen Wellen die eigene, wunderbar geheiligte Schönheit, den Zauber ihres neuerblühten Leibes, der schon den himmlischen Gärten anzugehören schien. Und sie erkannte beseligt die durch Engelshände zu unvergleichlicher Anmut geformten Linien ihrer Gestalt.

Da schoss ihr ein eitler und sündhaft heidnischer Gedanke in die überirdisch sanften Augen: Nach Alexandrien wollte sie zurückkehren, für einen Augenblick nur, um dem rohen Menschen, der sie verstieß, die Augen zu blenden durch den Anblick ihrer neuerstandenen Schönheit. Dann wollte sie fliehen für immer und den Bösen mit so üblem Zorn und so tollem Sehnen zurücklassen, als er es verdiente.

Und entschlossen wandte sie sich nach Ägypten, der Mühen der Engel, die sie zurückhalten wollten, nicht achtend, obwohl sie ihr Mahnen deutlich spürte. Die Unselige suchte sich selbst und die Engel damit zu täuschen, dass sie sich immerzu wiederholte: „Und mein Knabe? Muss es nicht einer Mutter vergönnt sein, nach so langer Zeit ihr Kind wieder zu sehen?“

Doch das Kind kümmerte sie wenig; nicht über seine Wiege sank sie nieder, als sie das wohlbekannte Haus betreten hatte: nein über das Lager des verhassten Römers beugte sie sich, der im

VON DER FRANZÖSISCHEN FREMDENLEGION

„La Suisse a un intérêt assez naturel à savoir dans quelle situation matérielle, morale et juridique se trouvent ceux de ses enfants qui prennent du service dans ce corps." PIERRE MILLE

Es muss sich einer schon über seine Berechtigung ausweisen, wenn er in einer so viel behandelten Sache, wie es die Fremdenlegion ist, das Wort ergreift. Ich kann das aber in diesem Falle nicht tun ohne mit einer Mitteilung über meine Person zu beginnen: ich bin bei der Stammgarnison des ersten französischen Fremdenregimentes als Geistlicher tätig gewesen und habe in jenen Jahren täglich mit Offizieren und Soldaten der Legion amtlich und außeramtlich zu tun gehabt. Man wird mich deshalb für sachkundig halten. Ich darf auch sagen, dass ich, wo nicht über die eigentlich militärischen Dinge, so doch über Herkunft, Schicksal, Vor- und Nachgeschichte und Gesinnung der Fremdenlegionäre Auskunft geben kann, das heißt gerade über das, worauf es für die Beurteilung der ganzen Angelegenheit wenigstens uns Nichtfranzosen allein ankommt. In meiner Stube haben im Lauf jener Jahre hunderte von Soldaten gemütliche Abende verlebt, wahre und unwahre Geschichten erzählt, Lieder gesungen, sich, wie mehr als einer bekannt hat, wieder einmal als Menschen gefühlt, das heißt sich ausnahmsweise nicht von Verachtung, Misstrauen und Gemeinheit umgeben gesehen. Hier redeten die reichsdeutschen und schweizerischen Legionäre ihre Muttersprache, hier gingen sie aus sich heraus, hier bekannten sie begangene Fehler, brachten sie ihre persönlichen Anliegen vor, erzählten sie von ihrer Heimat, erbaten sie Rat wegen ihrer Zukunft. Was die Offiziere nie erfahren, die ja für den Soldaten strenge Vorgesetzte und für die große Zahl der Legionäre zudem Fremde mit fremder Sprache sind, nämlich wie diese Legionäre *innerlich* zur Legion, zu ihrem Dienste, zu ihren Vorgesetzten, zu Frankreich und seinem Heer stehen, das war dort zu erfahren. Wenn es dabei nicht an Heucheleien, Unwahrheiten und allerlei Schwindel

gefehlt hat, so ist dafür durch die große *Masse* der Mitteilungen doch ein richtiges Bild entstanden, wie es deutlicher und wahrer niemand hat erhalten können. Vielleicht lassen sich die Leser dieser Zeitschrift ganz gern einmal auch dieses Bild zeigen.

Es ist nicht meine Schuld, wenn es etwas anders aussieht als das Bild, das den beachtenswerten Ausführungen des Herrn Pierre Mille in Heft 3 und 4 dieses Bandes von *Wissen und Leben* zugrunde liegt. Es ist gewiß auch nicht die Schuld des genannten Herrn. Er hat so ehrlich berichtet und so gut geurteilt, wie er als Franzose nur konnte, und es ist ganz aufrichtig gemeint und wörtlich zu nehmen, wenn ich sage, dass ich noch von keinem Franzosen eine so ruhige und gerechte Verteidigung der viel umstrittenen Fremdenlegion gelesen habe wie die des Herrn Mille.

Aber es ist eben eine Verteidigung. Für Herrn Mille ist die Legion eine vaterländische Einrichtung, die er zu verteidigen hat. Für mich ist sie das nicht. Ich bin Schweizer und das Wohl meiner bei der Legion dienenden Landsleute ist mir wichtiger als der Ruhm Frankreichs und seines Heeres. Ich halte es denn auch für meine Pflicht, bei einer solchen sich bietenden Gelegenheit die Dinge so darzustellen, wie es das Interesse meiner Landsleute erfordert, das heißt so wie ich sie gesehen habe.

Die erste Frage, die man mir zu stellen pflegt, wenn die Rede auf die Legion kommt, ist die nach den Zuständen in der Legion, nach dem Leben der Soldaten und nach der ihnen zuteil werdenden Behandlung. Werden die Legionäre misshandelt? Sind die Schauergeschichten wahr, die man darüber liest? Ich kann diese Fragen weder mit Ja noch mit Nein beantworten, sondern nur mit der Darlegung der Tatsachen.

Für die zwei französischen Fremdenregimenter gelten dasselbe Militärstrafgesetz und dieselben Disziplinvorschriften, wie für das gesamte französische Heer, und die Offiziere der Legion gehen aus den selben Anstalten hervor und entstammen den selben Kreisen wie alle andern französischen Offiziere, mit dem Unterschiede vielleicht, dass begabte und strebsame junge Offiziere besonders gern in der Legion dienen, bei der eben mehr „los ist“ als bei gewöhnlichen Linienregimentern im Innern Frankreichs. Also Gesetze, Vorschriften und Offiziere sind die eines gesitteten europäischen Volkes. Von einer gewollten und allgemeinen plan-

schweren Schlaf der ersten Nachtstunden befangen lag; sie beugte sich tief zu ihm herab und suchte ihn mit einem Zipfel ihres offenen Gewandes leis vom Schlummer zu wecken . . .

Der rohe Mensch wachte auf, und wie er sie in ihrer Schönheit erblickte, war er hurtiger im Aufspringen und Zugreifen als sie im Entfliehen. Dann drehte er sich satt und gleichgültig der Wand zu und versank von neuem in bleischweren Schlaf.

Und die Ärmste wandte sich ab; Tränen der Scham und unstillbarer Reue netzten ihr die Wangen.

Doch die Tränen wandelten sich in lautes Weinen und Jammern, als sie an einem merkwürdigen Gefühl eigener Schwere und Vereinsamung erkannte, dass die Engel ihr nicht mehr nahe waren und ihre Schritte nicht mehr lenkten. Und alle, die ihr Schreien vernahmen und ihre verzweifelten Gebärden sahen, jagten sie von sich als eine lästige Närrin.

Bis ihr, die weinend in die Ferne floh, ein Gedanke blitzschnell durch das einfältige Hirn fuhr: In die Wüste zurückkehren, im Sande die Spuren der Eselshufe suchen, noch einmal dem göttlichen Kinde die mütterliche Nahrung reichen und als Preis dafür von neuem das Geleite der Engel erringen . . .

Über ein Jahr schon wanderte Kallimazone durch die grausige Sandhölle, als sie eines Abends in weiter Ferne eine Gruppe dunkler Gestalten bemerkte, die sich von der Scheibe des aufgehenden Mondes abhob und langsam herannahte.

Trunken vor Freude eilte Kallimazone der heiligen Familie entgegen und riss sich schon während des Laufens das Gewand über der Brust auf, um ja gleich bereit zu sein. Aber wie sie die Gruppe erreicht hatte und nur wenige Schritte sie noch vom Ziel ihrer Sehnsucht trennten, blieb sie von Grauen gelähmt stehen: ein aussätziges Weib saß auf einem mit Aussatz behafteten Esel; es hielt ein aussätziges Kind im Arm und ein aussätziger Greis führte das Tier am Zügel.

Entsetzt wich die Heilige zurück; doch kaum eine Minute währte ihr Zaudern. Sie hatte die schwärenbedeckten Leiber mit dem Aussatz ihrer eigenen Seele verglichen, und da fiel aller Ekel von ihr.

Entschlossen näherte sie sich wieder den Siechen und reichte dem Kind die Brust. Da verwandelte sich plötzlich das traurige

Gesicht in ein beseligendes: ein Glanz ohne Gleichen strahlte nieder, lichter als der des Mondes und milder zugleich, während Frühlingsodem verheißend in den Lüften zu weben schien. Von neuem schwebten die Engel herab, und die Schwären der Aussätzigen schwanden dahin wie weggeweht von den Flügeln der Himmelsboten.

Sie wurden zu flimmerndem Goldstaub, der sich auf das schneeige Weiß der Engelsschwingen legte, und der das verirrte Weib mit einem Glorienschein umwob wie mit einer Wolke von güldenen Blütensternen aus den Gärten des Paradieses.

*

Die *Istorie e Favole* von Francesco Chiesa erscheinen in deutscher Übersetzung von Frau E. Mewes-Béha nach Neujahr unter dem Titel *Historien und Legenden.* Der Verlag des Art. Inst. Orell Füßli in Zürich hat uns den Abdruck dieser Legende liebenswürdig gestattet.

□□□

DEN UNBEKANNTEN FREUNDEN

Frieda Port hat für ihr Buch *Hermann Lingg, eine Lebensgeschichte,* Verlag Beck in München, von unbekannter Hand aus Zürich eine große Ehrengabe erhalten. Sie vermutet, dass der Geber zu den Lesern dieser Zeitschrift gehöre und bittet uns, ihm zum Danke das folgende Gedicht abzudrucken.

Im fernen Land ein heimatlich Verstehn —
Was kann sich einem Fremdling Lieb'res zeigen?
Und was kann Bess'res deinem Buch geschehn,

Als wenn sich plötzlich, freundlich, aus dem Schweigen
Ein Ton erhebt, im Singen wiederklingt,
Und du dir sagen darfst, dass, was dein eigen,

Dir heilig ist, in andre Herzen dringt
Und einer Sache, der du gern dich weihtest,
Den frohen Sieg der Auferstehung bringt!

Dass Glück empfangend Freude du bereitest!
Ein froher Gruß — wohin? ich weiß es nicht —
Mein Dank — ich weiß es nicht, wohin du gleitest —

Zu großen Herzen und zum Firnenlicht.

MÜNCHEN FRIEDA PORT

□□□

Kein Zweifel, zahlreiche Leute finden das Leben bei der Legion erträglich, drücken sich durch, so gut wie es geht, und sagen nachher, die Sache sei nicht so schlimm; denn viele haben schlechte Zeiten und magere Jahre durchgemacht, ehe sie bei der Legion landeten.

Dennoch bleibt es wahr, dass die Kasernen der Fremdenlegion Stätten unendlichen seelischen und körperlichen Leidens sind und das Leben in der Legion — ich kann das Wort nicht unausgesprochen lassen — ein Hundeleben.

Im Heeresdienst aller Länder geht es etwas rauh zu, überall gibt es Ungerechtigkeiten und Härten zu ertragen, überall finden sich unter den Unteroffizieren und gelegentlich auch höher hinauf unfeine, grobe oder rohe Menschen, und überall haben solche die Gelegenheit, ihre üblen Launen, ihre alkoholische Gereiztheit, ihre Rachsucht und Ränkesucht an den Untergebenen in tausend kleinen und großen Plackereien auszulassen. Ein gerecht fühlender und auf seine Würde haltender Mensch gewöhnt sich nur langsam und aus Not an den da herrschenden rücksichtslosen Ton und an die Unterordnung unter Menschen, die er verachtet. All das ist aber bei der Fremdenlegion in gesteigertem Maße vorhanden. Der Ton ist schärfer, die Achtung vor der Persönlichkeit *dieser* Soldaten geringer, des Federlesens weniger als bei anderen Truppen. Das ist eine Quelle unsäglichen Leidens für jeden halbwegs anständigen Menschen. Und es ist um so schwerer zu ertragen, wenn man, von Heimweh geplagt, die Ungerechtigkeiten und Roheiten von Menschen eines fremden Volkes und im Dienste eines fremden Landes annehmen muss, zu dem man kein inneres Verhältnis, für das man keine Liebe hat. Daher die verbissene Wut so vieler deutscher Fremdenlegionäre. Ich habe unter ihnen viele und nicht zum wenigsten Elsäßer gefunden, bei denen die Legion den deutschen Patriotismus geweckt und Franzosenhass erzeugt hat.

Zu den seelischen Leiden der besseren Legionäre gehört auch das Zusammenleben mit so vielen verworfenen Menschen, der völlige Mangel an Vertrauen bei den Vorgesetzten und bei der Zivilbevölkerung, die jedem Fremdenlegionär jede Schandtat zutrauen. Ich erinnere mich eines jungen Elsäßers aus Straßburg, der längere Zeit an einer Wunde krankte. Er war ein recht an-

ständiger Mensch und aus guter Familie. Sein Leutnant verdächtigte ihn, ganz ohne Grund, nur weil er eben ein Legionär war, er verhindere gewaltsam die Heilung, um keinen Dienst tun zu müssen. Der Mann war sehr gekränkt durch dieses Misstrauen und durch die daraus entstehende Behandlung. In Bel-Abbès, der eigentlichen Legionsstadt Algeriens, die vor 60 Jahren von den Legionären gegründet worden ist, hat kein Mensch begriffen, dass ich Legionäre in meine Wohnung kommen ließ und sie wie andere Menschen behandelte, kein Mensch mir glauben wollen, dass mir nicht alle meine silbernen Löffel gestohlen worden sind. (Ich habe sie doch alle heil wieder nach Europa gebracht.) Eine völlig herunterkommene Familie, die um einen Paten für ihr Kind in Verlegenheit war, sah es als eine Beleidigung an, als ich ihr einen kreuzbraven Soldaten der Legion vorschlug. Der Präsident des Konsistoriums stellte mir gleich bei der Ankunft meine Gemeinde mit den ermutigenden Worten vor: „Ihre Gemeinde besteht aus Lumpenpack" (vos paroissiens c'est de la crapule)." Ein Polizeibeamter verlangte, ich solle keine Legionäre in mein Haus lassen, das werde übel gedeutet. Diese Verachtung und verächtliche Behandlung ist für die Soldaten sehr schwer zu ertragen.

Es bedarf keiner eigentlichen Grausamkeiten, um einen Menschen zu quälen. Der Legionär hat unaufhörlich das Damoklesschwert der Strafen über sich, und die Strafgewalt liegt in den Händen roher Unteroffiziere. Strafen, die im deutschen Heere nur durch den Hauptmann verhängt werden können, stehen in Frankreich schon dem Korporal zur Verfügung. Ist das schon schlimm in der Stammgarnison, so noch viel mehr in den Kolonien, auf abgelegenen Außenposten, wo keine höheren Offiziere, vielleicht gar keine Offiziere bei der Abteilung zugegen sind. Da können die kleinen Tyrannen ihre Leute aufs Blut quälen, und sie tun es oft genug.

Besonders ärgerlich und für viele Soldaten geradezu zum Verzweifeln ist es, dass die Ärzte, weil sie oft von Faulenzern und Heuchlern belogen werden, jede Meldung wegen Krankheit abweisen, wenn sie nicht *objektiv* wahrnehmbare Krankheitszeichen feststellen können, wofür dann der Abgewiesene, bei dem vielleicht eine schwere innere Krankheit im Anzug ist, wegen Erheuchelung von Krankheit acht Tage Gefängnis bekommt.

mäßigen Misshandlung kann deswegen nicht die Rede sein. Der Legionär steht unter den selben Gesetzen wie Frankreichs eigne Söhne. Freilich ist das französische Militärgesetz streng, und Herr Mille spricht nicht ganz mit Recht von einer discipline plus souple im Vergleich zum deutschen Heer. Um nur ein Beispiel anzuführen: Herr Pierre Mille sagt uns, die Fahnenflucht werde im Frieden „nur" mit zwei bis fünf Jahren öffentlicher Arbeit bestraft. Nun, im *deutschen* Heere wird Fahnenflucht im Frieden mit sechs Monaten Festungshaft bis zu zwei Jahren Gefängnis bestraft — also ungleich milder als in Frankreich, und das gilt für eine ganze Reihe von Vergehen. Freilich hat der französische Soldat, auch der Legionär, vor dem des deutschen Heeres das voraus, dass ein wohlwollender Vorgesetzter ihn vor der Anwendung des Gesetzes schützen kann; man drückt eher ein Auge zu, während im deutschen Heere ohne Ansehen der Person nach Gesetz verfahren wird. In diesem Sinne trifft der Ausdruck discipline plus souple zu. Für einen Vorzug halte ich dieses ungleichmäßige Verfahren freilich nicht. Wie man diese Dinge aber beurteilen wolle: der Legionär wird behandelt wie ein gewöhnlicher französischer Soldat.

Die Behandlung durch die Offiziere ist recht verschieden. Die französischen Offiziere sind Menschen; es gibt unter ihnen gute und schlechte. Die Soldatenschinderei ist in Frankreich nicht unbekannt. Ich will dafür einen Fall anführen, der nicht die Legion betrifft. Der Oberst eines französischen Kavallerieregimentes, ein Mann, der mir persönlich bekannt ist, hat durch eine rohe Disziplinmaßregel einen seiner Soldaten zu Tode schinden lassen. Die Gassenbuben riefen „assassin" hinter ihm her, „er wendete sich nicht", ließ sich aber einige Zeit nachher in den Ruhestand versetzen; weiter ist ihm nichts geschehen, auch hat kein Liebknecht den Fall vor die Kammer gebracht. Der Soldat war kein Fremdenlegionär, sondern ein Franzose. Wenn solche Dinge in andern Regimenten möglich sind, weshalb sollten keine Misshandlungen von Legionären vorkommen, von Legionären, für die sich niemand wehrt, und die recht eigentlich deswegen angeworben sind, weil man sie nicht zu schonen braucht?

Unwahr sind selbstverständlich die Schaudergeschichten von regelmäßigen und vorsätzlichen Grausamkeiten. Unwahr wenig-

stens für die jetzige Zeit; in früheren Jahrzehnten, unter dem Kaiserreich, bei der bekanntlich sehr herben Eroberung Algeriens müssen furchtbare Dinge vorgekommen sein. Pankraz des Schmollers Geschichte ist nicht ganz Erfindung.

In einem Stücke mögen die früheren deutschen Soldaten in der Legion „sich glücklich schätzen bei einer Behandlung, bei der der Vergleich entschieden zugunsten der Legion ausfällt", wie Herr Mille sich ausdrückt, nämlich in bezug auf den eigentlichen Dienst. Übermäßig angestrengt werden die Soldaten meist nur in den Herbstmanövern. Sonst ist der Dienst nicht gar zu ungemütlich. Im Sommer vollständige Ruhe von 10 bis 2 Uhr mittags, das ganze Jahr völlige Dienstfreiheit während des Sonntags, für die meisten Leute von 5 Uhr an kaum noch dienstliche Verrichtungen. So ist es wenigstens bei der Stammgarnison, also jedenfalls im ersten halben Jahr für jeden Rekruten. So gemütlich geht es freilich in keiner schweizerischen Kaserne zu.

Von der Verpflegung ist zu sagen, dass der Legionär acht Rappen Löhnung erhält und von diesem Gelde Seife und Putzzeug kaufen muss [1]). Über die Nahrung beklagten sich die meisten der mir bekannten Leute. Bei ihren Besuchen trafen sie mich nicht selten im Hofe meiner Wohnung am Abendessen. Ich forderte dann die Besucher etwa auf, sich mit hinzusetzen, und obgleich die Leute gerade von der Abendsuppe kamen, hat nie ein Soldat verschmäht, die Einladung anzunehmen. Wenn Herr Pierre Mille die Legionäre „reichlich (confortablement) genährt" nennt, so wird er die Summen im Auge haben, die der Staat für den Zweck ausgibt; die sind sicherlich genügend, aber sie kommen selten ganz zur Verwendung, weil die Lieferanten und andere Leute (ich begnüge mich mit dieser Andeutung) auch etwas haben wollen. Kommt dann einmal ein tüchtiger Oberst oder General unvermutet zur Kostprobe in eine Kompagnieküche, so bessern sich die Verhältnisse für einige Zeit, bis der alte Schlendrian wieder einreißt. Immerhin, die Leute bekommen zu essen und zwar so, dass sie dabei viel leisten.

[1]) Ich kann nicht sagen, ob die Angabe richtig ist, dass der Sold jetzt nur noch 5 Rappen beträgt; ich halte mich an die aus meiner Zeit stammenden Erinnerungen, und damals betrug die Löhnung 8 Rappen, das heißt alle fünf Tage wurden 40 Rappen verabfolgt.

Das führt uns hinüber zu den körperlichen Leiden des Legionärs. Das schlimmste sind die Arrestlokale. Diese ungesunden Kellerlöcher sind voll Ungeziefers, werden niemals desinfiziert und sind meistens überfüllt. Zu meiner Zeit wurden sie vor der Inspektion durch den General stets bis auf die vorschriftsgemäße Zahl entleert und nachher wieder angefüllt — dasselbe Vertuschungsverfahren wie bei der Kompagnieküche. Zu Dutzenden erkranken die Gefangenen am Typhus. Dann bringt man sie ins Spital. Hier genießen sie eine höchst unvollkommene Pflege. Ich habe gesehen, wie Typhuskranke aufstanden und selbst hinaustrugen, was bei dieser Krankheit allerdings besonders sorgfältig entfernt werden muss. Der Oberarzt des Militärspitals sagte mir von den Militärkrankenwärtern: „Es sind durch die Bank weg rohe Kerle (des brutes)."

Freilich könnte man mir amtlich nachweisen, dass zu meiner Zeit im Belabbeser Militärspital Typhusfälle überhaupt nur ganz selten vorkamen. Das ging so zu: ein Kriegsminister hatte zur Verhinderung der Typhusepidemien Wasserfilter in den algerischen Kasernen anbringen lassen. Als die Krankheit trotzdem nicht verschwand, verlangte er Rechenschaft darüber. Von der Zeit an wurden die Typhusfälle sehr selten; während im mündlichen Verkehr Pfarrer, Ärzte, Wärter und Soldaten unbefangen von Typhus sprachen, trugen in den Fiebersälen des Spitals die Krankentafeln reihenlang die Diagnose „Unterleibsbeschwerden mit Fieber (embarras gastrique fébrile)". So verminderte sich amtlich die Zahl der Typhusfälle im Heer. Ich verbürge die Richtigkeit dieser Mitteilung; ich habe sie deshalb gemacht, weil sie zeigt, wie wenig sicher die amtlichen Angaben über die Zustände in der Fremdenlegion sind[1]).

Furchtbar sind die vielen Fußkrankheiten der Legionäre. Da sie keine Strümpfe bekommen, so gehen die meisten in bloßen Schuhen und laufen sich die Füße wund. Sie bettelten denn auch bei mir fortwährend um Lappen für ihre Füße.

Was bekommt der Fremdenlegionär dafür, dass er sich mit Ehre, Leib und Leben auf fünf Jahre der französischen Republik verkauft? Das bei den frühern Söldnertruppen und heute noch

[1]) Sie findet ihre Bestätigung aus der Feder des französischen Offiziers und Militärschriftstellers Abel Veuglaire (Emile Mayer) in der *Bibliothèque Universelle*, Jahrgang 104, Bd. 13, S. 235, wo auch noch anderes über das Vertuschungsverfahren im Heerwesen zu finden ist.

bei der holländischen Fremdentruppe übliche Handgeld besteht bei der französischen Legion nicht. Die Löhnung von 8 Rappen vom Tage des Eintritts bis zu dem der Entlassung, nach der Entlassung die freie Reise bis zu einer von dem Entlassenen gewählten französischen Eisenbahnstation und auf die Reise dahin 1 Fr. 25 Verpflegungsgeld für den Tag, das ist alles, was es in bar gibt. Bei der Entlassung wird außerdem dafür gesorgt, dass nicht etwa zu schöne Kleidungsstücke für den Staat verloren gehen. Hat zum Beispiel einer kurz zuvor neue Schuhe gefasst, so werden sie ihm bei der Entlassung wieder abgenommen, und er muss alte dafür anziehen. Kurz, schofler kann man die Menschen nicht behandeln, als der französische Staat diese Leute behandelt, die ihm jahrelang gedient und sehr oft ihre Gesundheit geopfert haben.

Nun kann der Soldat freilich befördert werden. Gesetzlich steht seiner Beförderung zum General nichts im Wege; in Wirklichkeit freilich, sagt uns Herr Pierre Mille, kann er nicht über den Hauptmannsgrad hinaus kommen. Für neun Zehnteile aller Legionäre ist aber der soldat de première classe, das heißt nicht ganz so viel wie der Gefreite im deutschen Heer, die höchste erreichbare Stufe; denn schon um Korporal zu werden müsste er französisch lesen und schreiben können, was natürlich für die Mehrzahl der Ausländer nicht zutrifft. Es gibt eine Anzahl deutscher Korporäle; sie sind schon für die Belehrung der Rekruten unentbehrlich. Hier und da bringt es ein Ausländer zum Sergeanten, das sind aber schon Fälle von denen man spricht, und alle 5 oder 10 Jahre mag es vorkommen, dass ein alter Legionär Leutnant wird; zwei habe ich gekannt, einen Genfer (vermutlich von französischer Familie) und einen Rheinländer. Man sieht also: die Aussicht auf Beförderung ist für den Legionär praktisch fast gar nicht vorhanden. Das bleibt wahr trotz den nicht seltenen deutschen Großhansen, die sich für ehemalige Offiziere der Fremdenlegion ausgeben.

Die Pension des Fremdenlegionärs beträgt 600 Franken und schließt die Anwartschaft auf eine bescheidene Zivilanstellung in sich. Die Pension muss in Frankreich verzehrt werden und wird nicht ins Ausland nachgeschickt. Sie wird ausgerichtet nach fünfzehnjährigem Dienst, und damit fällt auch diese so gerühmte Aussicht für neun Zehnteile aller Legionäre außer Betracht. Denn

dass einer fünfzehn Jahre lang den ungesunden Kolonialdienst in der Legion aushält, das ist eine große Seltenheit; wird doch die größere Hälfte der Legionäre vor Ablauf von fünf Jahren, das heißt ehe ihre erste Verpflichtung ganz abgelaufen ist, wegen chronischer Krankheiten entlassen. Fast nur diejenigen, die nicht die Stammgarnison verlassen, das heißt die nie nach Tonking, Siam, Madagaskar kommen, bleiben fünf Jahre.

Die Beförderung und die Pensionierung spielen bei der Anwerbung der Legionäre eine verhängnisvolle Rolle. Durch diese Trugbilder lassen sich viele zur Anwerbung verlocken, und erst wenn es zu spät ist, sehen sie ein, wie schwer man sie damit getäuscht hat. Es wäre viel besser, wenn es für die Ausländer keine Beförderungsmöglichkeit und keine Pension gäbe, denn beides wirkt doch nur als Köder zur Anwerbung.

Am besten werden die Zustände in der Legion beleuchtet durch die vielen Fluchtversuche der Soldaten. Es vergeht kaum ein Tag, ohne dass mehrere Mann ausreißen. Die große Zahl dieser Ausreißer benutzt die Landstraße und wird von Gendarmen, Bannwarten, Dorfpolizisten aufgefangen. Wer Geld hat, kauft sich einen Zivilanzug und reist unbehelligt nach Hause, wenn er sich nicht vor der Abfahrt des Schiffes in der Hafenstadt betrinkt und durch dummes Reden auf deutsch oder in schlechtem Französisch Verdacht erregt. Es ist unglaublich, was der Legionär alles ersinnt, um zu entrinnen. Wie viele sind über die marokkanische Grenze gegangen und dort dem Hunger und Durste oder den Eingebornen zum Opfer gefallen! Wie oft ist der tolle Versuch gemacht worden, in einem Kahn nach Spanien hinüber zu rudern! Trotz allen Wachen und andern Maßregeln gelingt es immer wieder Einzelnen, im Suezkanal über Bord zu springen und ans Land zu schwimmen, oder sich auf der Fahrt nach Ostasien in Singapore durch Kulis in leeren Kohlenkörben ans Land tragen zu lassen. Auch die *erlaubten* Mittel zur Abkürzung der Dienstzeit werden viel gebraucht. Man meldet sich freiwillig für die fernen Kolonien, weil man Aussicht hat, bald wegen Krankheit zurückgeschickt und vorzeitig — der schweizerische Legionär nennt das: „uf d'Isebassion", das heißt par anticipation — entlassen zu werden. Besonders aber dient zur Verkürzung die Naturalisation, — „sich Franzos mache". Wer fran-

zösischer Bürger wird, wird nach dreijährigem Dienst entlassen, er hat dann seiner Heerespflicht im neuen Vaterlande genügt. Da für Schweizer das heimatliche Bürgerrecht dadurch nicht verloren geht und das Deutsche Reich eine Staatsangehörigkeit, die durch Wehrdienst im Ausland erworben ist, nicht anerkennt, so benützt der Legionär die Naturalisation gern zur Verkürzung der Dienstzeit und vernichtet nach seiner Rückkehr in die Heimat seinen neuen Bürgerbrief als ein bedeutungslos gewordenes Papier. Somit irrt sich Herr Pierre Mille, wenn er sagt, die Naturalisationen „bewiesen, dass die Legionäre nicht im entferntesten dem Lande, dessen Uniform sie tragen, gram sind". Sie beweisen nur, dass die Legionäre jedes Mittel ergreifen, um jenes Land bald zu verlassen.

Denn, alles in allem genommen, bleibt es eben wahr, dass die Fremdenlegion ein Ort der Pein ist, und dass von den Ausländern, die dort dienen, mehr als die Hälfte den Tag kaum erwarten kann, der die Erlösung bringt, ja dass man Siechtum und Tropenkrankheiten herbeisehnt, die das Kommen dieses Tages beschleunigen.

Was wird nun aus den alten Soldaten? Eine kleine Zahl hält die fünfzehn Jahre aus und läßt sich dann in Frankreich anstellen. Eine noch kleinere geht nach fünf Jahren zur Marineinfanterie über und dient dort die zur Pensionierung nötigen weitern zehn Jahre ab; das sind die Mustersoldaten, die mit der Legion „Karriere machen". Einige wissen sich durch frühere Kameraden in Frankreich oder durch Verbindungen mit der Garnisonsstadt in Algerien eine Stelle zu sichern, als Knecht oder Arbeiter, und dann mögen sie es etwa bis zu einem eigenen Geschäft bringen. Die große Mehrzahl aber gibt bei der Entlassung als Ziel eine Eisenbahnstation an der Grenze an, Bellegarde, Pontarlier, Avricourt, Petit-Croix und geht beschämt und still auf dem nächsten Weg in die alte Heimat zurück, auch wenn hier Festungsstrafe und versäumter Militärdienst ihrer wartet oder gar das Zuchthaus. Nur zurück nach Deutschland, heißt es da, nur weg von den Franzosen! Denn deren viele gute Eigenschaften lernt der Fremdenlegionär nicht kennen; für ihn sind sie ein Volk von Leuteschindern, Schnauzern und Aussaugern.

Ist für den Entlassenen die erste schwierige Zeit vorüber und der Mann versorgt, dann beginnt sich die Sache zu ändern. Jetzt

wäre es doch recht bitter, von der eigenen Vergangenheit mit Beschämung reden zu müssen und sich auslachen zu lassen. Jetzt merkt man, dass man sich als ehemaliger Söldner in fremden Weltteilen interessant machen kann. Man verschweigt, dass man hineingefallen ist, man tut groß mit der Legion, erzählt Geschichten von erlegten Löwen, Tigern und Seeräubern, rühmt, was diese Franzosen für eine großartige Armee hätten und befördert sich vielleicht zum französischen Leutnant außer Dienst. Um keinen Preis aber gibt man zu, dass man ganz einfach im Rausch etwas unterschrieben hat, was man nicht lesen konnte, und einige Jahre tief unglücklich gewesen ist. Sehr richtig sagt von diesen „Alten" Herr Pierre Mille: „Sie verbergen die Augenblicke des Grolls und des Leidens"; es wäre nur genauer, statt Augenblicke Jahre zu schreiben. Das sind die Renommierlegionäre, die sich zu Vereinen zusammenschließen, sich von einem Berichterstatter der *Illustration* abknipsen lassen und so den Franzosen dazu verhelfen, in ihrer gewollten Selbsttäuschung über die Legion zu verharren.

Ein Wort noch über die erzieherischen Ergebnisse des Dienstes in der Legion. Herr Mille schätzt sie sehr hoch und spricht sogar von einer „institution puissamment moralisatrice et régénératrice", ja „de relèvement moral". Es ist richtig, dass ganz tolle Burschen bei der Legion sich fügen lernen und dass junge Verschwender bei 8 Rappen Löhnung an Einfachheit gewöhnt werden. Als der verlorene Sohn auf der Stufe des Sauhirten angelangt war, kamen ihm die Reue und der Verstand. Aber die Legionäre sind nicht alle von dieser Art. Viele sind etwas leichtfertige oder auch bloß unerfahrene Jungen, viele sind grundbrave Menschen und durch ein Unglück oder durch Überlistung in die Legion geraten. Und diese *verderben* dort meistens. Sie verlieren in der Fremde und in der schlechten Umgebung jeden Halt, geben sich selbst auf, geraten in Laster und werden nachher nicht selten zu Landstreichern und Spitzbuben. Unsre schweizerischen Gefängnisdirektoren und Irrenärzte halten sehr wenig von der „institution moralisatrice et régénératrice" der Legion.

* * *

Soviel über die Zustände in der Legion. Nun die wichtige Frage ihrer Rekrutierung. Wie ist es möglich, dass immer wieder Rekruten in so großer Zahl kommen?

Da ist vor allem nicht zu vergessen, dass das Söldnerwesen und Reislaufen bei den deutschen Völkern an zweitausend Jahre alt ist. Deutsche haben zu Tausenden in den römischen Legionen gedient, schweizerische und andre deutsche Söldner massenhaft in aller Herren Dienst gestanden, noch vor hundert Jahren ganze Scharen Deutscher im Dienste des Korsen gegen ihre eigenen Volksgenossen gekämpft. Dazu kommt, dass in dem gegenwärtigen übervölkerten Deutschland der Kampf ums Dasein nicht leicht ist, dass da jeder aus der ganz geraden Bahn herausgetretene in Schwierigkeiten kommt und sein Heil im Ausland sucht. Dazu kommt ferner, dass die französischen Rekrutierungsämter der einzige Ort in Europa sind, wo jeder, der nicht Krüppel ist, Unterkunft und Verwendung findet, ohne dass man von ihm verlangt, dass er Papiere besitze. Diese ganz allgemeine Betrachtung erklärt schon zum guten Teil die Rekrutierung der Legion. Dahin kommen schwere Verbrecher, untreue Knechte, ungeratene Söhne, lose Buben. Dahin kommen Fahnenflüchtige der Nachbarländer. Dazu allerlei Menschen, die Pech gehabt haben, denen eine Liebschaft übel ausgegangen ist, die es in einer Lehre nicht ausgehalten haben. Endlich sehr viele Arbeitslose oder auch einfach Neugierige, von echt- und urgermanischer Wanderlust über die Grenze getrieben, zum Teil recht unerfahrene Bürschlein.

Bei den Schweizern wirken natürlich sehr stark mit unsre uralten Söldnerüberlieferungen, die trotz allen Warnungen den fremden Kriegsdienst noch heute mit einem gewissen romantischen Schimmer umgeben. Bei den sehr zahlreich über die Grenze entweichenden belgischen Fahnenflüchtigen müssen mangelhafte Einrichtungen des belgischen Heeres bestimmend mitwirken, vielleicht auch die große Schwäche des belgischen Patriotismus.

Wie man Legionär wird, die Geschichte kann ich erzählen; sie wiederholt sich täglich seit vielen Jahrzehnten, in Dünkirchen, in Lille, in Givet, in Longwy, in Nanzig, in Belfort, in Pontarlier, in Lyon, in Nizza, in Paris. Die wenigsten der Angeworbenen waren von zu Hause weggegangen mit der Absicht, in Frankreich Soldat zu werden. Aus Deutschland zumal geht kaum jemand mit dieser Absicht weg; bis vor kurzem wusste man im Reiche (mit Ausnahme des Elsaßes) von dem Bestehen der Legion sozusagen nichts. Kommt nun aber ein unerfahrener junger Mann über die

Grenze, so dauert es gewöhnlich nicht lang, bis er von jemand auf die Legion aufmerksam gemacht und zur Anwerbung ermuntert wird. Wahrheitsgetreu zeigt uns Herr Pierre Mille den Polizeikommissär, der — von seinem Standpunkt aus ganz mit Recht und pflichtgemäß — dem fahnenflüchtigen Deutschen den Weg zur Legion weist. Aber der Polizeikommissär ist nicht der einzige, der sich darauf versteht, und der Fahnenflüchtige nicht der einzige, dem dieser Liebesdienst erwiesen wird. Längs der ganzen Grenze von Dünkirchen bis Nizza und bis tief ins Land hinein, besonders in den Städten, ist sozusagen die ganze Bevölkerung bereit jeden Fremden aufs Rekrutierungsamt zu weisen. In der Herberge, wo er nach Arbeit fragt, im Wirtshause, am Zollamt, auf dem Landjägerposten, überall spricht man ihm von der Legion als von einer für ihn passenden Einrichtung. Wirte, Soldaten, Unteroffiziere, Ausgediente, besonders aber Polizeibeamte und Gendarmen erklären sich bereit, den jungen Ausländer in die Kaserne zu bringen, nachdem sie ihm die Umschau nach Arbeit als aussichtslos hingestellt, mit Heimschub und Ausweisung gedroht, über die Verhältnisse in der Legion unverbindliche Schilderungen und über die Dauer der Verpflichtung und den Sold falsche Angaben gemacht, von Beförderung und Pensionierung, von einem nach der Entlassung in Aussicht stehenden Stück Siedelungsland und dergleichen allerlei erzählt haben. Besonders gefährlich sind für den Schweizer und den Deutschen die zahlreichen in Frankreich ansäßigen Elsäßer, weil sie sich auf deutsch mit ihm anbiedern, und gefährlich ist natürlich auch der französische Wein. Alle diese Leute meinen es gut, — nämlich mit ihrem Vaterland; besser ein arbeitsloser Ausländer weniger auf der Straße und ein Mann mehr in unserm ruhmreichen Heere, sagen sie sich. Der Ausländer aber ist der Geprellte. Auf dem Rekrutierungsamt bekommt er nun über die ihn erwartende Zukunft amtlich Auskunft, nämlich einen großen engbedruckten Bogen, den der nicht französisch verstehende Ausländer ja überhaupt nicht lesen kann. Neben ihm steht ein Beamter und hält ihm die Feder zur Unterschrift hin, im Kopf hat er den Wein und das vorangegangene Gerede. Ein Federzug — und die Sache ist gemacht. Die Enttäuschung kommt alsbald, wenn er merkt, mit welcher Verachtung er angewiesen wird, den Kasernenhof zu keh-

ren, noch sicherer, wenn ein „Alter", der zum zweiten Mal angeworben ist, ihm ein Licht aufsteckt. Mehr als einer besinnt sich bald anders und brennt auf der Reise durch.

Die gegebene Schilderung beweist, dass Herr Mille ganz mit Recht sagt: „Die französische Regierung braucht, um Soldaten zu bekommen, nicht zu bezahlten Werbern zu greifen." Das wäre eine törichte Verschwendung; die Beamten besorgen die Werbung umsonst, und Tausende von patriotischen Kneipwirten helfen mit. In Deutschland wird jetzt alle Augenblicke von den Zeitungen von Werbern gesprochen, die man auf deutschem Boden erwischt haben will. Ich glaube hieran nicht, ehe ein deutsches Gericht einen solchen Werber überführt und verurteilt hat. Aber wahr bleibt es trotzdem, dass in *Frankreich* ein unwürdiger Menschenfang für die Legion getrieben wird. Ich weiß bestimmt, dass nicht wenige Legionäre über die Dauer der Verpflichtung bei ihrer Anwerbung getäuscht worden sind; sie glaubten für zwei Jahre zu unterschreiben, während sie sich auf fünf verpflichteten.

Eine eigene Sache ist es mit den Elsäßern und Lothringern. In den ersten zwei Jahrzehnten nach dem Kriege kamen sie scharenweise zur Legion, angeblich alle aus Liebe zu Frankreich, in Wirklichkeit aus Abneigung vor dem deutschen Heeresdienst. Je mehr diese Scheu schwand, desto weniger zeichneten sich die immer noch zahlreichen elsäßischen Legionäre vor den andern aus, und je mehr es im Elsaß nachgerade in jedem Dorfe bekannt wurde, wie es in der Legion hergeht, desto weniger Lust zeigten die jungen Leute, ihr Glück dort zu versuchen. Was in den französischen und elsäßischen Zeitungen über die Tausende von Elsäßern gesagt ist, die älljährlich unter Frankreichs Fahne zu dienen begehren, ist eitel Flunkerei. Das beweist uns auch die Angabe des Herrn Mille, dass am 1. Januar 1913 im zweiten Regiment 354 Elsaß-Lothringer gedient hätten, macht also, da das erste Regiment meist etwas größer ist, im ganzen vielleicht 1000 Mann, sicher nicht mehr. Tatsächlich nimmt die Zahl der jährlich Angeworbenen ab. Nach amtlichen Angaben stammten im Jahre 1880 noch 50 von 100 Legionären aus dem Reichsland, im Jahr 1909 bloß noch 11 vom Hundert nach meiner Quelle, und heute sogar bloß sieben vom Hundert nach Mille. In den neunziger Jahren kamen regelmäßig 600 bis 700 Elsaß-Lothringer

zur Legion, 1896 waren es sogar 773, 1897 waren es 631, dann schwankte die Zahl mehrfach, sank aber doch sichtbar, und 1909 stellten sich nur 215 Elsaß-Lothringer. Es steht denn auch bei den Offizieren der Legion längst fest, dass die elsäßischen Soldaten sich nicht mehr durch ein besseres Benehmen vor den andern auszeichnen, dass auch aus dem Reichsland nachgerade in derselben Verhältniszahl unglückliche oder entgleiste Leute (mauvaises têtes) zur Legion kommen, wie aus dem übrigen Reich. Dieses langsame Versiegen der lautersten Quelle ist natürlich für die Franzosen eine besonders schmerzliche Tatsache; bedeutet es doch nicht nur eine Schwächung ihrer beiden Fremdenregimenter, sondern zugleich eine Abnahme des Vertrauens bei einer einst gut französisch gesinnten Bevölkerung.

Will man sich ein Gesamturteil über die Legion bilden, so muss man vor allem die Quellen kritisch sichten. Von vornherein unbrauchbar sind natürlich jene schauerlichen deutschen Zeitungsmären, wie Herr Pierre Mille ihrer einige anführt und mit Recht an den Pranger stellt. Was alte Legionäre oder angebliche alte Legionäre berichten, das muss sorgfältig geprüft werden, und nur wer die Legion aus der Nähe kennt, wird sagen können, ob und wie weit die erzählten Geschichten wahr sind oder nicht. Und auch dann geben die Erfahrungen *eines* Mannes noch kein allgemein richtiges Bild. Die Masse und die Vergleichung der Einzelbilder ermöglicht erst den richtigen Einblick. Unter jenen Schwindlern und Großhansen aber, die ihre „Erlebnisse“ zum besten geben, gibt es zwei Sorten: die einen suchen auf ihre Rechnung zu kommen, indem sie Günstiges berichten, die andern, indem sie die Bewegung gegen die Legion unterstützen. Die Angaben der einen sind so viel wert wie die der andern.

Ausscheiden muss man als Quelle die französische Presse, nicht nur die großen Schreier wie das *Echo de Paris* und den *Matin*, denen es ja auch sonst gar keine Mühe macht, lange Spalten mit erfundenen Geschichten zu füllen, sondern auch den obrigkeitlich beeinflussten *Temps*, auch die verbreitete und beliebte aber stark nationalistische *Illustration*. Wo der Patriotismus in Frage kommt, da tritt für die französische Presse jede andere Rücksicht zurück. Welches Blatt würde es wagen, in einer so heiklen Frage die Partei der verhassten Deutschen gegen eine staatliche Ein-

richtung, gegen das französische Heer zu ergreifen? Herr Mille bemüht sich, vorsichtig und kritisch zu verfahren. Aber ich muss sagen, ein anonymer Mitarbeiter der *Revue Blanche* ist für mich kein maßgebender Gewährsmann. Und die berühmten, in der französischen Presse so oft auftauchenden und auch von Herrn Mille wieder heraufbeschworenen Gestalten des Evêque (man liest wohl am besten: séminariste) und des Prince de Hohenzollern — sollen wir das alles für bare Münze nehmen? Wahr ist, dass einmal die Leiche eines deutschen Fremdenlegionärs ausgeliefert worden ist, und dass man von dem seltenen Fall viel gesprochen hat. Da er Friedrich Albrecht hieß, ein Name, der wohl an brandenburgische Kurfürsten erinnert, so mag daraus das lächerliche Gerücht entstanden sein, er sei ein preußischer Prinz gewesen[1]).

Ein Wort hier über die deutsche Bewegung gegen die Fremdenlegion und über die Berechtigung Frankreichs, Fremde anzuwerben. Herr Mille ist der Meinung, die Bewegung in Deutschland sei begreiflich, und dann meint er doch wieder, es müsse jemand dahinter stecken. Es ist unbedingt Frankreichs Recht, auf seinem Boden Fremde anzuwerben und sie nach Gutdünken und eignen Gesetzen zu verwenden. Aber ebenso richtig und in Ordnung ist es, wenn die Deutschen auf *ihrem* Boden alles tun, um die Reisläuferei zu verhindern. Dass die Entrüstung in Deutschland jedesmal dann besonders hervorbricht, wenn das Verhältnis zu Frankreich gespannt ist, das ist doch ein ganz natürlicher Vorgang, der sich ohne geheimnisvolle Mächte erklärt.

Nicht zur Bewegung gegen die Legion gehören jene von Herrn Mille herangezogenen Schundromane und die Reklame, die drum und dran hängt. Das ist eine Schundliteratur wie jede andere, und jeder anständige Deutsche verurteilt sie. Dass auch sonst über die Legion in Deutschland gelogen wird, bedaure ich um so mehr, als der Kampf auf Grund der Tatsachen wirksam genug geführt werden könnte. Aber ich habe bereits gezeigt, dass die patriotische Lüge (le faux patriotique) in Frankreich auch blüht, und jeder Kenner der deutschen und der französischen Presse weiß, dass trotz allem, was die deutschen Blätter von der Legion berichten, jeden Tag in Frankreich mehr kränkende

[1]) Er starb am 10. November 1897 in Géryville.

Unwahrheiten über Deutschland gedruckt werden als in einem Jahr in Deutschland über Frankreich.

Die in der Bekämpfung der Legion begangenen Missgriffe rühren daher, dass man in Deutschland offenbar noch nicht recht weiß, wie man die Sache angreifen soll. Ein erster zur „Bekämpfung der Sklaverei Deutscher in der Fremdenlegion" in Dresden gegründeter Verein hat sich bald wieder aufgelöst, und das ist gut so; denn sein Plan, vor den französischen Gerichten die Anwerbungsverträge anzufechten, war geradezu kindisch. Seither ist in München ein neuer Verein entstanden, der die Sache etwas verständiger anfasst. Aber er hat ebenfalls gezeigt, dass er nicht mit den richtigen Mitteln arbeitet; denn er fing gleich damit an, den französischen Konsul in München der Werberei zu beschuldigen, ohne es beweisen zu können.

Seit mehreren Jahren ist da und dort vorgeschrieben, dass in den Schulen vor der Anwerbung gewarnt wird; zum Beispiel muss das jedes Jahr in allen Schulen Württembergs geschehen. Ob der Deutsche Turnerbund seinen Plan ausgeführt hat, der französischen Grenze entlang Warnungstafeln aufzustellen, weiß ich nicht. Den Rekruten werden vorschriftsgemäß Vorträge über die Legion gehalten. Dies ist der richtige Weg: Aufklärung ist das einzige, was einen rechten Sinn hat. Sie ist freilich ein zweischneidiges Schwert; denn wenn sie von der Legion abschreckt, so lenkt sie auch die Aufmerksamkeit darauf und weist jungen Leuten, die den Kopf verloren haben, den Weg, den sie sonst nicht gefunden hätten. Jetzt freilich, wo man damit begonnen hat, wird man fortfahren und die Aufklärung immer planmäßiger und vollständiger durchführen müssen, und je mehr man sich dabei von Übertreibungen fernhält, desto besser wird man den gewollten Zweck erreichen. Frankreich darf sich darüber nicht beschweren, auch dann nicht, wenn in der Schweiz einmal eine derartige Bewegung entstehen sollte.

Die französische Legion ist eine in Europa einzig dastehende Einrichtung. Ins englische Söldnerheer haben nur ausnahmsweise Ausländer Zutritt. Die holländische Legion auf Java ist mit der französischen nicht zu vergleichen; die Pensions- und Beförderungsverhältnisse sind weitaus günstiger, bei der Anwerbung wird ein Handgeld gezahlt, es werden Papiere gefordert, und die erste Ausbildung findet in Europa statt. Die Holländer sehen

sich ihre Leute erst an, ehe sie sie über See schicken. Und wäre das alles anders, so würde man einem kleinen und friedlichen Volke immer noch mit Recht durchgehen lassen, was bei einer mit dem und jenem Nachbarvolk auf gespanntem Fuße stehenden alten Großmacht aufreizend wirkt.

„Die Legion ist eine Notwendigkeit, ich sage nicht für Frankreich, das sie entbehren könnte, aber für die zivilisierte Welt," meint Herr Mille. Vielleicht, ja vielleicht, ist es nicht übel, dass es einen Ort auf Erden gibt, wo ganz unbrauchbare Leute verbraucht werden können. Aber wird außerhalb Frankreichs ein einziger Mensch glauben, dass Frankreich ganz „ohne Notwendigkeit", nur aus Rücksicht auf die „zivilisierte Welt" auf seine Kosten 14 000 Mann unterhält? Wer lässt sich so etwas weis machen?

Am Schluss sieht Herr Mille in der Legion ein Vorbild für das Heer der künftigen Vereinigten Staaten von Europa. Das ist ein hübscher Schlußsatz, aber er enthält einen geschichtlichen Irrtum. Die Legion ist ein Rest aus frühern Jahrhunderten, wo man von dem, was mit der Ehre einer Nation vereinbar ist, andere Begriffe hatte. Im achtzehnten Jahrhundert war das Söldnerwesen nichts Anstößiges und ein Staat, der mit fremdem Blut Eroberungen machte, keine Seltenheit; Frankreich zumal hat Jahrhunderte lang auf alle seine Schlachtfelder die Kinder seiner germanischen Nachbarvölker geschickt, besonders Schweizer. Heute denkt man darüber anders. Wir Nichtfranzosen sehen in der Legion etwas Unsittliches, einen europäischen Skandal. Für jeden anständig denkenden Franzosen muss es doch peinlich sein, dass wir Schweizer unsrer Jugend sagen müssen — und diese Pflicht erfüllt zum Beispiel ein großer Teil unsrer Zürcher Lehrerschaft, — dicht hinter den französischen Grenzpfählen sei eine Art Mausefalle bedenklichster Art aufgestellt, vor der nicht genug gewarnt werden könne.

Wenn die Franzosen einmal aus ihren gefährlichen Selbsttäuschungen erwachen, so werden sie bei dem ihnen sonst innewohnenden klaren Verstand ohne Zweifel die Überlegung machen, dass der gute Ruf eines Landes mehr wert ist als zwei Infanterieregimenter.

ZÜRICH EDUARD BLOCHER

RICHARD WAGNER UND DAS CHRISTENTUM

(Schluss)

Dennoch durchbricht Wagners Eigenart, der lebens- und schaffensfreudige Künstler, diesen pessimistischen Todesbann an allen Enden; im Denken, Dichten und Streben. Vor allem ist es merkwürdig, dass jetzt mit der Einsicht von der verkehrten Entwicklung des Willens zum leidvollen Dasein neue künstlerische Schöpfungslust ihn ergreift: die Musik zur *Walküre*, die Idee zu *Tristan*, die Gestalt *Parsifals* gewinnen Leben (Chamberlain, S. 138, u. ö). Denn eine neue Kraft und Siegesgewissheit ist über ihn gekommen; jetzt ist ja das Übel erkannt, nun steht der Weg zur Heilung offen, der Wille ist sich seines Irrtums, aber auch seiner Kraft zur Umkehr bewusst geworden; nun gibts was zu singen und sagen — eine Regeneration kann einsetzen und herstellen, was verfallen ist. Das heißt mit andern Worten: Wagner glaubt im Grunde nicht daran, dass alles Dasein heillos dem Leide unterworfen ist und seinem Wesen nach Leid sein muss. Es hätte auch anders kommen können, und es kann auch jetzt noch vieles besser werden, wenn wir wieder zum Echtnatürlichen, Reinmenschlichen zurückkehren. Wagner kennt ganz bestimmte Ursachen des Verfalls und schlägt positive Reformen vor, allerdings sehr eigenartige: unnatürlich und unmenschlich ist Fleischgenuss, wozu die Tierwelt gemordet werden muss — wenn in unserem Klima Fleischnahrung notwendig ist, so sollte man eben in ein südliches Klima auswandern. Ein Verderbnis sei auch die Vermischung der weißen Rasse mit den niedern, der germanischen mit dem Judentum — vor allem verderblich sei das Judentum in der Musik. Dass in der Kunst und durch die Kunst in Deutschland noch großes geschaffen werden kann, in alter und neuer Weise, lehren Hans Sachs und der junge Walter von Stolzing in den *Meistersingern von Nürnberg*. Die liebliche Eva Pogner, die beide Sänger, den alten wie den jungen, zu morgenfrischem Singen und Hoffen begeistert, zeigt, wie viel positives Heil Wagner noch von Frauenlieb und -leben erwartet; nicht umsonst nennt er sie Eva im Paradiese, von der doch die Kirche allen Verfall herleitet.

Und wie niedrig hatte auch Schopenhauer die Frauen eingeschätzt! Wagner hat erst im schmerzlichen Entsagen, dann im verständnisvollen Herzensbunde andere Erfahrungen gemacht. In *Tristan und Isolde*, wo er seiner Liebe Leid beklagt, preist doch auch der Doppelpsalm der beiden Liebenden die Wonne der Seele, die ungeahnte, nie gekannte, überschwänglich hocherhabene mit Freudenjauchzen und Lustentzücken, — und das alles schon in irdischer Liebesnacht. Und dies Mein und Dein soll nimmer aufhören. Wenn ihre Liebe auch Tristan und Isolde heißt, und diese Namen nun verklingen, sie sind ja eben aus der Zweiheit in die Einheit eingezogen, und wenn sie sterben, so heißt das nur „in des Weltatems wehendes All" versinken. Noch immer ist also für Wagner Geschlechtsliebe der edelste Weg zur Alleinheit, und das Nirwana, das Unbewusste, ist hier doch nicht inhaltloses Sein, sondern höchste Lust.

Diese Erlösungslehre und -weise ist doch nicht die Schopenhauers, und sie ist gewiss auch nicht die christliche.

IV.

Gerade jetzt rüstet sich Wagner zu einem hohen Lied von dem christlichen Erlösungsglauben. In *Tristan und Isolde* sollte ursprünglich Parsifal auftreten als der Bote einer andern, übersinnlichen Liebe — die Gestalt und der Gedanke wuchsen sich dann zu einem ganzen Drama aus, dem Schlußstein seines künstlerischen Lebenswerkes. Und dies Werk sollte recht eigentlich eine Versöhnung mit dem Christentum, nicht nur mit Christus, den er nie befehdet, sondern mit dem Christusglauben, mit der christlichen Weltbefehdung und Weltentsagung werden, die er einst so grimmig bekämpft hatte. Hier zu Zürich, am Charfreitag 1857 war es, wo Wagner, da er zum erstenmal von seinem „Asyl" in den vollen Frühlingssonnenschein hineinsah, der Gedanke überkam: „es ist ja Charfreitag heute, da gilt es nicht, Waffen zu tragen," wie es in Wolframs *Parsifal* heißt. Von diesem Gedanken aus entwarf er schnell das Drama und skizzierte es sofort mit wenigen Zügen.

Das Verständnis für den christlichen Erlösungsgedanken, das mitleidvolle Sterben des reinen Gottessohnes für die Sünde und das Leid einer ganzen Welt, hatte ihm kein anderer als Schopen-

hauer erschlossen — ihm war ja die ganze Welt ein einzig großer Sündenfall des Weltwillens, und je tiefer, je umfassender ein Geist dies Leid im heiligen Mitleid fühlt, um so schmerzlicher muss er leiden —; aber nur solches Mitleid bringt die zerstreuten Seelen zur Erkenntnis ihrer Zusammengehörigkeit, ihres gemeinsamen Leids und zwingt sie zur Einkehr, Umkehr und Heimkehr ins Nichtmehrseinwollen. Im heiligen Abendmahl ist das Aufnehmen dieses Todeswillens in den eigenen Willen symbolisch und ergreifend dargestellt. Wagner hat diese Deutungen des Opfertodes und Opfermahles Christi aus seinem eignen dann noch in sonderlicher Weise ausgebaut, zunächst von seinem Rassestandpunkt aus: bei der weißen Rasse hat der Weltwille in seinem Erlösungsdrang einen letzten und endgültigen schöpferischen Vorstoß unternommen und damit ein neues, edelstes Rassenblut geschaffen, nämlich das Blut Christi. Fand Wagner dem Blute der weißen Rasse die Fähigkeit des bewussten Leidens in besonderem Grade eigen, so will er jetzt im Blute des Heilandes den Inbegriff des bewusst wollenden Leidens selbst erkennen, das als göttliches Mitleiden durch die ganze menschliche Gattung fließt — mit andern Worten: dies „Blut Christi" ist eine physische Fähigkeit und Triebkraft, die sich überall da zeigt, wo heiliges Mitleid in der Menschheit sich regt.

Weniger tiefsinnig ist dann die Auffassung, dass Christus im Abendmahl Brot und Wein als die normale Nahrung an Stelle der Fleischnahrung eingeführt habe; wichtiger wieder die Hochschätzung der Askese überhaupt und der Heiligen als der wahren Helden, die nicht ihr Leben durchzusetzen, sondern durch Fasten und Kasteien den Lebenstrieb zu vernichten streben.

Alle diese Anschauungen sind in den Prosaschriften von 1880 und 1881 niedergelegt: *Religion und Kunst*, — *Was nützt diese Erkenntnis?* (nämlich die Erkenntnis vom Verfall) — *Erkenne dich selbst*, — *Heldentum und Christentum;* wir haben damit eine authentische Erklärung des 1877 im Text, 1882 in der Partitur vollendeten *Parsifal.* Es muss freilich gesagt werden, dass ein solches Mysterium durch sich selbst wirken soll und wirkt, dass der Eindruck mehr besagen und bewirken soll und kann, als die Worte und die Deutung ausdrücken — aber wir wollen ja nicht ein Kunstwerk in die Sprache eines Vortrags übersetzen, sondern

Wagners Gedanken wiederfinden, die er bewusst in den *Parsifal* hat hineinlegen wollen. Der Gral mit seiner Gralschüssel, die einst Christi Abendmahl und dann sein Blut aufnahm, und mit der Abendmahlsfeier, die sich dort noch immer vollzieht, ist das Christentum, die Menschheit und Menschenseele im Besitz der Erlösung durch Christus. Aber trotz dieses Besitzes ist sie totkrank und schmerzzerrissen; Amfortas, der König des Grals mit seiner Wunde stellt das ergreifend dar. Dies Siechtum stammt aus dem vergifteten Blut, das so vergiftet ward durch die Verführerin Kundry. Kundry, die packendste Gestalt dieses Dramas, ist nicht etwa die böse Lust; denn sie hat auch ihre guten Stunden, wo sie dienen und helfen, abbüßen und gutmachen will, was sie angerichtet hat; nachdem sie getauft und gereinigt ist, darf sie ja auch mit Parsifal in den Gral einziehen. Sie ist auch nicht etwa das Weib erst als Verführerin und dann als Gehilfin des Gatten; sonst dürfte sie nicht bei der Erlösungsfeier sterben. Vielmehr ist sie ganz deutlich die Sinnlichkeit im umfassenden Sinn, der Lebenstrieb überhaupt, der nach Sinnenfälligkeit und vielseitiger Betätigung drängt. Wenn Klingsor, der Zauberer, die fühllose, unerbittliche, grausame, raffiniert schlaue, alleswissende und benutzende Naturnotwendigkeit und Naturgesetzlichkeit, sie zwingt, muss sie verführen; sonst jagt sie Arabien ab nach Heilmitteln und dient, wo sie kann, ein Bild der rastlosen Wohltätigkeit und sozialen Fürsorge unserer Zeit; freilich weiß sie ganz genau, helfen tut alles nicht: „ich helfe nie!"; all ihr Tun ist verkehrt und macht verkehrt. — Das ist genau Schopenhauers irregegangener Wille. Darum möchte sie schlummern und einschlafen für ewig! Aber dazu lässt sie Klingsor nicht kommen. Ihre Schuld war, dass sie lachte über des Erlösers Leiden; und lachen muss sie auch über alle, die durch sie leiden — der Lebenstrieb spottet der Weltnot wie der helfenden Liebe. — Helfen kann ihr wie dem Kranken im Gral nur ein reines Mitleid. An sich sollte ja das Blut des Erlösers alle heilen, die an die Macht der Liebe glauben, auch Amfortas; aber die Sinnlichkeit hat die Menschheit unfähig gemacht, das heilige Gut recht zu verwalten. Da naht der reine Tor, der geniale Mensch, vor allem der Künstler, und das intuitive, echte, reine und tiefe Empfinden in jedem Menschenherzen, zunächst mit unbestimmtem Tatendrang; es ahnt nicht, wie es mit seinem unbändigen Sichaus-

leben Mutterliebe und Mutterherz, sowie harmloses animalisches Leben niedertritt; solche genialische Unbefangenheit hat auch kein Verständnis für das Leid, das in der Schuld, ja im Lebenstrieb überhaupt beschlossen ist. Man denkt an Wagners revolutionäre Jugendzeit, an seinen Optimismus, der kein Verständnis hatte für die Leidenslehre des Christentums. Gemeiner Versuchung ist der reine Mensch unzugänglich, nicht aus Gesetz oder Tugend, es widerspricht einfach seiner Natur; darum naht sich ihm die Verführung in einer scheinbar weihevollen Form. Aber wo den adligen Menschen und den edlen Sinn im Menschen das dämonisch Schmerzliche, das in der Sinnlichkeit steckt, auch nur mit den Lippen berührt, da spürt er, was dem andern fehlt; er wird Wissender und Helfer in der Not. So kann er jetzt den Lebenstrieb zur Erkenntnis und zur Einkehr bestimmen, ihn taufen, so dass er nur noch seiner Erlösung und Auflösung zustrebt. Der Lebenstrieb stirbt nicht alsbald. Wagner gibt auf die Frage: was nützt diese Erkenntnis? die Antwort: „Wir glauben an eine Regeneration (der historischen Menschheit) und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne." Es kann eine beglücktere Menschheit der Zukunft auch auf dieser Erde geben. Diese hat das Empfinden der Erlösungsbedürftigkeit und in geweihten Stunden, namentlich wenn ein wahres Kunstwerk ihr die Erlösung anschaulich vor Augen stellt, glaubt sie dieser Erlösung schon teilhaftig zu sein, „uns beängstigt dann nicht mehr die Vorstellung jenes gähnenden Abgrundes, all der süchtigen Ausgeburten des sich selbst zerfleischenden Willens, rein und friedesehnsüchtig ertönt uns dann nur die Klage der Natur, furchtlos, hoffnungsvoll, allbeschwichtigend, welterlösend." (*R. und K.* 249.) Aber das ist doch nur ein vorläufiger Zustand; das furchtbare Weltelend bleibt uns doch immer gegenwärtig. Wenn aber das Wunder der erbarmenden Liebe von reinen, edlen Händen verwaltet wird, dann stirbt Kundry, der Lebenstrieb, ganz und, dann geschieht des höchsten Heiles Wunder: Erlösung dem Erlöser! Das Mitleid selbst wird von seinem Mit-Leiden erlöst, weil kein Leid mehr da ist. Diese wahre Erlösung führt dahin, wo es keinen Raum und keine Zeit mehr gibt, wo des Weltatems wehendes All die durch Liebe geeinte Menschheit umfängt. Das Ende auf Erden ist nicht abzusehen und auch nicht wichtig. „Es ist einerlei, wie die Mensch-

heit zu Grunde geht, wenn sie nur göttlich zu Grunde geht," das heißt: so, dass die moralische Weltordnung an ihr erfüllt ist: Irrtum, Schuld, Erkenntnis, Bekenntnis, Leid, Mitleid und Erlösung; „keinesfalls kann der Sinn des ungeheuren Lebensdramas paradiesisches Behagen sein".

Diese Auffassung von der Bedeutung der Welt ist nach Wagner das wahre Christentum: „Nur die dem Mitleiden entkeimte und die im Mitleiden bis zur vollen Brechung des Eigenwillens sich betätigende Liebe ist die erlösende christliche Liebe, in die Glaube und Hoffnung von selbst eingeschlossen sind." In *diesem* Sinne hat Wagner Christ sein wollen; der Kirche hat er niemals solches Christentum zugetraut und noch wenige Tage vor seinem Tode sie als abschreckendes, warnendes Beispiel der Heuchelei hingestellt. In welchem Sinne, das erklärte er drei Jahre vorher:

„Dass wir Kirche, Priestertum, ja die ganze Erscheinung des Christentums schonungslos dran geben, dies geschieht um jenes Christus willen, den wir uns in seiner Reinheit erhalten wollen." (Chamberlain, S. 121.)

V.

So äußert sich Wagner über das Christentum; was hat dazu das Christentum zu sagen? Hier muss nun mit aller Bestimmtheit festgestellt werden, dass Wagner den Sinn des Christentums niemals ganz verstanden hat, wenn er auch echt christliche Gedanken tiefer erfasst hat als viele, ja als die offizielle Kirche; wo er aber glaubt, das Christentum im Innersten zu verstehen, da fühlt und predigt er — den Buddhismus.

Als Feuerbach und der revolutionäre Optimismus das Christentum bekämpften, da war es ihnen eine Freude, darzutun, dass es von Haus aus grundsätzlich weltverneinend, kulturfeindlich, lebentötend und also in einer lebensfreudigen Menschheit nicht zu brauchen sei. In diesem Sinne hat, wie wir hörten, der Künstler sich einst am Kampfe beteiligt. Dann hat Schopenhauer, mit Berufung auf Feuerbach, gerade diese weltverneinende Tendenz des Christentums als sein Wesen, aber auch als die innerste Wahrheit des Weltsinnes erkannt und verkündet, und mit ihm hat Wagner die Kreuz- und Leidenslehre als das Mysterium seiner Kunst aufgenommen und gepflegt. Um eben dieser Weltverneinung willen hat bekanntlich Nietzsche das Christentum durch sein kräf-

tiges, herrisches Ja zum Leben überwinden wollen und Wagners Bekehrung als einen Komödiantenfall behandelt.

Hier wirkt also Gunst und Hass der Parteien und Personen. Eine ruhige geschichtliche Betrachtung aber zeigt, dass das Christentum von Haus aus in seinen großen Vertretern und seinem Wesen nach nicht asketisch und lebensfeindlich ist.

Jesus erwartete das nahe Weltende, das kommende Reich Gottes. Aber das Reich Gottes ist ja das ewige Leben, das Jesus gar auf der Erde erwartete. Über das Aussehen dieses Reiches hat er sich keine Gedanken gemacht; er teilte da die Vorstellungen seines Volkes. Zum Eingang in dieses Reich ist gar nichts anderes nötig als völlige Hingabe des Herzens an Gott als die heilige Liebe und liebevolle Hingabe an die Brüder, und das Reich ist gar nichts anderes als das sieghafte Hervortreten dieser Gottes- und Liebesgemeinschaft auf der Erde. Wenn es gilt, diese Hingabe und die Botschaft vom kommenden Reiche zu vertreten, da soll man freilich hinzugeben bereit sein Geld, Recht, Weib und Kind, auch sein Leben, wie er selbst um deswillen auch das Kreuz auf sich genommen hat. Die bestehende Rechtsordnung, die jüdische Kirche, das Römerreich, Eigentum und Ehe hat er nicht verworfen; diese Dinge hat er einfach bestehen lassen, bis Gottes Ordnung kommt. Sein Wort über die Ehe will keine Rechtsordnung schaffen, allerdings auch nicht Ehe und Geschlechtstrieb verwerfen, sondern die Frau vor der Willkür der Ehescheidung schützen. Im Reich Gottes hört freilich der Geschlechtstrieb auf, nicht aus Lebensverneinung, sondern einfach, weil keine Fortpflanzung mehr nötig ist. Im übrigen war Jesus kein Asket wie der Täufer, sondern gerne da, wo die Menschen fröhlich waren; einen Fresser und Weinsäufer hat man ihn deshalb gescholten. Die Brüder Jesu und die Apostel, auch Petrus, sind noch als christliche Missionare verheiratet gewesen und haben ihre Frauen nicht verlassen, sondern mit sich genommen (1. Korinther 9,5). Eine positive Wertung der Kulturgüter war allerdings weder bei Jesus noch bei der Urgemeinde möglich; man wartete eben der zukünftigen Welt; auch trat der römische Staat ihnen bald feindlich genug gegenüber, und die damalige Kultur und Kunst war mit Götterkult und Lüsternheit vielfältig durchsetzt; Verfolgungen verlangten immer wieder Hingabe aller Lebensgüter, doch wurde

niemals das Martyrium an sich als gottgewollt hingestellt; der Glaube an die Auferstehung des Fleisches zeigt, dass man auch im Gottesreich ein ganz reales Leben erhoffte.

Eine eigentliche asketische Moral, eine Verurteilung des Erdenlebens als solchen, eine niedrige Einschätzung, ja Verwerfung des Geschlechtslebens kam nicht vom Christentum her, sondern von der damaligen Philosophie, vom Neuplatonismus und Neupythagoraismus, von jener Gesamtweltanschauung, die die Materie als das Gott- und Seelenfeindliche, den Leib als Kerker der Seele betrachtete, auch schon durch Enthaltung von Wein- und Fleischgenuss sich der Sinnlichkeit möglichst zu entziehen trachtete, wie etwa Seneca. Diese Anschauung ist dann auch ins Christentum eingezogen, schon bei Paulus, der die Ehe sichtlich unterschätzt wie so viele christliche Heilige nachher. Aber die herrschende Lehre der Kirche hat niemals anerkannt, dass Materie, Kultur, Staat, Ehe und Eigentum etwas Gottwidriges sei; auch im Berufs- und häuslichen Leben lässt sich selbst nach katholischer Lehre Vollkommenheit erwerben. Kultur und Luxus sind so weit berechtigt, als sie zur Hebung der Würde des Menschen gepflegt werden — das ist der Grundsatz des heiligen Thomas von Aquino in diesen Dingen[1]). Der Weg durch Askese, Ehelosigkeit und Kloster ist nur der heroische, weil in ihm die Herrschaft des Geistes über die Materie unmittelbar zum Ausdruck kommt. Doch lässt sich hier eine Unterschätzung der Sinnenwelt nicht leugnen. Der Protestantismus aber hat mit Bewusstsein den bürgerlichen Beruf geheiligt und erklärt, dass die treue Pflichterfüllung des Fürsten wie der Stallmagd ein Gottesdienst sei, Gott wohlgefälliger als selbsterwählte Geistigkeit. Die Erdengüter soll man dankbar als Gaben Gottes genießen und als Vorgeschmack dessen, was Gott uns noch schenken will. Bleibenden Wert haben nur die geistigen Güter, Friede und Freude in Gott, Treue, Wahrhaftigkeit, Geduld und vor allem die Liebe, das Band der Vollkommenheit mit Gott und den Menschen. Diese Güter sind freilich wertvoller als alle Kultur; um ihretwillen muss man auch auf die Kultur verzichten oder die Kultur reformieren. Dieser Güter kann man hier schon froh werden, aber wir leben hier im Stande der

[1]) Vergleiche M. Orlich, *L'uso dei beni nella morale di S. Tommaso.* Freiburger Dissert. 1913.

Unvollkommenheit, des Kampfes und des Ausharrens, des Leidens und Verlierens und warten darum auf einen ewigen Besitz. Aber nicht die Welt, das Leben und die Wirklichkeit soll man fliehen, sondern die Sünde, das heißt die Übermacht des Sinnlichen über den Geist, die Unlauterkeit, Untreue und Selbstsucht.

Aufs ganze gesehen ist das Christentum Lebensbejahung, denn es will das ewige Leben, das hier schon anbricht und nie vergeht. Vor allem glaubt es an einen lebendigen Gott, den Hort und Quell alles physischen wie geistigen Lebens. Das Dasein ist kein Abfall, sondern eine Schöpfung Gottes, die durch Unvollkommenheit und Kampf zur Gottesgemeinschaft führen soll.

Hingegen ist freilich Lebensverneinung der Sinn des Buddhismus. Schopenhauer und auch Wagner haben bewusst an ihn angeknüpft — im *Parsifal* hat Wagner Züge der buddhistischen Legende verwertet, die er eigentlich in einem ganz buddhistisch gemeinten Drama *Die Sieger* verwenden wollte. Allerdings ist nun *Parsifal* entschieden christlich gehalten. Man könnte also dies Werk als einen Versuch betrachten, Christliches und Buddhistisches zu vermählen, um die „einst der christlichen Offenbarung zu erblühende neue Religion" zu schaffen. Doch hat sich Wagner in *Religion und Kunst* deutlich genug über die beiden Religionen und ihr Verhältnis ausgesprochen; da hören wir denn, dass beide Religionen inhaltlich gleich seien:

> Die tiefste Grundlage jeder wahren Religion sehen wir in der Erkenntnis der Hinfälligkeit der Welt und in der hieraus entnommenen Anweisung zur Befreiung derselben ausgesprochen.

Das Wesen der Religion wird hier also lediglich in seiner Negation des Wirklichen gesucht, und dies ist eben der Grundzug des Buddhismus, während das Christentum positive Güter kennt: Gott und das ewige Leben. Den Unterschied zwischen Christentum und Buddhismus sieht nun Wagner lediglich darin, dass Buddha es nicht verliehen war, seine Lehre in einfacherer Form ans Volk zu bringen, während Christus es den Armen und den geistig Armen zum Verständnis brachte und zwar durch sein Kreuz. „Christus war nicht weise, sondern göttlich, seine Lehre war die Tat seines freiwilligen Leidens." Wäre das Christentum bei den Armen geblieben, es wäre wohl rein geblieben; die Reichen haben es künstlich und dogmatisch gemacht. Und darum soll eben die

Kunst, die ja ehrlich nur Schein, Veranschaulichung sein will, das Christentum wieder ehrlich und einfach machen.

In Wirklichkeit muss man sagen, dass eine Aufführung des *Parsifal* gewiss nichts einfaches, sondern ein raffiniertes Kulturwerk ist. Für das Volk wäre das Werk auch nicht verständlich, wenn es auch allen zugänglich gemacht würde. Für das Volk wird die Anschauungslehre Christi, seine Gleichnisse und sein Kreuz doch immer der beste Weg zu tieferer Erkenntnis bleiben. Aufs Volk kann Wagner immer nur indirekt durch die Verinnerlichung der obern Schichten wirken, deren Art sich dann auch weiter verbreiten würde.

Aber dem, der Wagner in sich aufzunehmen versteht, gedanklich und künstlerisch, dem hat er viel zu sagen, auch dem Christentum!

Zunächst hat das Christentum in seinem ernsten Werben um die Seele der Menschheit in Wagner einen kräftigen Bundesgenossen: erstlich in dem Ernst, mit dem er das religiöse Problem umfasst: „Wir Deutsche nehmen es mit der Religion ernst!" dann in dem absoluten Wert, den er der Religion zuschreibt: Menschenwürde beruht ihm durchaus auf der Religion, und „der Antrieb und die Kraft zur Regeneration kann nur aus dem Boden wahrhafter Religion erwachsen". Zu dieser Religion gehört ihm wesentlich die absolute Forderung einer moralischen Weltordnung: Schuld, Leiden, Mitleid und opferfreudige Liebe, ohne die es keine Erlösung gibt: „Die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt ist die Krone aller Erkenntnis." Aller Kulturseligkeit gegenüber ruft er das tiefe Leiden in der Welt eindringlich in die Seele und weckt die Sehnsucht nicht nur nach dieser und jener Verbesserung, sondern nach weltumfassender Erlösung. Von der Künstlichkeit ruft er zu einfacher naturgemäßer Lebensführung; immer wieder fragt er, ob denn die Menschheit nur durch Gesetz, Verbot, Gewalt, Eigennutz und nicht durch Liebe und gemeinsame Not zusammengehalten werden könne? Wir sollen das Unzureichende der bloßen Rechts- und Eigentumsordnung fühlen. Er weckt warmherziges Mitgefühl mit allen, die da leiden, namentlich auch mit denen, die unter der Übermacht des Sinnenlebens und der Sinnlichkeit leiden. Die Ehe lehrt er verstehen als das heiligste Band zwischen Menschen, wo es auf Wahrheit, auf Liebe

gegründet ist, und eben diese Wahrheit will er mit heraufführen helfen. Bei allem Pessimismus lehrt er hoffen und siegesfreudig im Vertrauen auf die Macht eines heiligen Willens Hand anlegen zur Regeneration der Menschheit. Die Kunst hat er mit in diese Aufgabe gestellt und ihr damit einen wertvollsten Inhalt gegeben, ohne ihre Eigenart zu verkehren. Dem Christentum hat er eine tiefsinnige Deutung verliehen und die Symbolik seiner Lehre und Bräuche, wie er sie empfand, zum edelsten Ausdruck gebracht.

In der Tat kann und soll das Christentum vieles von ihm lernen. Wo es sich zu eng verbindet mit herrschenden Staats-, Gesellschafts- und Erwerbsformen, wo es zu behaglich im Weltstrom dahinschwimmt, wo seine Liebesforderung zur Phrase wird, wo es keine Opfer mehr fordern und bringen will, wo es an die Wahrheit und Verwirklichung seiner Ideale selbst nicht mehr glaubt, wo es nur flache Moral oder bloße Existenzverbesserung verlangt, da kann es Wagner in die Tiefe und zu neuem Heroismus rufen. Wo es Kunst und Schönheit verachtet, wo es Geschlechtsverkehr und Sinnentrieb, körperliche Werte und Gesundheit bei Seite liegen lässt und sich um deren Wertung nicht kümmert, da zwingt es Wagner, auch diese Dinge unter religiösen Gesichtspunkt zu stellen und ihre Bedeutung ernstlich anzuerkennen.

Überhaupt will mir scheinen, oder ich möchte hoffen, dass Wagner recht hat, wenn er die Menge den Meister Hans Sachs mit seinem Liede begrüßen lässt:

Wohlauf, es nahet gen den Tag!

Männer wie Feuerbach, Schopenhauer, Nietzsche, Häckel, Drews und der Monismus, und wieder Jatho und Traub haben das religiöse Problem so aufgerüttelt, dass es nicht zur Ruhe kommen kann. Draußen und daheim ringt das Christentum mit Buddhismus und Pantheismus; die Menschheit ruft nach Religion, wenn es sein muss, nach einer neuen Religion: das Christentum muss sich jetzt vertiefen nach innen und neuen großen Geist bewähren nach außen. Es muss lernen von Feind und Freund, vor allem aber seine besten eigenen Kräfte erwecken, den Glauben an die ewige Liebe und das ewige Leben. Und die Kulturwelt sieht mehr und mehr ein, dass irgend eine Hilfe von innen heraus kommen muss. Herrscht trotz alledem in und außer der

Kirche eine erschreckende Gleichgültigkeit, so muss ein Wagner der Kirche und der Gesellschaft zurufen:

He ho, Waldhüter ihr,
Schlafhüter mitsammen,
So wacht doch mindest am Morgen!

ZÜRICH A. MEYER

LITERATUR: Außer R. Wagners Schriften, Dramen und Briefen sind aus der reichen Wagner-Literatur besonders hervorzuheben: Abbé Marcel Hébert, deutsch von A. Brunnemann: *Das religiöse Gefühl im Werk Richard Wagners.* 1895. — H. Dinger, *Richard Wagners geistige Entwicklung.* 1892. — H. Lichtenberger, *Richard Wagner, der Dichter und Denker,* aus dem Französischen. 1899. — R. Louis, *Die Weltanschauung Richard Wagners.* 1898. — O. Hartwich, *Richard Wagner und das Christentum.* 1903. — W. Vollert, *Richard Wagners Stellung zur christlichen Religion.* 1906. — H. Weinel, *Jesus im neunzehnten Jahrhundert.* 2. Auflage. 1907. — Otto Schmiedel, *Richard Wagners religiöse Weltanschauung* (Religionsgeschichtliche Volksbücher). 1907. — H. St. Chamberlain, *Richard Wagner.* 1896. Für mich sind außer Wagners eigenen Schriften namentlich die drei letztgenannten bestimmend gewesen.

□□□

DU LICHT GEWORDNER KINDERTRAUM...

Du Licht gewordner Kindertraum,
Du lieber, schöner Weihnachtsbaum,
Nun strahlst aufs neu mit deinen Kerzen
Du hell in alle Menschenherzen,
Und willst aufs neu mit goldnem Scheinen
Glückselig alle Menschen einen.

Du Licht gewordner Kindertraum,
Du lieber, schöner Weihnachtsbaum,
Beim Klange deiner trauten Lieder
Erglänzen ferne Zeiten wieder,
Und aus der Stunden wildem Reigen
Lässt du der Liebe Wunder steigen.

Du Licht gewordner Kindertraum,
Nun leuchte weithin in den Raum
Und lass im tiefen Kampfgetriebe
Jedweden fühlen, dass die Liebe
Aus deinem strahlenden Geäste
Die Menschheit ruft zum schönsten Feste.

JOHANNA SIEBEL

□□□

DIE SEELE DES KÜNSTLERS

Der Quell des künstlerischen Schaffens ist unergründlich wie die lebendige Kraft, die Seele, die in uns lebt und aus uns wirkt.

Die mehr oder minder individuelle Färbung, die sie annimmt, so lange sie mit dem Individuum verbunden ist, wird auch nie ganz ableitbar sein; ein ungelöster Rest bleibt in der Rechnung bestehen.

Immerhin ist es für das Urteil über die Bedeutung eines Künstlers von Wert, nachzuforschen, woran es liegt, dass das Werk des einen auserlesene Volks- und Zeitgenossen mehr beglückt als das eines andern. Zu diesem Zweck wird die Aufstellung einer Grundfrage eine gute Handhabe bilden: drückt sich im Lebenswerk eines Künstlers sowohl seine Stammseele, als auch die Zeitseele, die auf ihr zu einem neuen und förderlichen Verhältnis Schichten ansetzte, in hervorragender Weise aus?

Vollkünstler sind gleichzeitig — abgesehen davon, dass sie in hochgestimmten Zeiten zu zeitlosen Kündern und Deutern werden — verdichtetes Volkstum und verdichtete Zeit. Es gibt ziemlich viel Künstler, die ersteres in einem schönen und starken Sinne sind, denen aber das andere abgeht. Ihre Schriften und Bilder lösen wohl Glück in uns aus, indem sie uns die Kraft und Schönheit unseres völkischen Wurzelbodens froh ins Bewusstsein rufen und uns an die gemeinsame Stammesart erinnern. Hierzu gehört auch die gute Heimatkunst. Obwohl nun manche ihrer Werke in einer gewissen Hinsicht Dauerwert haben und immer wieder körnigen Samen fliegen lassen, befriedigen sie unser höchst gespanntes Kunstverlangen nicht vollauf. Der Geist, der sie beherrscht, ist zumeist einer, der sich bescheidet; auch wenn er unbescheiden auftritt! Wir können solche Werke schätzen, ja lieb haben; überwältigt oder durchschauert sind wir nicht von ihnen.

Andere wieder sind ganz Zeitseele mit all ihren Gesten und Nüancen, die sie sich rasch angeeignet haben. Sie fröhnen dem augenblicklichen Kunstgeschmack, aber ihre Werke, die mit kleinen und kümmerlichen Wurzeln den Zeitboden weit und breit bedecken, dass er nach etwas aussieht, werden mit der nächsten

Zeitschicht, die sich auf die ihrige legt, rettungslos begraben. Sie nennen sich jeweils die Modernen und meinen, vor den früheren, selbst den größern Meistern, schon deshalb die Zukunft voraus zu haben, weil sie nach ihnen auf die Welt kamen. Als ob das Neue an sich immer besser wäre, als Älteres! Das hat seinerzeit Shakespeare erfahren müssen, von Geringeren, die ihm auf dem Fuße folgten. Diese Art von Künstlern mit ihrem Anhang besitzt oft nichts, als den Zeitgeist. Sie ahnen es vielleicht und betonen drum nachdrücklich die seligmachende Art ihrer Generation, nach der sie alles Frühere und Gegenwärtige messen. Hierzu gehören unter andern diejenigen unter den Impressionisten, die in nichts einen eigenen Ton und mit ihren Meistern nur das gemeinsam hatten, dass sie an das rein Malerische glaubten, so wie es unter den Literaten Leute gibt, die beständig das rein Dramatische, rein Lyrische oder rein Epische im Munde führen, als ob sie das Schema für diese Formen in Händen hätten.

Es gehört zur Aufgabe des Künstlers, die Ideen und das sich dunkel Gestaltende seiner Zeit zu formen. Zur klaren und in spätere Zeiten hinüberwirkenden Form wird nur der kommen, der sie gründlich und intensiv in sich erlebt. Und so geht eine vollere und tiefere Beglückung nur von den Werken solcher Künstler aus, deren Seele auf dem triebkräftigen Boden alten, bewährten Volkstums die neuen Schichten der werdenden Zeit treu verarbeitet. In vergangenen Kulturen unbewusst wurzelnd wachsen sie langsam und sicher in die Licht- und Schattenwelt der Gegenwart hinein und erheben sich zu einem Wipfel, der volllebendig und fruchtschwer in die ferne Zukunft hineinragt. Und wenn Zeiten kommen, die sich von ihnen nicht mehr befruchtet fühlen — eine neue Welle hebt sie wieder so mächtig in den Vordergrund, als ob sie vom Tage wären. Auch das Verständnis eines Kunstwerkes ist vor allem dadurch bedingt, dass der Genießer gleichzeitig mit dem Künstler aus dem selben Volk stammt und eine ähnliche Zeitseele ansetzte. Dass man aus dem gleichen Volke sei, ist wichtiger, als man gemeinhin annimmt. So wird die Kunst der Alemannen, um ein Beispiel zu bringen, die eine Hauptwurzel in der Phantasie hat, vielen städtischen Norddeutschen nur vermittels des Intellektes verständlich, weil sie mehr auf Beobachtung und Stimmung abgestimmt sind. Hier, im rein

Geistigen, ist das Band, das entgegengesetzte Völker und Stämme zu einer Einheit zu binden vermag. Die Scholle des anderen wird als gegeben betrachtet; was auf ihr wächst, ist Gemeingut der Zeit. Tritt zu diesem geistigen Verständnis das gemütliche und völkische hinzu, erwächst ein volles, was immerhin zu den Glücksfällen gehört. So ist es mit unserem Lied, das seine Höhe erreicht, wenn uralte Klänge sich mit einem neuen Rhythmus, einer neuen Färbung harmonisch verbinden. Nur die deutsch gefärbte Einfalt kann jenen unmittelbar Gehör geben, und nur wenn sie gleichzeitig voll der Gegenwart zugewandt ist, sich von diesen durchschauern lassen. Aber vermöge seines Rhythmus macht unser Lied auch auf andere Völker und andere Zeiten Eindruck. In aller wirklichen Kunst, aus dem Boden der Heimat in die Luft der Welt gewachsen, zittert ein Etwas, das zu allen spricht, denn bei aller Verschiedenheit ist in der Struktur des Innenlebens und Außenlebens der Menschen ein Gemeinsames.

ZÜRICH E. von BODMAN

□□□

KUNST EIN WEG

Du hast um deine stolze Kunst gerungen
Wie Jakob an der Furt mit Gottes Engel!
Du bebtest auch, wenn immer gleiche Mängel
Dich, Wölfen gleich, im Rücken angesprungen.

Was eine Glocke ohne Stuhl und Schwengel
Sind Gaben ohne Willen, ungeschwungen
Bleibt ihr Metall, ihr Lied, ach, ungesungen:
In Dornenhecken dorren Palmenstengel.

Die Kunst ist Arbeit, Arbeit. Nie gelingt
Ein Werk im Schwung, im Schwall, im Lotterglücke:
Genie ist Fleiß, der in die Tiefe dringt.

Kein Dichter sang je wie der Vogel singt.
Erst wer bezwang der Gegenstände Tücke
In Lust bewusst ist Meister unbedingt.

HERMANN BURTE

Aus dem Bande vortrefflicher Sonette *Die Flügelspielerin*, der vor kurzem im Verlag Gideon Karl Sarasin in Leipzig erschienen ist.

□□□

SUR L'AVENIR DE L'ART

L'Art, dans son sens le plus élevé, est une supérieure puissance d'aimer et de connaître, par l'amour, la mystérieuse beauté des choses. Il est aussi la faculté très noble de refaire en esprit, même sous l'apparence des formes passagères, l'œuvre de la nature. Il est encore, dans un sens beaucoup plus étroit, la faculté de transformer la matière au gré de cet esprit, le don, mis aux mains du tenace ouvrier, de traduire en formes pures les sensations et les rêves de l'artiste. Il ne faut à aucun prix dissocier ces deux sens de l'Art, ces deux forces, sous peine d'immobilité intellectuelle et, par conséquent, de néant. L'émotion est indépendante de l'effort et antérieure à l'effort; mais en dehors de cette culture obstinée qui est le travail, elle est informulée et morte. En revanche, où l'émotion manque, où l'idée est absente, le plus beau métier du monde ne saurait galvaniser ce cadavre, l'œuvre sans foi.

L'Art est donc bien, à l'origine et avant tout, une émotion, mais une émotion qui prend conscience d'elle-même. C'est encore, si l'on veut, de l'instinct en action, mais un instinct que tout notre effort comme toute notre noblesse consiste à élever sans cesse. Les arts divers ne sont que les résultats apparents et différents de cet effort, l'ensemble des formes extérieures qu'anime l'intérieure flamme de certaines âmes privilégiées. Pour celles-là, c'est intellectuellement l'intense besoin de dire tout haut ce qui murmure en elles; c'est moralement la supérieure nécessité de s'élever au dessus des nécessités et la mission d'en arracher les autres. L'Art, en ce sens, n'est qu'une ascension continuelle. Et les arts plastiques, poésie et musique, pour distincts qu'ils soient dans leurs applications, ne sont que les manifestations diverses d'un sentiment unique, d'une vérité pour ainsi dire centrale, parce que sans cesse ils tendent, par des moyens dissemblables, à une suprême unité d'*idéal* qui est l'expression de la vie. En ce sens, on peut bien dire que les arts ne sont que des formes plus rares de sentir et de véritables „recréations" de vie en formes, en couleurs, en sons, en idées.

Mais il ne faut pas se méprendre sur le sens profond de ce mot d'*idéal*: l'idéal n'exprime que le droit, et partant, le devoir,

pour tout penseur, pour tout artiste, d'ajouter à un acte d'humilité, qui est la soumission première devant la nature, un acte de volonté, qui est le jugement réfléchi. Et me voilà revenu à mon affirmation première, à savoir: que, pas plus qu'il n'y a de pensée supérieure sans un idéal, ou, en morale, de vertu sans une généreuse action, il ne saurait y avoir, en art, d'œuvre durable sans un beau métier. Dans aucun temps, sous aucune forme, une expression d'art ne s'est dégagée entièrement, définitivement, sans une science acquise la développant du fond obscur de l'incommunicable instinct; sans une volonté patiente et réfléchie qui puisse l'analyser; par conséquent, sans un travail matériellement beau qui puisse la formuler. Et un beau travail, en précisant encore, est un travail parfaitement approprié au résultat voulu par l'artiste et aux conditions mêmes de son ouvrage, et non une formule uniforme imposée à tous les talents divers; et puisque les artistes ne peuvent, dans l'infirmité de leurs moyens, que traduire par des formes passagères et des moyens contingents l'impondérable force qui leur fait voir, entendre et penser, ils sont réduits, pour faire œuvre vivante, à essayer de rendre du moins la plus pure possible et la plus perfectionnée, l'enveloppe matérielle qui servira d'intermédiaire à ces idées. Je crois que les grands artistes sont ceux qui ont accepté sans peur ce combat de la forme et de l'idée et qui se sont attachés de bonne heure à vaincre l'obscure résistance des choses, à faire tour à tour de la matière une esclave, une complice, une amie. Le passé tout entier, d'ailleurs, témoigne de la vérité de cette affirmation: que rien ne s'est fait de durable en art, sans l'enveloppe et pour ainsi dire la protection d'une forme belle; et si les luttes et jusqu'aux défaillances modernes ne suffisaient à en démontrer la nécessité, c'est que l'art, par son idéale essence, serait destiné à périr un jour de la victoire du réel ou plutôt, se spiritualisant de plus en plus au milieu d'un univers façonné par une science de plus en plus positive, devrait finir et disparaître, faute de pouvoir trouver une forme qui le contienne et un labeur qui le formule. Et ce n'est là pas une illusion, car, à regarder l'histoire sous cet angle particulier, de l'époque la plus lointaine jusqu'à nos jours, toute la généalogie des idées apparaît parfaitement claire, de l'art le plus simple au plus compliqué,

du plus réel au plus spiritualisé, du plus matériel au plus psychique, et j'entends de l'architecture, le premier-né des arts, qui peut et qui doit les contenir tous, au dernier venu, la musique, qui est comme l'efflorescence de tous les autres. Tous variés, tous semblables, ils obéissent à la même loi; ils s'enchaînent dans l'histoire; ils se lient et se suivent dans une sorte de progression en esprit, qui n'est sans doute qu'une hiérarchie en idéal. Ainsi le roman de l'art apparaît comme un très beau livre et si bien conduit qu'on pourrait conclure, tant la déduction en semble logique et inévitable du commencement à la fin du volume, du passé de l'art à son avenir.

Oui, l'avenir de l'Art, ce grand inconnu en face de cet autre inconnu qui menace d'enflammer le monde, l'avenir de la science! Si ce dernier aujourd'hui, après un subit progrès moderne, paraît plus assuré à beaucoup, l'autre demeure encore une mystérieuse énigme où se cache le problème le plus haut peut-être, puisque sa solution entraînerait en un sens celle du problème de l'âme! Quel sera ce demain de l'esprit, auquel travaillent les penseurs et les artistes? Il n'y a, aujourdh'ui plus qu'autrefois, de réponse absolue et définitive à cette question. Chacun y répondra selon sa nature, toujours avec son sentiment personnel, mais plus qu'autrefois peut-être avec cette vague intuition qui ressemble à l'instinct de l'oiseau pressentant l'orage. C'est en cela surtout que la parole de Pascal est si vraie: „Le cœur a ses raisons que la raison ne connaît pas". J'ai grand'peur que l'art ne vieillisse avec la joie, avec l'amour, avec la foi. Ce n'est pas, sans doute, pour l'heure prochaine. Mais on sent venir le soir. La lumière vainement plus douce, plus dorée, s'éteindra; et les fleurs d'âme se fermeront dans la nuit.

Les groupes d'idées qui font les civilisations, les religions, les philosophies, et, partant, les arts, doivent avoir, comme les groupements d'hommes qui font les nations, une vie propre, soumise à la loi de toute existence particulière, qui les fait ressembler à l'individu isolé, et comme lui, naître, croître et décroître, et mourir. L'humanité, dans son ensemble, aura, en fin de compte, ressemblé au prototype, à l'homme lorsque, après être née à une vie collective, comme il est né à une vie personnelle, elle aura grandi, progressé, puis vieilli, et s'éteindra, après avoir

épuisé sa raison d'être. Je crois que le monde des idées est régi par la même force, et subit la même destinée. Je crois que, dans l'ordre de croissance de l'esprit, l'état de conscience succédera à l'état de croyance, c'est à dire le savoir à l'instinct. Et je crois, par conséquent, que, sous toutes ses formes, l'art, qui n'est qu'un acte de joie perpétuel, sera remplacé un jour par la science qui, sous tous les aspects qu'on puisse supposer, ne saurait être qu'un acte de raison progressif. Encore est-ce s'exprimer avec une incertaine impropriété de termes que de dire que l'art sera *remplacé* par une autre forme de l'esprit humain; il en sera suivi, comme l'aurore est suivie du jour. La virilité d'un homme ne supprime pas son enfance; elle en est l'éclosion, l'aboutissement logique. Il se peut que l'art, cette parure d'un monde encore jeune, cette joie d'une humanité — enfant, ait contenté pendant des siècles et charme encore un temps cette pauvre humanité qui devient adulte, mais qui veut encore, avant les heures cruelles, plus de parfums que de pensées, plus d'amour que de preuves. L'âme aura été la fleur du monde à qui le fruit de l'âme symbolique est promis. Le monde, au jour final, le monde arrivé à sa conclusion gardera-t-il trace des promesses parfumées de l'origine?

En tous cas l'art est encore trop intimement lié à la vie sociale des peuples pour qu'une révolution scientifique, même très violente, l'en déracine si vite. La chose arrivera, c'est infiniment probable; mais ce sera long: le Beau résistera très longtemps. Des idéals, ce sera sans doute le dernier vaincu. Et, en attendant, nos sociétés vieillissantes s'y rattachent, avec une exagérée passion, comme ferait une mère pour un enfant délicat, déjà malade. Le châtiment certain, fatal de cette affection outrée, c'est la décadence. D'ailleurs le temps marche, et l'homme est invinciblement poussé vers la vérité prouvée, vers la science positive, dont la vérité sensible, c'est-à-dire l'art, n'aura été qu'une préface, une sorte de longue et merveilleuse enfance. On pourrait dire que, pour l'homme de l'avenir, la Beauté n'aura été que la promesse de la Vérité future. En attendant, notre civilisation si belle est trop agitée, inquiète et maladive, ce qui est un signe de vieillesse. Une société trop affinée, trop sensible est mûre pour la décadence. Il en est des races comme des individus; la

plus grande activité cérébrale n'est obtenue qu'aux dépens de la moelle. Le monde est, dans la passion de l'art qui l'anime, toute cérébrale et si peu émue, plus curieux de ses manifestations bruyantes et amusé de ses bizarreries, qu'épris de sa grandeur véritable et de son but moral.

Quoi qu'il en soit, il semble qu'il ne faudrait pas négliger cette renaissance momentanée du goût pour les choses intellectuelles, et belles, et délicates. C'est au moins un arrêt dans la descente à l'universelle médiocrité que nous prépare la démocratie — pour le plus grand bien-être des hommes, sans doute, mais combien peu pour la beauté de l'être! — La nécessité de l'avenir, est-ce donc la tristesse dans l'uniformité — ce qui est bien le vrai sens de la satisfaction dans l'égalité? Ce serait à désirer les barbares, en vérité! mais ils viendront sans qu'on les appelle, seulement sous une tout autre forme. Les barbares d'autrefois seraient encore trop beaux pour nous. C'étaient les Huns aux longs cheveux, les Goths puissants, les Celtes robustes, au poil blond, brisant les chères images avec une superbe ignorance, héroïquement brutes et triomphalement enfants! Ils infusaient aux peuples las de servitude heureuse un beau sang jeune et sain. Ils apportaient quelque chose du vent vivifiant des forêts primitives. Les nouveaux barbares, *les nôtres*, seront les épuisés de la civilisation, les infirmes du progrès, les déshérités de l'intelligence, toute cette marée montante des ouvriers, exploités par l'égoïsme, meurtris par la vie, usés par la machine; tous les souffrants sans illusion, tous les pauvres sans foi, pâles et tristes. Légitimement impitoyables pour l'inutile rêveur, logiquement las des supériorités, ils élimineront avec tranquillité toute exception, penseur ou artiste. Soupçonneux de l'esprit, jaloux de la joie, inquiets de la beauté comme d'une dernière résistance et, par dessus tout, conséquents avec leur haine et leur misère, ils briseront les rêves esthétiques dans les œuvres d'art, indifférents aux belles choses, méprisant d'instinct tout ce qui est noble et élégant et ne demandant qu'à l'ignorer et à le détruire, ces vains témoins du besoin d'aimer dans l'infini!

Et l'Art n'y pourra rien, puisque la *machine* du monde en marche broie les rêves supérieurs avec leurs inutiles résistances. Le poète, le philosophe, l'artiste sont les éternels vaincus. Qui

sait pourtant si de ces défaites successives ne se fait pas secrètement, patiemment, la victoire future, et de ces minorités accumulées, la souveraineté? Au surplus, en attendant les barbares, il n'est pas sans quelque plaisir raffiné de parler de formes aimantes, de couleurs heureuses, de sons réconfortants! Des artistes enfermés dans leur tour d'ivoire peut venir encore peut-être une parole de consolation et de joie au public assemblé dans la rue. Ecoutez leurs paroles, leurs chansons, mais sans les analyser. Il ne faudrait pas juger les hommes que pour l'utilité ou le charme de leur *partition* dans le concert universel. Il ne faut pas aimer les œuvres que pour ce qu'elles représentent de vérité momentanée, mais d'amour éternel dans la continuelle évolution des choses.

S'il est, en effet, une originale et saisissante conquête de l'esprit moderne en fait de méthode intellectuelle ou scientifique, c'est bien celle qui consiste à expliquer par l'évolution les lentes transformations des êtres subissant l'influence des milieux. L'histoire des idées doit obéir à la même loi. En l'appliquant à l'histoire des arts, on pourrait peut-être mieux montrer la marche de chacune des formes d'art dans l'humanité; comment ils ont toujours et uniquement traduit les aspirations spirituelles et embelli les besoins matériels — pour mieux dire trahi les habitudes et reflété l'âme — de chaque groupe d'hommes à l'origine, puis de chaque cité, à mesure que la race humaine s'organisait, puis de chaque nation jusqu'à nos temps; et comment aussi, peut-être, après avoir été un jour la même expression, et sous une forme plus universalisée puisqu'elle aura été plus immatérialisée, d'une collectivité de plus en plus grande, ils sont destinés à disparaître ou à se transformer.

Et c'est en ce sens qu'à côté des grands problèmes sociaux, se pose le problème de l'Art l'avenir de l'Art me paraît indissolublement lié à ces hautes questions de religions et de foi, de croyance et de vérité; il n'échappera pas à la terrible loi d'unification que semble poursuivre la nature, et, comme elle et au-dessus d'elle, la conscience humaine, poussées toutes deux vers un but encore invisible, à peine occupées de la continuation de l'espèce et de la continuité de l'idée, sans pitié pour l'individu. Or, l'Art n'a jamais vécu que de diversité, que d'individualité.

Toute unité le tuera. La science abstraite en est purement la négation. C'est de la perpétuelle bataille des idées personnelles et des visions particulières que naît la vie, en art, et qu'ont jailli les belles renaissances après les longs abaissements, mais non le progrès. Car il n'y a pas de progrès artistique; il n'y a que des réactions successives d'un extrême à l'autre de l'idée, et des êtres qui passent, égaux en réceptivité, pour ainsi dire, dans des milieux différents, et qui formulent ces réactions à d'inégales et imprévues distances. Et c'est bien là, par opposition à la science, toute la faiblesse de l'art dans un avenir conçu comme toujours perfectible. Et c'est encore ce qui me fait croire que les arts, après avoir commencé par être matérialistes, deviendront de plus en plus spiritualisés, se réfugiant de plus en plus dans l'idée pure, jusqu'à ne plus chercher dans la matière l'indispensable point d'appui, et retournant d'abord au symbole d'où ils sont sortis, finiront, faute de pouvoir trouver une forme assez immatérielle de leur essence, par s'évaporer comme un trop subtil parfum.

Il n'y a pas de progrès en art. Qui oserait, par exemple, soutenir un progrès depuis les sculptures de Phidias ou de Praxitèle jusqu'aux plus belles statues modernes? Michel-Ange lui-même, stimulé pourtant par l'idéal chrétien, leur a-t-il été supérieur? Non. Ce serait peut-être que la forme même de l'art du sculpteur, ou sa matière, ne pouvait se prêter aux transformations imposées par la complexité croissante d'un nouvel idéal. La beauté morale exigée par une religion qui, apportant la pitié au monde, allait le transfigurer, serait-elle exprimée dans le marbre ou le bronze avec la même perfection que l'antique sérénité païenne? Encore pas. Et ce serait encore que l'idéal de cet art de la sculpture ayant été rempli complètement à un certain moment de l'histoire, l'effort de la Beauté absolue à conquérir s'est transporté dans une toute autre forme d'art, plus complexe ou plus complète, comme on pourrait le dire, par exemple, de la peinture qui, en ajoutant aux formes les couleurs, et en interprétant les réalités tangibles dans l'espace sur des surfaces planes et conventionnelles, acquérait une sensibilité beaucoup plus grande mais plus fragile à la fois. Et voici que nous suivons ainsi très nettement la constante progression en idéal dont je parle.

En revanche, ne peut-on pas prétendre qu'on n'a jamais atteint, à d'autres âges, un sommet égal à celui-ci: la *neuvième symphonie* de Beethoven? La littérature même n'est encore qu'une grandeur nationale; la musique est déjà une langue universelle. C'est une forte présomption en faveur de cette hypothèse, que la suprématie artistique doit passer à la forme d'art la plus capable de rendre les sensations et de satisfaire les besoins spirituels de civilisations de plus en plus complexes et tourmentées. Et si toutes les formes d'art continuent à coexister et à être exercées concurremment dans toute société organisée, un jour viendra où, cette sorte de principauté de la pensée ayant passé successivement à chacune de ces formes de l'art, le cycle étincelant se fermera, à moins que les barbares ne viennent labourer si bien les champs rasés et les cœurs las, qu'il puisse y germer de nouvelles moissons et des désirs nouveaux. Déjà, dans les sociétés modernes, ébranlées et vieilles surtout d'avoir trop vécu, s'élève un parti menaçant, à peine politique, avide, pressé et logique, qui promet aux misérables et aux deshérités leur tour de jouir, après la venue du *grand soir*, et non plus aux humbles le royaume du ciel! Le mot, pour être d'une poésie farouche, est peut-être plus vrai qu'on ne pense. Le ciel du monde devient rouge, et si le soir doit bientôt venir du grand jour que nous voyons, et la chute du mouvement intellectuel que nous finissons peut-être, l'Art se couchera pour mourir, comme un grand chevalier qui se couche tout armé, et ne peut survivre à la défaite de l'amour! Pour mourir, ai-je dit? Pour dormir peut-être, jusqu'à ce qu'un génie le vienne réveiller, un génie ou une foi!

Il n'y a, en effet, qu'une renaissance de la foi tombée qui refera des arts. Hors d'une conception quelconque de la divinité, il n'y a pas d'idéal possible et par conséquent pas d'art. Et la *religion nouvelle*, celle qui prétend s'imposer actuellement, n'a vraiment pas encore accumulé assez de preuves pour être crue, ni assez d'amour pour être obéie. En attendant, l'Art se meurt, comme bien d'autres choses, d'infidélité. Les preuves sont là, de sentiment ou d'histoire. Et ces preuves donnent à l'histoire de l'Art un charme particulier, noble et un peu mélancolique, pareil à celui qui monte au cœur devant un beau coucher de soleil, alors qu'on attend la nuit qui repose avec l'incertitude

vague et le secret espoir de voir recommencer le jour. L'Art est comme ce soleil de vie. La suite de ses formes successives apparaît semblable à la progression harmonieuse des années dans une longue existence. C'est une jouissance intellectuelle délicate et profonde que de revivre ces belles heures du monde; et quoi qu'il advienne de nos regrets et de nos rêves, il nous reste toujours, de les avoir connues, quelque chose de grand dans l'âme.

FRIBOURG P. BISE

□□□

NEUE GESCHENKBÜCHER:

Paul Ilg, *Das Menschlein Matthias.* Roman.
Jakob Schaffner, *Die goldene Fratze.* Novellen.
Adolf Frey, *Neue Gedichte.*
Alfred Huggenberger, *Dorfgenossen,* Neue Erzählungen.
Meinrad Lienert, *Bergdorfgeschichten.*
's Schwäbelpfyffli. Neue Ausgabe.
Albert Steffen, *Die Erneuerung des Bundes,* Roman.
Heinrich Federer, *Jungfer Therese.*
Jakob Bosshart, *Erdschollen,* Erzählungen.
Gottfried Keller, *Der grüne Heinrich.* Erste Fassung, Ausgabe für Bücherfreunde.
Heinrich Leuthold, *Gesammelte Dichtungen.* Drei Bände.
Richard Dehmel, *Gesammelte Werke* in drei Bänden.
Thomas Mann, *Der Tod in Venedig.*
Arthur Schnitzler, *Frau Beate und ihr Sohn.*
Gerhart Hauptmann, *Atlantis.*
B. Kellermann, *Der Tunnel.*
Wilhelm Schäfer, *Die unterbrochene Rheinfahrt.*
Walter von Molo, *Im Titanenkampf* (Schillerroman).
Bergson, *Künstlerische Entwicklung.* — *Das Lachen.*
Rainer Maria Rilke, *Rodin.*
Karl Scheffler, *Italien,* Tagebuch einer Reise.
Architektur der Großstadt.
Romain Rolland, *Jean Christophe.* Zehn Bände.
Robert de Traz, *L'homme dans le rang.*
C. F. Ramuz, *La vie de Samuel Belet.*
Henry Bordeaux, *La maison.*
Rabindranath Tagore, *Gitanjali.*
Graber, *Schweizermaler* (Blaue Bücher).
Hodlermappe.

THEATER UND KONZERT

ZÜRCHER SCHAUSPIEL. Eine ernsthafte Uraufführung brachte uns der 10. Dezember im Pfauentheater, auf unserer kleinen Schauspielbühne; die von Robert Faesis Tragödie *Odysseus und Nausikaa*. Von dem Werk ist in dieser Zeitschrift die Rede auch schon gewesen. Die Première bescherte ihm eine überaus beifallreiche Aufnahme. Man weiß: Faesi ist mit der unsterblichen Episode der Odyssee dichterisch sehr frei verfahren. Er hat sich einen Odysseus konstruiert, der es bis unmittelbar zur Vermählung mit Nausikaa kommen lässt, um dann, plötzlich an sein Ithaka, an Weib und Sohn und seine Pflichten gegen sie erinnert (nicht sich selbst erinnernd in quälend erwachtem Schuldbewusstsein), den gastlichen Herd und die liebliche Braut in raschestem Entschluss preisgebend das Schiff zur Flucht in die Heimat zu besteigen, wobei er, um zu seinem Ziel zu kommen, unbedenklich den Sohn des Alkinoos tot hinstreckt, während Nausikaa im Meer sich ein Ende aller Wirrnisse bereitet. Und Nausikaa selbst wird beinah zu einer zweiten Senta mit ihrer Meeressehnsucht, ihrer Verzauberung durch den seltsam lockenden Mann vom Meere, ihrer fast willenlosen, von einer übermächtigen Suggestionskraft getriebenen Hingabe an den Fremden. Weit, sehr weit weg sind wir von Homer, auch von Goethe, der, auf Sizilien vor allem, so inbrünstig an einem Nausikaa-Drama herumsann, dessen Grundmotiv er später Schiller gegenüber dahin definierte: „Die Rührung eines weiblichen Gemüts durch die Ankunft eines Fremden"; der aber den im Schema durchgedachten, in einzelnen wenigen Partien dichterisch geformten Stoff, wie man weiß, nach Weimar zurückgekehrt, hat liegen lassen. Die Gestalt der Nausikaa, die bei Homer nach dem wundersam ergreifenden Abschiedsgruß an Odysseus: „dass du auch dorten meiner gedenkest; denn sieh, ich half dir gleich zu Beginne" und dem schönen Versprechen des Odysseus, dass Nausikaa ihm fürderhin als seine Lebensretterin eine der Himmlischen heißen werde, aus unserm Gesichtskreis entschwindet — die Gestalt der Nausikaa weiter zu dichten, lockte Goethe. Ihr Herz hat sie an den Fremdling verloren, der sich erst als unvermählt ausgab, ohne zu ahnen, was er damit für Hoffnungen in der Königstochter wecke; wie nun wird sie die Wahrheit, die Odysseus späterhin den Phäaken, da er seiner Heimkehr sich versichert weiß, nicht vorenthält, ertragen? Sie kommt über die Enttäuschung nicht hinweg, und ihr Leid treibt sie in die Fluten. Die tragische Wirkung dieses Endes gedachte Goethe dadurch noch zu steigern, dass er Alkinoos den Antrag des Odysseus, seinen Sohn Telemachos der Nausikaa zu vermählen, freudig willkommen heißen u. schon von Ausstattung der Tochter und Hochzeitstag sprechen lässt. Statt dessen hat er sein totes Kind zu beklagen. In den Nausikaa-Fragmenten stehen am Schluss die resignierten Verse: „Ein gottgesendet Übel sieht der Mensch, der klügste, nicht voraus und wendet's nicht vom Hause."

Das Wertvollste an Faesis Drama scheint mir nach der Seite der lyrischent Stimmung zu liegen: das Grauenvolle des Meeres gibt das Kolorit ab. Die Mutter Arete warnt gleich zu Beginn die Tochter vor dem Meer: „wenn dich verlangt zu träumen und Stimmen zu lauschen, so gehe hinein in den Garten . . ." Dieser Auftakt bestimmt das ganze

Stück. Dass nicht nur Nausikaa, dass auch der König, der an den alten Satzungen des Landes, die keinen Fremden am Land dulden, zu rütteln wagt — man denkt an Kandaules, wie bei den Reden des Ältesten an den wackeren Thoas der Gyges-Tragödie —, dass auch sein feuriger Sohn gegenüber diesem grauenvoll lockenden Element, das gewissermaßen in dem Fremden sich inkarniert, nicht auf der Hut sind, sich ihm ausliefern, das führt das tragische Geschick über das edle Königshaus hinauf. — Durch das Balancieren des Dramas zwischen Symbolischem und Realistischem kommt ein Riss in das Stück; denn zu einer vollen Stileinheit hat Faesi die beiden Elemente nicht zu verschmelzen vermocht. Sein Odysseus wird halb eine dämonische Macht, halb ein verächtlicher Treuloser und Wortbrüchiger, und das kraftvolle Ethos, das die Gestalt bei Homer hat, verflüchtigt sich nahezu ganz. Nicht zu verkennen ist auch, dass die innere, die seelische Fortbewegung des Dramas eine klare Linie nicht zeigt; dass sie von epischen Zutaten stellenweise stark überwuchert wird; dass mit recht gewaltsamen Mitteln, wie dem unerwarteten Erscheinen des Schiffes von Ithaka her, die Handlung vorwärts geschoben wird.

Die frei rhythmisierte Sprache Faesis entwickelt an vielen Stellen eine seltsam-fesselnde, lyrisch beschwingte Schönheit, die von echter dichterischer Begabung und nicht alltäglicher künstlerischer Kultur zeugt. H. TROG

*

L'ÉTRANGER A L'OPÉRA DE GENÈVE. L'opéra de Genève peut se permettre plus rarement que la Comédie des tentatives intéressantes. Elles sont plus coûteuses, voilà la grande raison. Et puis, s'il y a à Genève un public littéraire étendu; si une élite nombreuse se presse aux concerts, il faut dire que l'Opéra est moins bien partagé et son public se contente assez facilement de *Manon*, de *Carmen*, de *Mignon* ou d'*Hériodade*, voire même de ces déplorables opérettes viennoises que l'on joue vingt ou trente soirs . . .

Cependant, à la suite de diverses protestations venant de critiques ou de musiciens, la direction municipale de l'Opéra a inscrit à son programme entre autres *l'Étranger* de Vincent d'Indy, *Les Maîtres Chanteurs* de Wagner, le *Mefistofele* de Boïto et quelques autres œuvres de valeur, inconnues à Genève. La preuve est faite. L'année dernière *Pelléas et Mélisande* avait péniblement atteint quatre représentations. Cette année *l'Étranger* de Vincent d'Indy a été retiré de l'affiche après deux représentations. C'est désolant, et la direction de l'Opéra peut, non sans quelque raison, se plaindre du public. *Eva* de M. F. Lehar fait des salles combles et *l'Étranger* ne fait pas ses frais. Et pourtant le très grand artiste qu'est M. d'Indy méritait mieux. Il est le premier musicien français de ce temps. Son influence en France est considérable. Son art est d'une noblesse, d'une pureté incomparables. Décidément l'Opéra aurait bien tort de ne plus jouer tous les deux jours les chefs-d'œuvres de M. Massenet et ceux de M. Puccini. G. G.

*

RÉSURRECTION AU THÉATRE DE LA COMÉDIE DE GENÈVE. Le roman de Tolstoï offre une telle matière que les auteurs dramatiques devaient forcément tenter de l'adapter pour le théâtre. En

ce qui concerne la France, M. Henry Bataille en tira une pièce en quatre actes, d'un intérêt plutôt psychologique et passionnel. MM. Halpérine-Kaminsky et Jules Lermina ont cru devoir reprendre ce travail. Ils ont construit une *Résurrection* en sept tableaux, qui ne manque ni de vigueur ni d'intérêt, et qui respecte assez fidèlement le caractère moral et social du roman de Tolstoï. Je ne veux pas discuter ici de la valeur des pièces tirées du roman; la place me ferait défaut. Tout au plus peut-on affirmer — et ceci est une idée qui n'engage à rien — que certains romans se prêtent plus facilement que d'autres à ce découpage dramatique: ce sont les romans à action unique, simplement construits, et qui ne font point intervenir un nombre élevé de personnages.

Résurrection n'a aucun de ces avantages, et cela excuse, dans une certaine mesure, MM. Halpérine-Kaminsky et Jules Lermina d'avoir fait une pièce quelque peu décousue et ragmentaire, Elle est cependant émouvante, émouvante d'une bonne émotion — non point d'une émotion de mélodrame. Cela tient avant tout au sujet, à la matière même qui est admirable, et qui comporte tant de pitié, de vérité et de profonde humanité.

On se souvient des premiers chapitres de *Résurrection* d'une si puissante poésie. Il était difficile d'en faire passer quelque chose au théâtre. Je dois avouer cependant que MM. Halpérine-Kaminsky et Jules Lermina s'en sont tirés avec une incontestable habileté.

Ce premier tableau nous montre l'intérieur riche et luxueux des tantes du prince Nekhludow. C'est le soir de Pâques, et Nekhludow, quelque peu ivre, conte des histoires militaires. Une des auditrices a les yeux fixés sur lui, intensément. Le prince lui parle avec amitié et ne semble point la trouver indifférente. C'est Katia Maslova, laquelle est depuis son enfance au service des tantes de Nekhludow. Les invités, dont le pope et ses deux vicaires, se retirent, et Nekhludow reste seul dans la salle à manger. Tout à l'heure Katia est allée dormir. Arrivée au bas de l'escalier elle s'est retournée pour regarder le prince qui a saisi ce regard. Il boit quelques verres de vodka, et résolument se dirige vers la chambre de la jeune fille.

Sans doute, je préfère les pages incomparables où Tolstoï montre la séduction de la Maslova, et la complicité de la nature, alors qu'au loin gronde le fleuve, grossi par la fonte des neiges . . . Mais le roman dispose d'espace et de temps: le théâtre, lui, dispose d'un tréteau et de quelques heures. Le second tableau est court et impressionnant. Il représente la salle des délibérations de la cour criminelle de Moscou. Parmi les accusés figure la Maslova. Elle est accusée d'avoir empoisonné un „client" — la Maslova est devenue fille publique — au moyen d'une drogue opiacée. Elle est innocente, certainement, mais les charges qui pèsent sur elles sont énormes. Elle est condamnée. Au moment où le président lit le verdict, un juré se lève et proteste. C'est le prince Nekhludow qui reconnaît, à ce moment, dans la personne de l'accusée, la jeune fille qu'il séduisit huit ans auparavant, et qu'il abandonna lâchement. Le rideau tombe comme le public s'empresse autour du prince, qui crie l'innocence de Katia. „S'il y a un coupable, ajoute-t-il, le vrai coupable, c'est moi."

Entre le premier et le second ta-

bleau, il s'est passé beaucoup de choses. Elles ne sont indiquées que d'une façon très insuffisante. Les spectateurs qui n'ont pas lu le roman sont un peu déroutés. Les deux tableaux suivants sont épisodiques: l'un est une brillante réception chez la tante de Nekhludow, qui fait opposition avec le sombre tableau de la cour d'assises. Nous apprenons là que le pourvoi de Katia a été repoussé par le Sénat, et qu'elle sera envoyée en Sibérie pour quatre ans. Mais Nekhludow n'est plus le frivole officier du premier tableau. Il a lu dans le livre sacré. Il veut sa responsabilité dans le malheur qui frappe Katia: il se sacrifiera pour elle et la suivra en Sibérie. L'autre représente le parloir de la prison. Nous assistons à la première grande entrevue de Katia et de son séducteur. Katia est devenue une vraie fille, vulgaire, sans instinct moral, sans pudeur. Nekhludow contemple avec horreur l'abîme qu'il a creusé. Cette fille s'était donnée à lui, parcequ'elle l'aimait, et lui l'a lâchement abandonnée en laissant cent roubles. Elle reçoit très mal les explications du prince. Elle est ivre d'ailleurs, et comme il lui offre de la suivre et de racheter sa faute, elle lui crache au visage . . . „Cette femme m'a craché à la face, dit alors le prince aux gardes qui interviennent, elle a bien fait!" Les tableaux suivants nous montreront alors la lente régénération de Nekhludow et de Katia. Sur la recommandation du prince, elle est acceptée comme aide à la pharmacie, mais la brutalité d'un infirmier vient tout gâter; le médecin la renvoie; elle fera partie du prochain convoi de prisonniers pour la Sibérie. Et le tableau suivant est le plus tragique, le plus impressionnant de tous. L'immense plaine de Sibérie. La neige est bleue sous la lune. Pas un arbre, pas une maison. On entend une mélopée qui grandit, grandit, puis monte puissante et désolée. Ce sont les déportés qui chantent. Cette musique dans laquelle pleure toute l'effroyable misère du peuple russe, a bouleversé les spectateurs. Mais c'est la halte. Les déportés s'assoient autour d'un feu. Il y a là Krystlow, Maria Pawlowna — la fille d'un général, Wladimir Simonson, le philosophe au cœur admirable, Véra la nihiliste farouche et têtue, et Nekhludow qui suit la Maslowa, laquelle fut autorisée à marcher avec les condamnés politiques. Katia n'est plus la même. La lumière qui naissait en elle, pâle et pure, au tableau précédent, l'a envahie tout entière. Elle a ouvert les yeux. Ce n'est pas en vain que l'on passe des journées et des nuits avec un Krystlow ou un Simonson, mieux que cela, elle s'est prise à aimer Nekhludow, et lorsqu'au dernier tableau le prince, en lui apprenant qu'elle est grâciée, lui offre de l'épouser, elle refuse, ne voulant pas être un boulet pour lui . . . Elle suivra Simonson, qui lui a fait la même proposition, et qui l'aime „comme une belle créature qui a beaucoup souffert".

Ce simple aperçu indique suffisamment la valeur de la pièce, et aussi ses déficits. Mais l'essentiel du roman, des caractères et de la doctrine est renfermé dans ces sept tableaux — disons sept actes. Tout au plus désirerait-on un second acte plus long, plus expressif, moins sommaire. Pour bien faire, il eût fallu nous faire assister à la délibération du jury. Mais cela se pouvait-il, au théâtre? Voilà la question.

Je dois ajouter que la piéce, sous cette forme, était inédite, et que Ge-

nève a bénéficié ainsi d'une vraie première. Evidemment, si MM. Halpérine-Kaminsky sont pour quelquechose dans le grand succès qu'a remporté *Résurrection,* Tolstoï y est lui pour beaucoup. G. GOLAY

*

Über die erste Aufführung von Carl Friedrich Wiegands *Marignano* in Leipzig, die in den ersten Dezembertagen stattgefunden hat und einen schönen Erfolg davontrug, geht uns bei Redaktionsschluss ein Bericht zu, den wir leider erst für unser Heft vom 1. Jan. werden verwerten können.

NEUE BÜCHER

PAUL ILG, *Das Menschlein Matthias.* Erzählung. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin.

Wenn Paul Ilg mit diesem Roman von dem großen Erfolg, den er stets bei der Kritik gehabt hat, nicht auch zum Erfolg bei einer großen Leserschaft gelangen sollte, wüsste man wirklich nicht mehr, was man von den Leuten zu halten hat. Denn was ihm früher bei der Menge im Weg gestanden ist: das Bohren in den schmerzhaftesten Wunden der Menschheit, das rücksichtslose Aufweisen des Bodensatzes von Gemeinheit, das auch in edlen Naturen bisweilen wie faules Holz aufleuchtet, (was beides manche zartbesaitete Seele als brutal verschrie), kommt in diesem Buche in der alten Weise nicht zur Geltung. Es könnte jedem jungen Mädchen in die Hand gegeben werden, obwohl diese Geschichte eines Kindes in erster Linie für Männer geschrieben ist und für Frauen, die vor der wahren Welt nicht Angst haben und sich keine verwässerte und geschminkte Welt zurecht zu machen brauchen.

Bei der Anlage seines Romans, die groß und streng durchgeführt ist, stellt Ilg, wie seinerzeit bei den *Brüdern Moor,* zwei entgegengesetzt verlaufende Geschicke einander gegenüber, diesmal zwei Schwestern: Brigitte Böhi, die in ihrer Jugend gefehlt hat — das Menschlein Matthias war das Resultat — und dann nicht nur „brav" und fromm wie eine Sektiererin wird, sondern einen bösen Schrecken vor allem Geschlechtlichen bekommt, und die in ihrer Jugend hart tugendhafte Frau Angehr, die im Mittag ihres Lebens von so heißem Liebeshunger gepackt wird, dass sie nicht weiß, wo aus und ein. Zwischen beiden mit seinen ungestillten Kindersehnsüchten der kleine Matthias, bald im armseligen Bergwirtshaus auf dem Gupf bei der Tante, die ihn in Fetzen laufen und hungern, sein Brot mit Hausieren verdienen lässt, bald als verwöhntes Bübchen bei der Mutter, dem „Musterfräulein" in der Fabrikstadt.

Es ist wohl das erste Mal, dass ein Schweizer Dichter — ein wirklicher Dichter — den Weg in eine unserer Fabriken gefunden hat. Die Firma Hirsch, Herzfeld und Kompanie ist aber von den Chefs bis zum Pförtner und Arbeiter mit allen verborgenen und offenen Leidenschaften, mit allen geheimen seelischen Beziehungen so fest auf den Boden gestellt, dass man glaubt, ihr im Leben begegnet zu sein, nur ohne so in die Tiefen geblickt zu haben wie der Verfasser. Das alles wird in jener dramatischen Szene zu tosendem

Leben, wo der bärbeißige Dessinateur Oberholzer, der Vater von Matthias — eine prächtig gezeichnete Figur — einen alten Angestellten aus seinem Kontor wirft, der dann seinem Zorn inmitten vespernder Arbeiter selbst gegenüber dem gefürchteten Fabrikherrn Luft macht und für einen Augenblick allen die Binde von den Augen reißt. Den Fabrikmädchen, die in ihrer Jugend die Augen zu Prokuristen, Buchhaltern, Ferggern und Stickermeistern aufschlagen und sich schließlich im besten Fall mit einem Winkelglück im Arbeiterviertel begnügen, wenn sie nicht zu jenen versauerten alten Jungfern werden, die nur um andere zu ärgern verzweifelte Rekorde des Fleißes schaffen und sich bemühen, „Fehltritte" aufzuspüren, — den Angestellten und Arbeitern ist der unerbittliche Seelenkünder stets mit feiner Spürnase auf den Fängen; er führt uns Schritt für Schritt auf Neuland. Keinen Augenblick zweifeln wir an der Wirklichkeit des Erzählten.

Ilgs Sprache ist nicht die wohlgekämmte Prosa vieler Moderner. Sie ist der Gegensatz zu dem feinziselierten Prunkstück, wie es Thomas Mann im *Tod in Venedig* geschaffen hat: sie ist wie der Bronzeguss einer Statue, an dem man überall sieht, wie des Künstlers starke und bebende Hand den Ton geknetet hat und wie das überströmende Lebensgefühl auf dem kürzesten Weg zu fließender, schwellender Form geworden ist. Man kann Ilgs Stil nicht leicht mit dem eines andern vergleichen, weil er niemandem nachgebildet ist. Aber an Gottfried Keller erinnert er doch in vielem, gerade in seiner unnachahmlichen Unmittelbarkeit. Wie denn überhaupt dieses Buch am gleichen Wege liegt, wie Kellers *Martin Salander*, zwar ohne jenes politische Wetterleuchten, das uns gerade heute wieder einmal not täte, aber mit nicht geringerer Einsicht in die seelischen Folgeerscheinungen sozialer Schäden. A. B.

*

ERNST ZAHN. *Der Apotheker von Klein-Weltwil.* Ein Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1913.

Schade, dass Ernst Zahn, als er sich mit dem Neid auseinandersetzen wollte, kein Novellenbuch geschrieben hat. Aber es ist ja ein Novellenbuch, wenn man es näher anschaut: dem Apotheker kommt im Grunde kein höherer Wert zu als einer Hauptperson der Rahmenerzählung, und Zahn hätte bloß die Karten nicht zu mischen gebraucht; es lag nicht die geringste innere oder äußere Notwendigkeit vor, die Kapitel durcheinander zu schieben statt jede der Geschichten, die in dem Buch enthalten sind, an der Schnur fertig zu erzählen. Nur wäre bei einer solchen Sammlung jener Geist, der sich beim Namen der Kleinstadt Weltwil durch ein Reimwort einstellt, allzulaut beschworen worden; und immer an jener mächtigen Erscheinung gemessen zu werden, wäre selbst einem Großen unserer Zeit gefährlich.

In diesem Novellenbuch ständen nun ein paar Geschichten, die jetzt durch die Zerrissenheit an Wirkung einbüßen, die aber, wären sie straff zusammengefasst, zum allerbesten gehörten, was Zahn je geschaffen hat. Dazu zähle ich das Schicksal des jungen Bauern Blochinger, dessen Vater in einem Gefühl neu erwachender Kraft ein junges Weib freit, das nun, ohne es zu wollen und selbst unter der Tragik erwachender Liebe fast zusammenbrechend, sich als Friedensbrecherin zwischen Vater und Sohn sieht. Nicht einmal

eintönig und langweilig ist es geworden, als Zahn die Leiden und Kämpfe von drei so gütigen und reinen Menschen schilderte. Gerade darum steht diese Erzählung hoch über dem Rest des Buches, weil der Neid im Grund nichts in ihr zu suchen hat, weil hier endlich einmal bessere Mächte am Werk sind. Rühmlich angelegt ist auch die Geschichte der beiden Söhne eines Fabrikanten, von denen der scheue, linkische, geistig langsamere Jüngere unter den Schulerfolgen seines Bruders und der diesem rasch gewährten Liebe von Eltern und Backfischen leidet. Namentlich der barsche Vater, der jedesmal, wenn die gescheite Mutter in die Tiefe der Seele ihres Jüngsten einen Weg gefunden hat, diesen Pfad durch rauhe Worte wie mit Steinen verschüttet, ist eine echt schweizerische Erscheinung.

Diese beiden Erzählungen lassen auf ein gütiges Mitfühlen des Verfassers schließen, das vielleicht den Kern des Wesens von Ernst Zahn ausmacht und dem er wohl die Verehrung vieler seiner Leser verdankt. Und gerade wegen dieser Veranlagung war er ungeschickt wie keiner, ein Buch über den Neid zu schreiben. Hätte er einen Schimmer vom Humor eines Dickens oder ein Quentchen von der Dämonie eines Balzac, so hätte es ihm gelingen können; da er aber von beidem nicht eine Spur besitzt, musste das Buch an seinem Probleme scheitern.

Der Diable boiteux, der das Rückgrat für die zusammenhangslosen Glieder des Romans bilden soll, der Apotheker Eusebius Fuchs, nimmt nie vor unserm Auge Gestalt an. Er selbst hat keinen Grund zum Neid, da er reich und unabhängig und ganz und gar temperamentlos ist; doch ist er nicht ein bloßer Betrachter. Er sagt einmal von sich: „Es gibt zweierlei Ärzte in der Welt. Die einen unterdrücken die Krankheit: die andern befördern sie, damit sie desto rascher überstanden sei". Er zählt sich zur zweiten Art, gehört aber zur dritten, die man totschlagen sollte, zu jenen, die Krankheit erzeugen und sich wohl hüten, sie zu heilen. Der Herr Eusebius weiß durch unglaubliche Taktlosigkeiten Neid zu erwecken; in seiner eiskalten Seele kommt er aber weder dazu, sich darüber zu ärgern noch zu freuen. Immer wieder heißt's von ihm, er sei ein besonderer, hervorragender Mensch, und doch zeigt er sich bloß als ein widerwärtiger Geselle und das nicht einmal mit Stetigkeit. In einem Streik spielt er eine eigentümliche Rolle, hetzt auf der einen Seite die Arbeiter auf und steht auf der andern zum Brotherrn.

Gegen die Schilderung dieses Streiks ist es Pflicht, sich energisch zu verwahren. Sie ist der Revolte aus Hauptmanns *Webern* nachgebildet, wo eine hungrige verzweifelte Meute Haus und Garten des Fabrikherrn stürmt, und stiehlt und raubt, was nicht niet- und nagelfest ist. Solche Streike hatten wir nie in der Schweiz; im Jahr 1913, auf das der Roman durch die darin genannte Nationalflugspende festgelegt ist, ist eine solche Schilderung ein frevles Spiel mit der Wirklichkeit. Wenn man dann weiter liest, dass der Fabrikherr auf eigene Hand Soldaten aufgeboten habe, wird man an Zahn, dem Kenner der Schweiz, und seinem Verantwortlichkeitsgefühl vollends irre. Und nicht minder muss man den Kopf schütteln über die Pro-domo-Novelle, über den Feuilletonredaktor in der Kleinstadt, der aus dem Nichts Götter schafft und ein halbes Jahr später, weil er auf

deren durchschlagenden Erfolg neidisch geworden ist, sie wieder ins Nichts herabdrückt.

Diese undichterischen Überwürfnisse mit der Wirklichkeit haben das Gute, dass man sich gar nicht veranlasst fühlt, sich mit dem Spruch „Der Neid ist der Fluch und Segen der Welt", der Schluss und Fazit des Buches bildet, weiter auseinanderzusetzen. Wenn er nur einen Augenblick glaubhaft sein wollte, müsste ganz ein anderes Buch vorne dran stehen. A. B.

*

JAKOB BURCKHARDT. *Briefwechsel mit Heinrich v. Geymüller.* Verlag Georg Müller u. Eugen Rentsch München.

Geymüller war von Haus aus Architekt. Verwandtschaftlich hing er mit Basel zusammen, wie denn zum Beispiel der Architekt Alioth, dem Burckhardt so köstliche Briefe geschrieben hat (sie sind bekanntlich vor einem Jahr im selben Münchener Verlag unter dem Titel *Briefe an einen Architekten* erschienen und mit wahrer Freude aufgenommen worden), ein Vetter Geymüllers war. Die Bekanntschaft mit dem Basler Kunsthistoriker machte sich gewissermaßen von selbst. Sie befestigte sich, als Geymüller immer mehr von der Praxis wegkam und sich der Erforschung der italienischen Renaissance-Architektur zuwandte. Das Monumentalwerk über die Architektur der Renaissance in Toskana verdanken wir seiner Initiative u. seinem Organisationstalent. Seine ganze Bewunderung wandte er aber Bramante zu, dem er auch eine große Monographie widmen wollte; sie ist nicht zustande gekommen; wichtige Vorarbeiten jedoch hat Geymüller geleistet, vor allem was die Tätigkeit Bramantes am Sankt Peter in Rom betrifft, über welchen Bau so viele Pläne und Veränderungen ergangen sind. Die Uridee Bramantes, den unvergleichlich herrlichen Plan eines konsequenten Zentralbaus, gelang es Geymüller ans Licht zu bringen. Um diese Bemühungen Geymüllers für die Klarstellung der Baugeschichte vom Sankt Peter dreht sich ein guter Teil der rund dreißig Briefe Jakob Burckhardts, welche die Zeit von 1867 bis 1897 (das Todesjahr Burckhardts) umfassen. Von seiner geliebten Renaissance-Architektur, die er bis in letzte Feinheiten hinein mit wahrhafter Genialität ergründet hatte, mit einem Renaissance-Enthusiasten und glücklichen Entdecker wichtiger Bauentwürfe von Renaissance-Architekten, wie es Geymüller war, zu sprechen, war für Burckhardt natürlich eine erwünschte Angelegenheit. Freilich mag er etwa klagen, dass er im Grund bei diesen spezialisierten Forschungen nicht mehr mitreden dürfte; das hindert ihn nicht, da und dort an Ansichten oder baulichen Interpretationen des Fachmanns die feinste, stilsicherste Kritik zu üben. Wie man denn immer wieder staunend bewundert, über welche Stärke des künstlerischen Anschauungsvermögens, über welchen Reichtum stets präsenten Wissens inbezug auf den Denkmälerschatz Burckhardt verfügte.

Überall leuchtet auch die feine geistige Persönlichkeit Burckhardts hindurch, wenn er sich auch nirgends in diesen Briefen so frei und ungebunden gehen lässt wie in jenen geistsprudelnden Briefen an Max Alioth. Der spezielle Inhalt des Briefwechsels bestimmt dessen resevierteren Ton. Für die Charakteristik Heinrich von Geymüllers leistet die Einleitung Prof. Carl Neumanns in Heidelberg, der die Edition sorgfältigt besorgte, Ausgezeichnetes. H. TROG

ADOLF FREY. *Neue Gedichte.* J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin.

Adolf Frey veröffentlicht einen Band neuer Gedichte. Natürlich erhebt sich die Frage: sind diese Gedichte eine Ährenlese, eine Nachlese der vor einigen Jahren in neuer Auflage erschienenen Sammlung? Sind sie nur eine Art Fortsetzung der früheren Kunstübung? Oder sind und bedeuten sie etwas Neues?

Sie sind etwas durchaus Neues und bezeugen eine Wandlung im Wesen des Lyrikers Adolf Frey. Züge und Qualitäten, die den Charakter der früheren Gedichtsammlung Freys stark bestimmten, treten in der vorliegenden auffallend zurück. Das überwiegend Phantasiemäßige, das Visionäre hat einen Teil seiner Herrschaft abgegeben. Während der frühere Band eine ganze Abteilung Gesichte enthält, kann im neuen nur ein Gedicht als Vision angesprochen werden, und auch dieses hat eine etwas andere Technik und eine andere Gefühlsnote als seine Vorgänger. Sodann fehlt das patriotisch Kriegerische fast völlig und ebenso die Ballade, an deren Stelle die poetische Erzählung getreten ist. Auch das dunkel Melancholische, dessen Ausdruck sich einst im Totentanz kristallisierte, ist zum großen Teil gewichen. Der Ton der neuen Sammlung ist heller, heiterer; bezeichnenderweise heißt eine ganze Abteilung, ein Viertel der Gedichte, *Schelmenwinkel.* Auch der Charakter der Landschaft, auf den es in der Poesie Freys so stark ankommt, hat sich gemildert. Die Gebirgslandschaft, wenigstens in ihren rauheren Formen, mit ihren menschenfeindlichen und gewalttätigen Wesenszügen ist durch die Tallandschaft verdrängt, die es an Bedeutung nun mit ihr aufnehmen kann. Durchweg fällt eine entschlossene Abkehr von der Lebenshärte auf.

Stärker aber und hauptsächlich unmittelbarer treten in diesen neuen Gedichten Gefühl und Leidenschaft hervor. Flossen sie in den früheren Gedichten fast unaufhaltsam in die bildnerische Darstellung, so durchdringen sie nun häufig und mit gleicher Stärke auch den unmittelbar dichterischen Ausdruck. Es stimmt damit überein, dass diese Sammlung, verglichen mit der früheren, lyrischer ist. Die Meisterschaft Freys scheint der Lyrik zuzudrängen. Auch die *Schatten und Gestalten* in einem der epischen Teile des Buches sind von Gefühlsschauern heraufbeschworen und getragen. Vor allem aber hat mittelst dieser entschiedenen lyrischen Wendung in der Schaffensweise gerade desjenigen Dichters, der unter unsern Poeten seine Lyrik am stärksten episch bewuchtet, neben dem zarten Liedton der lyrische Vollklang in unserer Dichtung endlich angeschlagen. Der deutsche Sehnsuchtsklang!

Die das Malerische mit Stoff und Form ausschaltenden Gedichte sind ja auch in dieser Sammlung noch selten. Aber sie dürfen sich an Bedeutung mit den bildnerisch gestärkten messen. Ich denke an *Fügung* oder *Vergiss es nie!* das sich „Frauenseele" betiteln könnte, da es ihre Schönheit so ergreifend erschöpft. Das dunkel schwermütig vollklingende *Das Ende der Liebe* unterscheidet sich nur durch eine einzige leise Meldung Freyscher Plastik („der zarte Liederzweig verdorrte") von einem Stormschen Gedichte.

Ihrer großen Mehrzahl nach sind die neuen Gedichte gleich den früheren ein Siegesplatz der Plastik. Doch dürfte man vielleicht sagen, dass

diese Plastik Bildnerkraft in dichterische Inbrunst umgewandelt habe. Sie hat sich lyrischer Läuterung unterzogen. Man bemerke es, wie in *O lass mich nicht aus meinen Träumen stürzen!* die in zauberischer Fülle vorhandenen Bilder ihren Eindruck der Macht des klassisch lyrischen Bogenstrichs im Vortrag unterordnen! Entmaterialisierte, musikalisch strömende Plastik scheint mir die Errungenschaft der neuen Schaffensweise Freys, womit sie die Forderungen des schweizerischen Genius mit denjenigen der lyrischen Poesie versöhnt und beide aufs herrlichste erfüllt:

„Weithin wölbt Das schweigsame Tal Wellige Wälder, Vom bläulich dämmrigen Netz Auflauschender Sehnsucht umsponnen. Im tiefen Grunde Hebt eine goldne Schaukel an, Bewegt von Schimmerlüften, Und wiegt sich sachte Auf und nieder. Drauf schwanken und schweben Und schwingen im klingenden Streit Windvertragenes Kirchenläuten Und ausgelassene Kuckucksrufe. Das liebliche Spiel verschwebt, verweht, Und Einsamkeit spreitet das kristallne Gefieder über uns. Umfange mich, Lieb, Und in der Fülle der Frühlingsfreuden Küsse mir die Seligkeiten deiner Seele!"

Wie es in *Lenzgang* ersichtlich ist, strömt der feine, sich bis zur Leidenschaft befeuernde lyrische Schwung der Liebeslieder auch in ihren landschaftlichen Gehalt. Dieser Gehalt ist in den meisten Fällen beträchtlich. Und er gehört zu den höchsten Schönheiten dieser Gedichte. Ideallandschaft umgibt die Glücklichen in den Liebesliedern Freys. Nur bei Albert Welti können wir diese Seelenhaftigkeit, Tiefe, diese scheinbar paradiesische Art und Abkunft der Farben und ihres Wandels durch Lenz und Sommer finden. Die Beseelung und Ausdrucksmacht der Landschaft ist die tiefste, so dass die Gedichte die Fülle doppelter Offenbarung besitzen und das Pathos zwiefacher Geschicke vor uns ausbreiten. Ein voller Übereinklang verbindet die Stimmen aus den Hainen und aus der Menschenbrust. Herrlich, wie sie sich ablösen! Wie das Orchester der klagenden Geige lässt nicht selten die Wonne des Frühlingswaldes der Sehnsucht, der sie gerufen hat, das Wort. Die Divination der Natur angesichts der menschlichen Liebesgeschicke ist die feinste. Ihre Fähigkeiten, die hohen menschlichen Gefühle in ihrem eigenen Ausdruck zu spiegeln, licht und dunkel zu begleiten, sind unerschöpflich. Hierlächelnd von graziöser Betätigung, arkadisch entzückt, dort mit dem Aufgebot großer erregter Handlung erfüllt und bemeistert sie ihre Aufgabe. Mit „Späthauchen über Felsensteigen seufzend!" Mit „sternflutberieselten Wegen!" Mit „schlattenumspülten Stegen!" Der Schmerz einer Scheidenden verklärt die Landschaft, in der ihr Abschied vom Dichter stattfindet:

Du wandelst weiter. Sonne und Gestirne
Sind dir Gefährten. Wolkenboote steuern
Für dich ins Blau: dein Traum hisst ihnen Segel,
Von ihren Rudern träufen deine Lieder;
Dir hauchen taubesprengte Wälder Kühlung,
Dir flüstern Halmenwogen Schlummer zu
Und klagen dir mein letztes Lebewohl,
Denn, ach, mir ist die Bitternis verhängt,
In Wäldernächte hier hinabzusteigen.
Am fahlen Eingang zittern Sonnenkringel
Erbleichend noch an Stämmen und Geäst.
Dahinter welken Licht und Laut.

Das Liebesgedicht Freys übertrifft dasjenige Kellers und Meyers an Temperament, Schwung und Bildglut, an die Stelle der Kellerschen Gedankenfülle und der starken in-

dividuellen Besonderheit Meyers setzt es das große und einfache, im Goetheschen Sinne typische Gefühl. Unerschüttert seelenadelig zeigt es sich, dieses Gefühl, in Wonne, Hingabe, Sehnsucht, Bitte, Klage, Wunsch, Verlangen, Verzicht und Abschied, im Traumreich, im Blick auf Lethes Flut, vor den Schauern des Todes.

Ausbündig reizend, jeder Erdenschwere ledig sind die Situationen, apart, neu, vielartig die Motive. Das poetische Ungestüm der Eingänge fällt auf. Ich kann die Sprachkunst, die Grazie und den Adel der Darstellung, den Reiz und die geistvolle Konsequenz des bildlichen Ausdrucks nur an einem kleinen Beispiel zeigen:

Der Frühtau, Jungfrau, netzt in deinem Garten
Goldregenschleppen und Granatenfächer:
Dem Rosenbusch kredenzt von Mauerwarten
Die Feuernelke den gefransten Becher.

Blauschattig lauscht die Laube, überronnen
Von Eppichsträhnen. Aus den Rasensänften
Besieht die Malve sich im Murmelbronnen,
Der niedersilbert zwischen Kieselränften.

In der Abteilung *Schatten und Gestalten* tritt zur Gefühls- und Bildstärke noch der besondere Glanz epischer und historischer Erscheinung, der Glanz der Fremde und Ferne. Auch diese Gedichte zeigen die schon erwähnte Abkehr von der unheilbaren Lebensbitterkeit. Sie haben es mit Triumph und Erlösung, mit Erfüllung, mit Prophetengesichten, mit dem großen Erbarmen zu tun. Mit der ungebeugt erlittenen Not, der die Treue trotzt, mit dem tausendstimmigen Dankesüberschwang, den in Völkerweihestunden der Opfertod für das Vaterland erntet! Mit dem Menschentum überhaupt, das sich an Größe mit der Lebenstragik messen kann! Und nicht zuletzt mit der Kunst! Es wird in ihrem Rahmen Kunst ausgeübt. Unsterbliche nahen gütig und festlich. Ihre Werke schimmern in hellen Sälen auf. Unzweifelhaft rührt auch daher die Sättigung dieser Gedichte mit Trost und Glück, ihre Macht der Beglückung. Nicht dass ja die Beschäftigung mit Künstlerlosen den tragischen oder schwermütigen Gehalt schmälerte! Doch was liegt schon in der Schönheit der Diktion, die sich, von persönlichen Erschütterungen durchdrungen, und überhaupt dem hohen Gegenstande zu Ehren sublim vollendet, für eine Kompensation! Das Farbengeleite für den Wohllaut, wo er als Stoff auftritt, wird ausgesucht:

Der Wohllaut strömt ins sternbeglänzte Waldgebirge
Unsagbar, wie ihn nie ein Menschenohr erlauschte,
Auf Felsgerüst und hügelab zu Talgebreiten,
Zu Gärten, Tempelhainen, bollwerkstarken Städten,
Zum blauen Hundertbuchtenmeer und über seine
Umbrandeten Gelasse fern zum Weltenrande,
Wo stumpfe Wolkenwidder in der Wildnis weiden.
Seit in der Sternensommermittnacht Aphrodite
Den wunden Busen ausgeschluchzt in Tönnen, wittert
Geheimer schmerzlichsüßer Nachhall in den Nächten,
Das Herz der Liebenden erkühnend und berauschend.

Schönheit, Macht und Herkunft der Kunst erfahren in *Schatten und Gestalten* jede Erhöhung, Stärkung und Verfeinerung: des Fiedlers Dank dringt aus dem Geisterreiche; Götterliebe haucht Euterpens Flöte den Atem ihrer Qual und Seligkeiten ein; die im Konzert gesungenen Lieder wecken ihren toten Dichter; in der durch die Kriegsfurie verwüsteten bündnerischen Talschaft „schreien" hinter der Bahre des Salis „die Pfeifen ein schrilles Stück".

Wir haben in den neuen Gedichten, wie in der ältern Sammlung auch, eine Elite von Nächten. Voran geht ihr unter *Schatten und Gestalten*, *Christnacht*, ein Bildnerwerk vom höchsten Range, das überdies mit einer der feinsten Leistungen des schweizerischen musikalischen Genies endet. Die Leidenschaft der Stimmen und Gesichte, die Größe des Vorgangs (der Kampf der heiligen Zeit), die Urzeitschauer, der Urzeitglanz, die dämonischen und die heiligen Gewalten, die Ekstase der Wahrnehmung fließen in *Christnacht* in einen Sturm von Poesie zusammen.

In *Der Engel des Paradieses* und *Das kommende Reich* ist das musikalische Element zugunsten der strengsten bildnerischen Realistik und einer seltenen Prägnanz, Pracht und Gewähltheit der Erscheinung ausgeschaltet. Im *Kommenden Reich* mit dem nächtlichen Gange der Nazarener durch ein regendunkles Feld sind Klang und Licht bis zum Schlusse aufgespart, wo — man denkt an ein Bild von Rembrandt — sie aus der Vision und Seele der Schreitenden herausbrechen. Ein Vergleich dieses Gedichtes mit Meyers *Sturmnacht* wäre für die Eigenart und Unterscheidung der beiden Dichter aufschlussreich. Die Erfindung im *Engel des Paradieses* ist ethisch bedeutend: der Engel Gottes folgt zu Hut und Wacht dem von ihm vertriebenen ersten Menschenpaar, über dessen Gram und Schutzlosigkeit die erste Wüstennacht anbricht.

Die Abteilung *Unter Sonne und Sternen* gibt wieder Landschaften. Sie sind im Gegensatz zu denjenigen unter *Lieb und Leid* fast völlig um ihrer selbst willen da. Sie beherbergen Sehnsucht nach dem Liede, umschließen Künstlererlebnis, wecken Jugendheimweh, gewähren das vielleicht am feinsten in unserer schweizerischen Poesie ausgekündete, am originellsten abgewandelte Wanderglück. Doch das alles lässt, so scheint es mir wenigstens, ihrem intensiven Eigenleben den Vorrang.

Die Landschaft in dieser Gedichtgruppe ist dem Bannkreis der Leidenschaft entrückt. Keinem übermächtigen menschlichen Gefühl tributpflichtig, kann sie ihr eigenes Charakterbild aufs reizendste ausbauen. Sie wandelt sich stark oder leise romantisch um. Sie wächst ins Heroische. Sie ruht und spielt in einem Reichtum idyllischer Stimmungen. Sie trägt den Elfenreigen. Wo sie elysisch aufflammt, wie in *Verlangen*, tut sie es *vor* dem hier als einziges in dieser Abteilung erwachenden Liebessehnen. Es ist ihr das höchste Glück der Schweizerlandschaft vergönnt, unter „der Sennen und Hirten Geschrei“ den Morgenstrahl im Hochgebirge zu erharren. Dass sie die eigentliche Bergwildnis meidet, erspart ihr Heimsuchungen und Verdüsterungen, wie wir sie im Totentanz mitansahen. Schwermut und Gram sind auf den Raum von zwei Gedichten zusammengedrängt, wo sie sich mit gesparter Kraft äußern. „Die alte, schattenlinde Schlange Nachteinsamkeit dehnt sich am Hange. Sie ringelt um das weite Tal Und saugt den kühlen Sternenstrahl.“ Das ist ein Beispiel für die Ausdruckskunst in *Nacht*.

Neu in unserer Lyrik sowohl als in Freys eigener Dichtung ist das Idyll in der Weise von *Bergaufenthalt* und *Luginsland*. Wie dem Dichter, der an der Berghalde streift, ist seinem Leser auf Schritt und Tritt „für Auge oder Ohr ein Sonderschmaus bereit“. Neben dem

großen Zug und Schwung der Landschaft kommt ein höchst originell geregtes, mit dem drolligsten Eifer und lieblichsten Gemüt bedachtes intimes Flurleben und Treiben im Moose zur Geltung. Es erfährt eine Charakteristik, über deren realistisch-phantastisch gemischte Vorzüge, Humor, Geist und Grazie wohl nicht mehr hinausgegangen werden kann. Begreiflicherweise *lag es* dem Landschafter Frey, die von dem schweren Anteil an den menschlichen Liebesleiden und Freuden losgesprochene Flur darzustellen und auf die Höhe ihres selbständigen Ausdrucks, ihrer eigenen Beredsamkeit zu führen. Einer hinreißenden Beredsamkeit: „Eine schallende Laute ist jede Staude, Ein klingender Saal das Blütental." Ohne die schweizerischen Schauplätze zu verlassen, weist die Landschaft in dieser Gedichtgruppe Stimmungsgeheimnisse, Gefühlsgluten und koloristische Zauber auf, an denen unsere Poesie bis jetzt vorüber ging. Zu den koloristischen Zaubern rechne ich auch das in dem vorherrschenden satten Grün bisweilen sparsam aber frappant auftauchende Rot. Im verschatteten Waldinnern glühen die Lippen der Waldfee allein; vom dunkelgrünen Luginsland aus sieht der Dichter „beim Meister Schmied die Esse lodern". Die durch einen Vergleich herangezogenen bauschigen Banner bringen, für unsere Vorstellung, ihren leidenschaftlichen Purpur in die grün und weiße Landschaft der „Lenzbäche". Als „meisterlose Rinnsalbuben" und „behäbige Landsturmbäche" — Beweis für die bodenständigen und stilgerechten Vergleiche Freys! — eilen diese Lenzbäche zutal. Das Kriegerische dringt, dank dem bildlichen Ausdruck im kleinen wie im großen in die Landschaft. Die Gräser strecken „zarte Spieße", die Kräuter „grüne Tartschen" über das Quellchen; das Berghaupt schützen „gebuckelte Wolkenschilde".

Die letzte Abteilung der Gedichte tritt wieder ins epische, historische und kulturhistorische Gebiet und nimmt den vollen Freyschen Bildglanz und die kostbarsten, zeitgemäßesten Ausdrucksformen mit. Das besondere ist hier die schelmische, phantasiedurchsonnte und -gestärkte Laune. Man betrachte die mit spanischer Grandezza schalkhaft gesättigte und farbenglühende Romanze das *Geheimnis* oder *Goetheforscher*, das seine Ironien mit so viel Grazie in Handlung umsetzt! Originell ist, wie ein literarisches Gleichnis sich in der Handlung eines Älplerspiels verbirgt. Ein burlesker Künstlerscherz von erlesener Formulierung hat Gandria zum Ausgangspunkt. Er bringt die neuen Töne der politischen und sozialen Satire und der Selbstironie. In dem kleinen dramatischen Spiel *Die Beschwörung* haben wir ein Werk souveränen Humors, der sich eine geniale Sprachkraft dienstbar macht. Der Dichter ironisiert Teufel und Einsiedel, die sich um eine junge Besessene streiten, das Feld aber gemeinsam ihrem heimkehrenden Liebsten räumen müssen. Der Teufelshohn überschüttet den Einsiedel, dieser hänselt den höllischen Widersacher. Die poetische Holdseligkeit und der Schwung, die aus Bild und Wort der jungen Besessenen und durch die Liebe Erlösten in diese kühnste Groteske fließen, sind ungemein und besitzen Goethesche Akzente. ANNA FIERZ

*

BONGS SCHÖN-BÜCHEREI ist eine der allzuvielen Sammlungen, die

sich zum Ziele setzen, unserer bildungshungrigen aber zeitarmen Generation für wenig Geld und in süßer Form die Gelehrsamkeit zu vermitteln, die für unsere heutige Kultur die Grundlage abgibt. Für zwei Mark kann man sich den Extrakt einer ganzen Bücherei erstehen. Ist das nicht verdienstlich? Für den bildungslechzenden Leser sowohl wie für den Autor außerordentlich bequem? Da gibt uns Bruno Wille unter dem Titel *Lebensweisheit, eine Deutung unseres Daseins* und er braucht sich über dieses gar nicht so belanglose Problem nicht den Kopf zu zerbrechen, denn er gibt uns diese Deutung „in Gedanken und Versen führender Geister". Camill Hoffmann stellt *193 Liebesbriefe* von 100 berühmten Persönlichkeiten zusammen. Die heimlichsten Fasern reißt er aus den 100 Herzen und bindet sie zu einem zuckenden Bündel zusammen. Wer muss da nicht die Hand darnach ausstrecken? Hunderte, von denen nicht zehn merken, dass hier nebenbei eine interessante Entwicklungsgeschichte des Briefstils geboten wird. Am erfreulichsten ist die Sammlung, die Georg Hermann, der Autor von *Jettchen Gebert*, unter dem Titel *Das Biedermeier* herausgegeben hat. Ein feiner Kenner dieser heute so beliebten Zeit versucht mit Glück, aus Briefen, Tagebüchern und ähnlichen Dokumenten einen Einblick in die Psyche des Vormärz zu geben. Dies Buch bekommt durch die Fülle ausgegrabenen Materials wirklichen Wert, es ist eine Kulturgeschichte im Kleinen, in die man sich mit großem Vergnügen hineinliest. BLÖSCH

*

VON UNSERN VÄTERN. Bruchstücke aus schweizerischen Selbstbiographien vom fünfzehnten bis neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Otto von Greyerz. Bern, A. Francke, 1913.

Der Erfolg des ersten Bandes, der letzte Weihnachten erschien, rief schon einer Fortsetzung dieser für Schule und Haus verdienstvollen Sammlung, die sich zur Aufgabe gestellt hat, aus dem reichen Schatz in alten Büchern und gelehrten Zeitschriften vergrabener Selbstbiographien das Lebendige herauszuholen und vor allem der Jugend zugänglich zu machen. Diese Absicht veranlasste wohl auch die Aufnahme von Bruchstücken aus Büchern, die ohnedies in jeder Bücherei stehen sollten, wie Gottfried Keller und Ulrich Bräcker. Der Stern, der auf dem Titel hinzugekommen ist, möge freundlich über dem Unternehmen leuchten, dass bald noch mehr sich zu ihm gesellen können, denn das sind Bücher, wie man sie seinen Buben auf den Weihnachtstisch wünscht. BLÖSCH

R. NIMFÜHR. *Die Luftfahrt.* Dritte Auflage. Bearb. von F. Huth. Aus Natur und Geisteswelt. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

Wenn man diesen knappen, sachlich vorzüglich orientierenden Überblick über die bisherigen Errungenschaften in der Eroberung der Luft durchgeht, so muss man nur staunen über das Tempo, in dem sich die Luftfahrt aus einer Spielerei zu einem sozialen und kulturellen Faktor entwickelt hat. Vor zehn Jahren ist es den Wright gelungen, sich eine Minute lang in der Luft zu erhalten, und heute fliegt Pegoud auf dem Kopf und macht Purzelbäume. Es hat einen eigenen Reiz, diesen fieberhaft betriebenen Bestrebungen zu folgen und dazu bietet das kleine Büchlein neben allem technisch Wissenswerten erwünschte Gelegenheit. BLÖSCH

ALFRED HUGGENBERGER. *Dorfgenossen.* Neue Erzählungen. R. Staackmann, Leipzig 1913.

Kaum ist ein halbes Jahr verflossen, dass uns Alfred Huggenberger ein wertvolles Bändchen Gedichte bescherte. Und schon erscheint von ihm wieder ein Novellenbuch, *die Dorfgenossen*, lauter Bauern- und Dorfgeschichten. Denn das Bauerntum ist ja der fruchtbare, schwere Grund, in dem Huggenberger wurzelt. Da mag sich mancher fragen: ist denn dieser Quell der Bauernerzählungen und Ackerlieder noch nicht erschöpft?... Der neue Huggenberger gibt die beste Antwort darauf: Er enthält keine Geschichte, die man neben den frühern missen möchte.

Die *Dorfgenossen* zeigen deutlich einen Aufstieg des Dichters. Nicht, dass er etwa ein Anderer, Neuer geworden wäre! Aber Stil, Sprache und Behandlung der Stoffe, namentlich seelischer Zwiespältigkeiten und Kämpfe, zeigen seine Eigenart und Ursprünglichkeit noch reifer, ausgeprägter. In der Zeichnung seiner Menschen, der Schilderung der Ereignisse, der Wiedergabe von Gesprächen und Gedanken: überall zeigt sich nach wie vor ein weises Maß- und Ziel-Halten, eine sichere Selbstbeherrschung.

Fast unerschöpflich erscheint nach dem Lesen der *Dorfgenossen* Huggenbergers Welt an Eigenmenschen. Da ist der Held der ersten Geschichte, der Samuel Kämpf, „der Wulkenmacher", der seinen Tabak im Keller aufbewahrt und ihn von Zeit zu Zeit mit etwas Wasser bespritzt, weil man „mit beintrockenem Kraut niemals eine anständige Wulke fertig zu bringen vermag". Er ist der Philosoph unter Huggenbergers neuen Helden. Seine Lebensbeichte an den jungen Mit-Taglöhner, die er mit den Worten einleitet: „Ich kann Dir sagen, es hat mich beim Rauchen schon gewundert, dass meine Wulken nicht *abwärts* gehen, statt aufwärts. Halt wegen dem vielen Studium, das darin ist," ist in ihrer Schlichtheit so schön, dass ich sie am liebsten hier wörtlich wiedergeben möchte. Nur die gesunde Kunst eines Huggenberger konnte die sittliche Gradheit und Kraft zeugen, die in der ruhigen Erkenntnis des Samuel Kämpf liegt, er habe seine ungute zweite Ehe reichlich verdient durch seine Untreue an seinem ersten Weibe. Nur aus Huggenbergers Können konnte eine so zarte, reine Erzählung hervorgehen, wie sie die Worte des „Wulkenmachers" vom Finden und Verlieren seiner ersten Frau bilden. Und es bedurfte Huggenbergers scharfen Blickes fürs Leben, um die wehmütig zufriedenen Worte des Samuel Kämpf am Schluss seines Geständnisses so wirklichkeitswahr zu sagen, von der Freude und dem Trost, den er bei den wechselnden Gebilden der Tabakwolken finde.

Diesem Original steht die Mutter Spleiß mit ihrem Kerstenberger-Kirchturmhochmut (*Die heimliche Macht*) zur Seite, die standesstolze Frau, die ihrem Jungen zur Konfirmation eine silberne Uhr schenkt mit dem darin eingegrabenen Spruche „Denk' daran, wer Du bist!" und der Presi Heinrich Spleiß, der seinen Sohn ruhig vom Hof schickt, weil er's wagte, eine arme Guldenerin zu freien. Dann der Junggeselle, der „Tässli-Bender", in *Johann Benders Heiratsjahr*, dessen Weltanschauung in dem Satze gipfelt, dass es jedem schon in der Wiege bestimmt sei, ob er „bei der andern Sorte" — so nennt er das Weibervolk — ein Glücksaff oder ein Pech-

vogel sei. Oder der *alte* Bender, der seinen beiden Söhnen eine so hochdiplomatische Rede über das Heiraten hält. Sie beginnt: „Dass mir halt nur keiner auf Geld sieht!“ und endet: „Und vor einem, der's nicht wagt und probiert und den Bengel ein wenig hoch wirft, vor dem hab' ich nur für drei Rappen Respekt.“

Wie fein ist in Huggenbergers Erzählungen jeweilen das Werden und Vergehen, das Wachsen und Schwinden einer Neigung begründet. Wie prächtig ist zum Beispiel in *Klaus Inzuben* vorbereitet, dass Hermine dem ungeliebten Taubenmööss-ler das Ja gibt! Dabei bewirken nicht große, außergewöhnliche Ereignisse die Schicksalswendungen, sondern kleine, scheinbar unbedeutsame Vorkomnisse des täglichen Lebens. Das Gespräch der Verlobten auf dem Taubenmoos bei dem schwarzen Fohlen und ihr gemeinsamer Besuch beim Schreiner Manz sind zwei der tiefst-innerlichen Szenen dieser Art.

Und nicht minder der Moment, da Jakob Bender mit der Legler-Alwine Reben werkt und das Mädchen, grad als er sie ums Heiraten fragen will, mit ihrer Hacke einen dicken Frosch totschlägt und dadurch ihrem heimlichen Freier seinen Vorsatz gründlich austreibt. Hier hat der Dichter wirkungsvoll zwei Bauerntypen einander gegenübergestellt: auf der einen Seite die Legler-Alwine mit dem „scharfen Zug um ihren auffallend kleinen Mund“, die jeden Frosch, der ihr über den Weg hüpft, kaltblütig totschlägt, mit der bequemen wie unrichtigen Begründung „Du nütz'sch jo nüt!“; auf der andern Seite Jakob Bender, der mit seiner warmen Liebe zur Schöpfung auch eines plumpen Frosches Leben heilig achtet.

Ich wüsste von den *Dorfgenossen* noch vieles zu sagen: von den kleinen, feinen Zügen, mit welchen Huggenberger seine Menschen immer so scharf zu zeichnen verstand; von der lauteren Poesie, die er in jedes Ding, selbst in das Polieren eines harthölzernen Schrankes hineinträgt; von der Liebe zur Heimat, die immer wieder in seinen Geschichten atmet.

Der beste Maßstab für den Kunstwert des Buches aber ist wohl das: man mag es wieder und wieder lesen, man findet mit jedem Mal neue Schönheiten darin.

BERTHA VOGEL

*

GOTTLIEB BINDER. *Alte Nester.* Erster Band. Zürich, Orell Füßli.

Vor Jahresfrist etwa ließ der selbe Verfasser ein Büchlein über den Zürichsee erscheinen, das die selben Vorzüge, aber auch die selben Schwächen aufwies wie dieses erste Buch einer größer geplanten Sammlung schweizerischer Städtebilder. Ein jugendlicher, naiver Enthusiasmus lebt sich in einem ziemlich verwahrlosten Stil aus. Man freut sich über eine solche Begeisterungsfähigkeit, die bei Altbekanntestem Entdeckerfreuden feiert, und ärgert sich über die Sorglosigkeit, mit der ein Buch geschrieben und in die Welt gesetzt wird. Greyerz, Murten, Solothurn, Bremgarten, Schaffhausen und Werdenberg sind in diesem ersten Band vereinigt, jedes Städtebild aus einem begeisterten Rundgang und einem entsetzlich nüchternen und ziemlich billig gewonnenen Geschichtsauszug zusammengesetzt. Schade um das wohl ehrlicher Begeisterung entsprungene Wollen.

BLÖSCH

Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750
Redaktor in Bern Dr. HANS BLÖSCH, Bümpliz.

DOPPELSTERN

In stiller Nacht staunt wohl der Astronom
Zuweilen über neues Sternenflammen.
Von jeher, dort am blauen Himmelsdom,
Kreisten ihm Zwillingsterne eng zusammen.
Nun mocht' ein Weltenbrand die beiden einen, . . .
Ein Sternensturz, so lodert auf ihr Scheinen.

Und manche Nacht schlägt dieser Glanz empor —
Wie lang? — Ihm Monde, dort — vielleicht Minuten!
Doch einmal zeigt dem Sternenmann sein Rohr
Gemindert schon die unbekannten Gluten,
Vergangen dann, erloschen, Glanz und Helle,
Einsam *ein* Sternlein blinkt an jener Stelle.

Ein Wunder war's — auch in der Sternenflut,
Nur *einem* wird's, in all den Millionen.
Wohl mir! Sterngleich sank so in meine Glut
Dein ganzes Sein, an meiner Brust zn wohnen.
Seit Kindheit zogen wir ja nah die Bogen,
Und näher — bis zum Ineinanderwogen.

Mein Zwillingstern! — In deiner Liebe nur
Hat doch mein wahres Leben erst begonnen,
Aufsprangen alle Quellen, helle Bronnen,
Licht und Getön füllten der Tage Flur.
Kraft wuchs und Freude, als zwei Adlerschwingen,
Die hoben mächtig Schaffen mir und Singen.

Schuf ich ein Bleibendes — dein sei der Ruhm!
Denn schwinden mussten Zagen, wie Entsagen,
Vor deinem fraulich stillen Heldentum,
Und Geistesfeuer durften hoch aufschlagen. —
Mein Stern verglomm! Glanz will, mit ihm, verscheinen.
Einsam mein Pfad — *ein* Ziel nur! — neu Vereinen!

ALFRED NIEDERMANN

GOTTFRIED KELLER IN EINEM BRIEFE BETSY MEYERS

Was für eine feine Künstlerin des Wortes Conrad Ferdinand Meyers (im April 1912 einundachtzigjährig verstorbene) Schwester gewesen ist, das hat das wunderschöne Buch ihrer Erinnerungen an den Bruder jedem Leser erwiesen. Von dieser wahrhaft dichterischen Begabung Betsy Meyers erhielt man vor kurzem eine neue Probe durch die Publikation zweier Briefe an eine Dame, die diese in der *Täglichen Rundschau* (Nr. 169 und 170 der Unterhaltungsbeilage) der Öffentlichkeit bekannt gegeben hat. In dem zweiten dieser behaglich sich verbreitenden Schreiben, das datiert ist vom Chalet Rischmatt, 10. November 1908, kommt Betsy Meyer auf das Verhältnis ihres Bruders zu Gottfried Keller zu sprechen, und von hier aus entwirft sie dann die folgende Schilderung, die es im vollsten Maße verdient, auch einem Leserkreis, der von jener Publikation in dem genannten Berliner Blatt keine Kenntnis hat nehmen können, vorgelegt zu werden.

. . . Meinesteils freute ich mich immer mit meinem Bruder, den Meister Gottfried zu treffen, zum Beispiel auf dem Boote — Besuche machte er überhaupt nicht — und habe nie anders als — natürlich im Zürcher Dialekt — in selbstverständlicher Einfachheit, im Vertrauen und Verständnis, wie mit jedem andern verdienstvollen Landsmanne, mit ihm verkehrt. Er sprach dann ruhig, etwas langsam, aber nie mit überlauter Stimme, in festen präzisen Sätzen seine Meinung äußernd. Meist mit meinem Bruder über Kunst und Literatur!

Was er sagte, haftete, und diese zufälligen Begegnungen auf dem blauen See hinterließen einen guten Eindruck. Freilich waren wir damals alle schon vernünftige Leute, die des Leben Mittagshöhe überschritten hatten. Keller, ein Fünfziger, trug ein gewaltiges Haupt auf breiten Schultern; das Fußgestell dieser imposanten Büste dagegen war schwach und im Verhältnis dazu klein und unansehnlich. So mochte er, längeren Fußtouren entsagend, bei seiner verständnisvollen Liebe für die heimatliche Natur schon in der kühlen Fahrt längs der schönen Seeufer Genuss finden und gute Stimmung.

In früheren Zeiten und an Abendtafeln, so wusste ich von zwei Zeuginnen, von einer liebenswürdigen Malerin und von unserer Johanna Spyri, konnte freilich die Situation unbehaglich werden, da Keller den Alkohol nicht vertrug und einen grimmigen

Wein trank. Da konnte er beim ersten Glase geistreich und höchst liebenswürdig werden, bei den späteren aber in dumpfes Schweigen versinken und zuletzt unvermittelt zu hellem Zorn und Tätlichkeiten übergehen, so dass er vor die Türe gesetzt werden musste.

Er selbst litt natürlich unter dieser Schwäche. Wie schade das war, und wie stark sein Leben dadurch beeinflusst wurde, ließ sich nicht ermessen. Am wenigsten von Fernstehenden oder von der ihn umgebenden Zürcher Gesellschaft, die dieses Elend des großen Dichters humoristisch auffasste und ungezählte Histörchen von ihrem „Gottfriedle" zu erzählen wusste.

Uns tat er leid. — Einst, so erzählte Dr. François Wille, der Keller hochhielt, verweilte er sich bei mir, hier in Mariafeld, bei lebhafter Unterhaltung zu lange beim Glase. Ich ließ ihn nachts nicht mehr fort, sondern führte ihn in unser Gastgemach drüben im Nebenhause, versorgte ihn und bat, rasch zu Bette zu gehen. Nach einer — nach zwei Stunden sah ich, vom Zimmer aus, in dem seinigen durchs Fenster noch immer das auf dem Tische stehende Licht brennen. — Ich ging nach ihm zu sehen. Da saß er betrübt, noch angezogen, wie betäubt, auf dem Bettrande, sah mich verworren an und sagte „Sind Sie's? Bin ich bei Ihnen? Mir war, ich sei in der Sonne zu Küsnacht und sollte gerade hinaus geworfen werden."

Dr. François Wille, der bedeutend ältere, hatte viel Verständnis für ihn und behandelte ihn mit geradezu zärtlicher Rücksicht. Einmal, als ich, nach der Verheiratung meines Bruders, allein in Meilen wohnte, war ich zur altgewohnten Nachmittagstafelrunde nach Mariafeld geladen worden, wo ich meine in Wangensbach-Küsnacht wohnenden Geschwister zu finden hoffte. Es mag im Sommer 1876 gewesen sein. Zu meiner Überraschung fand ich beim Eintritt in Frau Elizas trauliches Empfangszimmer dort Meister Gottfried als gefeierten, ernsten Gast in der Sofaecke sitzen. Ein Verehrer Kellers, den auch Willes kannten, der als viel beschäftigter Arzt einem Seebadetablissement in Venedig vorstand, hatte seine noch jugendliche, nach der deutschen Heimat reisende Frau nicht begleiten können und sie, früher eine beliebte Bühnensängerin, auf ihrer Durchreise in Zürich unter des Dichters ritterlichen Schutz gestellt. Heute waren sie dann beide

in Willes gastliches Haus am Seeufer zur Mittagstafel geladen worden im Geleite eines musikalischen, sehr alten, aber stets jovialen und noch äußerst beweglichen Zürcher Herrn, der, irre ich nicht, Präsident der Musikgesellschaft und des zürcherischen Bühnenvorstandes war.

Neben Keller saß die Reisende, eine anmutige, blühende Blonde, mit der freundlichen Hausfrau in gemeinsame Reiseerinnerungen vertieft. Die Herren, die Kaffeetasse in der Hand, bewegten sich in stehenden Gruppen und zogen auch den Dichter über den runden Tisch hin ins Gespräch. Er antwortete in festen, gewichtigen Sätzen, verhielt sich aber im ganzen schweigsam. Immer und immer wieder ging die Tür auf, traten neue Gäste ein. Es kamen meine Geschwister, ihr Schwager, damals der umgangsfrohe Pfarrer in Küsnacht mit seiner verständigen Frau, es kam mit ihnen auch der Dr. Adolf Calmberg aus Hessen, der am Staatsseminar in Küsnacht die deutsche Sprache lehrte, im stillen aber sich zum deutschen Bühnendichter berufen fühlte. Jüngst waren zwei nette kleine Volksstücke von ihm auf der Zürcherbühne aufgeführt worden, mit erfreulichem Erfolg[1]).

Mein Bruder kannte ihn von dem früheren Aufenthalt in Küsnacht her, wo wir eine Zeit lang mit ihm sogar unter demselben Dache gewohnt hatten. Als wir ihn kennen lernten, machte er einen sehr jugendlichen Eindruck. Er liebte blaue, flatternde Bänder auf dem sommerlichen Strohhut. Im Winter umflog ihn sein Mantel. Befand er sich bei uns im harmlosen Kreise befreundeter Damen, so stellte er sich, wurde nach seinem Fache gefragt, wohl anfangs vor: „Ich bin Dramatiker", oder er sagte, wie einst vor unserer Johanna Spyri im tiefsten Tone: „Ich bin Idealist!" Dabei dachte sie natürlich: Gut gebrüllt, Löwe! und lachte. Aber ein guter und im Grunde rechtschaffener, ehrlicher Mensch war er trotz der fliegenden Bänder und Schleifen, die ihm übrigens die Schweizerluft, besonders in den Krisen des Siebenzigerjahres, sie scharf zerzausend, vom Hute riss. Er hatte damals am Seminar keine leichte Stellung und hielt sich tapfer.

---

[1]) Über Calmberg vergleiche man die Einleitung, die Adolf Frey in seiner mustergültigen Publikation der Briefe Conrad Ferdinand Meyers den Briefen Meyers an Calmberg vorausgeschickt hat.

Größere Gegensätze aber als die der inneren Natur und äußeren Erscheinung der zwei „Dichter“ Keller und Calmberg, die an jenem Mittwoch bei Dr. Willes, durch die Liebenswürdigkeit der geistreichen Gastgeber und durch eine lange Farbenskala harmloser Nebengäste getrennt und vereint, sich zusammenfanden, lassen sich nicht denken. Sie waren so verschieden schon an Alter, Autorität und Bedeutung, dass es eigentlich keinem einfiel, sie zu vergleichen, oder den jugendlichen Aspiranten an dem wuchtigen alten Meister zu messen.

Die zahlreich gewordene Gesellschaft trat ins Freie. Die Söhne des Hauses mit ihren jugendschönen, lieblichen Frauen bildeten bei Willes einen besonders anziehenden Reiz des geselligen Kreises.

Es war schön, es war eine Freude an sich, diese anmutige, jugendliche Generation sich bewegen zu sehen. Man wandelte nun unter den schattigen Kastanien der Terrasse und kehrte dann, das Gut auf einem geschwungenen Kiespfade umzirkelnd, wieder zum Hause zurück. Auf der Höhe dieses Weges fand ich mich, höchst ungesucht an Gottfried Kellers Seite. Er wollte offenbar etwas sagen, vielleicht, wie die meisten Bekannten damals, mich fragen: „Was tun Sie denn eigentlich ganz allein in Meilen, seit Ihr Bruder verheiratet ist?“ Diese sich stets wiederholende Frage konnte ich damals, da ich mit mir selbst noch nicht ganz im klaren war, nicht ohne weiteres beantworten; so kam ich denn dem Frager zuvor und fing an von seinen Gedichten zu reden, von einem, das mir besonders lieb war. „Eine Skizze“ murrte er, dann kamen wir auf die Jugendzeit seines *Grünen Heinrich* zu reden — auf das von ihm wunderbar treu und doch mit einem altertümlich romantischen Hauch gegebene Stimmungsbild der altväterischen Stadt und ihrer Bürger. — So näherten wir uns durch den schön gepflegten kleinen Blumengarten unter Frau Elizas Fenstern dem Herrenhause. Eben trat Dr. Wille ins Freie, erblickte die langsam Schreitenden, eilte auf Keller zu, ergriff seinen Arm und flüsterte, ihn wegführend, zutraulich in sein Ohr: „Sie müssen etwas ausruhen, sich nach dem Essen ein bisschen legen,“ konnte ich verstehen. Dann trat Wille wieder unter die auf der Baumterrasse rastende Gesellschaft. „Sehen Sie, sagte er aufs Gestade des sommerblauen Seespiegels hinunterweisend, ich habe mir kürzlich ein neues Stück Land

gekauft, eine Rebhalde, und am Ufer drunten einen Pavillon mit einer Badeeinrichtung gebaut! Ich musste von hier an den See vordringen, es war die unabweisbare Notwendigkeit. Ich führe Sie hinunter, Sie müssen meine neue Anlage und die weite Aussicht, die sie bietet, sehen." So folgten wir ihm denn alle, durch die kleine Pforte der Gartenmauer am Ende der Allee über die alte obere und die sich hier mit ihr vereinigende staubige Seestraße, an die Pforte seines neuen Besitzes. Wenige Schritte — die untere Straße, die hier ziemlich hoch liegt, nach der Seeseite einfassend — zog sich, von Mauern gestützt, das Gelände über den sich hier in steilem Abhang nach dem kiesigen Ufer senkenden Streifen Weinberg. Eine feste, neue, nicht allzu breite Steintreppe führte sicher, aber nach Landesbrauch geländerlos von der Straße stracks und gerade in die hübsche Seeanlage, eine breite, lichte Terrasse hart neben den anschlagenden Wellen.

Die Treppe mündete in einen ebenso geraden, neuen Kiesweg, an dessen Ende das neue Sommerhaus — ein hübscher, rings von geschnitzten Holzgeländern und gedeckten Balkonen, sogenannten Lauben, umgebener Chaletbau — stand. Hier zwischen dem Blau des Himmels und der Seeweite im Schatten des leichten Daches, neben der kühlenden Flut, war es gut sein. Größere Gruppen der Gesellschaft bewegten sich plaudernd längs des Ufers nach dem anderen Ende der Terrasse zu einer Ruhebank, wo man sich um Frau Eliza Wille scharte.

Wie kam es, dass ich mit ein paar andern Gästen ums Geländer gelehnt, im Schatten des Pavillons zurückblieb? Zufall! — es war nach dem heißen Sommertage ein Genuss, zu schauen und zu schweigen. Zu mir trat Dr. Calmberg. Seit mein Bruder verheiratet wieder als sein Nachbar in Küsnacht wohnte, hatte ich ihn aus den Augen verloren. Vielleicht wollte er fragen, seit wann ich aus Italien zurückgekehrt sei und wie es mir gehe. Zugleich aber schien der von Gottfried Keller geschützten früheren Bühnenkünstlerin der Augenblick gekommen, des bescheidenen Dramatikers sich etwas anzunehmen. Sie trat zu uns in den kühlen Schatten und begann — vielleicht selbst gegen den Bann der Sonnenmüdigkeit ankämpfend — aufs lebhafteste und liebenswürdigste dem schweigsamen Bühnendichter von der Bühne zu erzählen. Von der eigenen Laufbahn, ihren Lieblingsrollen, ihren

Erfolgen, ihren Gefährtinnen. Sie erzählte von Christine Nilsson, der sie in ihrer äußeren Erscheinung so geglichen habe, dass sie zuweilen verwechselt wurden. Dann brachte Dr. Calmberg das Gespräch auf Volksstücke. Die hübsche frühere Primadonna geriet immer mehr in ihr altes Lebenselement. Sie erzählte, begann erst leise, dann lauter und ausdrucksvoller zu rezitieren, zu singen. Schließlich war es ein Tiroler Duett! Das Holzgeländer, die Hütte, der blaue See mochten sie in ferne schöne Zeiten der Kunstausübung zurückversetzen. Sie stand vor uns, die leibhaftige Sennerin, mutwillig ergriff sie bald die Rechte, bald die Linke des bewundernd aber unglaublich steif vor ihr stehenden Seminarlehrers, trällerte, drehte sich geschmeidig und leicht auf dem Absatz . . . kurz, es war für mich, die unbeteiligte Dritte, ein allerliebstes, ein lustiges Zusehen — die harmloseste feinste Komik!

Da plötzlich wandten wir alle drei unsere Blicke auf denselben Punkt, nach der Höhe der Straße, der wir zugekehrt standen. Dort zwischen den Türpfosten, auf den obersten Treppenstufen, war ein dunkler Punkt erschienen. Gottfried Keller stand dort und getraute sich nicht vorwärts die Treppe stracks hinunterzuschreiten. Einen Augenblick schien es, als wollte er, sich seitwärts legend, an den Stufen sich halten und herunterklimmen. Einen schnellen Gedanken hatten wir alle drei: „Hinauf! Ihm den Arm bieten!“ Und ebenso den zweiten: „Du darfst es nicht!“

Meinerseits hätte ihn diese Hilfe als ein übel angebrachter Diakonissendienst gekränkt. Calmberg fürchtete dabei, und gewiss mit Recht, von ihm als ein seiner jungen raschen Beine sich überhebender Fant angefahren zu werden.

Sollte die Sängerin dem Ritter, der sie beschützte, in diesem Momente die Hand bieten? Sie durfte ihn gar nicht gesehen haben! Zum Glück war es wirklich nur ein kurzer Augenblick!

Schon nahte von der anderen Seite der allein berechtigte Führer. Raschen Schrittes den Platz durchquerend, eilte der alte Dr. Wille die Treppe hinauf, bot heiter auf ihn einredend, dem Dichter den Arm und führte ihn fest und schnell die Stufen hinunter quer hinüber zur Herrengruppe. Uns gönnte er keinen Blick mehr. Er empfahl sich der gütigen Hausfrau und tat ihr, Müdigkeit vorschützend, seinen Entschluss kund, sofort zum

nahen Landungsplatze zu gehen, um das nächste nach Zürich fahrende Boot zu besteigen. Die junge Dame erbot sich ein anderer Herr, ohne Zweifel der diesen Auftrag sich zur Ehre rechnende greise Präsident der Theatergesellschaft, später in ihr Hotel zurückzubegleiten.

Mit was haben Sie denn eigentlich sich unterhalten drüben vor dem Pavillon? fragte mich nachher Frau Eliza belustigt. Vielleicht hatte Keller ein Wort fallen lassen, er brauche nicht länger zu bleiben, sein Schützling unterhalte sich ebenso gut ohne ihn.

Das unbedeutende Stimmungsbildchen sagt Ihnen, teure Frau, am besten, wie es sich mit der Angst, die Gottfried Keller seinen Bekannten und Verehren einflößte, verhielt. Es war keine Angst vor ihm, sondern mehr Angst um ihn, bei allen wenigstens die ihn hochhielten.

□□□

NACH DEM CHINESISCHEN DES LAOTSE

I.

Und ficht mit ihrer Tücke dich an die böse Welt,
So ziehe dich zurücke in deines Herzens Zelt.
Doch tönt des Feindes Locken aus deinem eignen Haus,
So schreite ohne Stocken ins Weltgewühl hinaus!
Wahr' dich des Herzens Milde vor wundenvollem Krieg,
So wohnst du unterm Schilde der Sanftmut stets im Sieg!

II.

Zu den Treuen heg ich Treue,
Treue zu den Ungetreuen,
Jeder soll sich an mir freuen,
Keine Liebe mich gereuen,
Dass die Welt sich bald erneue!

Für die Guten heg ich Güte,
Güte für die Gütelosen,
Mögen Böse sich erbosen, —
Alle wie die Kinder kosen
Will der Gott mir im Gemüte.

ERIKA RHEINSCH

Aus dem Gedichtband *Die Laute*, erschienen bei Egon Fleischel & Co., Berlin.

□□□

DIE HOCHZEIT DES LEONZ WANGELER

NOVELLE VON ROBERT JAKOB LANG

Leonz Wangeler saß auf dem vorderen Querholz des Leiternwagens und dachte nach. Das kam hin und wieder vor. Besonders wenn er nach Feierabend mit den Gäulen des Sonnenwirts noch irgend welche Fuhrdienste tat, so schien ihm selbstverständlich, über die Gestaltung seiner Zukunft nachzudenken. Er hockte dann zusammengeduckt, die gekreuzten Hände um das Leitzeug gelegt und sah mit abwesenden Augen auf die schweifschlagenden Pferde. Manchmal fuhr der Wagen an einen Stein, dann hob er einen Augenblick seinen Kopf gerade auf, um ihn gleich wieder auf die Brust sinken zu lassen. In seine Pläne versunken, hörte er weder das Klirren der Metalbeschläge, noch das kurze Schnauben der Rosse. Um ihn her war mit einemmale nichts als die große Sehnsucht nach seiner Zukunft. Es war eine behäbige Zukunft, welche sich Leonz Wangeler ausmalte; eine Zukunft, mit einem roten Giebeldach in einem Nest von Obstbäumen, einem niedern Viehstall mit einem vollen Dutzend Stück Vieh. Kurz, es war eine runde Bauernzukunft. Aber vorderhand war der Leonz Wangeler gewöhnlicher Fabrikarbeiter, hatte einen bescheidenen Zahltag und einen armen, heimlichen Schatz. Das hinderte ihn aber nicht daran, alles sich auszudenken und die Schwierigkeit lag in dem: er wusste nicht, sollte er das Geld, welches er seit fünfzehn Jahren zusammengespart hatte, hinlegen, um ein Heimweselein anzuzahlen, oder sollte er seinen Schatz damit heimführen. Denn das war ausgerechnet, beides zusammen ging nicht an und die Verwirklichung der einen Zukunft schob die der andern, zehn Jahre mindestens, hinaus. Nach und nach aber schien doch eine Überlegung der Sache die Richtung zum Entschluss geben zu wollen: nämlich, es war wahrscheinlich, dass in zehn Jahren die Jungfer Sophie Hunkeler nicht an Reizen zunehmen würde, während der Hof auch nach der Zeit immer noch das selbe galt. Es wäre also alles bereit gewesen, um der Jungfer einen dies-

bezüglichen Antrag zu stellen, aber da war der Haken. Der Leonz Wangeler hatte nicht die geringste Ahnung, welcher Art ihn das Fräulein empfangen würde, und vor einer Absage scheute er sich wie vor einem Steuerzettel. Allerlei Redewendungen wälzte der gute Mann im Kopf herum, während er so vor seiner Ladung Käse dem Güterbahnhof zufuhr. Er kam auf keine Lösung und wurde nicht mit sich eins, wie er die Sache angattigen wollte.

Der Abend war von der wundervollen Klarheit, welche auf einen warmen Herbsttag zu folgen pflegt. Über dem fernen Hügelrande ging ein Leuchten auf, von Gold und Silber zauberhaft gemengt. Die Bäume hoben sich schwarz auf diesem hellen Grund ab und man sah die Bewegung jedes Blattes an jedem Zweige.

Wohl an die zwanzig standen die beladenen Wagen auf dem Platz und immerwieder fuhren zwei vor, um an die Bahnwagen zu legen, in welche die Käse geschichtet wurden. Leonz Wangeler hatte den Handgaul an einen Pflock gebunden und saß nun mit hängenden Beinen, seine kurze Pfeife rauchend, auf dem Schaffnersitz eines leeren Kohlenwagens. Er fasste einen großen Entschluss. Morgen würde er die entscheidende Frage tun. Es hatte keinen Sinn, die Sache hinauszuzögern und brachte einem nur unnötig in Wallung. Zufrieden mit seinen Gedanken rackelte er sich von seinem hohen Sitz herab und ging auf seinen Wagen zu.

Der Großbauer Meier stand bei der Vorderfuhre und kürzte die Stränge:

„He Wangeler, ich hätt was für dich jetzt, etwas ganz feines! Die Schafmatt kannst haben, nichts musst geben dafür, geschenkt bekommsts, ich muss noch drauflegen. Aber es wär mir mehr drum zu tun, dass wieder Ordnung in das Zeug käme. Er hats wüst versauet, der Arnold, und für dich täts passen. Nicht zu groß und nicht zu klein, langt für fünf Küh. Ist auch ein Bitzen Wald dabei. Der reine Schleck! Besinn dich!“

Morgen würde der Leonz Wangeler die entscheidende Frage tun! Man muss nie heute zu wissen vorgeben, was man morgen tun will. Man kann nämlich nur so wollen, wie man muss. Das erfuhr der Lönzi. Morgen würde er . . . warum würde er morgen? Das hatte doch noch ganz völlig genügend Zeit, und zudem die Sophie, die lief ihm nicht davon. Gar reich war sie nicht,

und allzu schön fand sie sogar der Lönzi nicht. Sie war ein großes mageres Mädchen, mit einer langen, scharfen Nase und Steckenhaaren. Es gab Leute, welche sagten, sie hätte einen schiefen Mund; aber der Leonz Wangeler behauptete das Gegenteil und auf ihn kam es an. Ihre Haupttugenden aber waren ihre Hauslichkeit und ihre Schaffigkeit. Es hatte keine Gefahr, dass ihm jemand die Jungfer entführte und da verschob er, mit erneutem Entschluss, seine Werbung.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ist ein merkwürdiges Ding um eine Fabrik. Die Leute werden in ihrem Innern still und beweglich wie Schatten. Die Maschinen rattern, schieben sich, drehen ihre Körper. Die Menschen stehen um sie herum, bald vor ihnen, bald hinter, bald neben ihnen und sie sagen nichts, streichen da und dort über einen glatten Teil, als möchten sie sich darüber klar werden, dass sie doch nicht träumen und haben stumpfe graue Augen, ohne Leuchten und ohne Willen. Oder sie sind keine guten Arbeiter; dann steht die Maschine alle Stunden einmal still, wie um sich zu beschweren, dass das Menschlein da neben ihr einen besonderen Willen hat, und darüber, dass der besondere Wille eine besondere Richtung von ihr weg aufweist. Solche Arbeiter haben harte Augen wie Raubvögel, und wo viel Augen von solchem Glanz in vier Fabrikmauern sind, da ist ein Sturmwind im Anzug, und es gibt Aussicht auf Gefahr.

Der Wangeler Leonz war einer von den Arbeitern mit den grauen Augen und den kosenden Bewegungen. Seine Maschine lief ohne Unterbruch und hatte einen murmelnden Gang. Es war wie ein Bächlein, welches immer gleich schmal durch flaches Gelände fließt. Es gab keine Strudel und launigen Kurven, aber es gab auch keine Überschwemmungen und Verheerungen. So schaffte die Maschine Wangelers bis auf den heutigen Tag. Aber heute hatte das mit einemmal ein Ende; es kamen da ein Heimwesen dazwischen, vier Kühe, ein Bitzen Wald, und für das waren die Presswalzen nicht eingerichtet und der Flügel auch nicht, trotz seiner über zweitausend Umdrehungen in der Minute. Bis jetzt legte Lönzi, wenn die Rolle aus war, zur rechten Zeit eine neue auf, dass deren Watte ein Stück breit über die der auslaufenden

kam. Dann merkte die Maschine nichts; denn man merkt selten etwas, wenn mans gut hat, besser als zu erwarten ist. Hingegen wenn auf einmal leer geschluckt werden sollte, so war das zu wenig und man kam merklich ins Giften. Man setzte die Melodie einen Ton höher ein und dann stimmte es nicht mehr, weil man doch als Maschine nicht transponieren kann. Dann war die Dissonanz und eine verpfuschte Wattenrolle da. Es gab heute an der Maschine des Leonz Wangeler verschiedene Dissonanzen und die Wattenrollen waren merkwürdig unregelmäßig. Ein Glück war es, dass Wangelers Maschine das Ausgangsprodukt für die Maschine der Sophie Hunkeler abgab, denn auf die Weise wurde der Mangel nicht offensichtlich.

. . . Wenn sich ein einfacher Mensch Gedanken macht, so ist er entweder verliebt, oder er hat Sorgen. Aus der ersten Ursache hatte sich Sophie Hunkeler schon zu wiederholtenmalen Gedanken gemacht; deshalb war sie skeptisch. Aber weil sie der Lönzi heute so sonderbar ansah, und man dafür irgendwelche Erklärung haben musste, so zauberte sie sich auch diesmal wieder ein verliebtes Erlebnis zurecht und hätte ob demselben alle mögliche Unregelmäßigkeit übersehen . . .

Dann kam nach fünf langen Stunden für Leonz Wangeler die Mittagspause. Er dachte an gestern; nämlich er hatte den Entschluss gefasst gehabt, während dieser Zeit sein Glück bei der Jungfer Sophie zu versuchen. Merkwürdig, dass ich jetzt eventuel schon versprochen wäre, wenn der Meier gestern nichts gesagt hätte, dachte er, während er mit der Linken langsam über die glatten Presswalzen der abgestellten Maschine strich. Die Sonne, welche durch die trüben Scheiben des hohen Fensters mit steilen Strahlen in den Raum fiel, spielte seltsame Lichter auf das blanke Metall.

. . . Die Jungfer Sophie Hunkeler hatte auf der Bank neben Lönzi Platz genommen. Sie breitete umständlich die Herrlichkeiten ihres Mittagsmahles auf dem Deckel des Korbes, welchen sie zwischen sich und Wangeler gestellt hatte, aus. Lönzi tat einen großen Schnaufer. Er überlegte, dass wenn der Meier nicht gewesen wäre, er jetzt wahrscheinlich auch dieses, nach seinen Junggesellenbegriffen opulenten Mahles teilhaftig geworden wäre. Es überkam ihn nachgerade eine gelinde Aufregung über den

ungebetenen Störefried und er fing an zu erwägen, ob es nicht schließlich sicherer wäre, seinen gestrigen ersten Entschluss durchzusetzen. Die Mahlzeit der Jungfer Sophie ging ihrem Ende entgen. Es lagen nur noch zwei Apfelküchlein, welche die Jungfer vom Sonntag übrig hatte, auf dem schwarzen Geflecht des Korbdeckels. Da gab sich Leonz Wangeler einen Ruck.

„Du Sophie", sagte er, „was meinst, wollen wirs zusammen versuchen?"

Sie sah ihn höchst verwundert an, und da sie aus seinen Mienen nicht recht klug wurde, ob die Anfrage einen einfachen Bezug auf die Apfelküchlein hatte, fragte sie etwas barsch:

„Was meinst?"

„He, ob wirs zusammen versuchen wollten, 's Heiraten?" So im Klaren schluckte die Sophie zweimal, nahm eines der Küchlein zwischen Daumen und Zeigefinger streckte es dem Lönzi hin und entschloss:

„Warum nicht!"

Und da sie ihren jetzigen Bräutigam mit großem Behagen in das Küchlein beißen sah, fügte sie bei:

„Gell sie sind gut?"

So versprach sich der Leonz Wangeler. Vorläufig, das heißt solange er an dem Apfelküchlein zu schmatzen hatte, deuchte ihn das eine schöne und schmackhafte Sache. Nachher sah er sich seine zukünftige Frau genauer an und stellte fest, dass das mit dem schiefen Maul stimmte. Schließlich gab er sich auch so zufrieden, als ihm eine immerhin weiche Hand langsam vom Scheitel in den Nacken strich. Es war etwas gutes um eine Frau; da mochte man nun sagen was man wollte.

Die beiden Leutchen mussten wieder an ihre Maschinen. Die Wattenrollen wurden noch etwas unregelmäßiger als am Vormittag und es gab zwei Paar Augen, welche weder guten noch bösen Arbeitern zuzuschreiben waren, und welche ein merkwürdig schmunzelndes Licht ausstrahlten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Langsamen Schrittes gingen sie nebeneinander her, dem Mühlebach entlang. Das Wässerlein nahm von der Mühle weg

seinen Lauf durch die Wiesen, um sich etwa eine Stunde unterhalb des Schaufelrades allmählich in ein schlammiges Rinnsälein zu verwandeln, da die Wässerungsgraben ihm alles frische Wasser ableiteten. Alle dreißig Schritte gingen vor diesen Ausflüssen breite Schleusenbalken über den Fluss und bildeten kleine Brücklein.

Der Abend war wieder so klar wie tags vorher. Über die Ebene ging der dünne Rauch schwälender Herbstfeuer. In der Ferne hörte man den Leerlauf der Fabrik rauschen. Hin und wieder raschelten die Bäume und gelbe Blätter flatterten in der goldigen Luft. Leonz Wangeler hatte ein merkwürdiges Gefühl. Es war ihm, als müsste er nun etwas sagen, aber er hatte Angst etwas Dummes zu reden. Er hatte so wenig wie das magere Mädchen, welches neben ihm ging, viel mit weichen Stimmungen zu tun gehabt, und nun kam etwas über ihn, das ihn merkwürdig froh und bang zugleich machte. Als müsste er sich bei seiner Weggenossin Rat holen,' schielte er zu ihr hinüber. Er ging an ihrer Linken und hatte damit für sich und seine Liebste das gute Teil erwählt. Von dieser Seite war die Sophie Hunkeler beinahe hübsch. Die dunkeln Haare, welche sie wie alle Fabrikmädchen mit einigem Geschick zu ordnen wusste, lagen in breitem Band bis über die Mitte der kleinen Ohren. Die langen Wimpern hingen nachdenklich über den halbgeschlossenen Augen, und auch dem Mund sah man von der Seite die Schiefheit nicht an. Und weil dem so war, und die Stille des Abends über beiden lag, blühte ihre Gemeinschaft in einem guten Zeichen auf. Der Leonz nahm sachte ihre Hand und schritt mit einemmale ganz heiter und zufrieden mit seiner Liebsten fürbass. Sie sahen beide mit verwunderten Augen in den Abend hinaus. Als sie an einem der kleinen Schleusenbrücklein stehen blieben und die Betglocke zu läuten anhub, umhalsten sie sich und küssten sich. Sie haben das in ihrem künftigen Eheleben nicht mehr sehr oft getan. Nicht dass sie einander weniger zugeneigt geworden wären, aber die Abende waren von nun an geräuschvoller, der Tag schwer von kleinen Sorgen und die Nächte voll Müdigkeit und Schlaf. Jetzt aber gaben sie sich ihre Zärtlichkeiten mit verlangenden Herzen und seltsam warmen Lippen und konnten nicht satt aneinander werden.

Der Korb der Sophie Hunkeler lag umgestürzt am Bachbord und auf dem Wasser schwamm das braune Krugfläschlein fort, in welchem sie sich ihren täglichen Trunk mitnahm.

Jetzt fielen ihre Hände von einander ab, sie getrauten sich nicht mehr sich anzusehen und gingen mit Unbeholfenheit umeinander herum.

„Ja, ja" sagte der Leonz Wangeler und starrte mit frohen Augen dem tanzenden Schifflein auf dem abendroten Wasser nach:

„Ja, ja!"

Und als sie seinem Blicke folgend ihr Eigentum, welches so gemächlich dahintaumelte erkannte und ein Herrjeh in die Zufriedenheit blitzen ließ, hob Leonz mit Eifer seine Füße und setzte im Galopp dem Krüglein nach und brachte es atemlos und lachend wieder her.

„Du wirst denk mit den Herren reden müssen!"

Leonz nickte.

„Und denk zum Gemeindeschreiber wirst müssen!"

„Herrjeh, wird das ein Gerätsch geben im Dorf!"

Auch Leonz Wangeler hatte eben an das Gerede der Leute im Dorf gedacht und daran, dass er nun dem Meier werde absagen müssen wegen der Schafmatt.

„Ja, ja!" meinte er und überlegte dabei, dass er mehr hätte sagen sollen. Aber es kam ihm die andere Zukunft dazwischen und wälzte sich wie ein dunkles Gewölk über den neugeschaffenen zweisamen Himmel. Es verlangte ihn allein zu sein. Er hatte sein Rad des Abendspazierganges wegen im Geschäft stehen lassen. Sein Quartier war in einem Nachbardorfe und er fuhr sonst allabendlich hinüber. Nun machte er aus dem, was Absicht gewesen, eine Vergesslichkeit und einen Grund sich fortzumachen. Sie reichten sich nochmals die Hände. Dann ging er den Weg wieder zurück und sie schritt weiter, ein klein wenig erhobeneren Hauptes als es sonst ihre Art war.

Als er in die Nähe der Fabrik kam, schlug der Wachthund an. Beim Obermeister, welcher seine Wohnung neben dem Hauptgebäude hatte, klopfte er. Er habe sein Rad vergessen. Der Meister wunderte sich, fluchte ein Weilchen und schloss ihm den Schuppen auf. Leonz Wangeler hatte sein Rad um einige Fränklein erstanden. Es war ein uraltes Modell, mit einem mäch-

tig großen vordern und einem winzig kleinen hintern Rad. Es brauchte Kunst, auf das Vehikel hinauf zu klettern. Leonz steckte die Kerze seiner rot und weiß gestreiften Papierlaterne an und fuhr weg. Der Mond war über dem östlichen Wald aufgegangen und warf den gespenstischen Schatten des merkwürdigen Karrens und seines Lenkers auf die weiße Straße. Über dem Fluss stiegen Nebel auf und der Wind ging in langen Atemzügen durch die Äste.

Am gleichen Abend gab Lönzi in der „Sonne" dem Großbauer Meier seinen Bericht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen, nach einer tiefschläfigen Nacht und nachdem er mit klaren Sinnen seine Braut begrüßt hatte, ging Leonz Wangeler aufs Bureau. Er war noch einer von den Arbeitern, für welche das Privatkontor ein Heiligtum ist, in welches man nur im Sonntagsgewand froh, sonst aber mit beladenem Gewissen treten kann. Es gibt nicht mehr viel solche Arbeiter. Es ist heute so selbstverständlich, sich wegen jeden Haares in der täglichen Suppe mit den „Herren" auseinander zu setzen, in einem Ton der unter „Du und Du" steht, dass von dem Heiligtum nur dann etwas übrig bleibt, wenn der Zahltag zu holen ist und auch dann nicht mehr immer. Es kann wohl sein, dass dieses frühere Ansehen übertrieben war, aber es schuf neben der Furcht die Zufriedenheit und die Patriarchalität, weil Rüge und Lob untrennbare Geschwister sind; auch dann, wenn solch ein Lob erst gar nicht ausgesprochen wird. Wer rügt und nicht lobt, lobt, indem er nicht rügt. Aber das hat heute keine Bedeutung mehr, weil jeder von vornherein auch auf das Lob verzichten zu müssen glaubt. Leonz Wangeler aber war noch einer von den Alten. Er hatte ein starkes Abhängigkeitsgefühl vom Kontor. Das steigerte sich oft bis zur Beklemmung, wenn er mit dieser Einrichtung zu tun hatte; hingegen verspürte er eine große Zufriedenheit, wenn ihm durch Nichtbehelligung stillschweigend Anerkennung ausgesprochen wurde. Nun war das aber eine andere Sache; nun hatte nicht das Kontor mit ihm, sondern er mit dem Kontor zu tun. Nun würde er reden müssen. Zwei, drei Mal

schnaufte er vor der Türe, nahm sein schmieriges Käpplein ab und klopfte.

„Herein!“

Leonz Wangeler riss seine Hand von der Türfalle zurück. Das war doch merkwürdig, dass er nun reden musste dadrinnen. Davon reden, dass er heiraten möchte! Das hätte doch auch noch Zeit gehabt, weil sie doch noch die paar Wochen im Kästlein hangen mussten, er und die Sophie. Aber immerhin, sie hatte ihm gesagt, dass er mit den Herren werde reden müssen, warum sollte er es nicht heute tun? Zudem musste man doch für die Wohnung und den Hausrat sorgen, und das Geld war in der Fabriksparkasse.

Drinnen rief man ihn zum zweitenmale herein!

Leonz Wangeler schob sich so schmal er konnte durch die Tür und blieb stehen.

„So Wangeler, was ist?“

„Ich habe wollen — heißt das — wegen dem Geld komme ich, und ich hätte gern zweihundert Fränklein!“

„So so, zweihundert Franken möchte der Wangeler, so so, morgen könnt Ihr sie holen!“ Der Herr schrieb an seinem Brief weiter und sah nicht mehr auf. Da nahm Leonz Wangeler die Türe und ging; Adieu sagte er noch.

Als er draußen stand, gab er sich alle erreichbaren und grobschrötigsten Kosenamen. Wegen dem Heiraten war er drinnen gewesen, und jetzt hatte er nicht einmal etwas davon gesagt. Aber schließlich, es tat es auch noch morgen. Brummig machte er sich an seine Maschine; Sophie Hunkeler aber wappnete sich gegen allerlei trübe Gedanken. Als er am andern Morgen um sein Geld sah, wusste der Herr schon Bescheid und kam ihm mit Glückwünschen entgegen:

„Es sind dem Wangeler nur hundert Franken weggeschrieben worden, hundert gibt ihm die Firma. So und einen schönen Glückwunsch!“

„Aha!“, sagte der Wangeler Leonz und strich mit seiner rechten Hand an seinen Arbeitskleidern herunter:

„Aha!“

Dann aber sah er sich um, streckte seine Hand nach der des Herrn, schüttelte sie eine rechte Weile:

„Ich sag auch schönen Dank!“ ging mit starren Augen um das Pult herum, hielt auch dem jungen Herrn die Hand hin und schlurfte rückwärts zur Türe hinaus.

Ein Schleck war es, das Heiraten!

Man nahm eine Frau und bekam hundert Franken dazu. Es war einer ein rechter Narr, wenn ers nicht tat. Ja ja, das musste wohl so sein! Hundert ganze Fränklein! Er ging hinunter zur Sophie und meldete die Sache. Und wieder leuchteten den Tag über zwei Augenpaare ein merkwürdig schmunzelndes Licht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Vier Wochen später saßen sie zu neunt in der Sonne im hintern Sällein beim Hochzeitessen. Da waren *sie* zwei; ihr Bruder und seine Frau und ein Bruder ihres Vaters; von seiner Seite zwei Brüder und zwei weitverwandte Töchter, denen es um einen Mann zu tun war. Leonz hatte sie auf eine Anfrage hin aus lauter Guttätigkeit eingeladen. Dem Essen merkte man es nicht an, dass es etwa nur für Verwandte berechnet war. Die „Herren“ kamen für den Wein auf; so war der auch nicht gerade vom sauersten. Es wurde kräftig und ausdauernd Bescheid getan, und langsam kam eine gemütliche Fröhlichkeit zu stande. Der Alte fing an, Sprüche zu machen! Die Braut hatte keinen guten Tag. Sie sah grünbleich aus und hatte müde Augen, dazu, wie sie schon vor der Kirche gesagt hatte, einen sturmen Kopf. Leonz Wangeler hatte seine Gedanken auch nicht recht beieinander. Auch ihm flog hin und wieder ein Wirbelwind durchs Gehirn. So machten sie ein stilles und unansehliches Brautpaar aus. Aber sie klammerten sich mit ihren klarsten Gedanken aneinander an und in jedem war das Hoffen auf eine ruhige und gute Zukunft, in welcher sie einander die Sonnenplätzlein nicht streitig machen möchten. Nach und nach erhitzte der Wein auch ihre Sinne, und sie dachten an ein näheres Ziel und fuhren sich mit ungelenken Bewegungen über die rauhen Hände.

Der Alte zwinkerte zu ihnen herüber und stichelte: „He Lönzi, s'ist lang Tag?“

Leonz sah seine junge Frau mit erschrockenen Augen an, und da er sie über und über rot werden sah, fuhr auch ihm das Blut in den Kopf:

„Red nicht so saudumm!“ antwortete er. Der Alte saß eine Weile verdutzt hinter seiner Literflasche. Aber schließlich schenkte er sich das Glas voll und ging auf die Hochzeiter zu:

„Gsundheit dann und eine Schaar Kind! Nichts für ungut Frauelein!“

Die Ledigen kicherten. Man kam aus den Anzüglichkeiten nicht mehr heraus. Leonz Wangeler merkte, dass es auf sie nicht mehr ankam. Er ging vor die Türe und winkte seiner Frau heraus. Dem Wirt ließ er den Bericht, er solle für die Leute ungeniert sorgen, es werde alles in der Ordnung bezahlt. Dann gingen sie Arm in Arm auf Umwegen nach Hause.

Sie hatten eine kleine Wohnung vor dem Dorf gemietet. In einem zweistöckigen Häuslein. Im einen Stock lebte eine taube alte Frau, in den obern zogen sie ein. Drei Zimmerchen warens, die Küche eingerechnet. Sie stiegen ohne sich loszulassen die schmale Holztreppe hinauf und mussten sich ganz dünn machen, um nebeneinander Platz zu haben. Dann schloss Leonz die Türe auf, ließ seine Frau in die Stube treten und tat einen Blick durch das Gangfenster.

Es war Herbst. Auf dem gelbbraunen Grund der Baumgärten flatterten dürre Blätter und die Äste waren schwarz und kahl und bedrohlich.

Da kam den Leonz Wangeler wieder seine Zukunftsehnsucht an, und als er seiner Frau nach in die Stube trat, da hatte er den selben verlorenen Blick, welchen er seit Wochen nicht mehr gehabt, und mit welchem er früher hinter den Gäulen des Sonnenwirts saß, wenn er für diesen nach Feierabend noch Fuhrdienste tat. Er setzte sich neben Sophie auf einen Stuhl und sah an die gegenüberliegende Wand. Über dem Kanapee hing ein Muttergottesbild. Die heilige Mutter Maria trug ein Herz in den Händen, dieses war von einem Schwert durchbohrt. Er sah das Bild nicht. Er dachte an die Schafmatt. In zehn Jahren vielleicht, dachte er, und fing an zu rechnen . . .

Neben ihm saß seine junge Frau mit einem leeren, ein wenig traurigen Lächeln und wartete.

□□□

ARISTIDE BRIAND

Monsieur Briand va recevoir un visiteur. Il s'avance d'un pas un peu traînant, le dos légèrement voûté, le masque un peu dur, les traits fatigués. Il soulève la draperie. Les yeux, sous les sourcils épais, ne regardent point, ils rêvent. Mais vous vous avancez. Alors la main se tend, d'un geste brusque, l'œil s'illumine, la bouche, sous la moustache rude, se tord légèrement, redressée à droite en forme d'entonnoir et la voix un peu sourde, mais chaude, vous accueille d'une exclamation joyeuse. Peut-être va-t-il s'asseoir un instant pour vous inciter à l'imiter, mais bien vite, il va se redresser, il marchera à pas lents et glissants, en roulant dans ses doigts une cigarette, s'arrêtant de temps en temps, le dos à la cheminée ou les mains appuyées au dossier d'un fauteuil, comme au rebord d'une tribune, pour développer familièrement sa phrase toujours musicale et caressante.

L'homme est un nerveux qui n'est pas sanguin. Aussi a-t-il de la sensibilité mais pas de sentimentalité, des sensualités mais pas de passions, des vivacités mais pas de brusqueries.

Il est très intelligent. La lucidité, la limpidité fluide de la pensée, la faculté d'assimilation qui sait dégager de l'exposé le plus embrouillé l'essentiel et l'accessoire sont, chez lui, extraordinaires. Mais cet homme intelligent n'est point du tout un intellectuel. Il a horreur de l'idée et des idées. Il n'est point de ceux qui jonglent avec elles pour jouir de leur choc ou de leurs combinaisons. Il n'a même pas la curiosité intellectuelle qui fait ce que nos pères appelaient „l'honnête homme"; son défaut de culture est absolu et il n'en souffre pas.

Cette intelligence ne vaut que par ses qualités intuitives. La logique, l'ordre des idées, tels que nous avons l'habitude de nous les représenter, lui sont inconnus. Qu'on relise l'admirable série des discours de la séparation[1]), aucun n'apparaît avec les caractères de la grande composition oratoire, aucun ne rappelle ces grands monuments harmonieux et parachevés que l'art divin d'un Démosthène nous a légués; mais par contre nous avons la sensation que chacun d'eux, et dans chacun d'eux chaque phrase,

[1]) *La Séparation*, 2 volumes, 1908, Eugène Fasquelle éditeur, Paris.

chaque mot est un acte qui porte, qui atteint son but, qui veut quelque chose et l'obtient.

Sa vie est faite comme ses discours. Aucune action n'y est non plus méthodiquement ordonnée. L'homme ne commande point aux faits, mais ne se laisse jamais dominer par eux; il ne les prévoit pas, mais aucun ne le surprend. Ses ennemis diront de lui qu'il a de „l'astuce" et de la „fourberie", ses amis qu'il a de la „souplesse" et de la „veine", dans leur incapacité à apprécier cette qualité intellectuelle rare: en réalité, cette intelligence intuitive excelle à sentir et à comprendre directement ce qu'une intelligence rationaliste sera impuissante à découvrir dans le miroir de notre logique classique.

Cet intuitif est un volontaire. Mais ne nous trompons point sur le caractère de cette volonté. Nous concevons ordinairement la volonté comme la manifestation d'une raison logiquement ordonnée et qui tend vers cet ordre imposé de l'intérieur de l'être ou, dans son excès, comme l'entêtement qui se fixe parce que la série ordonnée est arrêtée dans la conscience. Chez un Briand la volonté sera de nature toute différente; elle ne sera que l'adaptation de l'individu considéré dans ses fins aux conditions naturelles de son action. L'homme ne voudra pas les faits, il voudra par les faits.

Ces caractères profonds de la personnalité expliquent, me semble-t-il, ses traits superficiels, son libéralisme qui fuit la discipline tout en haïssant le désordre, son réalisme, qui va droit au fait sans se soucier de l'idée dont a revêtu celui-ci, son apparente paresse, qui ne connaît point les gestes inutiles, enfin son charme d'homme privé, fait de spontanéité, de grâce nonchalante et volontiers silencieuse, mais aussi la sécheresse de la sensibilité, l'égoïsme d'enfant, la versatilité du cœur et de l'intelligence. Monsieur Briand a toutes les qualités par lesquelles on séduit, mais aucune de celles par lesquelles on retient et on attache. Il a suscité beaucoup plus de dévouement admiratif chez des camarades passagers d'action que chez ses proches. Je connais de ses collaborateurs immédiats qui lui furent très dévoués, mais qui ne lui ont jamais donné leur sympathie intellectuelle profonde. C'est chez ses anciens amis, pour la même raison, qu'il a soulevé les haines les plus implacables.

On comprend qu'autour d'un tel homme les légendes, pour la plupart défavorables, se soient multipliées. Il n'est presque aucun acte de sa vie qui n'ait été travesti par la haine des amitiés.

Mais la haine, même quand elle est excusable, n'a pas droit au mensonge et le devoir de l'historien est de dissiper les fausses légendes.

Contentons-nous de dénoncer ici les deux plus fameuses: celle du *grèvegénéraliste* et celle de l'anarchiste de Cluses.

M. Briand a été jadis, dans le parti socialiste, le propagandiste le plus autorisé de la doctrine de la *grève générale*. En soutenant cette thèse il a, nous dit-on, été guidé par les sentiments les plus honteusement démagogiques, il a fait appel aux passions les plus basses, il a excité l'envie prolétarienne sans souci des désastres qu'il pouvait aussi provoquer. Que valent ces accusations? Examinons les faits.

Quelle est la véritable thèse de la grève générale que soutenait, à l'époque où l'on se reporte ainsi, M. Aristide Briand?

Au congrès de la fédération des syndicats, tenu à Marseille en 1892, la question de la grève générale fut renvoyée à l'examen d'une commission qui désigna comme rapporteur le citoyen Briand. Voici les conclusions adoptées à l'unanimité par le Congrès:

„Considérant que la détestable organisation capitaliste dont dispose la classe dirigeante contre les travailleurs, a rendu impuissantes et vaines les tentatives amiables d'émancipation faites depuis un demi-siècle par la démocratie socialiste; qu'il existe entre le capital et le travail une opposition d'intérêt que les législateurs soi-disant libéraux n'ont pas voulu détruire;

„Qu'après avoir fait aux pouvoirs publics de nombreux et inutiles appels pour obtenir le droit à l'existence et au bien-être, la grande et universelle famille des travailleurs a acquis la triste et cruelle certitude que seule une révolution du travail pourra lui donner la liberté économique et le bien-être matériel, conformes aux principes les plus élémentaires du droit naturel;

„Que parmi les *moyens légaux* inconsciemment mis à la disposition des travailleurs, il en est un qui, habilement et pratiquement interprêté, doit assurer la transformation économique, en faisant triompher les légitimes aspirations du prolétariat;

„Que ce moyen est la suspension universelle simultanée de la force productive dans tous les métiers, c'est-à-dire la grève universelle, laquelle, même limitée à une période restreinte, conduira infailliblement le Parti Ouvrier au triomphe des revendications formulées dans son programme;

„Le Congrès décide:

1° Le principe de la grève universelle;

2° Les fédérations des syndicats et corporations et les Fédérations des Bourses du Travail sont invitées à répandre et à propager ces principes dans la masse des travailleurs, à étudier et préparer une organisation spéciale de la classe ouvrière française dans le but de fournir au Congrès international de 1893 un projet complet de grève universelle;

3° Le Premier mai doit être une date de consultation mondiale de tous les travailleurs, sans distinction de ceux qui sont syndiqués et de ceux qui ne le sont pas, sur le principe de la grève universelle."

Peut-on, de bonne foi, ne voir dans une telle thèse qu'un appel à la violence, au déchaînement des passions? L'opposition, au contraire, des moyens *légaux* de transformation économique à la révolution politique et insurrectionnelle, préconisée par certaines fractions du parti socialiste, n'est-elle pas significative d'un esprit réaliste et calme qui exclut toute violence?

Mais, nous dit-on, Briand soutient cette thèse avec les violents, les anarchistes du parti socialiste, c'est sur ces éléments qu'il s'appuie, c'est sur eux que repose son action socialiste.

Ici encore examinons les faits. Le parti socialiste, quand M. Briand y prend place, est divisé en trois fractions: comme tout parti politique il a sa gauche, son centre et sa droite. A droite, avec Jaurès et ses amis, nous trouvons les forces de sentiment qui vont de l'ordre bourgeois à l'idéal socialiste, dans un esprit de justice sociale; au centre, c'est la rigueur austère du guesdisme, construction intellectuelle, doctrinaire, de la raison raisonnante contre le sentiment, le guesdisme qui est hors de la vie, hors de la réalité mouvante des faits et des choses; et enfin, à la gauche du parti, nous trouvons encore des forces de sentiment avec les révoltés, les insoumis, les anarchistes qui vien-

nent au socialisme parce qu'il faut bien s'agréger à quelque chose mais qui ne subissent pas le joug patiemment.

Briand, dès qu'il entre dans le parti, sent bien que tout son tempérament le porte à lutter avec les forces de sentiment contre la formule, l'abstraction, le guesdisme.

Mais il sent bien aussi qu'on ne pourra rien contre le parti guesdiste, qui est alors dans toute sa puissance, si on ne trouve le moyen d'allier, sur une formule de combat, toutes les forces de sentiment de droite et de gauche, et c'est alors qu'il fait appel, avec un merveilleux sens politique, avec une remarquable conscience du gouvernement des passions, à sa théorie de la grève générale.

Il va se tourner vers les impulsifs, vers les révoltés de l'extrême gauche, et il leur dira: „oui, notre sentiment a raison contre la raison de M. Guesde; oui, ce n'est pas par la sèche doctrine mais par la vivante passion que le rêve d'une société régénérée se réalisera. Mais, prenez garde, la passion, si elle demeure désordonnée, s'épuisera et s'agitera en efforts divisés; il faut coordonner vos efforts, il faut agir de l'intérieur de la classe ouvrière par . . . l'organisation de la grève générale. Cette organisation, elle naîtra du développement normal de la force ouvrière par les *moyens légaux, inconsciemment mis à la disposition des travailleurs . . .*"

Et par là on rapprochera les révoltés de l'extrême gauche des évolutionnistes de droite, dans une action commune contre les guesdistes.

En réalité, cette doctrine, dans l'esprit de celui qui la soutient, n'est qu'un procédé tactique, le but poursuivi demeurant toujours la victoire des évolutionnistes, des réalistes avec lesquels Briand combat contre les doctrinaires et les dogmatiques.

Et cela est si vrai que, dès le premier moment, les révolutionnaires purs protestent contre cette doctrine et cette action au moins aussi fort que les guesdistes eux-mêmes. Ce sont les anarchistes de l'extrême gauche du parti qui traitent Briand „d'endormeur" de „porteur de foin", ce sont ces anarchistes qui sabotent sa réunion du théâtre Chare, à Marseille, c'est un anarchiste qui, à Lyon, tire un coup de revolver sur lui. Et quand il prononce, à Bruxelles, son fameux discours sur la grève géné-

rale, c'est à la demande même de Jaurès pour briser le bloc guesdiste. Je sais bien que de ce discours on a coupé un tronçon de phrase pour en accabler plus tard l'homme politique: „Allez à la bataille avec des piques, des sabres, des pistolets, des fusils: loin de vous désapprouver, je me ferai un devoir, le cas échéant, de prendre une place dans vos rangs . . ."

Phrase impie, phrase monstrueuse que l'on a dénoncée sur tous les tons, comme une excitation aux pires passions. Eh bien, replaçons-la, cette phrase, dans son texte, et elle va nous apparaître avec son sens véritable, sa portée réelle.

Le discours de Bruxelles repose sur l'idée suivante:

Les guesdistes prônent, comme besogne essentielle, l'organisation de la classe ouvrière pour la lutte politique aboutissant à la révolution politique . . . mais ne voyez-vous pas que le jour où vous deviendrez menaçants, le gouvernement bourgeois ne manquera pas de restreindre vos libertés naturelles, au nom même du respect de la loi? Certes, à ce moment, tous les amis de la liberté se feront un devoir de protester avec nous:

„Allez à la bataille avec . . ."

„Mais que feront vos piques contre les fusils et les canons de l'armée légale? Le temps des barricades est passé. Je sais bien que vous comptez que l'insurrection gagnera l'armée, mais ce n'est qu'un rêve, l'armée ne marchera pas contre la loi.

„Restez donc dans la légalité, préparez la révolution économique, la grève générale. Certes on pourra encore, pour briser votre mouvement, faire appel à l'armée. Mais quelle différence avec tout à l'heure! maintenant c'est vous qui êtes dans la légalité, et on ne fait pas marcher les soldats pour défendre la loi mais pour la violer. Et alors, mais alors seulement, il se pourra que ces soldats, trouvant devant eux des frères et des pères exerçant leur droit légal, tournent leurs fusils vers les chefs . . ."

C'est le développement, sous sa forme oratoire, s'adressant à des militants, de la thèse de la grève générale qui était formulée dans l'ordre du jour de Marseille.

Voilà à quoi se réduit la légende du *grèvegénéraliste*, propagée surtout par les guesdistes qui n'ont point pardonné à leur ancien adversaire.

La plaidoirie de Cluses a été exploitée d'une façon encore plus répugnante par les ennemis de M. Briand.

Le 18 juillet 1904 se produisait, dans le petit village alpin de Cluses, la plus horrible des tragédies sociales. Les fils Crettiez, au cours d'une manifestation pacifique de leurs ouvriers grévistes, tiraient des fenêtres de leur usine, pendant près d'un quart d'heure, de 40 à 60 coups de fusils sur une foule d'hommes, d'enfants, de vieillards, de femmes. Trois morts, une foule de blessés, tel fut le résultat de cet acte de folie.

La foule qui, frappée de stupeur, s'était dispersée, chacun cherchant un refuge, aux premiers coups de feu, revint, une heure après, criant vengeance, envahit les usines à la recherche des meurtriers que des gendarmes et des soldats avaient maîtrisés. Des scènes de pillage se produisent, on brise les machines, on allume des incendies.

A la suite de ces évènements tragiques les frères Crettiez furent traduits, en même temps que six ouvriers inculpés de pillage, devant la cour d'assises d'Annecy et jugés le 24 novembre 1904.

M. Aristide Briand qui défendait les ouvriers avec ses confrères Wilm et Lafont, prononça une admirable plaidoirie à la suite de laquelle les ouvriers furent acquittés.

De cette plaidoirie, la haine et l'envie se sont plu à extraire quelques phrases tronquées pour laisser croire que M. Aristide Briand avait, en l'occasion, fait l'apologie du meurtre, du pillage, de l'anarchie. Or il suffit de relire la plaidoirie[1]) pour se convaincre que c'est là la plus infame des calomnies.

On a tout d'abord détaché de l'exorde le passage suivant:

„Nous sommes ici par affinité de pensées et d'aspirations avec ces hommes, moins comme avocats plaidant pour des clients qu'en amis assistant des amis. Devant vous nous nous solidariserons en quelque sorte avec eux . . .“

Remarquons tout d'abord que la citation tronquée doit être complétée ainsi:

„Nous nous solidariserons en quelque sorte avec eux, *sinon dans les actes qu'ils ont commis, au moins dans l'expression*

[1]) *Cluses,* plaidoirie prononcée par M. Aristide Briand; édition de „*la Vie Socialiste*“, 3 rue de Pondichéry, Paris.

de douleur, d'indignation et de colère qui les a irrésistiblement poussés à les commettre . . ."

Expliquons d'autre part dans quelles conditions ces paroles furent prononcées.

L'avocat des fils Crettiez, M. Descotes, avait insisté devant le jury sur le fait que les ouvriers avaient fait appel à des avocats étrangers à la région. M. Briand lui répond:

„Messieurs, si mes clients qui sont des Laroisiens, eux aussi, et qui aiment leur pays, ont fait appel, pour leur défense, à des avocats parisiens — j'allais dire étrangers — ce n'est pas qu'ils aient méconnu le talent de mes confrères des différents barreaux de la région . . . Mais si nous sommes venus ici, mes confrères Wilm, Lafont et moi, ce n'est pas seulement, ce n'est pas surtout par des raisons d'ordre professionnel. Nous sommes ici par affinité de pensées . . .“

Si nous rappelons que Wilm, Lafont et Briand étaient tous trois membres du parti socialiste, on comprendra aisément le sens et la portée de la phrase fameuse de *solidarité.* (!)

On a incriminé une autre phrase de la plaidoirie en la tronquant encore de la façon suivante:

„Vous me rappellerez qu'on a mis le feu à l'usine, que les dégâts ont été énormes, que de merveilleux instruments de progrès ont été pulvérisés sous les marteaux. C'est fâcheux, c'est regrettable, mais mieux vaut cent fois ce désastre matériel que des cadavres offerts en holocauste au principe d'autorité . . . Je m'élève contre cette doctrine abominable et qui n'est plus de notre temps, d'après laquelle le respect de la propriété et de l'ordre devrait toujours être imposé . . . Le salut de la société exige, paraît-il, que l'on fasse des soldats français un tel emploi . . .“

Ceux qui se font les colporteurs immoraux de ces textes pour démontrer l'immoralité de M. Briand, oublient de signaler qu'en tronquant et rapprochant ces phrases, on en fausse entièrement le sens. Il suffit, pour le prouver, de rétablir le contexte.

Après avoir rappelé le mot sinistre du père Crettiez déclarant, après avoir fait venir des caisses pleines d'armes chez lui: „ces gaillards-là (les grévistes) je me charge bien de les mâter“, M. Briand continue:

„Vous avez dit, M. Descotes, qu'à la mairie vous auriez préféré voir, à la place de M. Drompt qui est d'un caractère timide, un homme du tempérament de Claude Crettiez. Je crois avec vous qu'il aurait bien vite eu raison de la grève; il en serait venu à bout certes mais d'une manière sinistre et le cimetière de Cluses eût été trop étroit pour contenir tous les cadavres.

„Seulement, si à la place de M. Drompt il y avait eu M. Dauset, le maire actuel que vous avez vu à cette barre, ivre d'autorité, impatient d'exercer par la force ses nouvelles fonctions, et si à côté de lui, comme commandant d'armes, s'était trouvé certain lieutenant dont vous n'avez pas oublié l'attitude, je n'ose envisager ce qui se serait passé dans la soirée du 18. On ne peut se le demander qu'en frémissant.

„*Vous me rappellerez qu'on a mis le feu à l'usine; que les dégâts ont été énormes, que de merveilleux instruments de progrès ont été pulvérisés sous les marteaux. C'est fâcheux, c'est regrettable, mais mieux vaut cent fois ce désastre matériel que des cadavres offerts en holocauste au principe d'autorité.*

„*Je m'élève contre cette doctrine abominable et qui n'est plus de notre temps, d'après laquelle le respect de la propriété et de l'ordre devrait toujours être imposé*, quelles que soient les circonstances et les cas, même par la force, même dans le sang.

„Un soir de manifestation, au cours du mois de mai, on avait arrêté des grévistes et pris leur noms en vue de poursuites qui eurent lieu plus tard. Mais, dans un but de pacification facile à comprendre, à la demande de leurs camarades, on les rendit à la liberté quelques minutes après leur arrestation. Les manifestants satisfaits, se dispersèrent aussitôt. Cela n'était-il pas préférable à une collision sanglante? Non, il paraît qu'on avait eu tort d'agir ainsi. Le principe d'autorité exigeait qu'on maintînt les arrestations sous les yeux des grévistes. La surexcitation de ceux-ci en eût été portée au paroxysme. Tant pis pour eux; à leur intention, il y avait des baïonnettes au bout des fusils, des balles dans les cartouchières des soldats. *Le salut de la société exige, paraît-il, que l'on fasse des soldats français un tel emploi.* C'est pour cela, Messieurs les jurés, pour cette besogne, que la Nation envoie vos fils à l'armée!

„Pour moi, je ne saurais trop féliciter les officiers, comme le capitaine Lapierre, auquel je suis heureux de rendre ici un public hommage, qui savent concilier à propos leurs sentiments d'humanité avec le souci de l'ordre."

Et quoi! ce sont ces seules paroles, car tout le reste de la plaidoirie n'est remarquable que par la forte logique des déductions et l'éloquence de l'exposé, ce sont ces seules paroles qui suffiraient à faire de l'orateur l'apologiste éhonté de je ne sais quelles violences anarchistes.

Pour ma part je ne peux voir dans la plaidoirie de Cluses qu'un merveilleux plaidoyer pour la plus juste des causes.

Et voilà qu'à la lumière des textes et des faits se dissipe la légende de l'anarchiste de Cluses après celle du grèvegénéraliste!

Il est d'autres légendes, propagées par les ennemis de M. Briand, qui sont d'autres calomnies. Mais à quoi bon nous attarder à les discuter?

La seule question intéressante est celle de savoir pourquoi elles sont nées et comment elles ont pu se répandre. Je crois que l'esquisse psychologique que j'ai essayée ici, au début de cet article, répond à la question, dans la mesure du possible.

PARIS ETIENNE ANTONELLI

□□□

Nous connaissons la vérité non seulement par la raison, mais encore par le cœur; c'est de cette dernière sorte que nous connaissons les premiers principes, et c'est en vain que le raisonnement, qui n'y a point de part, essaie de les combattre. Les pyrrhoniens y travaillent inutilement. Nous savons que nous ne rêvons point, Quelque impuissance où nous soyons de le prouver par raison, cette impuissance ne conclut autre que la faiblesse de notre raison, mais non pas l'incertitude de toutes nos connaissances, comme ils le prétendent. Car la connaissance des premiers principes, comme qu'il y a espace, temps, mouvement, nombres, est aussi ferme qu'aucune de celles que nos raisonnements nous donnent. Et c'est sur ces connaissances du cœur et de l'instinct qu'il faut que la raison s'appuie, et qu'elle y fonde tout son discours. PASCAL

□□□

REISEERINNERUNGEN
AN DIE SCHWEIZ VON ZWEI ZEITGENOSSEN SHAKESPEARES

„Da die besten und edelsten Geister am meisten darnach trachten, fremde Länder zu sehen, und da man kaum einen Menschen finden kann, der so stumpf, träge oder boshaft ist, solche zu entmutigen, die darnach dürsten, ihre Kenntnisse durch Reisen zu vertiefen, so wäre es für mich eine überflüssige und zwecklose Aufgabe, wollte ich zum Reisen besonders auffordern." Mit diesen Worten beginnt der eine der beiden Zeit- und Landsgenossen Shakespeares, Moryson[1]), seine allgemeinen Betrachtungen über das Reisen. Wenn wir unsere vaterländische Geschichte kennen lernen, lesen wir in Professor Oechslis Quellenbüchern Berichte deutscher, italienischer, französischer und spanischer Autoren über schweizerische Verhältnisse des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts; aus England aber treffen wir eine einzige Quelle, John Bales lateinisch geschriebenes Vorwort einer Kirchengeschichte als Huldigung für vier schweizerische Reformatoren. Bei den reichen Wechselbeziehungen, die namentlich im Reformationszeitalter zwischen England und der Schweiz und speziell mit Zürich bestanden, und die Herr Professor Vetter in Zürich so trefflich beleuchtet hat, hätten englische Quellen zur Belebung des heimatlichen Geschichtsunterrichtes wohl in ausgiebigerer Weise herangezogen werden dürfen.

Fynes Moryson und Thomas Coryat[2]) haben, unabhängig von einander, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ihre Reisememoiren, von denen ein großer Teil auf die Schweiz entfällt, aufgeschrieben. Beide sind akademisch gebildete Männer von gutem Urteil, scharfer Beobachtungsgabe und vorurteilsloser Betrachtungsweise. Moryson neigt etwas zu Pedanterie und ängstlicher Vorsicht, Coryat ist freier, weltmännischer. Fyne Morysons Reisen auf dem Kontinent fallen in die Jahre 1591—95; in den beiden nächsten Jahren besuchte er Jerusalem und Konstantinopel. Als nahezu Dreißigjähriger erhält er von seiner alma mater Cambridge die Erlaubnis, auf Reisen zu gehen. Als ein mit Geld-

[1]) Fynes Moryson, *An Itinerary.* London 1617. Neudruck Glasgow 1907/8.
[2]) Thomas Coryat, *Crudities.* London 1611. Neudruck Glasgow 1905.

sachen sehr vertrauter Mann (er notiert auf seinen Reisen peinlich jeden Batzen, den er ausgibt) geht er vor seiner Orientreise mit einer Art Versicherungsbureau einen merkwürdigen Kontrakt ein: er deponiert dort 400 Ł; kommt er wohlbehalten von Konstantinopel und Jerusalem zurück, so zahlt ihm das Bureau 1200 Ł aus; kommt er aber auf seiner Reise um, so sind die 400 Ł verwirkt. Welche Unfallgesellschaft würde heutzutage auf einen solchen Kontrakt eingehen? —

Von Konstanz her kommt er mit dem Boot nach *Schaffhausen*, dessen Blüte er durch den Gewinn erklärt, den das Umladen der Schiffe hier abwirft. „Am Ufer des Stroms, zur Stadt gehörend, ist ein hübscher Anger, wo die Bürger zusammenkommen, um sich im Büchsen- und Armbrustschießen zu üben. Da ist auch eine Linde, die so viel Schatten spendet, dass sie oben eine Art Zimmer hat mit einem Bretterboden, Fenstern an den Seiten und einem Hahn. Dreht man diesen, so fällt aus verschiedenen Röhren Wasser in ein Gefäß, um Gläser zu spülen und dergleichen. Und hier pflegen die Bürger zusammen zu trinken und zu schmausen, zu welchem Zwecke sechs Tische vorhanden sind.“ In Schaffhausen wurde Moryson von Dr. Johannes Ulmer[1]) freundlich aufgenommen, wie wir aus einem Briefe erfahren, den er von Basel aus am 24. Mai 1592 an seinen Schaffhauser Freund richtet. Ulmer hatte Moryson den Rat gegeben, zu Fuß über Eglisau nach Zürich zu wandern. Der Engländer befolgte diesen Rat, litt aber sehr unter den ihm ungewohnten Strapazen des Fußwanderns. In Zürich verabschiedet er den Führer, den ihm Dr. Ulmer mitgegeben hatte, gibt ihm einen Gulden und fünfzehn Kreuzer, zahlt ihm alle seine Auslagen und legt sich, erschöpft von dem zehnstündigen Weg, zum Schlafe nieder. „Nach vier Stunden, siehe, da trat dieser Ehrenmann wieder in mein Zimmer, mit einem Kranz von Rosen auf dem Haupt, mit Glas und Krug in den Händen und wohl versehen mit Tranksame; ich war noch halb im Schlaf und rieb die Augen, als hätte ich eine Vision gesehen. Durch sein Zutrinken und die Aufforderung, ihm Bescheid zu tun, wurde ich aber gewahr, dass es sich um keine Vision handle. Eine geschlagene Stunde tranken wir zusammen, dann

[1]) Ulmers Porträt war kürzlich auf der Schaffhauser Bildnisausstellung (1500—1900) vertreten.

ging er nun wirklich weg und in seinem trunkenen Zustande konnte er nichts klügeres tun, als mir, der ich nüchtern war, die Zeche von 48 Kreuzern zur Bezahlung zu überlassen."

Die Beschreibung der Lage und Bauart, der Mauern und Wälle der Städte ist jeweils sehr exakt und eingehend. Von den *Zürchern* sagt er: „Die Bürger haben eine Gepflogenheit, dass, wenn sie gegen den Feind ziehen, sie ihre Pfarrer vor die Front stellen oder dahin, wo sie auch der Gefahr ausgesetzt sind." Ein dreistündiger Ritt bringt ihn nach *Baden*. Der Engländer muss des italienischen Humanisten Poggio berühmten Brief über die Bäder von Baden aus dem Jahre 1416 gekannt haben, denn einzelne Partien seiner Schilderung sind eine direkte Übertragung von Stellen aus Poggios Brief. Es zeugt dies für Morysons Phantasie- und Temperamentlosigkeit; Coryat würde sich das nie haben zu schulden kommen lassen. Es ist erstaunlich, wie das vergnügliche Badener Badeleben, das der aretinische Humanist und Sekretär der päpstlichen Kurie so anschaulich schilderte, zwei Jahrhunderte lang sich intakt erhalten konnte. Sogar die strengeren Engländer neigen zu Poggios vernünfiger Ansicht: „Hier allein weise sein zu wollen, wäre die höchste Torheit gewesen." Dreißig Bäder sind vorhanden, dazu noch zwei außerhalb der Stadttore für die armen Leute. „Von diesen Bädern ist eines so heiß, dass es die Borsten eines Schweines wegbrüht. Manche, die keine andere Krankheit als Liebesweh haben, wie sehr sie auch körperliche Gebrechen vorschützen, kommen hieher, um geheilt zu werden und manchmal haben sie Erfolg. Weiber kommen hieher so kostbar gekleidet, als wenn sie zu einer Hochzeit kämen; denn Männer, Weiber, Mönche und Nonnen sitzen alle zusammen im selben Wasser, getrennt durch Bretter, aber doch so, dass sie gegenseitig sprechen und sich berühren können. Es ist hier eine Regel, aller Traurigkeit aus dem Wege zu gehen, noch ist irgend welche Eifersucht gestattet. Die Wasser sind so klar, dass man einen Penny auf dem Grund sehen kann; und weil Melancholie verbannt ist, ergötzen sie sich mit viel Zeitvertreib, während sie im Wasser sitzen: nämlich mit Kartenspiel, mit Aufwerfen und Auffangen von kleinen Steinen, zu welchem Zweck sie ein Tischchen haben, das auf dem Wasser schwimmt, auf dem sie manchmal auch essen." Dann folgen Angaben, wo-

für diese Bäder gut sind und die Mitteilung, dass sie besser für Weiber als für Männer taugen.

Weiter geht der Ritt nach *Basel.* Bei der Basler Brücke ist es interessant, Morysons Worte durch Coryats Auslassungen zu ergänzen. Moryson: „Die Holzbrücke, welche die kleine und große Stadt verbindet, ist breit genug, dass zwei Wagen zugleich hinüberfahren können." Coryat, sechzehn Jahre später: „Die Holzbrücke ist ein gemeines, elendes Ding, zusammengefügt aus vielen rohen Planken und unebenen Holzstücken, die ziemlich lose hängen, so dass ein Fremder, der den Weg nicht kennt, Angst hat, hinüberzureiten. Ich wunderte mich, bei einer so schönen Stadt eine solch liederliche Brücke zu sehen[1])." Petersplatz und Pfalz, die Denkmäler im Münster und im Rathaus werden von Moryson hervorgehoben.

1595 kommt Moryson von Bergamo nach *Graubünden;* trotz der Fastenzeit, die auch von englischen Reformierten beobachtet wird, bricht er beim Alpenübergang das Gebot, denn, fügt er entschuldigend bei, „alle Reisenden pflegen ihr Fasten zu brechen, wenn sie über die Alpen ziehen". Sein Weg führt aus dem Veltlin über den Berninapass nach Chur. „Ich selbst, überdrüssig, länger auf Reisegefährten zu warten und heftig darnach verlangend, in meine Heimat zurückzukehren, überschritt ganz allein (was, wie ich glaube, wenige oder niemand je tat) die Alpen, von Bergamo nach Chur, abgesehen davon, dass ich manchmal einen Laufburschen mietete, um neben meinem Pferd her zu gehen und mir ein paar Meilen weit als Führer zu dienen. Auf dieser Reise durch Graubünden erklomm ich manchmal (nicht ohne Entsetzen) sehr steile Partien des Gebirges, lag mit dem Gesicht auf dem Hals des Pferdes, dessen Zügel ich ihm überließ, und hielt mich mit der einen Hand an seiner Mähne und mit der andern am Sattel. Wehe mir, wenn dannzumal Mähren vorbeigekommen wären, bei deren Anblick mein Pferd so wütend zu werden pflegte, dass manchmal bei engen Stellen und steilen Abstürzen in tiefe Täler ich gezwungen war, abzusteigen und zu Fuß den Zügel zu

[1]) Auf einer lavierten Federzeichnung in der öffentlichen Kunstsammlung in Basel (Scheibenriss des Standes Basel), mit Monogramm Tobias Stimmers und Jahrzahl 1579, erscheint die Basler Rheinbrücke wie eine Illustration zu Coryats Worten.

halten. Und doch war es manchmal so wild, dass es abseits setzte und bis zum Sattelsaum in den Schnee sank, so dass ich es kaum wieder herausbrachte." Gegen Chur zu hat Moryson weitere Abenteuer zu bestehen. „Aus dem Walde bei Lanzi (Lenzerheide?) hörte ich im Zwielicht des Abends mehr als hundert Wölfe heulen und weil es gegen die Nacht hinging, hatte ich einen Bauernburschen engagiert, mich nach der Stadt zu führen. Dieser zitterte vor Angst und verlangte, dass ich meinen Karabiner bereit hielte, um auf sie zu schießen; denn er sagte, nichts erschrecke sie so sehr als Pulvergeruch. Ich hieß ihn hellauf sein, weil die Wölfe mit einer Beute beschäftigt schienen und die Stadt in der Nähe war. Ich versprach ihm, ich würde ihn nicht im Stiche lassen und würde ihn im Notfalle hinter mir reiten lassen. Aber die Furcht verlieh ihm Flügel, so dass er so schnell lief, wie mein Pferd traben konnte, und in kurzer Frist kamen wir nach Lanzi." Eine Stunde widmet Moryson der Stadt Chur und reitet weiter nach Wallenstadt.. Hier und an andern Stellen klagt er sehr über die schweizerischen Längenmaße: „die Schweizermeilen sind so lang und von so unsicherem Maß, da sie ihre Reisen nach Rittstunden, nicht nach Meilen messen." Da Moryson in Venedig sein Geld für Frankreich nicht wechseln konnte, macht er einen Abstecher nach Genf, um das dort zu besorgen. Von Zürich aus führt ihn sein Weg über *Solothurn*. Nach den naïven etymologischen Erklärungen seiner Zeit deutet er Solothurn als „Turm der Sonne" oder als „nur aus Türmen bestehend". Weiter gehts über Aarberg, Morion (Murten) und Avenches, das alte Aventicum. Der fünfte Tag führt ihn nach Lausanne und *Genf*, das topographisch sehr eingehend geschildert wird.

In jener Zeit, da das Reisen noch nicht zur Mode geworden war, wurden akademische Bürger von Kollegen in fremden Städten freundlich aufgenommen und in jeder Weise gefördert. Coryat kann nicht genug rühmen, wie liebreich ihn die Zürcher Humanisten aufnahmen; Moryson hat in Genf Zutritt zu Beza. „Hier hatte ich große Befriedigung. mit dem verehrungswürdigen Vater Theodor Beza zu sprechen und zu verkehren, der von Statur etwas hoch war, korpulent und starkknochig und einen langen, dicken, schneeweißen Bart hatte. Er sah wie ein ernsthafter Senator aus und hatte ein breites, aber nicht feistes Gesicht, und allgemein

würde er durch seine gewinnende Persönlichkeit, Freundlichkeit und Ernst sogar solche, die ihn am wenigsten liebten, zur Ehrerbietung gezwungen haben. Ich ging mit ihm zur Kirche und während ich auf seine Rede horchte, geschah es, dass ich unter dem Kirchentor den Opferkasten für die Armen mit den Fingern berührte, welchen Irrtum der verehrungswürdige Mann alsbald bemerkte. Denn in Italien hatte ich die Gewohnheit angenommen, nach der Art der Papisten meine Finger zum heiligen Wasser zu tauchen, damit nicht das Unterlassen einer allgemein gebräuchlichen und so unbedeutenden Gepflogenheit mich als einen Reformierten vermuten ließe und mich in beträchtliche Gefahr brächte. Und so berührte ich gleicherweise den Armeleutekasten, da ich irrtümlicherweise wähnte, es sei das Weihwasserbecken. Ich sage, er nahm alsbald meinen Irrtum wahr, fasste mich an der Hand und ermahnte mich, hinfort diese üblen Sitten, die man so schwer überwinde, zu meiden."

Von Genf reitet Moryson nach Bern. *Luzern* hat er nicht selbst gesehen, wohl aber folgendes davon gehört: „Bei Luzern, das ich nie sah, ist ein wunderbarer See, an dessen Ufern, wie es heißt, Pilatus, als Richter gekleidet, einmal des Jahres wandelt; und wer immer ihn sieht, stirbt im selben Jahr." Von *Bern*, wo er das Münster und dessen Umgebung, sowie die Laubengänge bewundert, reist er über Solothurn und Basel nach Straßburg. In der Nähe von Solothurn frappiert ihn ein Denkmal, das einen Sieg der Schweizer über die Engländer feiert. Die Inschrift darauf notiert er folgendermaßen:

„Ritterlich erschlagen die Englisch guckler Anno 1425, arme Jucke."

Als richtiger Engländer kann er nicht an eine englische Niederlage glauben, findet auch in zeitgenössischen Chroniken keine rechte Bestätigung und will es den Historikern überlassen, diesen Punkt aufzuklären.

Als vorsichtiger Mann hat Moryson sein Geld gut versteckt: zum Teil eingenäht ins innere und äußere Wams, anderes unten in einer hölzernen Büchse, bedeckt mit einer übelriechenden Salbe gegen Krätze und schließlich sechs französische Kronen, in Tuchlappen gewickelt mit eingesteckten Nadeln „als wäre ich ein braver Ehemann, der die eigenen Kleider flickt". Diesen Knäuel trägt er in der Hosentasche, damit man erst recht glaube, es sei etwas

wertloses. Auf französischem Gebiet, wo er von marodierenden Soldaten überfallen wird, bewähren sich seine Versteckungskünste; Salbenbüchse und Knäuel werden ignoriert und nur das eingenähte Geld findet Liebhaber.

Für Moryson gehört die Schweiz zu den sieben Gegenden, wo Reisende Summen Geldes mit großer Sicherheit bei sich tragen können. Ein langes Kapitel widmet er dem Geldwechsel und den Münzstätten der verschiedenen Länder, um dann mit behaglichen Ausführungen über das Reisen im allgemeinen seinen eigentlichen Reisebericht abzuschließen. Es folgen freilich noch langatmige Abhandlungen über die Geschichte und staatlichen Einrichtungen der Länder, die er bereist hat; sie fallen aber aus dem Rahmen des Werkes heraus und beruhen nicht mehr auf persönlicher Anschauung, sondern sind nachträglich kompiliert. In den allgemeinen Bemerkungen erteilt Moryson Ratschläge, die man heute noch manchem reich gewordenen shop-keeper aus Albion mit auf die Reise in die Schweiz geben könnte. Er rät, sich möglichst dem Lande anzupassen, in dem man längere Zeit weilt, dessen Sprache zu lernen und nicht mit den eigenen Landsleuten zusammenzusitzen. Als Vorschule für Auslandsreisen empfiehlt er den Engländern Deutschland, damit sie dort lernen ihren Stolz etwas zu dämpfen. „Da wir viel Beihilfe von unsern Dienern haben und die Gesellschaft geringer Leute beim Schlafen oder beim Essen verschmähen, können wir dort lernen, uns selbst zu bedienen, wo der, der in einen Schuhmacherladen kommt, die passenden Schuhe selbst herausfinden und anziehen muss. Dort lernen wir, die Gesellschaft geringer Leute zuzulassen, wo manchmal arme Teufel, ja sogar Fuhrleute in betrunkenem Zustande uns als Bettgesellen gegeben werden. Und solche Leute sitzen oft bei uns am Tisch und mancherorts trinken sie immer rund um, so dass wir wie Männer mittun und ihnen aus dem selben Becher zutrinken müssen. Dort können wir lernen, Hausmannskost essen und in armseligen Betten liegen. Aber alle, die als Fremde durch Deutschland ziehen, sind im allgemeinen unter diesem ehrlichen Volke durch keinerlei Betrügereien gefährdet.“ Über die Auslagen äußert sich Moryson: „50 oder 60 Pfund Sterling genügten zu meiner Zeit, als ich über dem Kanal war, um aufzukommen für Kost, Kleider und mäßige Vergnügungen

bei zwei Reisen jährlich im Frühjahr und im Herbst.“ Er warnt die Engländer davor, zu trinken und zu schmausen wie die Deutschen, unenthaltsam zu leben wie die Italiener und zu prassen wie die Polen, und fügt einen Rat hinzu, den heute noch viele Engländer befolgen: „Ich kann hierin unsere Landsleute empfehlen, die zwar zu Hause verschwenderisch Geld ausgeben, jenseits des Kanals aber eher darnach trachten, ihre Ausgaben einzuschränken, um ihre frühere Verschwendung wieder auszubalancieren.“

Morysons Abneigung gegen Fußwanderungen kennen wir bereits; das Reiten aber ist teuer: „Pferde kann man pro Tag für sechs oder sieben Batzen mieten, allein die Ausgaben des Reisenden werden dadurch verdoppelt, dass er ebensoviel für die Tage auslegen muss, in denen das Pferd leer heimkehrt; dazu muss er noch einen Diener engagieren, um das Pferd zurückzubringen und auch dessen Auslagen unterwegs tragen, die in jenen Gegenden, die Wein hervorbringen, besonders anschwellen.“ Große Angst hat Moryson vor den Alpenübergängen, besonders vor Furka und St. Gotthard. „Niemand kann hinüber, bevor die Beamten, die zur Besorgung der Pässe ernannt sind, diese geöffnet haben. Über die Alpen gegen Genf und Savoyen werden die Reisenden manchmal auf Schlitten befördert, manchmal kriechen sie hinüber auf Händen und Füßen, mit Handschuhen und tüchtig genagelten Schuhen, und so oder so werden sie von den Führern immer gewarnt, ihre Augen von den Abstürzen in tiefe Täler abzuwenden. Denn manchmal passiert es, dass bei einer Ecke oder Biegung der Schlitten, auf dem der Passagier sitzt, überworfen wird und über einem schrecklich tiefen Tal hängt, so dass des Reisenden Kopf unten und die Fersen oben sind; wehe ihm dann, wenn er loslassen oder wenn das Geschirr, das den Schlitten ans Pferd bindet, brechen sollte. Ja, sogar Maultiere und Esel, die sehr langsam und daher sehr sicher gehen, fallen doch manchmal in tiefe Täler und kommen so im Schnee um.“

Recht anerkennend spricht sich unser Engländer über die schweizerische Bauart aus, seien die Häuser nun aus Haustein oder als Fachwerkbauten aufgeführt. Das größte Lob spendet er der Bauart Berns. Vom schweizerischen Handel hält er nicht viel; er bestehe hauptsächlich darin, Schweizer Vieh gegen delikate italienische Weine auszutauschen, trotzdem die Schweizer eigent-

lich gute Weine im eigenen Lande hätten. An Industrie nennt er Wollspinnereien: „Einige Schweizerkantone verdienen viel mit Wollspinnen, wobei sie Tücher von 134 Ellen fabrizieren; und damit nicht Habgier privater Leute dem Gemeinwohl Schaden zufüge, so ernennen sie Aufseher für dieses Gewerbe, die alle Betrüger strenge bestrafen und einzelne peinlich."

Eine eingehende Schilderung der damaligen Schweizertracht übergehe ich und schließe Fyne Morysons Ausführungen mit einer allgemeinen Charakteristik der Schweizer ab: „Die Schweizer sind bürgerlich, da ihr Adel schon seit langem durch Volkserhebungen ausgerottet worden ist. Sie sind hauptsächlich Kriegsleute und beharrliche Trinker, aber selten oder nie streiten sie unter sich, weil die Gesetze große Bußen auf die legen, die sich vergehen, und der strenge Richter verschont sie nie. Von Dieben oder Mördern hört man sehr selten oder nie unter ihnen, sowohl wegen der Strenge des Gesetzes und dessen strenger Handhabung, als auch deshalb, weil sie zu Hause arbeitsam sind, und, um Armut zu vermeiden, eher geneigt sind, in ausländischen Kriegen zu dienen, als auf unrühmliche Weise zu Hause zu leben . . . Als Nahrung haben sie Honig, Butter und Milch in Hülle und Fülle, viel Wildbret aus den Alpen und besonders gute Fische aus ihren vielen Seen. In Gasthäusern bekommt man sein Essen für sechs oder sieben Batzen. Sie sind gastfreundlich Fremden gegenüber und unter sich selbst haben sie Schützenhäuser, wo sie zusammenkommen und mit Armbrust und Büchse schießen. Dort essen sie manchmal gemeinsam und laden Gäste in diese Häuser wie in ein Wirtshaus ein. Und bis zum Ende geht es dort anständig her, da die Tische der Behörden und aller Arten von Männern alle im gleichen Raum sind. Im Essen sind sie mäßig und im Trinken herrscht viel weniger Übermaß als bei den Sachsen und etwas weniger noch als bei den Oberdeutschen. Sie haben strenge Gesetze, um Trunkenbolde für ein Jahr ins Gefängnis zu werfen, und bei feierlichen Festen wird die gemeine Menge ermahnt, sich bescheiden zu benehmen; aber die Trunksucht hat solche Gönnerschaft unter den Besten, dass sie nicht ausgetilgt werden kann. Sie rühmen sich ihrer ehemaligen Mäßigkeit und sagen, Überschwang sei mit der Annahme von Militärpensionen von ausländischen Fürsten in ihr Land gekommen."

WINTERTHUR PAUL FINK

(Schluss folgt.)

VERGESSENE NUTZPFLANZEN

Die Quellen der Kulturgeschichte fließen immer spärlicher als die der Geschichte selbst. Die Kulturgewohnheiten eines Zeitalters werden von den Zeitgenossen immer als etwas selbstverständliches hingenommen, so dass sie im Gegensatze zu den politischen Veränderungen rasch vergessen werden. Deshalb ist es meist nur auf indirektem Wege möglich, sich ein Bild des Kulturlebens vergangener Zeiten zu machen.

Das was sich von den Quellen der Kulturgeschichte im allgemeinen sagen läßt, das gilt auch von *dem* Teil der Kulturgeschichte, der der Botanik zugehört, nämlich der Kenntnis der Kultur- und Nutzpflanzen vergangener Zeitalter. Direkte Anhaltspunkte über sie gibt es nur sehr wenige und nur mühsam konnten im Verlauf mehrerer Jahrzehnte einige Züge der Kulturgeschichte der Nutzpflanzen zusammen gestellt werden.

Wie schwierig es ist, die Geschichte der Kulturpflanzen, ja oft die der wichtigsten zu kennen, geht daraus hervor, dass es eingehender botanischer Untersuchungen bedurfte, um von ganz bekannten Kulturpflanzen festzustellen, dass sie aus Amerika stammen und also erst *nach* seiner Entdeckung und *nach* derjenigen der Buchdruckerkunst zu uns gekommen sind. Ganz bekannt ist, dass die Kartoffel, der Tabak und der Mais aus Amerika stammen, aber erst im Jahre 1883 zeigten Asa Grey und Hammond Tumbull, dass das, was wir gewöhnlich unter dem Namen Bohnen verstehen, also unsere Stangenbohnen und Höckerli *(Phaseolus vulgaris)* den Nord- und Südamerikanern *vor* der Entdeckung Amerikas durch die Europäer bekannt waren und von dort zu uns gebracht wurden.

Auch unser Kürbis *(Cucurbita Pepo L.)* stammt aus Nordamerika. Nur dort gibt es Verwandte dieser Sippe und nur in dortigen, nicht aber in europäischen und nordafrikanischen alten Gräbern und Niederlassungen wurden Samen von unsern heutigen Kürbissorten gefunden. Es bedurfte auch hier eingehender Untersuchungen, um die Heimat für die Pflanzen festzustellen, die wir heute bei uns in Mitteleuropa Kürbis nennen.

Die Ursachen der geringen Kenntnis der Geschichte unserer Nutzpflanzen habe ich bereits erwähnt. Die geringen Hilfsmittel, die uns zu Gebote stehen, sind verschiedener Art. Zuerst müssen wir an die *schriftlichen Quellen* denken. Sie sind aus der frühen Zeit so spärlich, dass die einzelnen Schriftstücke, die hier benützt werden können, jeweils eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Hierher gehören das *Capitulare de Villis* aus dem Jahr 812. Es ist eine in Kapitel eingeteilte Verordnung, die für eine Domänenordnung der Höfe Karls des Großen gilt. Neuerdings hat Alfons Dopsch dargetan, dass es sich nicht um eine Verordnung von Karl dem Großen handelt, sondern um eine solche Ludwig des Frommen, der sie erließ, um Misstände in seinen Gütern in Aquitanien zu beseitigen. Damals galt die römische Kultur als vorbildlich und wenn es sich im Capitulare um Kulturpflanzen mehr südlicher Länder handelte, so darf man doch in dieser Reichhaltigkeit des Capitulare das Ideal eines richtig bewirtschafteten Landgutes sehen, das man sich auch unter der mehr nördlichen Sonne wünschte.

Noch mehr interessiert uns der Bauriss des Klosters St. Gallen aus dem 9. Jahrhundert. Ein Benediktinermönch zeichnete in den Plan des Garten die Namen der zu bauenden Heil- und Gemüsepflanzen ein. Dadurch ist uns ein Bild davon erhalten geblieben, wie sich ein Benediktinermönch einen vollständigen Klostergarten dachte.

Man ist aber häufig weiter gegangen und stellte sich gerne ganz *allgemein* die Gärten jener Zeit mit diesen Pflanzen angefüllt vor — sicher ein Trugschluss. Klöster wie Krongüter gingen der Zeit voran. Sie versuchten *neue* Heilpflanzen und *ertragsreichere* und schmackhaftere Nutzpflanzen zu bauen. Unter den Pflanzen, deren Einführung im Bauriß empfohlen wird, sind ja eine Reihe solcher, die im Klima von St. Gallen gar nicht denkbar sind, wie Lorbeer, Feige und Mandel. Auch andere erwähnte Pflanzen sind bei St. Gallen kaum jemals Kulturpflanzen außerhalb des Klosters geworden, wie Kastanie, Quitte, Pfirsich und Maulbeerbaum. Ebenso ist es recht auffällig, dass gerade die häufigsten Kulturpflanzen jener Zeit im Klostergarten *fehlen*. Weder Getreide, noch die damals als ein wichtiges Nahrungsmittel feldmäßig gebaute Bohne, unsere heutige Saubohne oder Puffbohne ist im Ver-

zeichnis vorhanden. Auch ist für jede Art ein gleich großes Beet vorgesehen, unbekümmert um die Größe des Ertrags oder der Wichtigkeit der Pflanze. Es geht daraus hervor, dass es sich nicht um einen Gemüse- oder Obstgarten im heutigen Sinne handelt, sondern gewissermaßen um einen botanischen Garten, wo die Pflanzen, für die man damals Interesse zeigte, also die Nutzpflanzen und unter ihnen besonders die neuen seltenen, gebaut werden sollten. Teils mochte die Anpflanzung aus reiner Wissensbegierde geschehen sein, teils aber war sicherlich die Anzucht dazu da, um Erfahrung und auch Samen für die allfällige weitere Ausbreitung zu gewinnen. Es gibt also dieser Vorschlag eines Klostergartens wohl die *fortgeschritteneren* Verhältnisse, nicht aber ein *allgemeines* Bild der Nutzpflanzen der damaligen Zeit. Auch aus dem Grunde, weil von dem Massenbau der Nutzpflanzen keine Rede mehr ist, lernen wir die allgemein gebrauchten Nutzpflanzen dadurch nicht kennen. Daran ändert der Umstand nichts, dass sehr viele von den damals schon als Nutzpflanzen erkannten und von den Römern übernommenen Arten im späteren Mittelalter in den allgemeinen Gebrauch übergingen.

Unter dem Einfluss einer Forschungsrichtung ist man aber oft weitergegangen und man stellte sich unter diesen Pflanzen auch die allgemein gebauten Arten vor. Es war dies die *Philologie,* die in der Geschichte der Kulturpflanzen überaus anregend gewirkt hat. Das größte Verdienst gebührt hier ohne Zweifel Viktor Hehn[1]), der in einem geistvollen Buche die große Verwandtschaft der heutigen Namen der Kulturpflanzen und Haustiere mit denen des klassischen Altertums gezeigt hat. In gleicher Weise, wie man früher annahm, auch die ganze heutige Kultur sei erst durch die Römer über die Alpen gebracht worden, so glaubte auch Hehn aus der Verwandtschaft der Namen der Kulturpflanzen schließen zu müssen, dass wir die Pflanzen selbst von den Römern bezogen hätten. Eine ganze Anzahl solcher Entlehnungsreihen sind uns bekannt und geläufig, wie zum Beispiel die Verwandtschaft des lateinischen „pirus“ und des deutschen „Birne“, des lateinischen „ervum“ und des deutschen „Erbse“. Ferner gehören hierher „cucurbita“ und „Kürbis“ und viele an-

[1]) Vgl. *Wissen und Leben*, B. XII, S. 299 und 359.

dere. Allein die Wort*verwandtschaft* braucht noch keine Wort*entlehnung* zu sein. Sie kann ja auch auf Urverwandtschaft allein beruhen. Auch wenn das Wort entlehnt worden wäre, so braucht die *Pflanze* nicht auch selbst von dorther zu stammen. Im Laufe der Zeit hat es sich denn auch herausgestellt, dass durch die Philologie allein selten die Geschichte der Kulturpflanzen klargelegt werden kann. Trotz der Fehlschlüsse ist aber die Bedeutung von Hehn's Werk nicht geringer zu achten.

Die Philologie begegnet oft großen Schwierigkeiten, die sie allein nicht überwinden kann. Es kommt sehr häufig vor, dass eine Pflanze die alte Bezeichnung ablegt und eine neue, oft fremdländische übernimmt. Wollte man also nach dem Namen allein urteilen, so müsste man daraus auf eine Einwanderung der betreffenden Art schliessen. Die Kastanie zum Beispiel ist von jeher, schon seit der Tertiärzeit in den Mittelmeerländern einheimisch. Ihr Holz wurde bereits in den broncezeitlichen und ihre Früchte in den eisenzeitlichen Pfahlbauten gefunden. Aber die Früchte der damaligen Kastanien waren klein, von der bitteren Samenschale durchzogen und gaben keine besonders gute menschliche Nahrung. Man hatte für sie deshalb anfänglich auch gar keinen bestimmten Namen und fasste sie in Griechenland unter dem Namen „balanus", im alten Rom unter „glans" mit der Eichel zusammen. Nun wurde von einer armenischen Stadt aus eine neue, viel großfrüchtigere und schmackhaftere Kastaniensorte bekannt und nach dem Namen dieser Stadt „Kastanis" bekam die Kastanie ihren heutigen Namen, den sie sich auch in der botanischen Kunstsprache erhielt. Heute gibt es eine ganze Menge verschiedener Sorten der Kastanie, die alle nicht wurzelecht sind und die durch Pfropfen vermehrt werden. Als wertvollste Sorte gilt eine runde Form, bei der in der stacheligen Hülle nur *ein* Same steckt. Es sind dies die *Maroni*, die schon in ihrer Heimat viel teurer bezahlt werden, als die übrigen Sorten. Wenn man eine Sorte empfehlen will, so nennt man sie Maroni. Wie im klassischen Altertum die damals beste Sorte den Namen der ursprünglichen Kastanie verdrängte, so könnte man glauben, dass nördlich der Alpen der Name der jetzt als best angesehenen Sorte, die Maroni, den ehemaligen Namen verdränge; bei uns wird ja der Name ganz allgemein für Kastanien gebraucht. Das Auftauchen eines

neuen Namens berechtigt also noch lange nicht, auf den gleichzeitigen *neuen* Gebrauch einer Pflanze zu schließen. Hehn übersah diese Verhältnisse nicht. Er legte zu viel Gewicht auf den Namen und gab an, dass der Kastanienbaum aus Armenien stamme.

Wie gesagt lehnt sich der deutsche Name Kürbis an die lateinische Bezeichnung *cucurbita* an. Auch hier ließ sich Hehn dadurch beeinflussen und glaubte, die germanischen Völker hätten den Kürbis von den Römern erhalten, während er nachweislich von Amerika stammt. Nichts destoweniger ist der Name von uns aus dem lateinischen Sprachgebiet übernommen worden. Schon vor der Entdeckung Amerikas hatten die Römer und Griechen Kürbisarten, die sich aber bei uns nicht kultivieren lassen. Es wurde also für die *neue* Frucht ein *alter* Name verwendet. Diese Erscheinung ist bei den Kulturpflanzen häufig. Als die Kartoffel bei uns eingeführt wurde, erhielt sie den Namen Erdbirne oder Erdapfel. Es wurden also die Knollen der neuen Kulturpflanze mit den schon einheimischen Birnen und Äpfeln verglichen. Im romanischen Sprachgebiet der Schweiz, zum Beispiel im Puschlav, verglich man die Kartoffel mit der Trüffel und nannte sie deshalb Tardifula oder Tardifüla. Aus dem gleichen Wort ist auch der Name Kartoffel entstanden.

Bereits erwähnte ich, dass unsere heutigen Bohnen, unsere Stangenbohnen und Höckerli aus Amerika stammen. Die Bezeichnung „Bohne" ist aber viel älter. Sie bezeichnet offenbar einen länglichen Samen mit einem langen Nabel. Heute benennt man aber beinahe nur noch unsere heutigen Bohnen und zwar sowohl Pflanze, als auch Same und Schote mit diesem Namen. Auch das ist wieder eine sehr oft auftretende Regel: Die *häufigste* Pflanze bekommt nur eine allgemeine Bezeichnung. Mit „Tanne" zum Beispiel bezeichnet man den häufigsten Nadelbaum. Bei uns ist es die Weißtanne, an andern Orten die Fichte und hie und da selbst die gemeine Kiefer. Als „Korn" bezeichnet man bei uns den Spelzweizen, meist wird aber darunter der Roggen oder der Weizen, in gewissen Gebirgsgegenden selbst die Gerste, in Amerika dagegen der Mais verstanden. „Korn" ist eben überall die jetzige oder frühere häufigste Mehlfrucht. Die häufigste Rübenart wird zumeist einfach mit „Rübe" bezeichnet. Bei uns

ist Rübe oder „Räbe“ die Wasserrübe oder *Brassica Rapa*, an andern Orten dagegen die Mohrrübe, also eine große Form unserer Karotten. Auch diese Verhältnisse kann der Philologe nur schwer übersehen und deshalb können sie allein uns nur selten Auskunft über die Geschichte der Kulturpflanzen geben.

Neben den historischen und den philologischen Hilfsmitteln zur Erforschung der Geschichte der Kulturpflanzen besitzen wir noch ein drittes, die *heutige Verbreitung der Verwandten einer Kulturpflanze.* Wir haben schon darauf hingewiesen, dass die näheren Verwandten unseres Kürbis, wie übrigens auch unserer Bohnen in Amerika leben. Darin fand sich einer der Gründe, dass auch die Heimat des Kürbis und der Bohnen dort zu suchen sei. Allein auch diese genetischen Hinweise werden uns, so wertvoll und interessant sie sind, selten allein über die Herkunft aufklären.

Neben diesen Richtungen hat man die *wirtschaftliche* Seite der Erforschung recht vernachlässigt, und ich möchte nun an Hand einiger Beispiele zeigen, wie auf anderer Grundlage eine Zahl Angaben gewonnen werden können, die einige interessante Ergebnisse bis in die früheste Zeit der menschlichen Existenz in unseren Gegenden ergeben.

Um zu verstehen, wie es kommt, dass wir oft so schlecht über die Herkunft und Geschichte der Kulturpflanzen unterrichtet sind, müssen wir uns mit einigen allgemeinen Erscheinungen vertraut machen. Vorerst muss hervorgehoben werden, dass die *wirtschaftliche Schätzung* einer und derselben Kulturpflanze im Laufe der Zeit großen Wandlungen unterliegt.

Fortwährend kommen neue Kulturpflanzen oder Kultursorten dem Menschen zur Kenntnis. Entweder handelt es sich um Pflanzen aus anderen Gegenden, die zum Anbau empfohlen werden oder es wurden neue Sorten gezüchtet oder aber alte Sorten tauchen als Neuzüchtung oder unter andern Namen wieder auf. Der größte Teil dieser Neuerscheinungen hat wirtschaftlich keine Zukunft und verschwindet über kurz oder lang wieder von der Bildfläche. Ein kleinerer Teil aber eignet sich zur rationellen Kultur. Obwohl diese eine Zukunft haben, so sind sie doch anfänglich weit davon entfernt, gut aufgenommen zu werden. Die Landwirtschaft ist ein konservatives Gewerbe und jede Änderung

im Betriebe zieht oft ganz unberechenbar eine Reihe anderer nach sich. Der Landwirt sucht das einmal vorhandene, meist empirisch gefundene Gleichgewicht wenn immer möglich zu erhalten und jede nötig werdende Betriebsänderung wird ungern gesehen. Deshalb steht die Großzahl der Landwirte allen neu auftauchenden Kulturpflanzen recht misstrauisch gegenüber. Die Kulturträger, wie Klöster, landwirtschaftliche Schulen und Anstalten oder Domänenverwaltungen, können längere Zeit neue Pflanzen empfehlen, ohne dass die Landwirte vorerst davon Notiz nehmen.

Die neue Kulturpflanze tritt in ein zweites Stadium, sobald sie in größeren Massen gepflanzt wird und die Anbaumethoden allgemein ausgeprobt sind. Wohl nimmt jetzt der Landwirt Notiz von der Nutzpflanze, aber er will nichts von ihr wissen. Er hält sie schließlich recht für *Mustergüter,* also für Betriebe, die keinen Reinertrag abwerfen sollen. Im übrigen ist er mit wegwerfenden oder verspottenden Urteilen rasch bei der Hand.

Schließlich gehen die sich bewährenden neuen Kulturpflanzen in den allgemeinen Gebrauch über. Die kapitalkräftigen und intelligenteren Landwirte sind es, die sich vorerst an die Neuerung gewöhnen. Bei ihren Berufsgenossen kommen sie zwar dadurch eher in Misskredit, weil sie gewissermaßen eine nicht erwünschte Umwälzung, die nun weiter um sich greifen wird, vorbereiten. Solche Neuerer und Besserwisser sind nicht gerne gesehen. Ganz besonderen Widerwillen empfindet der Landwirt gegen neue Kulturpflanzen, wenn deren Früchte auch im eigenen Haushalte gegessen werden. Es wird peinlich darauf gehalten, dass der Küchenzettel im bürgerlichen Haushalte dem althergebrachten Brauche entspricht und dass er standesgemäß sei.

Die Speisen, die Gemüse und Früchte, die gegessen und nicht gegessen werden, bilden, wie kaum etwas anderes, den Gradmesser, mit welchem einfache Leute sich gegenseitig einschätzen. Wenn auch schließlich die neue Frucht gebaut werden muss, so kommt sie doch vorerst nicht auf den eigenen Tisch. Die Verachtung für neue Früchte kennzeichnet sich oft in den Worten: „Ja, so öppis ässet *mir* nüd!“ Wie weit diese Verachtung gehen kann, zeigt uns eine Episode, die uns Messikommer aus seiner Jugend erzählt. Damals wollte ein Knabe nicht neben

einem andern in der Schule sitzen, weil diese Familie Erdäpfel aß! Das waren schon halbe „Revoluzer", diese Kartoffelesser.

Dieses dritte Stadium geht aber verhältnismäßig rasch vorbei. Trotz allem anfänglichen Widerstreben geht eben die rentable Kulturpflanze in allgemeinen Gebrauch über. Sie wird jetzt Marktfrucht und, falls es eine Nährpflanze ist, werden die Früchte ein allgemein geschätztes Nahrungsmittel. Das einstige Misstrauen und die Verachtung sind schon längst vergessen. Eine große Zahl von Sorten werden gezüchtet, die alle mit eigenen Namen belegt werden.

Hat sich erst einmal eine Nutzpflanze diese Stufe allgemeiner Anerkennung errungen, so fehlt es ihr an Lobsprüchen nicht. Ihr Nutzen wird überall gepriesen, in Poesie und Prosa. Sie wird als Sinnbild für Fruchtbarkeit und Wohlstand in der Ornamentik benutzt. Selbst religiöse Vorstellungen können sich an die Pflanze knüpfen und unter primitiven Verhältnissen werden die unentbehrlich scheinenden Nutzpflanzen als heilig erklärt. Die Ägypter und die Griechen hatten mehrere Kulturgewächse, die sie Lotos nannten und heilig hielten. Das eine ist ein dorniger Strauch, heute Judendorn genannt, *Ziziphus Lotus*, ein anderer Strauch ist die Dattelpflaume, *Diospyros Lotos*, einige andere sind Seerosen, die noch heute Lotospflanzen heißen. Der Araber hat seine heilige Dattelpalme. So grausam er mit dem Feinde selbst umgehen mag, so gilt das Fällen der Dattelpalmen doch als gottlos. Sie zu fällen würde den völligen Ruin des Feindes bedeuten und so weit zu gehen, verbietet dem Araber die religiöse Anschauung. Auch die Bibel bezeichnet es als ein fluchwürdiges Verbrechen, Fruchtbäume umzuhauen. Der Christ betet: „Unser täglich Brot gib uns heute", in der Vorstellung, dass das Brot als wichtigste Speise der Inbegriff von Nahrung überhaupt sei. Um Brot zu erhalten brauchen wir aber Mehlpflanzen, und so sind im Grunde genommen das Getreide und die wenigen anderen Mehlpflanzen im Vaterunser eingeschlossen.

Früher oder später gehen aber auch diese Kulturpflanzen dem Verfall entgegen. Neue Sorten oder neue Arten tauchen auf. Sie machen zwar meist wiederum mehr Ansprüche an Boden und Arbeit, aber bei den steigenden Preisen geben eben die neueren Pflanzen doch einen größeren Reingewinn. Die früher

geschätzten Kulturpflanzen erhalten Mitbewerber und fangen an, in der Achtung zu sinken.

Sobald diese Periode des Verfalls beginnt, geht rasch der Massenanbau jener Kulturpflanzen zurück. Die Preise sinken und die Qualität nimmt ab. Nur noch unter zwei Verhältnissen können veraltete, unter den neuen Verhältnissen nicht mehr rentierende Kulturen sich erhalten: erstens auf schlechtem Boden oder in unfruchtbaren Klimaten und zweitens in Gegenden mit einer Bevölkerung, die aus irgend einem Grunde *unter* dem allgemeinen Lohn arbeitet, also die an und für sich preiswerten Handelsfrüchte nicht zu kaufen vermag. Während durch neuere Kulturpflanzen an anderen Orten die nunmehr veralteten Sorten immer rascher verschwinden, bleiben sie hier zum Eigengebrauch noch lange erhalten, Jahrzehnte lang, ja selbst Jahrhunderte lang. Als allgemeine Kulturpflanzen sind sie nicht mehr geschätzt und als Marktfrucht kaum mehr gekannt. Selbst der Same wird im Handel selten und eine Sortenwahl wird kaum mehr betrieben. Sehr häufig wird die gleiche Pflanze, die früher als *menschliche* Nahrung diente, jetzt als *Viehfutter* verwendet und dementsprechend sinkt die Achtung vor ihr. Sie kommt nicht mehr auf den Tisch des Landwirtes, auch wenn sie wie früher gute Verwendung fände, denn der einfache Bürger scheut sich, die gleiche Nahrung wie das Vieh zu genießen, auch wenn sie anders zubereitet wird. Rasch genug verschwindet dann die Erinnerung an die ehemalige Verwendung in der Küche. Dafür einige Beispiele: Einst war das populärste Blattgemüse in einem Landesstreifen nördlich der Alpen, etwa von Savoyen bis in das Allgäu hinein, im Norden bis nach dem Oberelsaß (Altkirch), unser heutiger Mangold, *Beta vulgaris*. Er stammt von einer im Mittelmeergebiet wild lebenden Form ab. Früher wurde die Pflanze offenbar feldmäßig gebaut. Bei uns heißt das Gemüse bei den Bauern heute noch einfach „Chrut", ein Zeichen dafür, dass eben „Chrut" und „Chrutstiel" das allgemeine Blattgemüse war, wofür auch historische Belege vorhanden sind. Heute wird der Mangold noch häufig angebaut, aber bei unsern Bauern beinahe nur als Schweinefutter verwendet. Er sinkt dementsprechend in der Achtung der Bauern. Als wir einst ein neues Dienstmädchen eingestellt hatten und ihm zugemutet wurde, Mangold als Gemüse zuzubereiten, meinte es nase-

rümpfend: „Bi üs gämmer 's Chrut nu de Säu!“ Dieser Ausspruch ist ganz bezeichnend für diese aus dem allgemeinen Gebrauch gekommene Kulturpflanze. Nur bei der städtischen Bevölkerung ist der Mangold in Gebrauch geblieben. Heute wird er auch außerhalb des ehemaligen Bereiches durch die Gärtner einzuführen gesucht. In Erfurter Gärtnerkatalogen wird sogar der Pflanze Ähnlichkeit mit der Spargel nachgerühmt. Das scheint übertrieben, aber trotzdem müsste es bei einem Bauern vor 300 Jahren, wenn man ihm vorausgesagt hätte, dass der Mangold einst nur noch für die Schweine für gut genug befunden werde, das gleiche Gefühl erweckt haben, wie wenn uns heute einer sagte, es käme einmal die Zeit, wo die Schweine mit Spargeln gefüttert werden und sich unsere Köchinnen nur mit Naserümpfen dazu verstehen, uns ein solches Gemüse zuzubereiten.

Wir haben schon früher erfahren, dass das, was wir heute unter Bohnen verstehen, aus Amerika stammt, während der Name Bohne für frühere Bohnenarten bereits bekannt gewesen sei. Es gab also vor unsern Bohnen andere Arten und in der Tat zeigen die Funde aus der vorhistorischen Zeit, dass eine Bohnenart schon seit der Steinzeit bekannt ist und zum mindesten im Mittelalter allgemein im Gebrauch gewesen ist. Es ist dies eine nicht rankende Wickenart, *Vicia Faba,* die heute unter dem Namen *Pferdebohne* oder *Saubohne* bekannt ist.

Um also die alte Bohne, die mehrere Jahrtausende die Menschen ernährte und jetzt mehr in den Hintergrund gedrängt wurde, von den neuen unterscheiden zu können, benennt man sie in undankbarer Weise mit einem wegwerfenden Namen.

ZÜRICH H. BROCKMANN-JEROSCH

(Schluss folgt.)

DEUTSCHE INVASION

Deutschlands Bestreben, die Sphäre seines wirtschaftlichen Einflusses immer mehr auszudehnen, ruft namentlich in Frankreich immer neue Mahner auf den Plan. Bekanntlich sind dort Bestrebungen vorhanden, die auf einen Boykott deutscher Waren hinauslaufen. Diese feindseligen Stimmungen sind eher in der Zunahme begriffen und erfassen Kreise, die bisher von derlei Empfindlichkeiten verschont blieben. Je mehr Deutschland seine wirtschaftliche Machtstellung akzentuiert, desto intensiver breitet sich in Frankreich die Abneigung gegen Deutschland aus und erobert auch jene politischen und wirtschaftlichen Interessengruppen, die sich bisher frei wussten von allen nationalistischen Engherzigkeiten. Unter solchen Umständen hält es schwer, in absehbarer Zeit an den Erfolg der vom französisch-deutschen Komitee eingeleiteten Verständigungsaktion zu glauben. Vor einigen Wochen erschien im *Echo de Paris* ein Artikel, vielmehr ein Junius-Brief, der ein grelles Licht auf die Stimmungen wirft, welche in breiten Kreisen gegenüber Deutschland tatsächlich vorhanden ist. Der Artikel spricht von einem *Envahissement méthodique;* in seinem Dienste stehen die Kaufleute, Handelsreisenden, Missionare, Lehrer, selbst Domestiken. Bei den großen wie bei den kleinen Nationen könne die Ausbreitung einer deutschen Hegemonie konstatiert werden. Der Schweiz habe man die Aufmerksamkeit des Kaiserbesuches erwiesen; die Annahme des Gotthardvertrags, die Vollendung der Hüninger Werke haben erkennen lassen, wie diese Abhängigkeit fortschreite. Es fehle nicht an Klagen über die zunehmende Germanisierung. Aber auch in Frankreich stehe ein ganzes Heer von Leuten im Dienste dieser Idee; eine Armee von Kaufleuten, Industriellen, Lieferanten. Diese Avantgarde arbeite methodisch und sicher. Auch die Kurorte Interlaken, Zermatt, St. Moritz, Chamonix würden immer mehr „germanisiert". Chamonix gehöre im Winter den Franzosen, im Sommer aber sehe man dort deutsche Fahnen flattern und dieser Ort wimmle derart von „sujets de l'empereur Guillaume", dass

er gleichsam seine frühere Eleganz verloren habe. Auch die Hoteliers würden sich den Wünschen der Deutschen glatt anpassen. Einer habe ein Hotel Germania erbaut. Dann finde man ein Café Bavaria, ein „Zeppelin-Haus", eine Bahnhofstraße, einen Biergarten. Franzosen, die in den Ort kämen, werden ziemlich schlecht aufgenommen, nicht allein von den Konsumenten im grünen Hut, sondern auch vom Hotelpersonal. Die Historiker wissen nicht mehr genau, wann Chamonix an Deutschland annektiert wurde. . . .

So weit das französische Blatt. Die Klagen über diese deutsche Hegemonie sind etwas übertrieben, aber doch nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. In der wirtschaftlichen Expansion Deutschlands, in der Ausbreitung des deutschen Einflusses liegt in der Tat Methode und System; sie bedeutet für alle Völker, die davon betroffen werden, eine gewisse Gefahr, die man nicht wegdisputieren kann. Es muss jeder Nation überlassen bleiben, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Wenn aber die Franzosen das wirtschaftliche Übergreifen Deutschlands auf die Schweiz so sehr beklagen, so ist ihnen nur zu raten, sie möchten auch ihren wirtschaftlichen Einfluss in der Schweiz stärken und zwar vor allem dadurch, dass sie ihren Export nach unserem Land wieder erhöhen und es auch der Schweiz möglich machen, in Frankreich noch bessere Absatzmärkte zu finden. So lange aber bei jeder Gelegenheit in unserer Nachbarrepublik ein engherziger Protektionismus aus der Versenkung steigt, ist an die wohl dringend wünschbaren stärkeren wirtschaftlichen Wechselbeziehungen nicht zu denken. Frankreich spielt aus sehr natürlichen Gründen auch als Abnehmer unserer kantonalen und zum Teil städtischen Werte sozusagen keine Rolle mehr, seitdem in dem Land des enormen Kapitalreichtums der Anlagezinsfuß beträchtlich in die Höhe gegangen ist. Dass unsere finanzielle Verschuldung nach Paris zurückgegangen ist, muss eher als ein Vorteil bezeichnet werden.

CIVIS

□□□

THEATER UND KONZERT

ZÜRCHER SCHAUSPIEL. Die letzte Zeit brachte den Schauspielfreunden ein wertvolles Gastspiel, das erste dieses Winters: Tilla Durieux, heute eine der bekanntesten und anerkanntesten Berliner Schauspielgrößen, trat in vier sehr auseinanderliegenden Rollen vor das Zürcher Publikum, und sie errang sich einen Erfolg, der für ihr Wiederkommen bestimmend sein dürfte. Mit der *Hedda Gabler* fing sie an; es folgte die *Judith;* in Shaws *Pygmalion* war sie die Liza, das Londoner Blumenmädel, und die *Magda* blieb uns nicht erspart.

Der erste Eindruck und der bleibende, bestimmende war, dass man einer geistig höchst kultivierten Schauspielerin gegenübersteht, die ihren Geist nicht vom Regisseur, sondern von sich selbst bezieht. Sie bringt zu ihrer Kunst einen wundervoll geschmeidigen Leib mit, ein Gesicht, in dem alles Bewegung und Nerv und Ausdruck ist; wodurch denn die Frage nach der Schönheit ganz in den Hintergrund tritt, ja völlig irrelevant wird; von Schönheit ist nämlich keine Rede; die Unregelmäßigkeit ist Königin und die Einzelformen sprechen dem klassischen Kodex Hohn; aber das geistige Fluidum bringt das Unregelmäßige zur Einheit, verfeinert alles, lässt sogar Schönheit (im höhern Sinn) aufblühen. So vermag sie allem, was Geist und Seele heißt, bis in tiefste Gründe, bis in die Abgründe des Pathologischen hinein ein lebendiges Spiegelbild von fesselndstem Reiz und aufschlussreichster Eindringlichkeit zu werden. Ihre Hedda wies es, wie ihre Judith; und selbst die (unmögliche) Magda Schwarze bekam einen Seelenschimmer ab, den man im Drama selbst (das man nur noch mit größter Selbstzucht aushält) vergeblich suchen würde. Die Judith zeigte überdies ein echt tragisches Lineament: der psychologische Untergrund der Rolle wurde ergreifend klar und damit wuchs die Tragik in dieser Gestalt, der Konflikt zwischen religiöser und sinnlicher Ekstase zu leibhafter Größe empor.

Die lustige Gassenmädelgrazie, die die Durieux als Liza Doolittle entfaltete, war ganz reizend, und wie sie dem Professor seine Versündigung an dem Blumenmädchen, das ihm nur als ein phonetisches Spielzeug interessant war, zum Bewusstsein (mit den Pantoffelwürfen und der großen Anklagerede) bringt, das war nun schon zum Entzücken gar. Dass Liza dabei ganz genau weiß, dass sie den Professor ja doch an der Angelrute hat, ging selbstverständlich als fröhlicher, fein festgehaltener Unterton durch den letzten Akt. Die sprachliche Drolligkeit war ein Kapitel für sich. Das Stück erhielt ein ganz neues Leben.

Die Sprachkunst der Durieux ist vollendet. Sie verfügt über einen erstaunlichen Nüancenreichtum, und auch die stärksten Akzente der Leidenschaft sind ihrer Stimme nicht versagt. Hie und da erinnert der Klang unwillkürlich an den der Bertens, an hartes Metall. Der Judith stand das vor allem prachtvoll an.

H. TROG

*

TONHALLE ZÜRICH. Aus der Fülle musikalischer Darbietungen der letzten Wochen möchte ich einiges herausgreifen. Vor allem die *zweite Sinfonie von Fritz Brun,* die wir vor zwei Jahren unter des Komponisten Leitung und nun unter Andreae noch fast schlackenloser zu hören bekamen. Zwei Geschenke haben die Musen

an des Kapellmeisters Wiege gelegt: die Gabe der Melodiebildung und ein ganz eminentes Formtalent. So finden wir bei ihm einen großen quellenden Melodienreichtum — und das will viel heißen heutzutage — und dank seines Formtalentes das Vermögen, die melodiösen Linien derart geschickt zu schlingen, dass daraus nur Wohlklang und Schönheit entsteht, statt der gewalttätigen Dissonanzen, an welche sich unser modernes Ohr nachgerade gewöhnt hat. Deshalb das Entzücken bei dieser edlen Musik, und das Urteil, das man schon bei der Uraufführung zu hören bekam: die erste Sinfonie seit Brahms. Mit Brahms hat er gemeinsam das akademische, vornehme, zurückhaltende, aber seine Zurückhaltung geht nicht so weit, dass sie auf Kosten der ursprünglichen Kraft geschähe. Schön und tief spricht sein Leben aus diesen Tönen, und darin ist alles echt, ehrlich, empfunden, mit einem Wort: schweizerisch. Auf diesen Schweizer dürfen wir stolz sein, der uns die *nationale Sinfonie* geschaffen hat.

Während Brun im geistigen Gehalt seiner Sinfonie ganz auf realem Boden bleibt, auf Erlebtem, Geschautem, Fassbarem — auch darin ist er ganz Schweizer — geht die moderne Musik gerne darauf aus, das Unaussprechbare, das in Worte nicht mehr zu fassende zu schildern und mit Klängen diejenigen Gefühlsempfindungen zu vermitteln, welche dem Wort nicht mehr genügend differenzierbar sind. So entstanden die frommen Abendmahlsklänge des Parsifals, so die Mystik der Mahlerschen Achten, und so auch die fein abgetönten Naturstimmungen eines Frederick Delius. Noch mehr als in *Brigg fair* ist er in der Tondichtung *In a Summer Garden* der Poet des Sommers, all des Webens und Lebens auf Wiese und Feld, mit dem großen Himmelsgewölbe darüber und der weiten Perspektive, der Weite der Unendlichkeit, wunderbar angedeutet in den langgezogenen ausklingenden Pianissimotönen des Stückes. Ein Tag, wo die Lerche gar nicht schweigt und der Roggen wächst, würde Jakobsen sagen. Und dann ist doch wieder ein Flimmern im Orchester, ein Nebeneinander, eine Bewegung, wie im besten pointillistischen Gemälde der Franzosen. Das alles in Worte zu fassen, fällt schwer, ja ist und soll unmöglich sein, und sollte ich es dennoch tun, so würde ich sagen: *Ingeborg* (von Bernhard Kellermann).

In die gleiche Kategorie der angewandten Musik, wenn auch auf ganz anderem Gebiete, gehört *die achte Sinfonie von Gustav Mahler,* die wir zum 50jährigen Jubiläum des Gemischten Chores unter Andreaes Leitung mit rund 800 Mitwirkenden imposant und entsprechend zu Gehör bekamen. Man war berauscht von der Schönheit des Klanges, der Masse des Tonalen, der visonären Kraft dieser Schöpferphantasie, berauscht wie man sich nur von etwas über allem Irdischen schwebendem berauschen kann; aber wie lange dieser Rauschzustand angehalten und wie sich der Hörer nachher mit dem Werk auseinandergesetzt hat, ist eine andere Frage. Den Musikern im allgemeinen hat der erste Teil besser gefallen, weil er geschlossen ist, formell rund und ganz, ein Sinfoniesatz in fast übergroßen Dimensionen. Den übrigen Kunstverständigen hat der zweite Teil einen größeren Eindruck gemacht: die Vertonung des in himmlischen Regionen sich abspielenden Fausttextes. Wegen der Neuheit. Man hat es heute nicht mehr so

leicht, sich den Himmel mit all der überirdischen Seligkeit vorzustellen. Gottfried Kellers Tanzlegendchen oder ein Ausschnitt aus Fra Beatos Altarbildern genügen der Vorstellungskraft, nicht aber dem Gefühlsempfinden. Hier setzt Mahler ein. Er hebt uns empor in die Sphäre, die nichts Irdisches mehr hat. Wir vergessen die Erde, das Menschliche in und neben uns. Langsam lösen sich die Sohlen vom Urgestein der Felsenwände, durch die wir im Vorspiel mühsam wanderten, langsam gleiten wir empor durch die Scharen der Büßerinnen hinauf zu immer höheren, seraphischen Regionen und schweben endlich ohne Erdenrest und völlig losgelöst in dem Goldstrom des himmlischen Lichtes. Goldene, gleißende Fäden spinnt hier die Musik, und ein Schwall von Licht breitet sich über sie aus und eine wohlwollende wärmende Liebe, der nichts Menschliches mehr anhaftet. Das alles bringt die Musik, durch neue, niegehörte Klangwirkungen, unendlich mächtige Chormassen, Glocken- und Posaunenchöre, die dröhnen und ganze Meere in Schwingung zu bringen scheinen. Ich hatte noch selten, vielleicht noch nie das Gefühl des Schwebens, des Aufsteigens, des sich Entfernens von aller Erdenlast wie in diesen letzten Momenten.

Das war mein ästhetischer Eindruck. Sich mit dem Stück auseinanderzusetzen wegen seiner formalen und geistigen Gestaltung, sträubt sich die Feder; es ist zu sehr ein Werk von heute, unseres Tages, dessen Wert oder Unwert uns nicht klar zur Einsicht kommen kann. Jedenfalls war die Wirkung groß und vielleicht auch tief, und wenn die Sensation des großen Apparates dabei auch eine Rolle gespielt hat, so ist das nichts rein Äußerliches, sondern liegt in der Konzeption, im innern Charakter des Stückes und des Komponisten. Sei dem wie ihm wolle: die Zürcher Aufführung war eine glanzvolle für unser Musikleben und Andreae hätte dem Gemischten Chor nicht verheißungsvoller die Tore für ein zweites Halbjahrhundert öffnen können, als mit solch einem Wunderwerk des stolzen Heute. —

Von den Solisten, die wir in letzter Zeit hörten, nenne ich zuerst den, der mir wieder zu einem ganz unvergleichlichen Erlebnis wurde: Messchaert. Er bewies mir, dass höchste Kunst alle Mittel vergessen lässt und in letzter Linie eben doch Geist ist. Geist vom Geiste des Künstlers und vom Geiste des toten Tondichters. Bei diesem Haydn, diesem Schubert machte sich der Flügelschlag des Genius spürbar geltend. Und nachher erst, nach diesen Momenten völligen Wegseins, kam es einem zum Bewusstsein, mit welch eminenter Intelligenz, welch künstlerischem Geschmack und Können dieser Sangesmeister singt.

Nüchterne, aber auch ganz schlackenfreie Kunst bot uns Maria Philippi in Brahmsliedern und in der Bachkantate: *Vergnügte Ruh.* Es gibt einen mir lieb gewordenen Holzschnitt von E. Würtenberger, der Joh. Seb. Bach darstellt und neben der Person des Meisters nur noch Raum gibt für die mächtige Orgel und einige lobsingende Engel. Ich könnte mir keine bessere Illustration zu der genannten Kantate denken als jenes Bild, das die ganze weltabgeschiedene Gottseligkeit des Eisenacher Meisters darstellt, aus der heraus diese und so manche andere Kantate entstanden ist. Fräulein Philippi ist bekannt als Bachinterpretin von großer Innerlichkeit. Ich bewundere an ihr mehr noch die Kunst

der Ökonomie der Mittel, dank welcher sie die mächtige Schlußsteigerung im Choral so plastisch und groß zur Geltung bringen konnte. Ob eine Bachkantate von dieser Ausdehnung und Weltferne in den prunkenden Tonhallesaal passt, ist eine andere Frage; jedenfalls ist sie wohl in Verbindung mit schwerflüssigen Brahmsliedern eine harte Nuss für manchen arglosen Konzertbesucher gewesen.

Noch ein Wort über den Begleiter dieser beiden Künstler, Herrn Moeckel. Er begleitet nach meinem Empfinden zu diskret, wohl, weil er die akustischen Verhältnisse des vollen Saales noch nicht recht kennt. Ein Pianist von solchen Qualitäten darf auch dann aus sich herausgehen, wenn er nur begleitet. Als Solisten am Klavier hörten wir jüngst Rudolf Ganz, der sein großes Können in den Dienst des zweiten Lisztkonzertes stellte, das dann auch unheimlich großzügig und gesteigert zum Vortrag kam. In nicht gleich guter Disposition war der Künstler an jenem Abend für Chopin, dessen Solostücke überhastet und fast etwas poesielos herauskamen.

Als Violinvirtuose trat Herr Szigeti hier zum erstenmale auf. Wie bei kaum einem andern Instrument ist gerade bei der Violine eine glänzende Technik Voraussetzung. Ihren Ruhm verdanken die Violinvirtuosen erst andern Eigenschaften. Herr Szigeti imponiert durch sein ernstes Ringen um die Kunst eines Brahms und Bach, und wenn auch seine Persönlichkeit noch wenig von der Schule des Lebens erfahren hat, so ist das doch nur eine Frage der Zeit. Die Zeit aber wird seine Persönlichkeit differenzieren und sein Spiel charakteristischer gestalten. „Wer immer strebend sich bemüht . . .“

Eine freudige Überraschung war für mich das Konzert des Männerchors Außersihl, sowohl wegen des künstlerisch großzügigen Programms als auch wegen dessen Ausführung unter Schoecks Leitung. Neben Hauseggers *Schmied-Schmerz* und Bruckners *Germanenzug* — aus der geschraubten und unwahren Sphäre eines Felix Dahn entlehnt und deshalb heute schon etwas antiquiert — interessierte hauptsächlich die Erstaufführung des *römischen Triumphgesangs* von Reger. Der große Pomp der alten Weltstadt, der wuchtige Tritt römischer Legionen, der phrenetische Siegesjubel des fanatischen Volkes, aber wenig von dem innern Gehalt des schönen Linggschen Gedichtes. Fräulein Krüger befriedigte vollauf auch als Konzertsängerin, und wenn sie sich fast allzugroße Reserve auferlegte, so bedeutet das nur ein Lob für die Opernsängerin von Beruf. OTTO HUG

*

CARL FRIEDRICH WIEGANDS *MARIGNANO* in LEIPZIG. Es mag seltsam scheinen, dass ein gutes, ja über den Durchschnitt hinaus treffendes Theaterstück von der Schweiz aus so schwer auf deutsche Bühnen zu lancieren ist; ist jedoch aus den zentralisierten Organisationsverhältnissen des Literaturmarkts erklärbar. Wer aber reimt uns die Tatsachen zusammen, dass ein in der Schweiz geradezu populär gewordenes, dazu vom Richterkollegium des Volksschillerpreises in engste Wahl gezogenes Volksdrama trotz eifrigster Werbearbeit seinen Weg auf die Bühnen Deutschlands bis zu diesem Augenblicke nicht hat machen können? Hier mögen volkswirtschaftliche Erklärungsmethoden versagen. Hier stehen wir vor Endfragen des literari-

schen Geschmacks, vielleicht gar vor einem Kulturproblem.

Carl Friedrich Wiegands Volksdrama tritt aus der Reihe der heute beliebten Gesellschaftsdramen, die, mögen sie nun in naturalistischem, neuromantischem oder neuklassizistischem Gewande einherstolzieren, auf eine verwickelte Psychologie als ihr Besonderstes abstellen, mit bewusstem, ja selbstbewusstem Schritt heraus. In dem robusten, aller seelischen Kompliziertheit abholden Temperament dieses Dichters ist ein künstlerischer Wille am Werke, der mit naturhaftem Instinkt auf die Wurzelkräfte der Seele zurückdrängt, entschlossen, sie unzersetzt und ungebrochen in elementaren Strömen ausfluten zu lassen. So ist dieser Werni Schwyzer in *Marignano* kein blankpolierter „Held", dem aus Traditionen, Verstandeskultur, Gefühlsfeuern oder -Feuerchen Entschlüsse zu großen Taten kommen, sondern eine Naturkraft, beherrscht, bewegt und niedergestreckt von diesen zwei Gewalten, die in ihm wirkend sind: dem Heimatgefühl und der Liebe. Und von gleichem, wenn auch niedrigerem Wuchs scheinen die andern Gestalten. Diese Menschen sind der unendlich mannigfachen Regungen der modernen Seele, sind reflektierter Gefühle gar nicht fähig. (Mit Ausnahme der beiden Abgesandten vom französischen und vom päpstlichen Hofe, die hier die Bedeutung von wirksamen Kontrastfiguren aus höheren Kulturzonen haben.) Wohin man blickt in Wiegands Volksdrama, ist derbe Ursprungskraft, Einfalt und primitive Menschlichkeit.

Dies aber ist es, was die zarten Seelen von heute schreckt. Sie halten die Verwendung des Elementaren in der Kunst für der Neuzeit nicht mehr entsprechend. (Als ob Shakespeare schon tot wäre, als ob ein Matkowsky unter uns nicht gelebt hätte, als ob ein Hodler nicht schon in Zukunftszeiten ragte.) Sie fürchten für das Leben jener feingeschliffenen Wort- und psychologischen Gestenkunst, an deren stillen Reizen sie ihr leises Entzücken haben. Und sperren dem monumentalen Drama, in dem die Kindheitsseele der Menschheit lebt, die Pforten ihrer Tempel zu. Denn sie haben es im Psychologischen so schrecklich weit gebracht! Die einfache, wuchtig aufsteigende Linie tut es nicht mehr. So 'ne Theatersache von Zug muss problemgeladen, psychologisch „vertieft" und um und um gewunden sein . . . Oder sie geht uns nicht mehr ein . . .

Wenn diese wenigen Anmerkungen deutlich machen können, dass Wiegands *Marignano* eigentlich gegen den breiten Literaturstrom der Gegenwart geht — mehr wollen sie nicht —, so wird man die Erstaufführung des Stücks auf einer großen deutschen Bühne in doppeltem Sinn ein Ereignis nennen dürfen. Dies Ereignis herbeigeführt zu haben, ist das verdienstvolle Werk Max Martersteigs, der unter komplizierten Verhältnissen seit dem 1. April 1912 drei Bühnen der Stadt Leipzig leitet und einer der charaktervollsten Intendanten Deutschlands ist. Schon während der Beratungen der Schillerpreisrichter, unter denen Martersteig nicht als schlechtester Kenner mittatete, hatte dieser von Modeströmungen Unbeirrbare eine erkleckliche Anzahl Stimmen auf Wiegands *Marignano* zu vereinigen gewusst. Sie genügte nicht ganz, dem Stück zum Siege zu verhelfen. Nun aber hat Martersteig den Kampfplatz aus verschlossenen Beratungszimmern auf die offene Bühne verlegt. Und diesmal ist er der Sieger geblieben.

Dabei war mir die Aufführung durchaus nicht einwandfrei. Eins fehlte vor allem: die dröhnende Wucht der Massen, die den dritten Akt in einen Taumel enden lassen, die die fehlende innere Dramatik des vierten Aktes ersetzen muss. Auch war der Ammann Kätzi, der eigentliche tragische Held von Marignano (W. Hellmuth-Bräm), seiner Aufgabe nicht gewachsen: hier muss man eine Stierkraft fühlen, statt dessen sahen wir eine behandschuhte Ratsherrngestalt. Dahingegen mit welcher Spürkraft hat Martersteig dem Werk die Schweizerseele entbunden, mit wie viel liebevoller Treue hat er die Hodlerfresken des vierten Akts gestaltet, wie feinfühlig hat er den gewaltigen Rhythmus des dritten Aktes, dieses architektonischen Prachtgemäldes, ans innere Ohr gebracht! — Bruno Decarli als Werni Schwyzer war gleichwohl der eigentliche Träger des Stücks. Schwerlich möchte es, seitdem Matkowski gewichen ist, einen Schauspieler in deutschen Landen geben, der dieses Urbild des Schweizers so tief auszuschöpfen wüsste, nicht bis auf Haut und Knochen nur, nein bis ins innerste Mark der Seele. Es gab Momente, wo unter dem stummen Spiel dieses selbstschöpferischen Charakteristikers das Dichterwort als belanglos, ja als störend empfunden wurde, so in der ersten Wiedersehensszene mit der Judith, wo dieser herbverschlossene Mann vor der Geliebten niedersinkt, sein Weh ausschluchzt und nun plötzlich das hilflose Kind im Riesen sichtbar wird, das sich aus seinen Lebensnöten zuletzt doch nur noch an die liebende Brust der Allmutter Weib zu klammern weiß. In solchen ganz starken Augenblicken — es gab ihrer mehrere — sprengte der Schauspieler die nationale Gebundenheit der Gestalt und Werni Schwyzer ward ein Repräsentant der Menschheit. Sonst aber lebte echtestes Schweizertum in Decarlis Gestaltung auf. Dieser breite, wankende Älplergang, dieses tränenlose, tiefbekümmerte Heimatweh, dieser prunklose Mannesstolz (vor der Geliebten, als sie ihm das Vatererbe schenken will), dieser schwer lallende Zungenschlag, diese hingebungsvolle Hundetreue, diese Tigerlust im Angreifen, diese zähe Überwinderkraft im Zurückweichen, diese Herbigkeit in Lieb und Leid, dieses Stummsein in Entsagungsqualen — all das verdichtete sich in Decarlis Wernigestalt zu typisch-schweizerischer Eigenart. Ein Repräsentant des Schweizervolks ohne die kitschigen Farben und Posen so manches innigstgeliebten Volksschaustücks.

Die realistische Echtheit der Figuren scheint mir — neben der ungesuchten Körnigkeit der Sprache und der stark bildhaften Prägung mancher Szenen, die im Geiste Hodlers durchgeführt ist — die eigentliche Stärke von Wiegands *Marignano*. Im Gefüge des Dramatischen will ja manches nicht klappen. Die Einzeltragödie Judith-Werni wächst nicht unmittelbar und zwingend aus den Konflikten der Allgemeinheit heraus, und auch die Motivierungen dieser Einzelschicksale, besonders die tragische Schlusswendung, haben nicht die erforderliche Triebkraft von innen her. Hiermit mag es zusammenhängen, dass Fräulein Anny von Orellis Judith nicht ganz so fest- und großumrissen aus dem massenhaften Geschehen des sich immer mehr zu einem Volksdrama aufrollenden Stückes heraustreten wollte. Es fehlte — seltsam genug, da Fräulein von Orelli doch Schweizerin ist — jene halbver-

schlossene Herbheit der Schweizerseele, die ihr Bestes in Worten nicht hingeben kann, die das große Leid nicht leidenschaftlich herausschreit, sondern in sich hineinschweigt und stumm und kalt und versteint darüber wird wie die grauen Berge . . . Indessen ich sagte schon, die Figur der Judith wird unter der Wucht des Volksschicksals erdrückt, ihr eigenes Schicksal bleibt Episode, der die innere Notwendigkeit im Fortschreiten des Stückes immer mehr abhanden kommt, und so würde auch eine ganz starke Kraft diese Rolle vermutlich nicht in tragische Höhen zu führen wissen. So gesehen, muss die schauspielerische Leistung der jungen Künstlerin in ihren Teilen gewürdigt werden und da ist zu sagen, dass Fräulein von Orelli besonders in den ersten Akten Leidenschaftsentladungen hatte, die sie, wenn auch auf anderm Felde, vermutlich noch auf steile Höhen führen werden. — Von den übrigen Darstellern verdienen lobende Erwähnung: Kurt Stieler, der den französischen Abgesandten ohne die mindeste übertreibende Ironisierung, auf die nur reife Kunst zu verzichten vermag, charakterisierte und Wilhelm Walter, dessen fettige Stimme die ölig triefenden Reden des Kardinalbischofs von Sitten in prächtigen Steigerungen über die Versammlung ausschüttete. Beide halfen den Prachtbau des dritten Aktes aufführen, der im übrigen unter Martersteigs feinfühligem Regietaktstock in einem fortlaufenden Crescendo zu brausender Höhe schwoll.

Das Leipziger Publikum, das dem Schweizertum meilenfern steht, bereitete dem fremdländischen Stück gleichwohl eine warme Aufnahme, die sich nach den beiden Schlussakten zu begeisterten Ovationen für den Dichter, den Intendanten und und den Hauptdarsteller (Decarli) steigerte. Sie alle durften in immer wieder aufbrandenden Wellen des Beifalls den Sieg ihrer eigensten Sache auskosten.

Fast scheint es demnach, als ob diese Sache — das monumentale Volksdrama — bereits von den Massen als ihre eigenste Angelegenheit betrachtet wird. Man fühlt, es stecken in unserer Zeit Tendenzen zu Zusammenballungen von Kräften, die aufs Monumentale hindrängen. Das Individualschicksal des heutigen Menschen, die Angelegenheiten des kleinen Ich, ertrinken in dem Gewoge der großen gemeinsamen Gefühls- und Willensströme, die unsere Zeit durchfluten, oder verschwinden wenigstens zeitweise darin. Gerade in unserm neuzeitlichen Deutschland, dessen Werdegang selbst ein monumentales Drama ist, spürt man diesen wuchtenden Pulsschlag der Zeit, hört man diesen eisernen Rhythmus des völkischen Lebens nah erklingen, und aus Leipzig nahm wohl jeder zugereiste Besucher des Marignanospiels zwei Eindrücke dieser Art mit sich nach Hause. Da umfängt den Ankömmling ein neuer Bahnhofsbau, dessen ins Riesenmaß gestreckte Bögen und Pfeiler über dem schwärzlichten Gewimmel stehen wie das Firmament über dem kleinen Gekribbel der Erde. Und wandert man hinaus, wo die Enge der Stadt zurücktritt und ein weites Blachfeld seine Flächen öffnet, da steht man vor einem andern Monument der Zeit, in dem diese selben mächtigen Akkorde des Volksempfindens schwingen, die unser Leben durchbrausen. Das Leipziger Völkerschlachtdenkmal und der Leipziger Bahnhof sind mehr als technische Zweckmäßigkeits- und historische

Denkmalsbauten. Sie sind Monumentalgebilde der schaffenden Volkskraft, die als ein Neues, ein Göttliches, ein neues Göttliches, in unser Leben eingetreten ist, um einen immer breiteren Platz darin einzunehmen. Sie sind Werke derselben dunkel drängenden Volkssehnsucht, die sich einst Göttergestalten und Idealbilder schuf, in denen sich die Vielheit der Individuen zu einer Einheit fand. Sie sind Symbole des Einswerdens ungeheurer Menschenmassen, die aus dem Gefühl der Zusammengehörigkeit ein religiöses Erlebnis schöpfen und deren Persönlichkeitsbewusstsein sich erst an den Offenbarungen und Werken des großen Ganzen entzünden kann. — Was will es nun in diesen schwellenden Zeitläufen, die einen jeden irgendwie in die großen seelischen Bewegungen der Massen hineinziehen, besagen, wenn ein Häuflein von Ästheten sich dem monumentalen Drama mit Hinweisen auf die Gefährdung ihrer feineren Seelenkultur „prinzipiell" widersetzt? Ist denn die innere Zerrissenheit, die ja wohl das Kennzeichen jener Höchst- oder Überkultivierten ist, nicht schon ein Zeitmerkmal von gestern? Ist die Sehnsucht der Besten nicht auf neue Formen des Lebens aus, die seinen rhythmischen Einklang ganz herstellen soll? Bauen nicht überall, auf dem Trümmerfeld der alten Skepsis, schöpferisch gerichtete Menschen die Pfeiler schon auf, die eine harmonischer zusammengesetzte Menschheit dereinst umklammern und tragen soll? Die differenziertere Kultur der Einzelseele wird erst dann ein Recht auf Alleinexistenz geltend machen dürfen, wenn die Sehnsucht der Massen kein Zielobjekt mehr hat. Das wird vermutlich nie der Fall sein. Heute aber sind wir von solchen beruhigten Zuständen weiter entfernt denn je. Und darum darf die Massenseele so gut wie die Einzelseele Gegenstand des Künstlers sein, wird Massenschicksal so tief aufrütteln wie die sublimste Tragik der großen Einsamen, wird monumentale Volkskunst dem heutigen Menschen so viel zu sagen haben wie feinstempfundene Seelenproblematik. Carl Friedrich Wiegand hat, über Gerhart Hauptmanns verwandte Bestrebungen *(Florian Geyer, Die Weber)* durch härtere Schlagkraft, über Carl Schönherrs Vorbild *(Glaube und Heimat)* durch tiefere Gestaltungstreue hinaustreffend, das Volksdrama im Historischen zu verwirklichen gesucht. Der Mann, der die Volksmasse der Gegenwart zum dramatischen oder tragischen Helden macht, muss noch kommen. Er wird kommen. Die Zeit selber, von Gegensätzen und Massenbestrebungen geschüttelt, wird ihn aus ihrem kreissenden Schoße gebären.

ADOLF TEUTENBERG

NEUE BÜCHER

ADRIAN BAUMANN. *Der Planet Mars.* Zürich, Druck und Verlag von Müller, Werder & Co., 1913. 63 Seiten.

In dieser Schrift entwickelt ein Laie seine Ansicht von der Oberfläche des Mars, der „der Erde jedenfalls in der Entwicklung und Abkühlung voraus ist und daher bereits heute zeigt, was der Erde nach Jahrtausenden bevorsteht". Baumann spricht in der uns unbeweglich zu-

gekehrten Seite des Mars die dunkle obere Hälfte als Kontinent, die untere, helle als eisbedecktes Meer an (im geraden Gegensatz an der landläufigen Meinung); in der Frage der Kanäle unterscheidet er echte im eisbedeckten Meer, als „Schmutzspuren vieler ehemaliger Risse und Bewegungen in der Eisdecke" und unechte, die „Flügelzüge zwischen Schneefeldern des Kontinents"; eine große Rolle spielen die vielen vulkanischen Inseln des Eismeeres (die bisherigen Lacus, Seen), die durch Verstreuung von vulkanischer Asche sowie durch (aus Wasserverdunstung entstandene) Schneefälle gewisse wechselnde Farbenerscheinungen hervorrufen sollen. Die Abhandlung, deren Überlegungen in den verschiedensten naturwissenschaftlichen Disziplinen wurzeln, ist anschaulich und einleuchtend geschrieben; da sie überdies behauptet, die erste Hypothese zu enthalten, die „die sämtlichen Beobachtungen zu erklären versteht", so muss der Laie dringend wünschen, unsere Koryphäen der Astronomie möchten mit der ihnen eigenen Superiorität zu dieser Anmaßung eines Laien zustimmend oder ablehnend Stellung nehmen, damit sich nicht in den Köpfen neugierig dem Himmel zugewandter Erdenkinder von dem schönen rötlichen Stern ein inoffizielles Bild festsetzt. KONRAD FALKE

*

HELENE ZIEGLER. *Lieder*. 1914 Zürich und Leipzig. Verlag von Rascher & Cie.

Es hat in dieser Erstlingssammlung ansprechende Lieder und andere mit Resten naiven Dilettantentums. Oder sollte noch ein altmodisches Kunstgewissen existieren, das nachgestelltes Pronomen (Seele mein) unbedenklich passieren lässt und willkürliches Herausziehen des Verbes in den Reim erlaubt? Doch der Effekt sichern Besitzes entsteht oft genug, so dass man auf angebornen poetischen Takt schließen darf. Der Sprachwille hat sich noch nicht zur formenden Leidenschaft entzündet. Vereinzelt findet man Geprägtes: „Ein Regentag hängt grau am andern." Dann gibt es Verse, die Gutes verheißen.

Der Strand scheint fahl durch Wetterhellen.
Groß flattern schwarze Vögel in der Nacht
Und schrein ob deinem Haupt und kreisen.
Der Donner rollt. Ein Sandwall stürzt und [kracht
Die Sterne löschen und entgleisen.

Wenn aber am Schluss desselben Gedichtes die Reversion ins Seelische missrät, so scheint das wohl zu bedeuten, dass das Erleben der Dichterin sich noch nicht zum souveränen Schmerz und zum allgemeingültigen Dulden gesteigert hat. Verschiedentlich kehrt denn auch der Gedanke wieder, dass sich „das dunkle Tor, das ernst am Eingang dreht", noch nicht geöffnet hat und sie die Schatten des Lebens noch nicht kennt. Das entscheidende Wort is also für später zu erwarten.

Unerbittliche Strenge gegen sich, weises Zuratehalten der Kräfte werden dann dessen Eindringlichkeit verstärken. JOSEF HALPERIN

*

PAUL HALLER's *Juramareili*. Gedicht in Aargauer Mundart. Verlag Sauerländer, Aarau. Fr. 2.40

Eine einfache Bauerngeschichte in Blankversen mit liebenswürdiger Wärme erzält. Der Lebensgang eines armen Mädchens, das von der Schwindsucht früh geholt wird. Der Schrei nach Glück und Liebe, der auch in dieser Ärmsten wach wird, um nicht erhört zu werden. Ein trauriges Geschichtchen, das man trotz des sentimentalen Einschlags gern liest, da

er aus warmem Anteil heraus geschrieben wurde.

*

Ein anderes Dialektgedicht kommt aus der Heimat Usteris und Corrodis; Ernst Eschmann hat diese zu Bedeutendem verpflichtende Tradition nicht unwürdig fortgesetzt. *De Sängertag*, den der Zürcher Verlag Orell Füssli erscheinen ließ, ist eine der wirklichen Idyllen, wie sie aus poetischem Empfinden und liebenswürdigem Humor geboren werden. Eine Idylle nach den Regeln der Kunst, ein kleiner Ausschnitt aus dem kleinbürgerlichen Leben, der mit aller Freude am Ausmalen in Hexametern vorgetragen wird. Und Eschmann versteht die seltene Kunst, das Kleine durch seine liebevolle Behandlung bedeutend zu machen. Er bringt uns dazu, die kleinen Ereignisse im weltverlorenen Dörflein wichtig zu nehmen. Aber der würdige Nachfolger Corrodis zeigt sich auch in der virtuosen Behandlung des unverfälschten Dialekts, aus dem heraus die Verse geboren sind. Sie sind nicht nur als heute übliches und viel missbrauchtes Lockmittel um die Erzählung herumgekleidet, die ebenso gut in hochdeutsch erzählt werden könnte, aber dann nicht ebensogut wirken würde. Auch die Geschehnisse und die Betrachtungen sind unverfälschtes Bodenprodukt. Die Lektüre des vergnüglichen Bändchens hat uns große Freude gemacht.

Vom selben lustigen frischen Geist getragen ist des selben Verfassers Liederbüchlein *Mer singed äis!* Heitere Dialektgedichtlein, die sich von den meisten derartigen Sammlungen vorteilhaft durch die warme poetische Empfindung auszeichnen, die nicht nur Spielereien sind, sondern wirkliche kleine poetische Kunstwerke. Nicht alle gleichwertig, aber alle an der Sonnseite gereift. (Verlag Sauerländer, Aarau.) BLÖSCH

BILDENDE KUNST

RÜCKSCHAU. Eine bemerkenswerte Ausstellung boten im verflossenen Monat im Kunstsalon Wolfsberg Christian Conradin und Karl Itschner. Conradin, dem wir die Kunstbeilage dieses Heftes verdanken — sie ist einem wohlgelungenen Album mit 24 Federzeichnungen entnommen, das der Zürcher Verkehrsverein herausgibt —, geht als Landschafter seine eigenen Wege. In erster Linie kommt es ihm auf die genaue Wiedergabe der Bodenform und was damit im Zusammenhang steht, an; man könnte nach seinen Landschaften ein Relief anfertigen, so wenig ist man über die Bedeutung irgend einer Linie im Zweifel. Über die liebenswürdigen Art, mit der dann das einzelne farbig durchgearbeitet ist, darf man aber die starken Vorzüge der Komposition seiner Bilder nicht vergessen. Sie beruht auf einem sorgfältig erwogenen Gleichgewicht der Massen, auf der ornamentalen Schönheit des Reliefs, auf der weisen Ökonomie, mit der die Farbe verwendet ist. Manche Landschaften von Conradin haben in ihrer minutösen Art auf den ersten Blick fast etwas Philiströses, das aber bei eingehenderem Betrachten verschwindet: andere, wie namentlich die große Landschaft bei San Gimignano wirken, trotz der wohl sichtbaren unendlichen Mühe, die sich der Künstler gegeben hat, kühn und groß. — Karl Itschner ist wie Conradin ein Außenseiter und passt gut mit ihm zusammen. In seiner Gou-

achetechnik erinnert er an Ferdinand Spiegel und andere Münchener; in Stoff und Empfindung ist er ganz eigenartig: er hat die reine und froh bewegte Grazie des kleinen Mädchens entdeckt und weiß sie mit einer Liebe und Sicherheit darzustellen, die einfach entzückend ist. A. B.

MITTEILUNGEN DES SCHWEIZ. SCHRIFTSTELLERVEREINS (S.E.S.)

COMMUNICATIONS DE LA SOCIÉTÉ DES ÉCRIVAINS SUISSES (S.E.S.)

Der Verein zählt gegenwärtig 110 Mitglieder. Schreiben sind zu richten an den Vorsitzenden: Dr. Ernst Zahn, Freiestrasse 114, Zürich, oder an den Sekretär: Dr. Robert Faesi, Seewartstrasse 28, Zürich 2.

Urheberrecht. Das neue schweizerische Urheberrecht stand schon in Beratung, als der S. E. S. gegründet wurde. Es sei daran erinnert, dass es uns gelang, in die mit der Vorberatung betraute Kommission als Vertreter des Schriftstellerstandes unsre beiden Mitglieder Fritz Marti und René Morax abzuordnen. Der jetzt aufliegende *zweite Vorentwurf* weist gegenüber dem ersten schon beträchtliche Verbesserungen in unserm Sinne auf, jedoch immer noch eine Reihe Bestimmungen, die uns im Vergleich zu Schriftstellern andrer Staaten nur ein sehr geschmälertes Recht gewähren. Doch ist zu hoffen, dass sich bei den kommenden Beratungen der allgemeine Zug der Zeit, der dahin geht, den Urheberschutz zu stärken, geltend machen werde. Nach sorgfältigen Beratungen, zu denen uns Herr Professor *Röthlisberger* in Bern seine ausgezeichnete Sachkenntnis in liberalster Weise zur Verfügung stellte, hat der Vorstand seine *Postulate* genau formuliert und wird sie mit Jahresbeginn dem neuen Chef des Polizei- und Justizdepartements vorlegen.

Es schien uns rätlich, nicht durch allzuweit gehende Wünsche den Widerspruch der Öffentlichkeit gegen die Schriftsteller heraufzubeschwören, auf Forderungen, deren Annahme von vornherein als ausgeschlossen gelten konnte, zu verzichten, und endlich solche Postulate auszuschalten, über deren Wirkung man auch innerhalb der Berufskreise sehr verschiedener Meinung sein kann, wie die Verlängerung der Schutzfrist von 30 auf 50 Jahre nach dem Tod des Verfassers.

Doch setzen wir uns grundsätzlich ein für das Prinzip der *vollen Vertragsfreiheit,* und zwar gleicherweise aus ideellen wie praktischen Gründen. Es scheint uns unerträglich, dass dies Prinzip nur auf Bücher und Zeitschriftenartikel angewendet werden soll, dagegen noch laut Artikel 14 des zweiten Vorentwurfs die Aufführung eines Werkes gegen den Willen des Dramatikers durchgesetzt, also dieser expropriiert werden darf. Nach bisherigem Rechte konnte ein beliebiges Theater in der Schweiz sich der Dramen einheimischer Autoren ohne weiteres bemächtigen, so lang es ihm nur die lächerlich geringe Tantième von 2% der Bruttoeinnahmen ausbezahlte (5—10% für ein abendfüllendes Stück sind jetzt die Regel). Zur Ehre unsrer größern Theater sei übrigens gesagt, dass sie sich für zu gut hielten, von dieser unangebrachten Freiheit Gebrauch zu machen. Nur aus Genf ist uns ein Fall bekannt, wonach ein Stück, das in Paris Erfolg hatte, wider Willen und trotz Protest des Autors auf die

Bretter gebracht und, wie er voraussah, durch das Unvermögen der Bühnenkräfte zu Fall gebracht wurde. Auch die nun vorgesehene „angemessene Vergütung" wäre von zweifelhaftem Wert und entschädigte den Verfasser keinesfalls für den moralischen Nachteil, den die Verschandelung eines Werks durch eine unwürdige Darstellung immer bedeutet. Und ebenso wenig könnte uns das von andrer Seite angeregte Recht auf Einsprache befriedigen, denn hinsichtlich erst projektierter Aufführungen wäre es praktisch unanwendbar, da der Autor in vielen Fällen von der Absicht einer Aufführung nichts erfahren wird, hinsichtlich bereits stattgehabter Aufführungen wäre dieses Recht darum illusorisch, weil eine Kontrolle namentlich der kleinen Bühnen schwer durchzuführen ist.

Wenn Urheberrecht das Recht des Urhebers an seinem Werke ist, so darf es nicht für die wichtige dramatische Gattung am entscheidenden Punkte durchbrochen werden.

Der zweite Vorentwurf sieht für „Feuilleton-Romane und -Novellen" einen *Schutz gegen Nachdruck* vor. Wir fordern seine Ausdehnung auf „Artikel literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Inhalts", da auch solche nach Form und Gehalt eine wertvolle geistige Arbeit und das höchst persönliche geistige Eigentum des Verfassers bedeuten können.

Energisch abzulehnen ist die in Artikel 30 vorgesehene Freigabe dramatischer Werke an *Liebhaberbühnen*, unter der Bedingung, dass die Mitwirkenden kein Entgelt beziehen. Gewöhnlich bezieht das einzelne Milglied solcher dramatischer Vereine zwar keine Bezahlung in bar, profitiert aber indirekt von der Vereinskasse, in die der ganze oft nicht unbeträchtliche Gewinn fließt. Nun haben wir aber in der Schweiz eine ganze Anzahl *Dialektdichter*, deren Werke eben der Mundart wegen ausschließlich durch Liebhaber zur Aufführung gebracht werden können. Bestimmt nun das Gesetz, dass die Dilettantenbühnen ein Werk ohne Vergütung an den Verfasser aufführen dürfen, so wird er um den einzigen in Aussicht stehenden und wohlverdienten Lohn gebracht. Es ist also dringend zu fordern, dass es durchaus in das Ermessen des Verfassers gestellt werde, ob er die Aufführung an Liebhaberbühnen wie an Berufsbühnen mit oder ohne Anteil an den Erträgnissen gestatten will.

(Fortsetzung folgt)

*

La Société compte actuellement 110 membres.

Prière d'adresser les lettres au président: Dr. Ernst Zahn, Freiestraße 144, Zurich; ou au secrétaire: Dr. Robert Faesi, Seewartstraße 28, Zürich II.

Propriété intellectuelle. La nouvelle loi sur la propriété intellectuelle était déjà en discussion lorsque la S. E. S. fut fondée. Nous avons réussi à déléguer deux représentants, Fritz Marti et René Morax, à la commission chargée du préavis. Le *deuxième avant-projet* actuellement déposé, apporte déjà des améliorations sensibles, mais contient encore plusieurs dispositions restrictives inconnues à d'autres pays. Espérons qu'au cours des prochaines délibérations on verra triompher l'esprit de notre époque qui tend résolument à protéger les droits d'auteur. Le comité de la S. E. S. a étudié la question avec soin; il a reçu les conseils précieux d'un spécialiste en la matière, de M. le prof. Rötlisberger à Berne, et il a formulé des vœux précis qu'il présentera en janvier au nouveau chef du Département de justice et police.

Le Comité a évité d'indisposer le public contre les écrivains; il a renoncé aux revendications qui n'avaient aucune chance de succès, comme aussi à certaines mesures dont l'efficacité est discutée par les écrivains eux-mêmes; par exemple: la prolongation de la protection de 30 à 50 ans après la mort de l'auteur.

Nous défendons par contre avec énergie le principe de la *pleine liberté de contrat*, pour des raisons idéales aussi bien que pratiques. Nous ne saurions admettre que ce principe de liberté ne s'étende qu'aux livres et articles de revue, tandis que (selon l'article 14 du deuxième avant-projet) la représentation d'une œuvre dramatique serait autorisée même contre la volonté de l'auteur, ce qui signifierait une pure et simple expropriation. D'après le droit en vigueur jusqu'ici, un théâtre quelconque en Suisse pouvait disposer de l'œuvre d'un auteur suisse, dès qu'il versait à celui-ci un tantième dérisoire de 2% sur la recette brute (dans l'usage on paie de 5 à 10% pour une pièce qui remplit la soirée). Disons à l'honneur de nos grands théâtres qu'ils ont renoncé spontanément à faire usage de ce droit; nous ne connaissons qu'un cas, arrivé à Genève, où une pièce qui avait réussi à Paris fut portée sur les planches malgré les protestations de l'auteur: elle échoua, grâce à l'insuffisance de la troupe. Les „honoraires convenables" dont parle l'avant-projet n'ont qu'une valeur problématique et ne sauraient en aucun cas compenser le tort moral que cause à l'auteur une représentation indigne de son œuvre. Le droit de recours, qu'on lui garantit, est également sans valeur: dans la plupart des cas, l'auteur ne serait pas averti à temps; et lorsque la représentation a déjà eu lieu, comment en contrôler la valeur, surtout quand il s'agit de petits théâtres? Dès que l'on admet qu'un auteur a des droits sur son œuvre, comment souffrir que, pour le genre dramatique, ces droits soient lésés en un point essentiel?

Le deuxième avant-projet prévoit que les romans et nouvelles pour feuilletons seront *protégés contre la reproduction*. Nous demandons que cette protection soit étendue aux articles de littérature, arts et sciences qui représentent souvent, eux aussi, un travail intellectuel considérable et qui sont nettement la propriété de leur auteur.

Nous protestons avec force contre l'article 30 qui abandonne le répertoire dramatique aux *théâtres d'amateurs*, à la seule condition que les acteurs ne soient point rétribués. Il est vrai qu'en général les membres de ces sociétés dramatiques ne touchent point d'honoraires en argent comptant; mais, indirectement, ils n'en réalisent pas moins un gain, par la caisse sociale, qui touche souvent des sommes importantes. Or nous avons en Suisse un assez grand nombre de *poètes dialectaux* dont les œuvres ne sont guère jouées et jouables que par des théâtres d'amateurs. Si la loi accordait pleine liberté à ces théâtres, le poète dialectal y perdrait le seul gain possible, et un gain bien mérité. La stricte justice exige donc que l'auteur ait le droit de poser ses conditions aux théâtres d'amateurs.

ERRATUM: Nous prions nos lecteurs de bien vouloir corriger, dans l'article Antonelli, les coquilles suivantes: page 409, ligne 3: la haine des amitiés trompées. — p. 409, ligne 14: votre sentiment; ligne 3. d'en bas: Chave. — p. 410, ligne 12: ouvrez les guillemets; ligne 7, d'en bas: leur droit légal, leur droit de grève. — p. 412, ligne 8: Savoisiens.

M. Antonelli nous promet une suite à cet article.

Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750
Redaktor in Bern Dr. HANS BLÖSCH, Bümpliz.

IM BELVOIRPARK

GUTER RAT

Wir haben eine alte Magd,
Die Trina heißt, ein treues Blut,
Und immer willig, unverzagt,
Wenn sie nicht grad mal knurren tut,
Was auch nicht selten. Nun, wer will
Verlangen, dass stets guter Laune
Solch einsam ältlich Wesen ist,
Dass nie sie murre, grunze, graune;
Das kann nun mal nicht Jud noch Christ.
Im ganzen jedoch still und friedlich,
Wenn sie mit meiner Frau nicht zankt,
Da flickt und putzt sie unermüdlich
In Treue, welche niemals wankt.
Dies seltne Wesen — ist's nicht selten
In dieser argen Gegenwart,
Wo jeder nur für sich will gelten
Und stets des höchsten Glückes harrt? —
Dies seltne Wesen — ganz erfreulich
Ist niemand — kam in guter Ruh

Zu mir an meinen Schreibtisch neulich
(Ich schrieb gerade förfatsch zu
An einem Meisterwerk) und sagte:
„Herr Doktor, ich hab's lang bedacht.
Es sind nun Wochen, dass es plagte
Bei Tage mich und in der Nacht,
Es muss einmal heraus! Wie lange
Noch schreiben, schreiben Sie so fort?
Seh' ich's, es macht, weiß Gott, mir bange,
So sag' ich's denn an diesem Ort:
Was soll es, wenn Sie selbst doch sehen,
Dass ganz umsonst die Quälerei?
Wie lange soll es noch so gehen?
Es kommt ja nichts heraus dabei!
So lassen Sie es doch."
Gesprochen —
Und dann gegangen ist die Maid.
Ich wusst nicht, sollt ich überkochen
In Schimpfen oder Heiterkeit.
Ich saß verdutzt, ich saß vertattert:
Die Teure hat im Grunde recht.
Was habe ich mir denn ergattert
Und wozu spinn' ich mein Geflecht?
Sagt es die Frau, wie schmerzhaft immer,
Man ist's gewohnt, doch nun die Magd,
Obwohl im Grunde es nicht schlimmer: —
Ich saß benaut, ich saß verzagt,
Bis dass ich — weinte oder lachte?
Zu wissen sei's euch einerlei;
Es war am Abend gegen achte
Und — kommt ja nichts heraus dabei!

OTTO HINNERK

□□□

SEIN BETT

NOVELLE VON LILLI HALLER, BERN

Herr Doktor, wenn Sie noch nie einen Pechvogel gesehen haben, so schauen Sie mich an, den Martin Isenschmid. Schon als Kind fings an, das Missgeschick. In der Schule habe ich mich gemüht wie alle andern, vielleicht sogar mehr, aber ich kam doch nicht vorwärts, hinkte stets hintendrein. Gern gemocht haben sie mich alle, die Buben wie die Mädels — aber was nützt das? Wie ich mit der Schule fertig war, wusste der Vater eigentlich nicht recht, was mit mir beginnen. Ich griff ein Handwerk an, dann ein anderes, und schließlich erklärte ich, ich wolle nach Amerika. Der Vater ließ mich ziehn, Mutter hatte nichts dagegen, und so wanderte ich aus. Drüben aber hieß es schaffen und ich schaffte. Ich war alles durcheinander und miteinander, diente auf einer Farm, dann im Hotel, kam auf ein Petroleumschiff und schließlich in ein Handelshaus, war Kellner, Knecht, Packträger, Geschäftsmann, arbeitete redlich und hart und brachte es in den ersten Jahren zu nichts, das Geld zerrann mir zwischen den Fingern. Als ich mich später in Chile aufhielt, tauchte auch plötzlich ein Vetter von mir auf. Ich hatte ihn früher nur dem Namen nach gekannt, denn meine Familie war der seinen in der Heimat stets zu gering gewesen. Wie das nun so geht, Herr Doktor, im fremden Lande schließt man sich eben doch einander an und ich mochte ihn recht gut, den Arthur, der sich in Amerika noch gar nicht zurechtfinden konnte. Er seinerseits war auch glücklich, mich getroffen zu haben. Ich half ihm durch, fand ihm eine Stellung, und brachte ihm Spanisch bei, das ich selber schon recht leidlich sprach. Tränen habe ich oft gelacht, wenn er die schwierigen Worte nicht aussprechen konnte. Ich bekam ihn immer lieber, den jungen Mann, und wurde ihm eine Art Vater, obwohl ich nicht viel älter war wie er. Damals war ich in Stellung als Kellner, verdiente recht schön, und denken Sie sich, hatte mir das erstemal im Leben ein ordentliches Sümmchen erspart.

Es fuhr mir durch den Sinn, ein eigenes Geschäft zu gründen, ganz klein, bescheiden, und der Arthur sollte dabei mein Gehilfe sein. Er besaß eine schöne Handschrift und verstand sich auf

Buchführung. Und wie ich mein Geld beisammen hatte, gab ich das Kellnersein auf und übernahm eine Metzgerei. Ich lernte das Fleischsalzen und Räuchern, hantierte in Keller und Küche, und der Arthur, der bediente die Kunden und führte die Bücher. Es ging uns recht gut, gleich von Anfang an, die Einnahmen mehrten sich. Ich bildete mir was ein, dachte, nun bringe ich's doch noch zum Millionär — da war eines schönen Morgens der Arthur verschwunden. Die ganze Ladenkasse hatte er mit sich genommen, auch meine neuen Kleider und eine goldene Busennadel, die ich mir zugelegt hatte. Ich spürte ihm nicht nach; in der Gegend, in der wir wohnten, hätte das keinen Zweck gehabt. Aber ich sah mich genötigt, das Geschäft zu schließen und befand mich wieder auf der Straße.

Ein Unglück kommt selten allein. Gerade um diese Zeit packte mich das Fieber und zwar so stark, dass ich Monate lang im Spital lag und am Ende aller Enden einen Herzfehler davontrug. Mit dem Kellnersein wars nun aus, ich vertrug das Rennen und Hasten nicht mehr, zog hinauf nach dem Norden und spülte in einem Hotel in Neuyork Gläser und Teller. Viel brachte mir das nicht ein, kaum zum Leben. Aber wissen Sie was, Herr Doktor, damals war ich doch voll froher Pläne und Aussichten, denn ich dachte ans Heiraten. Ja, ans Heiraten. Sie war ein gesundes, frohes Ding, die Luise, stammte aus Hamburg und hatte versprochen, meine Frau zu werden. Ich schenkte ihr einen Ring und eine goldene Halskette mit einem Herzchen dran, darinnen befand sich mein Bild. Sie freute sich darüber, lachte und behauptete, sie habe mich lieb wie keinen andern. Drei Jahre habe ich auf sie gehofft und gewartet; da heiratete sie eines Tages den Koch und reiste mit ihm davon.

Himmel, Herrgott, wollte mir denn nirgends das Glück erstehen? Was verlangte ich denn? Etwa mehr wie andere? Warum musste auch mir stets alles schief gehn? Wo haperte es denn? Was war an mir nicht in Ordnung, dass ich dem Leben nichts recht machen konnte? —

Ich beschloss, mich an keinen Menschen mehr zu halten und vor allem von den Weibern zu lassen. Aber man hat seine Natur und sein Schicksal, Herr Doktor, und damit basta . . . Doch warum stehen Sie auch immer? Setzen Sie sich doch zu mir

aufs Bett. Ich rutsche nach der Wand hin, kann ja gottlob meine Beine schon ganz gut bewegen. So. Und wenn Sie noch ein bisschen Zeit haben... Also, ich beschloss, für mich ganz allein zu bleiben. Da traf es sich aber nach ein paar Jahren, dass ich auf einer Bank am Quai in Neuyork ein armes Geschöpf fand, eine Landsmännin. Die war von ihrem Schatz nach Amerika geschleppt, dann verlassen worden und trug ein Kind unter dem Herzen. Ein Jammer war's um das blutjunge Ding, und hätt' ich den Schandkerl gehabt, ich glaube, zum Krüppel hätt' ich ihn geschlagen. Man muss sich ja schämen vor den Amerikanern, dass so was unter unsern Leuten vorkommt, und das arme Wurm heulte sich fast die Augen aus vor Jammer. Ich half ihr in all ihrer Not, stand ihr bei, sorgte für sie, und versprach dem Kind ein Vater zu sein, wenn ihr ein Unglück zustoßen sollte. Das Unglück kam auch; sie starb, kaum war das kleine Mädel da. Ich hielt mein Versprechen, brachte das winzige Ding unter bei einer rechtschaffenen, deutschen Familie und kann sagen, dass mir damals das Leben ganz anders vorkam; da hatte alles nun Sinn und Zweck und ich schaffte mit ganz aparten Gedanken. Aber kaum war das Kind vierjährig — es war gerade an seinem Geburtstag — erkrankte es, und nach ein paar Tagen schon trug man es seiner Mutter nach hinaus auf den Friedhof. Nun war ich wieder allein. Ganz sonderbar kam's da eine zeitlang mit mir: ich mochte nichts denken, nichts angreifen, nichts schaffen. Wozu auch? 's ging ja doch schief. Ich stand also herum, tagelang, wochenlang, die Hände in den Hosentaschen, schaute mir die Straßen an, die Häuser, die Wagen, und verstand nicht, warum ich das alles immer anstarrte. Es war, als ob ich mich einfach in Etwas nicht mehr hineinfügen könne, und dies Etwas war das Leben. Ein Trinker bin ich nie gewesen, aber damals tat es mir leid, dass ich es nicht werden konnte, denn der Wein bekam mir nie gut. Ich weiß nicht mehr, wie lange diese Leere in mir dauerte, diese Arbeitsunlust; ich erinnere mich nur noch, dass ich die Hände wieder rührte, als mein letzter Dollar aufgezehrt war.

Ich nahm einen ganz geringen Posten an, irgendwo bei einem Fuhrhalter. Damals auch geschah es, dass ich mich zufällig in einem Spiegel erblickte, und da bemerkte ich, dass ich an den Schläfen ganz grau geworden war. Plötzlich, weiß Gott

wie das vor sich ging, kam das Heimweh über mich, und zwar so stark, dass ich es drüben nicht mehr aushalten konnte. Es packte mich wie eine zehrende Krankheit, die fraß und fraß. Zum Ekel wurde mir auf einmal alles: Das Land, die Leute, die Luft, die Sprache. Heim wollte ich, die Berge sehn, die alte Stadt mit den engen Häusern und den Winkelgassen; Heimatlaute wollte ich hören und die Glocken der Kirchen sollten gleich alle miteinander läuten. Das riss mich nur so der Heimat zu — vielleicht wartete dort ein bisschen Glück auf mich, wer weiß. Aber die Reise kostete Geld und mit dem Herumstehn verdient's sich nicht. Ich stürzte mich jetzt förmlich ins Werken und Schaffen nach dem langen Faulenzen und legte mein Sümmchen zusammen. Aber da traf mich gottverlassnen Teufel ein neues Missgeschick. Ich hatte eines Tages zu lange im Wasser stehn müssen und die Nässe war trotz der hohen Stiefel bis ins Mark gedrungen. Da spürte ich dieselben Schmerzen in den Beinen, Herr Doktor, wie jetzt, die Schmerzen, für die ich da bei Ihnen im Spital liege. Krank sein ist immer bös, aber wenn einer noch dazu am Heimweh fast krepiert, dann wirds erst recht schlimm. Als ich endlich wieder gehen konnte, musste das Sparen zur Reise wieder beginnen. Zweieinhalb Jahre hat's gedauert, bis ich endlich meine Schiffskarte zur Rückkehr lösen konnte. Ich glaube, ich habe während der ganzen Fahrt mit niemandem ein Wort gesprochen. Als der Bahnzug polternd über die Brücke fuhr, ins alte Städtchen hinein, und so nach und nach mir jedes Haus, jeder Brunnen, jede Bank wieder bekannt und vertraut vorkam, da fühlte ich, wie etwas Schweres von mir abfiel; jetzt wusste ich, ich war daheim. Aber der Martin Isenschmid, der über zwanzig Jahre in Amerika gewesen war, hatte nichts, rein gar nicht herübergebracht, als seinen Koffer und seine grauen Haare. Das Leben fing von neuem an. Meine Eltern waren tot, die Schwester fort und verheiratet. Arbeit fand ich lange keine und doch schien mir nichts schwierig, denn die Freude über das Daheimsein saß noch lange in mir und erfüllte mich jeden Morgen von neuem, wenn ich erwachte. Überall, wo ich mich zur Arbeit meldete, hieß es: Was seid ihr? Was könnt ihr? Was habt ihr gelernt? Gelernt hatte ich nun eigentlich nichts, getan manches. Da erfuhr ich, dass bei uns zu Lande beinah für jeden Beruf

eine Prüfung verlangt wird; ein Hufschmied, ein Kaminfeger, alles muss ein Examen bestehen. In Amerika schafft eben jeder drauf los. So meldete ich mich da und dort und lief mir die Füße lahm. Endlich konnte man mich in einer Druckerei als Packer und Ausläufer brauchen, mich den Amerikaner, der sich im Grund noch recht viel auf sein Amerikanertum einbildete. Aber wenigstens hatte ich nun mein kleines Auskommen, konnte langsam die neuen Schulden abzahlen und war ja außerdem daheim . . . Und wie ich da eines Sonntags in meiner möblierten Mansarde saß, kam mir ein Gedanke. Der war da ebenso rasch und ebenso hartnäckig wie das Heimweh und gab mich nicht mehr frei. Mein eigen Hab und Gut musste ich mir erwerben, etwas, das mein Eigentum heißen sollte, mein ausschließlicher Besitz, ein Ruheplatz zum Leben und zum Sterben. Ein Bett wollte ich. Das verstehn Sie nun, wohl nicht, Herr Doktor, warum gerade ein Bett? Gewiss besaßen Sie stets Ihr eigenes? Ja, das begreift nur einer, der sein halbes Leben lang nichts gehabt wie ich. Ich war bis jetzt nur auf fremden Betten herumgerutscht, und da wollte es mich bedünken, als ob ich mit meinen grauen Haaren endlich ein eigenes verdient hätte. Dies Bett würde der erste Schritt sein zur späten bescheidenen Wohlhabenheit, zum großen Respekt vor mir, dem Besitzer. Sie lächeln? Ja, aber es ist doch so. Ein schönes Bett sollte es werden, neu, bequem, elegant, breit und bezahlt. Fünffränkler um Fünffränkler legte ich zusammen; ich darbte, geizte ganz lächerlich, und als ich das erste Goldstück zur Bank trug und ein Sparheft verlangte, da konnte ich dummer Kerl nicht schweigen. „Das ist für mein Bett", sagte ich dem Kassier mit dem Schwarzbärtchen. „So, habt ihr denn bis jetzt keins gehabt?" entgegnete er verwundert. Natürlich verstand er mich nicht. Nach ein paar Monaten erschien ich mit meinem zweiten Goldstück. „Ist das wieder für's Bett?" lächelte er. Ich glaube, die ganze Bank hat schließlich um meine Bettgeschichte gewusst, denn hinter allen Fensterchen und Gitterchen tuschelten sie immer, wenn ich kam. Beinah ebenso lange wie für meine Heimreise hab ich für mein Bett gespart. Doch eines Abends konnte ich meiner Wirtin sagen: „So jetzt nehmen Sie den Schragen da hinaus, nun stellen wir was Schönres hinein!" Sie schlug vor Verwunderung die Hände

überm Kopf zusammen, die dumme Frau, und wurde nicht fertig mit Rühmen, als man mir mein erstes, eigenes Möbelstück ins Zimmer hineintrug. Ich brauchte das nicht, wollte mit mir allein sein und schickte sie hinaus. Aber wie es da so fein aufgerüstet vor mir stand, mein Bett, wurde ich selbst nicht fertig mit Betrachten und Staunen. Es war aus hartem, dunklem Holz, fein blank poliert, so dass man sich wie in einem Spiegel drin sehen konnte. In der Matratze steckte das allerbeste Rosshaar, ich hatte das so befohlen; die Decke war warm, weich und der Flaum in Kissen und Federdecke — na, kurz, Herr Doktor, ich leistete mir was Rechtes und Sie wissen ja selbst, wie so ein feines Ding aussieht. Es war an einem Samstag Abend, als man es mir brachte: ich hatte das so angeordnet, denn ich wollte am Sonntag Morgen gehörig darin ausschlafen. Lachen sie mich nicht aus, aber wissen Sie, was ich tat, als ich endlich unter meiner eignen Decke lag? Ich habe geheult wie ein Schulbub vor lauter Glück und Freud, und es schien mir, als ob ich nun erst ganz daheim sei, und als ob ich mir mit meinem Bett ein Stück Heimatboden erworben hätte. —

Eine Zeitlang ging alles recht ordentlich. Beinah fing ich an zu bereuen, dass ich so viele Jahre nutzlos in Amerika verbracht, wo doch die heimatliche Erde die einzige war, auf der etwas Ersprießliches gedieh. Ich fühlte mich wieder jung werden und spann manchmal recht abenteuerliche Pläne; dem Bett sollte so nach und nach ein eigener kleiner Haushalt folgen und noch manch anderes. Da fings mit den Beinen wieder an. Schmerzen, Schmerzen, das Gehn wurde immer schwerer. Was aber ist ein Ausläufer ohne Beine? Im Geschäft war man gut zu mir, man wartete, schließlich aber hieß man mich doch gehn. Ins Spital wollte ich zuerst nicht, Herr Doktor. Wozu? Wenn man's zu Hause schön hat. Außerdem versprach meine Wirtin zu sorgen. S' war ihr nie Ernst damit, ein Weibsbild wie ein anderes, um kein Haar besser. Kaum wurde ich mit der Miete rückständig, drohte sie mit der Polizei und sprach vom Pfänden und meinem Bett. Aber da blieb ich erst recht drin liegen. Man kann doch einem Kranken nicht das Bett unterm Leib wegtragen, dachte ich mir, und indessen würde sich vielleicht Hilfe finden. Ja, ich habe vergessen, zu sagen, dass ich noch vor meiner Krankheit einmal

den Arthur traf. Der ist längst aus Amerika zurück und befindet sich dank seiner Verwandten in guter, angesehener Stellung. „Arthur," sagte ich bloß und trat auf ihn zu. Einen Augenblick blieb er stehn, wurde feuerrot über's ganze Gesicht und ging schnell hinüber auf's andere Trottoir. Gewiss dachte er an damals in Chile und glaubte ich zürne. Das ist ja längst vorbei und vergessen. Ich hätt's ihm gern gesagt, aber er ließ mir keine Zeit dazu. Jedoch schreiben wollte ich es ihm nachher recht eindringlich, damit er's glaube. Und wollte ihn bitten, er möchte mir aushelfen, jetzt, wo ich in Not bin. 's ist mir ja um mein Bett zu tun. Glauben Sie, der Arthur würde helfen, Herr Doktor?— Sie werden gerufen? Warten Sie noch einen Augenblick. Sehn Sie, ich bin meiner Wirtin wirklich ziemlich viel schuldig, auch im Kosthaus für's Essen. Weil's nicht mehr anders ging, entschloss ich mich endlich für's Spital. Kann man mir aber mein Bett pfänden, ohne dass ich darum weiß? Hat man ein Recht dazu? Sehn Sie, ich bin so lange fort gewesen von zu Hause, ich weiß nicht mehr, was man gesetzlich darf und nicht darf. Hab mich auch nicht erkundigt, dummer Weise; praktisch war ich ja nie und lasse mich leicht einschüchtern. Ich weiß nur, dass mir meine Wirtin gedroht hat und die ist zu allem fähig. Außer mir hat's bis jetzt keiner mehr wie zwei Monate bei ihr ausgehalten, ich glaube eben, ich bin stets zu gutmütig. Ja, aber um Gottes Willen, der wievielte ist heute? Der zwanzigste sagen Sie? Bis zum zwanzigsten versprach sie zu warten. So geht's, wenn man im Spital liegt und die Rechnung über die Tage verliert. Ruft man schon wieder, Herr Doktor? Ach, laufen Sie mir doch jetzt nicht davon. Sehn Sie, ich will Ihnen nun gestehn: ich hab' an den Arthur bereits geschrieben und meine Not geklagt. Jeden Augenblick kann die Post eintreffen. Glauben Sie wirklich, er werde mich im Stich lassen? Das ist doch nicht möglich. Ich wüsste mir ja nicht zu helfen. Mein Bett könne man mir nicht nehmen, sagen Sie. Wissen Sie's auch ganz genau? Aber ich sollte wirklich nach Hause und dabei sein. Lassen Sie mich aufstehn, ich halt's ja nicht mehr aus. — Mit den Beinen würde es sicher gehn — auch mit dem Herzen — ich hab doch jetzt so lange gesprochen — beinah mühlos. — Ich soll mich nicht aufregen, meinen Sie — aber Sie müssen doch verstehn —

ich will nach Hause — meine Wirtin soll Ordnung lernen — man nimmt doch einem armen Teufel nicht sein einzig Hab und Gut fort — so mir nichts, dir nichts. — Schließlich bin ich ja in der Heimat — bei meinen Leuten — ich muss nach Hause. — Lassen Sie mich aufstehn! — Herr Doktor! Herr Doktor!

□□□

ZUR FESTSTELLUNG

Herr Karl Bleibtreu versendet als Vorstand des Schutzverbandes schweizerischer Schriftsteller ein Zirkular, wie es scheint im Interesse seines Standes, tatsächlich in eigener Sache. Herr Bleibtreu verschweigt, dass es sich um ein Manuskript von ihm selbst handelt, was vorerst festgestellt sei. Es handelt sich um einen Essay über englische Lyrik, ein Thema von so allgemeiner Fassung, dass mir ein Zurückstellen bis zu einem geeigneten Zeitpunkt nicht unstatthaft schien, um so weniger, als ich Herrn Bleibtreu darauf aufmerksam machte, dass ein Abdruck in nächster Zeit nicht in Aussicht stehen könne. Da der Aufsatz, wie Herr Bleibtreu selbst zugibt, nicht in einer Nummer erscheinen konnte, so legte ich ihn für den folgenden Jahrgang zurück, um nicht genötigt zu sein, ihn von einem Jahrgang in den andern zu ziehen. Ich tat das in guten Treuen, da ich keine Ahnung vom Eingehen der *Alpen* hatte. Wenn Herr Bleibtreu die Art der Fusion in seinem Zirkular kritisiert, so veröffentlicht er in indiskreter Weise Dinge, die nur mich persönlich angehen, und auf das Gebiet des Persönlichen will ich ihm in seinem eigenen Interesse nicht folgen. Feststellen muss ich, dass mir mitgeteilt wurde, dass *Wissen und Leben* in keiner Weise sich zur Herübernahme der Manuskripte und Mitarbeiter der *Alpen* verpflichte, eine Tatsache, mit der ich mich um so eher abfinden konnte, da ich die *Alpen* als tatsächlich eingegangen betrachten musste. Ich habe mich daraufhin bemüht, die noch vorhandenen Manuskripte bei *Wissen und Leben* unterzubringen — von „verzweifeltsten Bemühungen" konnte unter diesen Umständen wohl nicht die Rede sein — und sandte dann die abgelehnten Beiträge zurück. Hätte nun Herr Bleibtreu sofort mir Nachricht gegeben, dass er mit diesem Modus sich nicht einverstanden erklären könne, so hätte ich die Angelegenheit umgehend, wenn notwendig persönlich geordnet. Ich habe aber seit der Rücksendung kein Wort mehr von ihm gehört. Es scheint auch Herrn Bleibtreu weniger an der Regelung dieses Falles gelegen zu haben als an der Ausschlachtungsmöglichkeit eines Falles, der merkwürdigerweise erst akut wurde mit der Tatsache, dass der Schweizerische Schriftstellerverein *Wissen und Leben* als sein offizielles Organ erklärte.

Für mich ist es jedenfalls eine Erfahrung mehr zu denen, die ich im Verlauf meiner Redaktionstätigkeit schon sammeln konnte, dass es Schriftsteller gibt, die ihre Standesehre im Schaffen und solche, die sie im Honorarfordern sehen.

BÜMPLIZ

Dr. HANS BLOESCH

□□□

LA LANGUE DES SUISSES

Dans un livre récent, qui restera un monument de notre nationalité, Gonzague de Reynold a conçu l'idée d'une littérature suisse, indépendante des diversités linguistiques, et en a donné une délimitation et une caractéristique définitives. Dans un sens étroit, nous ne saurions avoir de littérature à nous, puisqu'il nous en manque le signe distinctif, une langue. Cependant, il est impossible de confondre les écrivains suisses avec ceux des pays voisins. Rousseau, Madame de Staël ont toujours été des étrangers en France, et au XVIIIe siècle Bodmer et les écrivains groupés autour de lui formaient une „école suisse" avec des caractères très particuliers, et ils ont exercé sur l'Allemagne une influence d'autant plus profonde qu'elle venait du dehors.

Nous avons une littérature suisse, qui témoigne de l'unité intellectuelle et morale de notre pays. Est-il sûr que nous n'ayons pas une langue suisse dont nous pourrions faire au point de vue national un emploi plus judicieux et plus honorable, si nous en avions davantage le respect? La question vaut la peine d'être posée. Au cours d'une des dernières sessions de l'Assemblée fédérale, nous avons eu l'occasion de demander au landammann de l'un des petits cantons: „Pourquoi l'allemand suisse n'est-il pas la langue des landsgemeinden[1])?" Cette question étonna profondément notre magistrat; elle ne s'était jamais présentée à lui et il eut quelque peine à y répondre. Il finit par dire, sans beaucoup de conviction: „Es wäre ja nicht gebildet" et puis, sur notre geste de protestation: „Und die Fremden? die verständen nicht!"

Ces raisons valent qu'on s'y arrête. Le Suisse n'a pas assez la fierté de sa langue; on lui a dit qu'elle était inharmonieuse, il la voit rarement écrite et à l'école on ne lui a pas appris à la parler sans faute. La majorité des Suisses allemands considèrent leur idiome comme un patois. Dans les salons de Lucerne et de Berne, on parle beaucoup le français, et le peuple, lorsqu'il veut paraître „distingué" se sert du haut allemand. Quant au suisse, il se maintient comme seconde langue, avec une ténacité admirable, mais sans pouvoir obtenir ses brevets. C'est que,

[1]) On sait que la landsgemeinde de Glaris est seule, grâce au landammann Blumer, tenue en allemand suisse.

dit-on, les étrangers ne le comprennent pas; ils se permettent même parfois de dire qu'il est laid! Que de semblables considérations puissent influencer la conduite de notre peuple, dans une question qui touche d'aussi près à la vie nationale, c'est un phénomène dont nous n'avons pas lieu d'être fiers et nous devons le combattre de toutes nos forces.

* * *

Nous serait-il utile de posséder une langue nationale? Certainement, pour donner plus profondément à notre peuple le sentiment qu'il a une culture et un centre indépendants des autres pays. Qui de nous n'a pas entendu avec émotion, une fois qu'il était au loin, les sons gutturaux de l'allemand suisse? C'est comme une bouffée d'air des montagnes, un morceau de notre drapeau, une note de notre hymne. Cette impression que nous sommes plus suisses encore lorsque nous parlons suisse, il faut la donner à notre peuple dans le pays lui-même.

On nous dira, sans doute, que nous renierions toutes nos traditions et notre raison d'être, si nous cessions de former le confluent de plusieurs cultures, si nous renoncions aux avantages de notre situation centrale en Europe. Naturellement, il ne s'agit pas de cela et nous ne songeons nullement à obliger tous nos concitoyens, au delà de Sion, de Fribourg et de Bienne à „désapprendre" le haut allemand. Mais la position centrale qui est la nôtre présente des dangers auxquels nous devrions prêter plus d'attention. Influencés par plusieurs cultures diverses, nous sacrifions parfois notre originalité; à force d'être mi-partis et bigarrés, nous ne restons pas toujours nous-mêmes. Il est bon, certes, de tout comprendre, mais il serait mieux encore de créer des œuvres fortes. Ce que nous gagnons en surface, il nous arrive de le perdre en profondeur, et notre éclectisme ne reste pas toujours judicieux, parce qu'il nous manque le contrôle sûr d'une forte culture personnelle et indépendante, basée sur une langue indigène.

Cette question a deux faces: elle peut être examinée au point de vue de notre rayonnement à l'étranger et de l'influence que les étrangers exercent chez nous. J'ai entendu soutenir que les auteurs de petites nations — on citait Sienkiewicz et les Norvégiens — jouissaient d'un véritable privilège au point de vue

de l'expansion et de la célébrité. Plus vite connus dans un public plus restreint où la concurrence est moins forte, les écrivains trouvent bientôt des traducteurs dans les langues étrangères, et ils peuvent exercer une influence dans le monde entier et répandre l'esprit de leur patrie; s'ils avaient écrit dans une langue universelle et pour un vaste public, ils auraient eu la plus grande peine à s'imposer. Même au point de vue du rayonnement intellectuel, du pays aussi bien que des auteurs, il n'y aurait qu'un inconvénient limité, il n'y aurait pas de vraie infériorité à s'isoler des langues dominantes.

Cet argument n'est pas décisif. Le revers de la question, l'influence que l'étranger exerce sur nous, est beaucoup plus important. Nous nous plaignons, à juste titre, de ne pas assimiler les étrangers qui vivent parmi nous, et nous pourrions nous plaindre d'être fortement influencés, sinon assimilés par eux. Le phénomène est si évident que les observateurs impartiaux le signalent de tous côtés[1]). La cause de ce phénomène douloureux doit être cherchée dans le fait que nous leur ressemblons trop, que nous avons avec eux trop de points de contact et, en particulier, dans le fait que nous ne sommes pas séparés d'eux par la langue, ce véhicule primordial des mœurs et des idées; l'atmosphère que les étrangers trouvent chez nous, n'est pas assez différente de celle de leur pays. La preuve que la cause du mal est bien là, c'est que les Allemands, par exemple, se, laissent parfaitement assimiler en Suisse romande, alors qu'à Zurich, ils assimilent autour d'eux[2]).

En résumé, la digue qu'une langue nationale opposerait, sur l'une au moins de nos frontières, à l'esprit de l'étranger, aurait de grands avantages, elle constituerait dans notre vie politique interne, un centre de ralliement nouveau et donnerait une expression à cette „conscience suisse" dont notre peuple a si grand besoin.

Il ne suffit pas, dira-t-on, de proclamer l'utilité ou même la nécessité d'une langue nationale. Nous serions très heureux d'en posséder une, mais nous n'en avons pas et ne saurions la créer.

---

[1]) Voir l'article de M. Francis Gribble, dans la *Revue d'Edimbourg (The destiny of Switzerland)* reproduit par les *Feuillets* (juin et juillet 1913).

[2]) Je conteste nettement l'exactitude de cette affirmation. BOVET

C'est une erreur. Ce que nous n'avons pas, c'est une langue commune à toutes les parties du pays; aussi bien ne parlons nous que d'un centre de culture, et non point d'une unité contraire à nos traditions. Mais nous avons une langue nationale, et nous ne pensons pas aux dialectes rhéto-romans, mais bien à l'allemand suisse. L'évolution a chassé du pays romand les patois locaux, qui ne répondaient pas aux conditions d'une langue écrite et littéraire; ce n'est pas une raison pour pousser la Suisse allemande dans une évolution semblable qui y serait factice et réalisable uniquement par des moyens extérieurs et violents.

L'allemand suisse a fait preuve jusqu'ici d'une vitalité admirable, qui n'a peut-être pas sa pareille au monde. Sans protection officielle, sans appui nulle part, malgré la pression constante, et favorisée de toutes façons d'un idiome étranger, il s'est maintenu comme langue parlée, non seulement dans le peuple, mais encore dans toutes les classes de la société; cette vitalité seule prouve qu'il s'agit d'une véritable langue, et non d'un patois. Tandis que les Allemands du Sud n'ont, pour la plupart, gardé de leurs dialectes qu'un fâcheux accent lorsqu'ils parlent le haut allemand, les Suisses ont conservé leur langue et, dans une certaine mesure, grâce à elle, l'originalité de leur culture. Nous demandons simplement, dans l'intérêt de cette culture et de notre pays tout entier, que l'allemand suisse cesse d'être traité par nos autorités comme une langue étrangère ou inférieure. Ce qui est étranger, en Suisse, c'est le haut allemand; on l'oublie trop.

La première réforme, la plus urgente, est de rendre à la langue de la population sa vraie place dans les écoles, celle qui lui revient de droit et qu'elle n'aurait jamais dû perdre. Dans tous les cantons, l'enseignement est donné en allemand suisse dans les petites classes, parce que les enfants ne connaissent, en général, pas d'autre langue. Mais dès qu'ils commencent à comprendre suffisamment le haut allemand, leur langue maternelle disparaît complètement pour faire place à un idiome étranger. C'est exactement ainsi que procède la Prusse en Pologne et nos compatriotes ne sont pas traités mieux dans notre propre pays que les petits Polonais en Posnanie. Ce rapprochement, rigoureusement exact, devrait nous faire rou-

gir de honte. En Pologne, du moins, les enfants résistent, ils refont chez eux la classe dans leur langue maternelle et affirment ainsi leur fierté nationale. Chez nous, on persuade si bien aux enfants qu'ils parlent un „dialecte" indigne de l'école, qu'ils le laissent docilement à la porte, avec leurs bonnets et leurs souliers de caoutchouc. Heureusement, avec l'entêtement instinctif qui est l'un des traits les plus heureux de cette race, ils le reprennent en sortant! Il faut que cette situation, indigne de notre patriotisme, cesse enfin, il faut que, dans les écoles suisses, l'enseignement soit donné en allemand suisse.

Il ne s'agit pas, naturellement, de chasser l'allemand de nos programmes scolaires: nous donnons d'avance un démenti à ceux qui nous prêteront cette idée. Notre peuple doit conserver ce bilinguisme qui est un élément de sa supériorité économique. Mais il faut lui rendre la fierté et la conscience de sa propre langue qu'on s'efforce aujourd'hui de tuer en lui. L'allemand doit avoir sa place dans les écoles, mais sa place n'est pas celle de la langue maternelle. C'est une langue étrangère très utile, à laquelle on peut consacrer de nombreuses heures. Mais la langue de l'enseignement, celle qui sert aux rapports entre le maître et les élèves, la langue des leçons d'histoire, de géographie, d'arithmétique, de toutes les leçons en un mot, il faut que ce soit la langne maternelle commune du maître et des élèves.

On nous objectera sans doute que l'allemand suisse — nous préférerions le nommer le suisse, simplement — le suisse, dira-t-on, n'a point d'unité; il est parlé différemment dans chaque canton et nous n'aurions une langue nationale qu'à condition de l'unifier tout d'abord. Cet argument n'a pas toute la force qu'on lui prête. Nous proposons de donner dans les écoles, l'allemand en suisse; naturellement, dans chaque canton, dans le dialecte qui y est usuel. Ce qui peut se faire dans les petites classes, doit être réalisable dans les autres.

Les différences tendront à s'atténuer, car elles sont surtout sensibles dans la prononciation. Le vocabulaire change peu, d'un canton à l'autre, et la conversation ne fait guère de difficultés entre les ressortissants de diverses régions. Les nécessités de la langue écrite, l'action de la littérature indigène, que tous nos efforts doivent encourager, sont autant de facteurs qui tendront

à une certaine unification. Mais, encore une fois, nous ne la considérons pas comme nécessaire et il ne s'agit pas pour nous de faire triompher le suisse de Schaffhouse sur celui de Lucerne, ou celui de Berne sur celui d'Appenzell.

On nous dira que l'orthographe suisse n'est pas fixe et que toutes les conditions d'une langue écrite ne sont pas remplies. Mais toutes les langues n'ont-elles pas été parlées avant d'être écrites et ne se sont-elles pas toutes fixées dans une forme littéraire et définitive par l'usage de l'écriture? Si l'argument correspondait aux faits, ce qui n'est pas le cas, car le suisse possède déjà une littérature, il devrait nous engager à hâter notre réforme, et non à la retarder. Après que le suisse aura retrouvé dans l'enseignement la place à laquelle il a droit, il devra être réintroduit dans la vie publique. Déjà l'allemand suisse est la langue de la Landsgemeinde de Glaris et du Grand Conseil bernois. Pourquoi les autres cantons n'imiteraient-ils pas cet exemple excellent et pourquoi les Chambres fédérales elles-mêmes ne retentiraient-elles pas des accents graves de notre langue nationale? Il n'y aurait pas besoin pour cela d'une loi: il suffirait d'un député courageux, et nous ne supposons pas que personne s'aviserait de lui imposer l'emploi d'une langue étrangère.

Ces conquêtes, d'autres encore dans l'administration, dans les tribunaux, etc., viendront peu à peu lorsque nous aurons fait le premier pas, et vaincu nos préjugés. Nous avons beaucoup tardé, et il serait imprudent de compter trop longtemps sur l'admirable force de résistance de l'allemand suisse. Déjà, il recule et l'invasion étrangère le menace. Il est temps encore de sauvegarder notre patrimoine, mais il n'est que temps, et nous faisons appel à nos autorités, à notre peuple tout entier. Vive la Suisse suisse!

BERLIN WILLIAM MARTIN

Les Suisses allemands auront de nombreuses objections à faire à M. W. Martin; je compte même sur une discussion. Le sujet en vaut la peine Tout en différant de lui sur plusieurs points, je félicite M. Martin d'avoir su apprécier la haute valeur de l'allemand suisse, valeur politique, morale et artistique. On pourra se demander: si l'allemand suisse est une sauvegarde pour la Suisse allemande, quelle sera la sauvegarde de la Suisse romande qui, elle, n'a pas de langue nationale? Il y a, sur les bords du Léman, des barrières d'un autre genre, menacées aussi, mais solides encore. Et de cela aussi il sera question dans la discussion ouverte par M. W. Martin.

BOVET

REISEERINNERUNGEN

AN DIE SCHWEIZ VON ZWEI ZEITGENOSSEN SHAKESPEARES

(Schluss)

Thomas Coryat stammte aus der Grafschaft Somerset und erblickte ungefähr 1577 das Licht der Welt. 1596 treffen wir ihn als Studenten in Oxford. 1608 unternahm er seine erste Reise von Dover aus und 1611 schrieb er das Memoirenwerk, das hier zur Sprache kommen soll. Das Jahr darauf machte er sich nach dem Osten auf und gelangte über Ägypten und Palästina bis nach Persien und Indien, wo er 1617 den Tod fand. Coryat muss ein passionierter, genialer Reisender gewesen sein. Da er Schwierigkeiten hatte, einen Verleger zu finden, schrieben seine Freunde, darunter auch Ben Jonson, Lobeshymnen, Distichen und empfehlende Geleitworte zu seinem Werk. Unter ihnen finden wir folgende Charakteristik Coryats: „Das Wort Reise bewirkt, dass er nach einem Zugochsen oder Saumross ruft; eine Postsendung aus Deutschland lässt ihn in Entzücken geraten, ja schon die Aufschrift eines Briefes aus Zürich treibt ihn an wie einen Kreisel. Basel oder Heidelberg macht ihn zwirbeln. Und wenn er das Wort Frankfurt oder Venedig sieht, auch nur auf dem Titel eines Buches, ist er bereit, sein Wams zu zersprengen, die Ellbogen herauszustoßen und das Zimmer mit seinem Gesumm zu erfüllen." Der volle Titel der Originalausgabe seines Werkes, die mir trotz ihrer hohen Rarität bereitwillig in der Bibliothek des britischen Museums zur Benützung anvertraut wurde, lautet: *Coryats unverdaute Kenntnisse, verschlungen während fünfmonatlicher Reisen in Frankreich, Savoyen, Italien, Rhätien gemeinhin Graubündnerland genannt, Helvetien alias Schweizerland, einigen Teilen Oberdeutschlands und der Niederlande; neuerdings verdaut in der hungrigen Luft von Odcombe in der Grafschaft Somerset und nun ausgeteilt als Nahrung für die reisenden Glieder dieses Königreichs. London 1611.* Während Moryson sein Werk zuerst lateinisch schrieb und hernach erst ins Englische übersetzte, schrieb Coryat gleich von Anfang an in seiner Muttersprache.

Auch er kommt von Bergamo nach Graubünden und hebt mit einem Lobe des Veltliners an, „den die Bündner so schätzen, dass sie ihn auf Pferdesrücken über enge Straßen in alle wichtigen und auch in die entlegensten Orte bringen". Überall achtet Coryat scharf auf die kirchliche Zugehörigkeit der Bevölkerung, und wir werden auf Schritt und Tritt daran gemahnt, wie stark damals die konfessionellen Gegensätze waren und wie feindselig sich die zwei Lager gegenüberstanden. Im reichen *Chiavenna,* das er als größtenteils protestantische Stadt bezeichnet, lernt er den aus Lucca stammenden, in Genf calvinistisch geschulten Geistlichen Octavianus Mejus kennen, „der mein Herz mit einem Becher ausgezeichneten Weins erfrischte". Von der Ehrlichkeit des Bündnervolkes ist Coryat höchlichst entzückt: „Ein gewisser Priester dieses Landes erfreute mich mit sehr trostreichen Worten in meinem Gasthaus in Candolchin, da er sah, ich sei ein einsamer Mann und Fremdling. Er sagte, dass, weil die Kost an einigen Orten des Landes hart und die Wege schlecht seien, wolle er versuchen, mit freundlichen Reden meine Stimmung zu heben und mich so fröhlich zu machen, wie eben ein einsamer Mann es sein könnte. Ich reise in einem so ehrlichen Lande, wie je eines in der Christenheit; denn hätte ich 1000 Kronen bei mir, so könnte ich in ihrem Lande damit ohne bewaffnete Begleitung sicherer reisen als in irgend einer anderen Nation. Und er behauptete, er habe nie in seinem Leben davon gehört, dass ein Mensch in seinem Lande beraubt worden sei. Diese seine Rede wurde mir später auch an andern Orten bestätigt. Das sage ich, dass ich nie vorher in meinem ganzen Leben von solch seltener Ehrbarkeit bei irgend einem Volke vor oder nach Christi Geburt gehört habe." Coryats Interesse ist äußerst regsam; er beobachtet bis ins kleinste Detail hinein und manche seiner Angaben könnten auch unsere Folkloristen interessieren.

„In Candolchin sah in eine seltsame Art Holzgefäße wie Eimer, in denen sie Wein für ihre Gäste heraufbringen, mit hübschen passenden Röhren, die ungefähr einen Fuß lang sind, um den Wein in Gläser oder Becher zu gießen. — Die Holzteller an den meisten Orten dieser Gegend sind gewöhnlich wenigstens einen Zoll dick und so groß an Umfang wie ein Shillingkäs meines Landes Somersetshire. — Man ist auch tüchtig versehen

mit Hanf, den die Leute nicht mit so viel Mühseligkeit wie wir in England mit den Fingern hecheln, sondern mit einem gewissen Holzwerkzeug, das zu diesem Zwecke gemacht ist und womit man leicht die Fasern vom Werg scheidet."

Beim Dorfe Splügen notiert Coryat, dass von hier an die Bündner deutsch sprechen. Auch er klagt über die schweizerischen Wegstunden: „eine Sitte, die sonst an keinem Orte der Christenheit herrscht; sehr ungenügend, denn die einen können weiter kommen in einer Stunde als andere in dreien". Bei Coryat fällt für Chur, das er eine protestantisch-calvinistische Stadt nennt, mehr ab als bei Moryson: „Eine Kirche im höher gelegenen Teile der Stadt ist katholisch mit täglichen Messen. Auch sah ich in der selben Kirche viele Bilder, abergläubische Gemälde und papistische Eitelkeiten, darunter ein ungewöhnlich großes und langes Gemälde des heiligen Christophorus, der Christus auf den Schultern trägt, und das Bild eines Esels mit außerordentlich langen Ohren und Christus, der mit bloßen Beinen und barfuß darauf saß. — Auf dem Marktplatz ist ein prächtiger Brunnen und darauf die schöne Statue eines gewappneten Mannes; das ganze ausgezeichnet gemacht. Die Bürger ließen es sich in jenem Jahre 1608, da ich in der Stadt war, viel kosten, diesen Brunnen zu reparieren, so dass sie ihn hübsch verschönert haben." Schon in Graubünden hebt Coryat die gute und billige Kost hervor (martelmasse-beef heißt bei ihm das Bündnerfleisch); in Wallenstadt und dann namentlich in Zürich kann er nicht genug rühmen: „Das Essen in der Schweiz ist an den meisten Orten vorzüglich; denn man bringt eine große Mannigfaltigkeit von Gerichten auf den Tisch, sowohl gebratene als gesottene; und die Kosten sind sehr mäßig, denn mein spanischer Schilling beglich gewöhnlich meine Zeche auch dann, wenn ich am meisten ausgab." In Zürich, Baden und Basel erreicht Coryats Schweizerreise ihre Höhepunkte.

Zürich ist uralt; ein Zürcher Prediger, Rodolphus Hospinianus, erzählte Coryat, dass diese Stadt wie auch Solothurn und Trier zu Erzvater Abrahams Zeit erbaut worden sei. Nach Coryat bedeutet Zürich „zwei Königreiche". Geziemend gedenkt er der Heiligen Felix und Regula, die hoch geschätzt werden unter den Tigurinern, „aber nicht in jener abergläubischen Art wie Heilige

bei den Papisten". Es ist erstaunlich, wie gut Coryat die anderthalb Tage, die er in Zürich weilte, ausgenutzt hat. Der Verkehr mit den gelehrten Humanisten der Stadt kam ihm da sehr zu statten. Mit besonderer Wärme erwähnt er „einen gewissen gelehrten jungen Mann der Stadt, dem ich außerordentlich verbunden war für die Besichtigung von Zürichs Hauptsehenswürdigkeiten, Namens Marcus Buelerus, der von Hospinianus bestellt war, um mir Gesellschaft zu leisten". Nichts scheint so Coryat zu entgehen; er macht Notizen über die Wasserräder der Limmat, „die beständig Wasser durch eine große Menge Röhren ausspeien", über die Sihl, in die man die Asche von Hexen, Zauberern und Ketzern werfe, über die fünf verschiedenen Todesstrafarten, über den Fröschengraben, die kunstvollen Öfen, die Mannigfaltigkeit guter Speisen in seinem Hotel zu den zwei Störchen (England scheint schon damals einförmige Kost gekannt zu haben); bewundert die oft vierstöckigen, ohne Backstein gebauten Häuser und bemerkt, dass im Jahre seines Besuches (1608) die Bürgerschaft eben den Kirchturm von St. Peter mit bedeutenden Kosten ausbesserte. Großen Eindruck machte auf ihn die Waffensammlung, zu der ihm Gaspar Waserus Zutritt verschaffte, ein Mann, der sieben Sprachen beherrschte und viele Länder bereist hatte. Coryat vergleicht die Zürcher Waffensammlung mit den Arsenalen von Venedig, Mailand und dem des Tower in London; an Antiquität der Waffen stehe Zürich in erster Linie. Als besondere Stücke nennt er das Schwert Wilhelm Tells und die Burgunderbeute. Er rühmt die gute Ordnung der Sammlung, die Waffen für 10 000 Mann enthalte; daneben sei aber jeder Bürger zu Hause selbst mit Waffen ausgerüstet.

Der Zürcher Tracht widmet der Engländer eingehende Betrachtung. Ganz besonders beschäftigen ihn hier und in Basel die Zöpfe des weiblichen Geschlechtes: „Viele ihrer Weiber, besonders Jungfrauen, haben eine seltsame und phantastische Mode mit ihrem Haar, wie ich es nie vorher sah, aber das selbe sah ich später an vielen Orten der Schweiz, besonders in Basel. Denn sie flechten es in zwei sehr lange Locken, die eine halbe Elle über die Schulter fallen; und manche knüpfen sie zusammen mit hübschen Seidenbendeln oder mit verschiedenfarbigen Bändern." Auch an den Betten sieht er etwas neues: „Die Betten sind sehr

seltsam, wie ich das nie vorher sah; denn jedermann hat ein sehr leichtes Flaum- oder Federbett auf sich liegen, das ihn sehr warm hält und dessen Last nicht drückend ist. Denn es ist ausnehmend leicht und dient zugleich als Bettdecke."

Von gelehrten Protestanten, mit denen Coryat verkehrte, nennt er noch Thomannus, den Präfekten des Kornmarktes, dessen Sohn Gaspar in Oxford studierte und den Enkel des berühmten Bullinger, Heinrich Bullinger, der sehr gütig zu ihm gewesen sei. Dass er mit diesen Männern Latein redete, geht aus einer Bemerkung hervor, die er über die Unterhaltung mit Bullinger macht. Es fällt ihm auf, dass Bullinger seine lateinische Fragestellung in der dritten (statt in der zweiten) Person an ihn richtet, zum Beispiel: „In quam regionem jam tendit Dominus? quam diu commoratus fuit Dominus in Italia?" Bullinger zeigt ihm „ein sehr verdammenswertes Buch, von einem Italiener geschrieben, einem Johannes Casa, Bischof von Benevent in Italien, zur Verherrlichung jenes unnatürlichen Lasters der Sodomie. Dieses Buch ist auf Italienisch geschrieben und in Venedig gedruckt. Es kam zuerst in die Hände des schon genannten Großvaters dieses Mannes, der es als Zeugnis für die schreckliche Unreinheit eines papistischen Bischofs behielt, und zu diesem Zweck behält es auch dieser Mann, der es von seinem Großvater erhielt, bis zum heutigen Tag[1])."

Mit folgenden Worten fasst Coryat den Ruhm Zürichs zusammen: „Obgleich es keine Universität ist, um den Studenten Titel zu erteilen, so hat es doch mehr einzigartig gelehrte Autoren hervorgebracht als irgend eine der berühmtesten Universitäten der ganzen Christenheit; und zwar besonders Theologen: Zwingli, Bullinger, Bibliander, Gualterus, L. Lavaterus, C. Gessnerus, Simlerus, Frisius, Megander, Stuckius. Immerhin setze ich durch diesen Ruhm Zürichs die gelehrten Männer meines Landes nicht herab. Denn ich bin überzeugt, dass unsere beiden berühmten Universitäten Oxford und Cambridge so gelehrte Männer wie

[1]) In den Gesamtausgaben der Opere di Monsignor Giovanni della Casa, Florenz 1707, Venedig 1728 und Neapel 1733 fehlt dieser Traktat. *De laudibus Sodomiae* erschien 1550 in Venedig und wird von den Herausgebern und Kommentatoren der Werke della Casas als nicht von diesem verfasst anerkannt.

irgendwo in der Welt hervorbringen; aber was die Quantität (nicht Qualität) der Schriftwerke anbetrifft, sind die Tiguriner unseren eigenen Leuten überlegen. — Um diese Schilderung Zürichs zu Ende zu bringen, so halte ich so viel von dieser edlen Stadt, dass ich sie wegen der Lieblichkeit ihrer Lage und wegen des wunderbaren Reichtums an all dem, was Nutzen und Vergnügen schafft, mindestens mit dem italienischen Mantua selbst vergleiche." Dass Coryat auch später noch mit den Zürcher Freunden verbunden blieb, beweisen eine Anzahl lateinische und ein griechischer Brief, die im August 1609 und im Frühjahr 1610 von London aus an Waser, Hospinian, Bullinger und Bueler abgingen. Von Waser und Bueler kennen wir die Antworten, die sie im März und April 1610 von Zürich aus an Coryat richteten. Am 27. August 1608 reist Coryat von Zürich ab. Thomann und Bueler geben ihm ungefähr zwei Meilen weit das Geleite; der letztere „betaute seine Wangen mit Tränen bei unserem Scheiden".

Die Zürcher Humanisten hatten den Engländer aufgefordert, ja den Besuch Badens nicht zu unterlassen, da das dortige Badeleben sehr sehenswert sei; es beweist das, dass sie keine engherzigen Puritaner waren. Beim Eintritt in das Städtchen fallen ihm zunächst die an die Haustüren genagelten Eberköpfe auf. In der Marienkirche gibt ihm eine mit Gebeinen und Schädeln angefüllte Kapelle zu denken: „Denn ihre Zahl war so groß, dass ich glaube, am Tage des jüngsten Gerichtes werden wenigstens zehntausend Seelen nach ihnen verlangen. Wahrhaftig, ich bekenne, ich weiß nicht, wozu sie diese Gebeine aufhäufen." Die Bäder liegen eine halbe englische Meile vor der Stadt; als Gesamtzahl gibt er etwa sechzig an und erwähnt auch die beiden öffentlichen Armenbäder, in denen er siebenunddreißig arme Leute baden sah. Nur reichere Leute können in die eigentlichen Bäder kommen, von denen er den Bären, die Sonne, den Stadthof, die Krone, die Blume, den Ochsen und den Hinterhof aufführt. „Sicherlich, dies ist der lieblichste Badeort, den ich je sah und übertrifft um ein bedeutendes unsere englischen Bäder sowohl an Quantität als auch an Qualität. Die Bäder sind abgeteilt durch mehrere Häuser, die nichts anderes als Gasthäuser sind und für den Unterhalt der Fremden dienen. Viele Fremde haben dort ihren Tisch gegen ein wöchentliches Pensionsgeld. Einige Spar-

same zahlen nur für ihre Wohnung und verschaffen sich die Kost aus der Stadt; denn es ist ein kostspieliger Ort für die, die dort wöchentlich ihr Essen bezahlen. Hier strömten viele Leute zusammen zur Herbsteszeit, als ich dort war, gerade am 28. August, da um diese Jahreszeit viele hieher kommen von Zürich, Basel, Bern und von den meisten Schweizerstädten und von Konstanz. Die Fremden, die man im Hinterhof (von Coryat als Kollektivausdruck für die Bäder gebraucht) sieht, sind manchmal an Zahl mehr als tausend Personen, dazu noch einige, die der Bäder halber in der Umgegend wohnen. Viele der Leute, die im Hinterhof sich aufhielten, als ich dort war, waren vornehme Herren, die von den genannten Städten teils wegen Gebrechen sich dorthin begaben und teils bloß zur Unterhaltung und Ergötzung. Die meisten der Privatbäder sind kleine, aber sehr feine, angenehme Orte; sie sind von einander getrennt durch geeignete Verschläge, in die man aber verschiedene Fenster eingelassen hat zum Zweck, dass die in den Bädern mit einander verkehren und gemeinsam trinken können. Denn sie reichen einander ihre Trinkgläser durch die Fenster. Die Räume darüber sind Fremdenzimmer. Hier sah ich die Leute im Bade gemeinsam essen an einem Tisch, der auf der Oberfläche des Wassers schwamm. Dann bemerkte ich auch noch etwas anderes, sonderbares unter ihnen, worüber ich mich nicht wenig verwunderte. Männer und Weiber baden mit nacktem Oberkörper zusammen in einem Bad; und zwar waren einige dieser Weiber, wie man mir sagte, Ehefrauen und die Männer teils Junggesellen, teils verheiratete Männer, aber nicht die Ehemänner dieser Frauen. Und doch waren dieser Frauen Männer zurzeit im Hinterhof und einige davon am selben Ort, bekleidet dicht beim Bade stehend; und sie sahen zu, wie ihre Frauen nicht nur zu andern Männern sprachen und frei sich mit ihnen unterhielten, sondern sogar in bekömmlicher und lustiger Weise sich amüsierten. Ja, manchmal sangen sie fröhlich zusammen, besonders aber jenes liebliche Liebeslied Solus cum sola . . . Doch während aller dieser Zeit darf der Ehemann nicht eifersüchtig sein, obgleich er in den Bädern ist und ihm nur zu viel Gelegenheit geboten ist, eifersüchtig zu sein. Denn schon der bloße Name Eifersucht ist verhasst an diesem Orte. Aber mögen es diese Germanen und Helvetier

halten, wie sie wollen, und sich diesen üppigen Sitten hingeben, so lange es ihnen behagt: was mich anbetrifft, wäre ich verheiratet und wollte ich mit meiner Frau eine kurze Weile hier zu meinem Ergötzen zubringen, wahrhaftig, ich könnte kaum dazu überredet werden, sie baden zu lassen . . . Hier sah ich auch viele außerordentlich schöne junge Damen und Ehefrauen mit ihren Freiern und Liebhabern in den Bädern. Denn zu dieser Jahreszeit kommen viele Liebhaber hieher, um sich mit ihren schönen Geliebten zu ergötzen. Viele dieser jungen Damen hatten ihr Haar sehr seltsam in Zöpfe geflochten und trugen zierliche Guirlanden von wohlduftenden Blumen auf dem Kopfe, ein Anblick zum Verlieben. Alte Leute, welchen Geschlechtes sie auch seien, haben keinen Nutzen von diesen Bädern, die überdies parteiisch sind, da sie ihre Vorteile eher dem weiblichen als dem männlichen Geschlecht zugute kommen lassen." Zum Schlusse zitiert Coryat Poggios Worte über Baden: „ein zweites Paradies, ein Sitz der Grazien, ein Busen der Liebe, ein Schauplatz der Wonne."

Über Königsfelden, dessen Geschichte er erzählt und über Brugg, wo er den freundlichsten Gastwirt all seiner Reisen traf, erreicht Coryat Basel. Es ist uns schon bekannt, wie abschätzig er sich über die Basler Brücke ausspricht, dagegen preist er die gute Luft und die köstlichen Brunnen dieser Stadt. „An der äußeren Mauer des Torhauses eines der Stadttore sah ich das Bild eines ungeheuer gewaltigen Riesenschweizers, der zu Pferd rechter Hand am Tor vorrückte. Er ist mit seiner Rüstung gemalt wie ein Kriegshauptmann, in der Hand ein entfaltetes Banner, worauf ein Stab als Wappenzeichen von Basel dargestellt ist." Dem Basler Münster, dessen blaue, gelbe und rote Ziegelbedachung und dessen gute Instandhaltung ihm auffällt, spendet er hohes Lob: „Aber nun, um zu dieser glorreichen und sehr eleganten Kirche von Basel, der wahren Königin aller deutschen Kirchen, die ich sah, zurückzukehren . . . Wahrhaftig, ich erhebe sie so hoch, dass ich sie für die schönste protestantische Kirche erachte, die ich je sah, ausgenommen unsere zwei in London, St. Pauls[1]) und Westminster, die diese sehr wenig, wenn überhaupt, an

[1]) Gemeint ist natürlich die ehemalige gotische St. Pauls Kathedrale, die im großen Feuer von 1666 niederbrannte.

Schönheit, wohl aber etwas an Größe übertreffen. Und ich bin überzeugt, dass *ein* frommes Gebet, das in dieser Kirche von einem bußfertigen und zerknirschten Christen in der heiligen Gemeinschaft der Bürger dem allmächtigen Jehova durch die alleinige Vermittlung seines Sohnes Jesus Christus dargebracht wird, mehr Wirkung tut und rascher in des Herren Ohren dringt als ein ganzes Hundert, ja sogar eine ganze Myriade von Ave Marias, die nach jener abergläubischen Art am Rosenkranz herunter geleiert werden, wie ich das oft an den schimmernden Altären papistischer Kirchen gesehen habe." Coryat liest die Epitaphien im Kreuzgang, betrachtet mit Ehrfurcht das Grab des Erasmus und besucht die theologische Schule: „In diesem Raume war ich so glücklich, die wundervolle Zierde dieser Universität, J. Jakobus Grynaeus, nicht nur zu sehen, sondern auch zu meiner großen Freude und Stärkung mit ihm mich ungezwungen zu unterhalten. Grynaeus ist ein so außerordentlicher Mann, dass man ihn wohl einen zweiten Ökolompad nennen darf, das heißt eine glänzende Leuchte im Hause Gottes".

Auch in Basel rühmt Coryat die guten, aber etwas teuren Speisen. „Man pflegt lange beim Nachtessen sitzen zu bleiben, mindestens anderthalb oder beinahe zwei Stunden. Die erste tüchtige Zecherei, die ich auf deutschem Gebiet sah, war in meinem Gasthaus in Basel. Da sah ich die Deutschen Hals über Kopf (helter-skelter) trinken und versuchte so freundschaftlich wie möglich, ihren Trinkgeboten mich zu entziehen." Die Trinksitten seien übrigens hier nicht schlimmer als in England; hier wie dort heiße es „drink or be gone". Von der Basler Tracht schildert er vornehmlich die Kopfbedeckung, durch die sich die Basler von den übrigen Schweizern unterscheiden. Auch hier notiert er die Zöpfe mit den farbigen Bändern und spricht recht anerkennend von Basels Weiblichkeit: „Ich sah junge Damen in dieser Stadt, die so hübsch und schön waren, wie ich sie je auf all meinen Reisen sah; aber ich will sie doch nicht so hoch stellen, dass ich sie mit unseren englischen Damen vergleiche, die ich berechtigter Weise vorziehe (und zwar ohne Parteilichkeit anderen Frauen gegenüber, die ich auf meinen Reisen sah), da sie eine elegante und sehr anziehende natürliche Schönheit besitzen."

* * *

Mit dieser Äußerung guter heimatlicher Gesinnung wollen wir von Coryat Abschied nehmen, der nun rheinabwärts anderen Gauen zufährt. Im übrigen werden wir kaum fehl gehen, wenn wir im Ausland es gleich halten wie dieser sympathische Engländer: uns so viel wie möglich und schicklich ist, anpassen, Augen und Sinne offen halten, voreilige, absprechende Kritik meiden, Eigenartiges verstehen lernen, Vorzüge anerkennen und bei all dem doch uns des Wertes der eigenen Heimat bewusst bleiben.

WINTERTHUR PAUL FINK

□□□

Pfui über die Mahlzeiten, welche jetzt die Menschen machen, in den Gasthäusern sowohl als überall, wo die wohlbestellte Klasse der Gesellschaft lebt. Selbst wenn hochansehnliche Gelehrte zusammenkommen, ist es die selbe Sitte, welche ihren Tisch wie den des Bankiers füllt: nach dem Gesetz des „vielzuviel" und des „vielerlei", woraus folgt, dass die Speisen auf den Effekt und nicht auf die Wirkung hin bereitet werden und aufregende Getränke helfen müssen, die Schwere in Magen und Gehirn zu vertreiben. Pfui, welche Wüstheit und Überempfindlichkeit muss die allgemeine Folge sein. Pfui, welche Träume müssen ihnen kommen; pfui, welche Künste und Bücher werden der Nachtisch solcher Mahlzeiten sein, und mögen sie tun, was sie wollen: in ihrem Tun wird der Pfeffer und Widerspruch oder die Weltmüdigkeit regieren. Zuletzt und das Lustigste an der Sache, um nicht nur deren Ekelhaftes zu sagen, sind diese Menschen keineswegs Schlemmer. Unser Jahrhundert und seine Art Geschäftigkeit ist mächtiger über ihre Glieder als ihr Bau: was wollen also diese Mahlzeiten? Sie repräsentieren! Was in aller Heiligen Namen? Den Stand? — Nein, das Geld: man hat keinen Stand mehr, man ist Individuum. Aber Geld ist Macht, Ruhm, Würde, Vorrang, Einfluss. Geld macht jetzt das große oder kleine moralische Vorurteil für einen Menschen, je nachdem er davon hat. Niemand will es unter den Scheffel, niemand möchte es auf den Tisch stellen. Folglich muss das Geld einen Repräsentanten haben, den man auf den Tisch stellen kann: siehe unsere Mahlzeiten.

NIETZSCHE

□□□

DIE RELIGIÖSE FRAGE IN ITALIEN

Im Mai 1875 hielt mein verehrter Lehrer, der Historiker Senator Villari, in unserem Parlament über die Beziehungen von Staat und Kirche eine seiner berühmtesten Reden. „Verkennen wir die Macht und den Einfluss der Priester nicht! Das Volk bedarf der Religion; und weil wir ihm nie ein Wort über die ihm unentbehrliche Religion zu sagen wissen, weil es unserem Rationalismus, unserem Skeptizismus nicht traut, darum hört das Volk auf die Stimme des Priesters und lässt sich von ihm leiten. Unser Skeptizismus stärkt die Macht des Klerus. Wenn es uns nicht gelingt, den Glauben zu stützen, den wahrhaft religiösen Bedürfnissen des Volkes Nahrung zu schaffen, dann wird eintreffen, was mir die drohendste Gefahr unserer Zukunft scheint: unser Unglaube und Indifferentismus wird eine Nation von Voltairianern und Klerikalen schaffen." Wohl war es eine beißende Antwort, als der Unterrichtsminister Bonghi dem ernsten Mahnruf des Redners die Frage entgegenwarf: „Woran glaubt denn Herr Villari?" Und wie eine gelinde Abkühlung musste es wirken, als der damalige Ministerpräsident Minghetti, der Schwiegervater des späteren deutschen Reichskanzlers von Bülow, bemerkte: „Wenn ich die Geschichte Italiens studiere, finde ich auf jeder Seite die Tatsache verzeichnet, dass unser Volk sich nie für religiöse Angelegenheiten leidenschaftlich zu erregen vermochte. Von den Tagen der Römer bis in unsere Zeit ist von religiöser Leidenschaft nichts zu entdecken." Richtig ist aber auch, dass seit den Tagen der Reformation Italien niemals eine Zeit erlebt hat, wo so viel über kirchliche und religiöse Dinge geschrieben und gesprochen wurde wie in den letzten Jahrzehnten.

Das eigentliche Wesen unserer religiösen Frage könnte nur nach eingehendem Studium der Geschichte Italiens erklärt werden. Hätte die italienische Umwälzung ein halbes Jahrhundert gedauert, so hätte sie sicherlich, ohne fremder Hilfe zu bedürfen, durch alle Unglücksschläge, Opfer, Niederlagen und Siege hindurch, eine neue Generation geschaffen; die für eine edle Sache erlittenen Schmerzen geben einem Volk die beste sittliche Erziehung. Doch unseren Patriotismus förderten diplomatische

Kombinationen, fremde Hilfe und ein Glück, dessen Gunst wir in ganz kurzer Zeit, nach verhältnismäßig kleinen Opfern, die so ersehnte politische Unabhängigkeit und Einheit zu danken hatten. Und die alte Generation stand vor der ungeheuren Aufgabe, in diese neue Form hinein eine neue Gesellschaft zu schaffen. Erzogen zu höchster, allzu hoher Schätzung der Formen, gezwungen zu einer politischen Umwälzung, ehe eine soziale Umgestaltung möglich geworden war, zur Einführung neuer Institutionen, ehe sie als ein notwendiges Ergebnis der nationalen Tätigkeit erstehen konnten, waren wir in solcher Lage genötigt, auch der religiösen Frage, die so eng mit dem innersten Leben der Völker verknüpft ist, eine Antwort zu suchen. Daher unsere Unsicherheit und die nicht geringere unserer Freunde jenseits der Alpen, die allzu häufig bei ihrem Urteil über Italien vergessen, dass auch in dieser Beziehung ihre Lage von unserer wesentlich verschieden ist.

Der deutsche Protestantismus blickt auf Italien heute wie auf ein Land, das sich unerwartet schnell seiner Einwirkung erschlossen hat; und in gewissem Sinne hat er dazu das vollste Recht. Ganz Italien, das Italien wenigstens, von dem wir in den Zeitungen lesen, bewegt sich jetzt in protestantischen Stimmungen: es protestiert wider die tausend Sünden des Papsttums und will die Fabelwelt der römischen Kirche nicht mehr als unmittelbare Wirklichkeit oder gar als die Macht hinnehmen, die in Gegenwart und Zukunft, auf der Erde und im Himmel über uns herrschen soll. Die Gebrechen, an denen das gesamte Kirchen- und Glaubenswesen des Landes krankt, sind kein Geheimnis mehr, und die Kritik dieser Gebrechen wird von den Alpen bis zum Lilybaeon mit einer Schroffheit geübt, die hinter den ersten Sturm- und Drangzeiten der deutschen Reformation kaum zurückbleibt. Und — was wichtiger ist — zu dem Geist der Kritik und der freien Forschung, der das moderne Italien wie die ganze moderne Welt beherrscht, kommen andere bedeutsame Anzeichen hinzu.

Während in Deutschland durch die wissenschaftlichen Kreise vielfach, im Augenblick wenigstens, eine der Religion feindliche Strömung geht, die zwar auch bei uns zu fühlen ist und besonders von den Renegaten der Kirche genährt wird, leben in

Italien doch tüchtige Vorkämpfer freier Wissenschaft, unter den Philosophen namentlich die Hegelianer, die das Wesen der Religion tiefer würdigen und für allgemeine religiöse Wiederbelebung mit einem Ernst eintreten, wie ihn Fichte und Schleiermacher am Anfang des vorigen Jahrhunderts zeigten. Diese Männer appellieren an das Gewissen, das die beiden Mächte, die hier Jahrhunderte lang das Szepter führten, Hierarchie und Humanistik, die eine mit ihrer schlaffen oder starren kirchlichen Praxis, die andere mit ihrer leichtfertigen Spötterei, wie um die Wette einschläferten. Von der erstarrten Kirchensatzung, doch auch von der kühlen Skepsis rufen sie ihre Volksgenossen zur Wiederbesinnung auf die verlorenen oder verkümmerten idealen Güter, die religiösen wie die weltlichen, zurück; und der verhängnisvolle, ihnen selbst fast unheilbar scheinende Riss zwischen Welt und Kirche treibt sie sogar, bei allem lebhaften Nationalgefühl, zu einer gewissen Sympathie mit Religionsformen, die auf völlig fremdem Boden gewachsen sind, auf diesem Boden aber am meisten dazu beigetragen haben, das Gewissen zu wecken. Ein Beispiel ist der englische Methodismus. Die Forscher, von denen ich sprach, vergessen bei solchem Blick in die Ferne, dass eben diese Formen, in der Nähe betrachtet, auch wieder einen Teil der Gebrechen an sich tragen, die man der Heimatkirche so streng vorwirft, und dass ihnen, wenn sie in diese Heimat, auf den Boden des vorwiegenden Sinnenlebens und der sinnlichen Vermittelung aller Geistesdinge verpflanzt würden, jede Bedingung eines natürlichen Gedeihens, jede Möglichkeit, sich ins große Volksganze einzuleben, fehlen müsste.

Diese Bedenken werden noch zu begründen sein. Einstweilen dürfen wir uns der Tatsache freuen, dass die Schranken des nationalen Vorurteils zwischen Nord und Süd gefallen sind und die Früchte der Geistesarbeit des protestantischen Nordens hier in Italien genossen und verwertet werden, — nicht wie fremde Einfuhrartikel, gegen die man immer noch auf der Hut sein müsste, sondern wie ein Gemeingut des Menschengeschlechts, das hüben und drüben im Dienst derselben großen Aufgabe steht. Italien hat sein eigenes reiches Geisteserbteil, den Gesammtertrag der antiken und christlich-mittelalterlichen Bildung, an die germanischen Völker abgegeben; jetzt wird ihm mit Zins und Zinseszins heim-

gezahlt. Die beiden großen, lange getrennten Stämme der Germanen und Romanen leben nun in der selben Bildungsphäre. Wer hätte nicht in Deutschland, wenigstens unter denen, die der Kulturkampf nicht allzu sehr erhitzt hat, mit Freude das Buch Minghettis über Staat und Kirche und ähnliche Schriften Bonghis begrüßt? Wer blickte nicht in Italien mit dem Stolz eines Mannes, der die heimischen Größen richtig gewürdigt sieht, auf Ranke und seine Geschichte der Päpste, auf Gregorovius und seine Geschichte Roms, auf Reumonts Lorenzo von Medici, auf Hases so wahr wie fein und holdselig gezeichnete Heiligenbilder? Oder — da diese Werke im Äther rein historischer Schilderung schweben und mit den Streitfragen der Gegenwart nichts zu tun haben — wer von uns freute sich nicht des Interesses, das Männer wie Heinrich von Treitschke, Wilhelm Lang, Otto Speyer für die Kämpfe und Kämpfer des jungen Königreiches Italien zeigten? Und wenn protestantisch-theologische Bücher, in deutscher Sprache geschrieben, hier einen Leserkreis finden könnten: wer unter den gebildeten, von Vorurteil freien Italienern hätte nicht, ohne jede Schadenfreude gegenüber dem heimischen Klerus, seine rein geistige, auf lauteren Wahrheitssinn gegründete Lust an Hases Handbuch der protestantischen Polemik?

Jedermann weiß, welche Sympathien Italien seit 1866 und noch länger für die deutsche Kultur hegt; dazu gesellt sich die Anziehung, die der gemeinsame kirchliche oder kirchenpolitische Befreiungskampf erzeugt hat; und wer darin und in dem neuerwachten Bildung- und Wissensdrang unseres Volkes eine siegreiche Protestantisierung Italiens sehen will, wird kaum einem wesentlichen Widerspruch gegen diese Auffassung begegnen. Ganz anders muss aber das Urteil lauten, sobald man diesem allgemeinen Begriff die konfessionelle Propaganda des Protestantismus als Inhalt geben will. Wer darüber Aufschluss, freilich den Aufschluss der Parteisprecher, nicht des unbefangenen Historikers, begehrt, braucht nur nach den vielen in Deutschland und in der Schweiz verbreiteten Flugschriften über die Fortschritte des Protestantismus in Italien zu greifen. Er findet darin eine Darstellung der Erfolge, die das Werk der Evangelisation auf diesem cisalpinischen Boden seit der Gründung des italienischen Königreiches errungen hat; aber welche halb unschuldigen, halb sträf-

lichen Selbsttäuschungen laufen da mit unter! Da wird eine Fraktion oder werden ein paar Fraktionen der großen christlichen Kirche als die, ideal wenigstens, allein berechtigten verkündet, — genau nach dem Muster der römischen Kirche. Die stolze *ecclesia extra quam nulla salus* wird nicht nur mit ihrer alten Anmaßung sondern mit Sack und Pack vor die Tür gewiesen und an ihr Recht, das Recht der Vielen gegen die Wenigen, weiter gar nicht gedacht. Man glaubt, in den Brochüren, die von den neuentstandenen Gemeinden in Italien reden, eine fortgesetzte Heiligenlegende vor sich zu haben: so gottselig klingt Alles, nachdem erst über die Gräuel Roms unter Herbeirufung von Freund und Feind Gericht gehalten worden ist. Wohl werden die Spaltungen der kleinen italienischen Kirchen getadelt; unerwähnt bleibt aber ihr Grundgebrechen, die Unterschätzung des Gegners und die Überschätzung des eigenen, im Verhältnis zu dem weiten Missionsgebiet recht geringen Kraft.

Der Protestantismus findet in Italien noch heute die selben Hindernisse wie zu Luthers Zeit[1]); denn diese Hindernisse wurzeln in der Natur unseres Volkes.

Die romanischen Völker, namentlich die Italiener, waren stets in ihrer ganzen Art, die moralischen Begriffe, das Leben und seine Schicksale, das Göttliche und Geistige aufzufassen, nicht sowohl „Christen“ im höchsten und wahrsten Sinne des Wortes als „römische Katholiken“; sie bleiben heute noch so, wie sie der Charakter und die Überlieferung ihrer ganzen Geschichte gebildet hat, aus denen das Papsttum hervorging, die Institution, die wiederum dazu beitrug, diese Völker in ihrem Urcharakter zu bestärken. Der vereinsamende Individualismus, das auf sich selbst gestellte, nach innen gekehrte Gedankenleben, aus dem der Protestantismus die Freiheit des persönlichen Gewissens schöpft und jeden Mittler zwischen dem des Heiles Bedürftigen und Gott ablehnt, der eigenartige Stolz, den der Mensch empfindet, der sich allein auf der schwindelnden Höhe der menschlichen Probleme bewegt: alles was auf die Puritaner und Pietisten einen so mächtigen Reiz übt, widerstrebt der unmittelbaren, mitteilsamen und phantasiereichen Gefühlsweise der Ita-

[1]) Vgl. meine Abhandlung über *Die Einwirkung Luthers auf Italien im sechszehnten Jahrhundert* in der *Deutschen Rundschau*, September 1910.

liener, ihrem Bedürfnis, einander ihre Seele und ihre Gefühle zu enthüllen, gemeinsam und öffentlich, mit lauter Stimme, in den Straßen und auf überfüllten Plätzen, in dem vollen und warmen Licht der südlichen Sonne ihre Gedanken und Gefühle zu pflegen. Damit nun dieses echt romanische und italienische Bedürfnis der Geselligkeit auch in der Religion Befriedigung finde, genügt es nicht, dass, wie in der evangelischen Kirche, das Wort Gottes, wenn nicht durch die Zustimmung, wenigstens durch die freie Erörterung der Gläubigen bekräftigt werde. Die persönliche Überzeugung befriedigt den südlichen Gläubigen nicht; er verlangt die laute und öffentliche Übereinstimmung mit seinen Glaubensgenossen und ihre gemeinsame Kundgebung in der mächtigen, althergebrachten Einheit der Kirche, im feierlichen Schauspiel des kirchlichen Symbols, im Gepräng der Feste und Riten. Bei seinem künstlerischen Charakter kann das italienische Volk die sittlichen Wahrheiten ohne sinnliche Vermittelung nicht lebhaft erfassen. Das strenge Christentum der ersten apostolischen Generationen, zu dem Luther zurückkehren wollte, der heilige, geistige Wahn, die heroische Spannung und Konzentration des ganzen menschlichen Geistes in eine einzige Idee, die ihn aus sich selbst, über die Natur und das Leben hinwegrafft, setzt im Innern des Menschen einen Zustand erhabener Zerrüttung voraus, der in schroffstem Gegensatz zu der Harmonie aller geistigen Fähigkeiten, zu der Übereinstimmung des Menschen mit seinen Genossen und der schönen Natur steht, wie sie aus der Blütezeit der italienischen Kunst und Geschichte zu uns spricht.

Die Religion der Italiener hat sich seit dem Mittelalter immer mehr veräußerlicht und verweltlicht; sie hat sich von der mystischen und innigen Geistigkeit der ersten christlichen Gemeinden entfernt, um wieder zu werden, was sie wohl im Grunde stets für die Italiener, vielleicht in Etrurien und jedenfalls in Rom war: die feierlichste und ansehnlichste unter den öffentlichen Zeremonien, die auch am meisten Würde und rituellen Pomp erforderte. Der alte Römer setzte die Moralität hauptsächlich in den Anstand, in die äußere Zier, durch die sich die Tugend der öffentlichen Bewunderung darbietet. Auch die Religion, das wichtigste soziale Gesetz, forderte von ihm die formelle und öffent-

liche Erfüllung der vaterländischen Gebräuche. So, glaube ich, kommt es — kein Historiker hat jemals darauf hingewiesen — dass die Religion noch heute bei den Italienern, besonders in den breiteren Volksschichten, zunächst eine rituelle, äußerliche Befolgung der kirchlichen Vorschriften ist und viel größeren Wert auf die Werke und deren öffentliche Erfüllung durch das Priesteramt legt, als auf die Innigkeit des persönlichen Glaubens, der nur aus dem Herzen spricht und sich selbt genügt.

Der Protestantismus findet in Italien eine ähnliche Gesellschaft wie in den Tagen der Reformation. Dem katholischen Gläubigen ist er zu kühn, der Mehrzahl der Gebildeten und Freigeister zu beschränkt; jenen Ketzerei, diesen ein neuer Aberglaube. Die Gläubigen verharren in der Kirche, die Denker im Unglauben. Entweder versinkt Italien in die Sklaverei des Papsttums oder es erhebt sich über alle positiven Bekenntnisse hinweg. In der Religion kennt es eben so wenig wie in der Politik die goldene Mitte; die Vernunft bleibt entweder ganz Meisterin oder wird ganz Sklavin. Das ganze italienische Leben wird durch diesen tiefen Abstand zwischen den gebildeten, skeptischen Ständen und dem unwissenden, verachteten Volke charakterisiert; hier ein fast heidnischer Aberglaube, der in einem schlecht begründeten Werkdienst das Heil sieht, dort die Abwendung von aller Religion. Jede starke reformatorische Bewegung müsste einen volkstümlichen Charakter tragen; doch die gebildeten Italiener, die Leiter unserer Kirchenpolitik, Männer wie Cavour, Bonghi, Minghetti, hatten und haben zur naiven Masse des Volkes fast gar kein inneres Verhältnis. Die beiden Schichten kennen einander nicht. Luther fühlte mit dem gemeinen Mann, Cavour vermochte es nicht. Für den eigentlichen Kern der Volksseele, die Mystik in ihren verschiedenen Äußerungen, besaß Cavour wenig und Luther sehr viel Verständnis. Wer von der Betrachtung der schmerzlichen, deutsch gewissenhaften Seelenkämpfe Luthers kommt, staunt, wenn er sieht, dass Cavour manches in seinen Denkschriften über die Beziehungen zwischen Staat und Kirche nur γυμναστικῶς, also zur bloßen Übung und ohne eigene innere Überzeugung behauptete. Cavour ist Weltmann, Luther Volksmann. Dass in Cavour der Verstand überwog, hat auf die ganze Bewegung, die er einleitete, fortgewirkt.

Dieser Weltbürger und Experimentalpolitiker konnte der Menge italienischer Katholiken nie so nah kommen, wie Luther seinen Deutschen, zu denen er innerlich gehörte. Und darin sind Beide typische Vertreter ihrer Nation. Wie bei den Gebildeten überhaupt tritt besonders bei den italienischen Protestanten diese Abgeschiedenheit von der Masse des Volkes deutlich hervor. Ihnen ist die Vereinigung des religiösen mit dem politischen Programm, die in der Reformation und in Savonarolas Versuch wirksam war, nicht gelungen; der mystische Patriotismus fehlt ihnen ganz. Sie halten ihr Ziel fern von jedem praktischen und sozialen Interesse. Ihr Werk ist eine Jakobsleiter, die in den Wolken schwebt und jede Berührung mit der Erde verloren hat. Sie reden nur vom Himmel. Italien kann diese Sprache nicht mehr verstehen.

So bleibt dem italienischen Protestantismus nur eine gewisse Zahl zarter Seelen, die vor dem Abstand zwischen der Wissenschaft und dem Gewissen zurückschrecken, sich vor dem alten Aberglauben verletzt fühlen und vor der bloßen Philosophie fürchten. Literaten zum großen Teil, Redner, Leute, die, mit historischen Studien geistig genährt, sich von der plötzlichen Entdeckung des Evangeliums ungefähr so begeistert fühlen wie von der Auffindung eines Manuskriptes in den Ruinen von Herkulanum. Sie zeigen ihre Entdeckung dem Volke; doch das Volk bleibt gleichgiltig. Und so wird in Italien geschehen, was wir bei verschiedenen Nationen, bei Frankreich und Spanien werden sahen, die sich aus Trägheit an die traditionellen Formen der Kirche halten und dabei nicht genug Reinheit besitzen, um daran zu glauben, nicht genug Glauben, um sie zu reformieren, nicht genug Geistesstärke, um sie zu entbehren.

MAILAND PAOLO ZENDRINI

DER NOVELLIST MORITZ HEIMANN

So wenige Dichter sind der Kunst mächtig, Menschen, Zustände, äußere und seelische Begebenheiten in wahrhaft novellistischer Form zu geben, dass auf jeden, der dies vermag, von der Kritik mit allen Fingern gedeutet werden müsste. Erstens, um dem jeweiligen Ausnahmenovellisten die verdiente Lesegemeinde zu schaffen. Zweitens, um der dumpfsinnigen Menge der Bücherleser von Zeit zu Zeit ein grundsätzliches Beispiel für die novellistische Kunst zu geben, um ihr eine Erinnerung an den vergessenen Maßstab zu schaffen, nach dem die als „Novellen" verbreiteten Erzeugnisse der Schreibenden bewertet werden sollten.

Die Begriffsverwirrung ist groß geworden. Schreiblinge sehen in dem Wort „Novelle" in der Regel nur ein Mittel zur Umfangsbezeichnung. Novellen werden einfach alle schriftstellerischen Arbeiten von schwankender erzählerischer Beschaffenheit genannt, in denen nicht das Ausmaß zum Roman erreicht ist: etwa Landschafts- und Städteschilderungen, Milieubilder, in die dürftige, rein „illustrative" Dialoge gewoben sind oder problematische Fragmente, in denen die Motive auf keine rechte Kunstform gebracht, oder poesieähnliche Abzeichnungen von geschichtlichen Vorgängen, wobei die Wirkung bei einem nicht im Werke erzeugten Interesse ausgeborgt wird, oder mit billigem Gefühl dekorierte Berichte über Unglücksfälle, Verbrechen und anderem. Die Mehrzahl aller veröffentlichten Novellen (der falschen Seite) sind indessen Bekenntnisse junger Menschen (des männlichen und neuerdings noch häufiger des weiblichen Geschlechts), die durch Betrachtung und Erlebnis in Liebe, Ehe oder Beruf verwirrt, ihre Lebensunreife und Not irrtümlich vor aller Öffentlichkeit bekennen, statt sich verständigen Freunden, Ärzten oder Priestern anzuvertrauen. Es ist notwendig, diese Art von Novellen mit Härte gegen die Erzeugnisse berufener Dichter abzugrenzen, die seit den Tagen der Renaissance in der Novelle eine äußerst straffe Kunstform gesehen haben, eine Kunstform, nicht leichter zu bewältigen wie das Versepos, das lyrische Gedicht und das Drama, und darum für den Dilettanten des Schrifttums, der die Sprache nicht meistert und unfähig ist, einem

Werke Einheit und künstlerische Ordnung zu geben, weit ungeeigneter als etwa das Ausdrucksmittel des formlockeren Romans.

Eine Umschau unter der Literaturgeneration der letzten dreißig Jahre ergibt, dass sich die Neulandsucher (das naturalistisch und psychologisch schürfende Dichtergeschlecht) auf dem Gebiet der echten Novelle nicht eben fruchtbar erwies. Dem Wesen eines zur Analyse neigenden Schrifttums widerstrebt die von der Novelle geforderte scharfe Kontur, die fast dramatisch gebaute novellische Architektur und der ungehemmte, erzählende Vortrag. Einen Zyklus von Novellen, der etwa den Erzählungen Gottfried Kellers von den Leuten in Seldwyla oder den Novellen Maupassants gegenüberzustellen wäre, hat denn auch diejenige Literatur, die an der Jahrhundertwende die Führung hatte, nicht hervorgebracht. Es gibt in diesem Umkreis keinen großen Novellisten. Aber es kamen, wo sich das zur Novelle unentbehrliche Stilgefühl einstellte, vereinzelnte Ausnahmefälle hervorragender Novellen zustande. Und so haben wir — aus der Generation, die ich meine — einige starke Novellen von dem Wiener Artur Schnitzler, haben wir Proben der höchsten novellistischen Kunst von seinem Landsmann Jakob Wassermann (in den *Drei Schwestern* und im *Goldenen Spiegel)*, von den Schwaben Hermann Hesse und Emil Strauß und dem Schweizer Schaffner, haben wir — um das Blickfeld für Dichter verschiedenster Herkunft zu öffnen — Novellistisches von dem kühlfarbigen Dichter und heißblütigen Stilkämpfer Paul Ernst, Anekdoten durch die erzählende Sprachornamentik Wilhelm Schäfers, des Rheinländers, Erzählungen schönster Fassung von dem Thüringer Rudolf G. Binding und neuerdings ein Novellenbuch von dem Brandenburger Moritz Heimann *(Novellen von Moritz Heimann,* S. Fischers Verlag, Berlin 1913), mit denen sich nach meinem Dafürhalten dieser denkerische Dichter einen der sichtbarsten Plätze in der zeitgenössischen Novellistik sichert.

Was Heimann, und ich glaube, man darf sagen, als dem ersten gelungen ist, scheint mir dies zu sein: dass er trotz unerhört weitgehender analytisch-reflektierender Grundtendenzen, trotz einer nahezu erkenntnistheoretischen Auffassung der Umwelt und der Menschen, seine Dichtungen auf fließende und selbst sangliche erzählende Melodien zu bringen vermochte, dass er seinem dichterischen Intellekt die musikalische Form erfand, und dass er

wiederum diese musikalische Form in das konsequente Gefüge der handlungsklaren (motivischen) Novelle zu zwingen verstand. Keiner der „menschenwissenschaftlichen" Dichter, die seinem Temperament verwandt sind, hat bisher auch nur in ähnlicher Weise novellistisch geformt: die Beobachter und Ergründer von psychologischen „Neuwerten" gaben sich allzusehr ihrer Freude an der Zeichnung der Einzelheiten hin, um darüber hinaus die Bewältigung der novellistischen Kunstform ins Auge zu fassen. Heimann, unter den Suchern und Aufhellern dämmriger Seelenverknüpfungen der Unermüdlichsten einer, bekundet im Gegensatz zu ihnen den Willen zum Stil.

Dass es jedermann vergönnt sein wird, in seine geistige Atmosphäre einzudringen, halte ich für ausgeschlossen. Dass alle Feinhörigen nach einer Einfühlung in diesen hochgradig bereichernden Dichter suchen sollten, dazu möchte ich mit Nachdruck ermuntern, denn Heimann ist, wie nur einer, aus dem Fleisch unserer Zeit, ein Forschender und Erkennender, ein Enzyklopädist der geistigen Gegenwart (was neben seinen Dichtungen seine essayistischen Arbeiten beweisen). In den fünf Novellen, die der im November erschienene Band umfasst, spielt eine einzige in der Vergangenheit: *Die vergebliche Botschaft*, ein Erzählung, für die, wenn ich nicht irre, eine Begebenheit in Grillparzers Leben die Anregung gab. Ein junger Dichter, im bürgerlichen Beruf ein kleiner Beamter, verfasst unter dem Eindruck, den er von der Sängerin des Cherubins im *Figaro* empfangen hat, ein Liebesgedicht. Mächtig brennt in ihm das Begehren nach der schönen Frau. Aber der Mut zur Annäherung fehlt ihm. Er ist von Charakter ein Zauderer, einer, der nie zu fragen wagt, und darum auch nie eine Antwort bekommt, einer, der darunter zu leiden angefangen hat, „dass ihm zu einer vollwichtigen Liebe gleich die erste Hälfte, seine eigene Bereitwilligkeit, fehlt". Und diese Wallung bestimmt ihn mit einem *Das wird nichts* das Gedicht auf die Seite zu legen. Die Hauswirtin aber schickt das Gedicht der Sängerin — namenlos — zu, und so entzückt ist die Sängerin von dem Gedichte, dass sie den Dichter mit der Hartnäckigkeit einer zur Liebe entschlossenen Frau, die sich verstanden fühlt, ausfindig machen will. Ihr Liebhaber, den sie um des unbekannten Dichters willen verabschieden möchte, muss dabei helfen, ihr

Liebhaber, der schließlich von der durch den Zwischenfall liebeserhitzten Sängerin nach dem Ablauf der vergeblichen Suchfrist nur um so heißer umhalten wird, und — dies ist das Ende — sein Glückgefühl dem ihm flüchtig bekannten Dichter bei einer Begegnung redselig gesteht, wobei er ihm auch das Glücksrequisit, das Gedicht zur Lektüre reicht. Der Dichter aber fühlt, wie vor seinen Händen, weil sie nicht zufassen, der Strom des Lebens alle Güter ewig vorbeiträgt, und sieht in diesem Augenblick „unbetrogen seine unzufriedene Vereinsamung voraus". Diese Sätze aus dem Finale als Proben der edlen tonsetzerischen Sprache, der nur weniges aus der zeitgenössischen Prosa klangebenbürtig ist.

Nur von dem Stamm und den stärksten Ästen der Heimannschen Novellen vermag ich durch die Erwähnung des Inhalts von zwei weiteren Stücken des Buches, den menschlich ergreifendsten, eine Vorstellung zu geben. Das Blattwerk, das Gedankengeranke, die inhaltlichen Verschlingungen im Einzelnen wiederzugeben, ist unmöglich.

Die Geschichte eines Kunstwerks, seines Schöpfers, und des Menschen, der damit beschenkt wird, erzählt Heimann in der *Tobiasvase*, die in das Haus eines selbstsicheren Pfarrers gerät. Wie im Hause dann das Kunstwerk (auf dem des Pfarrers Freund, ein genialer Künstler, die Geschichte des Tobias dargestellt hat) zum großen Symbol wächst; wie der Pfarrer dann daran das „lebenvolle Stummwerden vor dem Kunstwerk" lernt, durch den Anblick der Vase und noch mehr durch ihren drohenden Verlust so sehr in seiner geistigen Ordnung erschüttert wird, dass darüber in weiteren Wirkungen fast sein Schicksal und seine Ehe ins Wanken kommt; wie die psychischen Bewegungswellen dieser Erzählung größer und größer werden und wie darin die äußeren Begebenheiten und die Anwandlungen und Wallungen der Menschen geheimnisvoll, dichterisch — mystisch verzahnt sind: Das alles ist mit der empfindsamsten und zartesten Hand enthüllt, die nur ahnen und aufschimmern lassen will. In Schleiern wandeln (dies ist ungefähr laut Heimanns Dichterwerk der Weisheit Ende) die Menschen ihr Schicksal ab, wittern nur dann, wie sie beschaffen sind, wenn der Zufall des Lebens in die Mechanik des Alltags greift, und wandeln dann weiter, unkundig ihrer selbst, nicht einmal durch das Erleben um vieles klüger geworden,

wehrlos, von der eigenen und fremden Willkür gebannt. Wenn ich also aus Heimanns Novellen eine Deutung des Lebens folgere, so habe ich vor allem an das Hauptstück des Buches gedacht, an den *Dr. Wislizenus*, eine Novelle, die auf einer fast unglaublichen Basis aufgebaut ist: Wislizenus, ein tatenloser grübelnder Sonderling, der sich vor den Menschen abgekehrt hat, der so einsam geworden ist, dass er sich von seinen eigenen Gedankengespenstern gemieden fühlt und sich nur noch nach etwas sehnt, das ihn sieht, und ihm möglich macht, zu verzweifeln (weil es sich, wie Heimann sagt, ohne einen Zeugen nicht lohnt, das Gesicht zu senken und zu verzweifeln), dieser Wislizenus schießt einen Landstreicher nieder, um sich und einem bei ihm vorlesenden Dichterfreund nächterlicher Weile Ruhe vor dem trunkenen Lärm des Strolches zu verschaffen. Den Mord vollzieht er aus der philosophisch-relativistischen Luft heraus, die im Dialog mit dem Dichter entstanden ist und ihn, Wislizenus, den Satz prägen lässt: „Es gibt nichts so Absurdes, dass ich es nicht einmal, und nichts so Gewisses, dass ich es immer glaubte. Das Irrsinnige hat keinen gänzlich irren Sinn für mich, und die reine Wahrheit keinen gänzlich reinen".

Klänge von einem herrlichen Epos rauschen herein, von einem dantesken Riesengedicht über die Hölle, das Fegefeuer und das Paradies, und noch nie hat, wie mich dünkt, im Rahmen einer Dichtung ein Dichter, ohne bei der Weltliteratur eine Anleihe zu machen, eine so glaubwürdige Vorstellung von einer gewaltigen Dichtung und einem großen Künstler mit einer novellistischen Begebenheit zu verseilen gewusst. Des (dargestellten) Dichters Ungeduld über den polternden und singenden Landstreicher, der ihn in seinem Vortrag unterbricht, wird der Anlass zur Tat des Wislizenus, zu der Tat, die der hochmütige Dichter im Überschwang seines Selbstwertgefühls — theoretisch — wünscht, und die Wislizenus — praktisch — vollzieht. Bemerkenswert, dass des Dichters Aufgeblasenheit entsetzt zerplatzt, als ihm Wislizenus meldet, was er vor dem Hause getan habe, und dass er sich nicht eher beruhigt, bis Wislizenus die Meldung von der vollzogenen Tat als Spass erklärt. Dies die eine Hälfte der seltsamen Erzählung. In der zweiten Hälfte wird des sonderbaren Mörders Schicksal und Elend zum Schluss geführt. Mit der Verzweiflung darüber, nicht aller Welt die Nichtigkeit, Eitelkeit und Lügenhaftigkeit der Dichter beweisen zu können (das durchschwingende Hauptthema des ersten Teils!) beginnt es, mit un-

geheuerlichen Verlassenheitsgefühlen setzt es sich fort, und von der Gewissheit, dass der Ziel- und Zweckmensch und Dichter sich endgültig in seine außerordentliche Aufgabe hineingefunden hat und Erfolg haben soll, wird es erhöht. Die Folgen des Mordes aber überwuchern den Verzweifelten und Ohnmächtigen.

Der Ausklang ist von großartiger symbolischer innerer Kraft: Niemand ahnt den Mörder, der die Leiche des Landstreichers heimlich in einem Schuppen verscharrt hat. Aber die Gefährtin des Toten, eine Vagabundin, riecht den Mörder aus, umkreist sein Haus, setzt sich schweigend und schnuppernd darin fest, ohne dass sich der Willensgelähmte ihrer zu erwehren vermag, und ohne dass er verhindern kann, dass er verkommt und menschlich verwahrlost wie der erschossene Trunkenbold. Mit dem Weibe, den Wacholderstock des Landstreichers in der Hand, wandert Dr. Wislizenus in die Nacht und in den Wald hinaus, selber ein Mensch geworden, wie der gewesen, den er gemordet hat, selber zerrüttet, nachtumsponnen, Tierkreatur. (Ersatz für den Toten!) Gedämpftes Licht von farbigen Fackeln fällt in eine fürchterliche Düsternis. Ein Dichter mit strengen Augen singt aus schmerzlichem Mund ein befreiend-gütiges Lied. Sechs- und zehnfache Deutungen sind möglich. Schillernd und wechselvoll ist das Angesicht dieser Dichtungen, der dreie, die ich hier eingehender erwähnen konnte, und der beiden anderen, die der Band enthält. Und dass dem so ist, spricht für den Dichter, der diese Novellen geschrieben hat, für den gedankenschattigen und tiefen Moritz Heimann, der selbständigsten und eigensten einer, den das deutsche Schrifttum der Gegenwart kennt. Mag sein, dass ein breites Geschlecht, das nach seiner Art verlangt, heute noch nicht gewachsen ist. Aber früher oder später wird diesem Neumelodiker der Resignation von vielen Gehör werden. Denn er zählt — das erweist nicht minder die letzte dramatische Sinfonie seiner schaffenden Kraft *Der Feind und der Bruder*, eine Tragödie, die vor zwei Jahren im deutschen Theater zu Berlin aufgeführt und fast von der ganzen Kritik missverstanden, will sagen, mit oberflächlichen Ohren gehört wurde — zu denen, die Kenntnis von Menschen und Zuständen als schauende Erdenker und als Bildner und Dichter erweitern. Und solche Dichter machen uns die Augen auf und erheben uns in ihrem Erkennen.

ZÜRICH HERMANN KESSER

□□□

VERGESSENE NUTZPFLANZEN

(Schluss)

Sobald der Anbau einer Pflanze in die Periode des Verfalles tritt, fehlt eine Sortenwahl und die Sortenkenntnis, und damit gehen diese selbst verloren. Dem armen Mann mangelt es an Zeit und Muße zu einer sorgfältigen Kultur. Wenn aber die alte Nutzpflanze nicht mehr mit Sorgfalt genutzt werden kann, wird ihr Ansehen rasch begraben. Niemand begreift, dass ihr einst eine größere Bedeutung zukam. Bei den Nährpflanzen vor allem will niemand mehr glauben, dass aus ihr gute Speisen bereitet werden könnten. Wir erinnern uns noch aus der Jugend, wie viel „Räbemus" (Wasserrüben, *Brassica Rapa)* auf dem Lande gegessen wurde; es war kaum jemand, der es nicht gut fand. Schon vor zwei Jahrzehnten ist das Räbemus eine Nahrung armer Leute geworden und selbst bei diesen ist es schon verpönt. Wenn es dem Städter heute als Irish Stew vorgesetzt wird, so lässt er es sich aber wohl gefallen.

In einem späten Stadium des Rückganges einer Nutzpflanze geht die Erinnerung an den Gebrauch leicht verloren. Sie wird vorerst nur noch gelegentlich benutzt, zum Beispiel in Kriegszeiten oder bei Hungersnöten. Dabei werden die früheren Namen verstümmelt oder verwechselt.

Diesen Gang haben schon viele Kulturpflanzen durchlaufen. Eine ganze Reihe von ehemaligen Nutz-, Arznei-, Färber-, Gespinnst- und selbst Gemüsepflanzen sind seit dem Beginne des Menschengeschlechtes über unser Land hinweggegangen. Viele werden noch heute von armen Leuten oder in ungünstigen Klimaten gebaut. Viele andere umgeben uns noch, doch ist ihr Gebrauch bereits vergessen. In ihrer Verbreitung kleben die meisten den menschlichen Siedelungen an und als verschupfte Kinder der Vegetation retten sie sich als Gartenflüchtlinge oder Unkräuter in vernachlässigte Gärten, in Hecken und auf Schuttplätze. Ja, es kann so weit gehen, dass die ehemalige Benutzung dieser Pflanze überhaupt vergessen wird, und nur zufällig aufgefundenen Spuren ist es dann zuzuschreiben, wenn mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit der vergessenen einstigen Nutzung nachgegangen werden kann.

Dieser Kreislauf der Nutzpflanzen hat verschiedene Ursachen. Überall da, wo es sich um feldmäßig gebaute Pflanzen handelt, die marktfähig sind, ist *ein* Gesichtswinkel maßgebend: der *größte Reinertrag*. Ein in der Landwirtschaft feststehendes Grundgesetz, das sich mathematisch beweisen lässt, zeigt, dass, je höher die Produktenpreise steigen, desto größer auch der Aufwand an Arbeit und Düngung sein muss, wenn der größtmögliche Reinertrag erreicht werden will. Nun waren früher die Produktenpreise meist niedrig. Es konnten also nur solche Pflanzen einen Reinertrag abwerfen, die auch nur geringe Ansprüche machten. Die Zunahme der Produktenpreise verlangte nach und nach auch eine kostspieligere Bebauungsart oder, wie der technische Ausdruck lautet, eine intensivere Bewirtschaftungsweise. Die alten, wenig Ansprüche machenden, die extensiven Methoden, werden verlassen und die intensiveren angenommen. Damit geht aber auch ein Wechsel der Kulturpflanzen Hand in Hand. Die alten Sorten oder Arten rentieren nicht mehr und neue treten an ihre Stellen. Die früheren guten Kulturpflanzen erscheinen jetzt als Begleiter einer Wirtschaftsart, die gegenüber der jetzigen extensiv war. Diese alten Kulturpflanzen können wir deshalb gut als Extensivpflanzen bezeichnen und diejenigen, die jetzt in Blüte stehen, als Intensivpflanzen (nach Krzymowski). Aber auch sie werden einst veralten und die heutigen Sorten werden auch einst in diesem ewigen Wechsel der Dinge zu Extensivpflanzen herabsinken. Es ist also bei jeder Art oder Sorte nur unter einer bestimmten Wirtschaftslage der größte Reinertrag zu erwarten; nur wenn diese Lage vorhanden ist, lohnt sich ihr Anbau.

Diesen feldmäßig gebauten Pflanzen stehen die Arznei- und Gemüsepflanzen gegenüber. Bei dem hier eintretenden, übrigens viel häufigeren Wechsel ist weniger die Rendite als Sitte und Gebrauch maßgebend. Wenn neue Arzneipflanzen eingeführt und empfohlen werden, so kommen nach und nach andere außer Gebrauch und sie verschwinden. Bei den Gemüsen spielen die Kultureinflüsse die größte Rolle. Als alles Römische, wie es im Beginne des Mittelalters der Fall war, als ein Fortschritt betrachtet wurde, übten die Fürstenhäuser und Klöster auf die bürgerliche Küche einen starken Einfluss aus. Sie verlangte neue fremdländische Gemüse und die herkömmlichen wurden deshalb

nach und nach verlassen. Aus dieser Zeit stammt noch die Mehrzahl unserer heutigen Gemüsearten samt ihren Namen: Kabis ist das lateinische capitata, Rettig das lateinische radix, Sellerie das griechische selinon, und dass die heutige Erbse vom lateinischen ervum, Kürbis von cucurbita und Birne von pirus abgeleitet werden, habe ich bereits erwähnt. In späteren Zeiten wurde im deutschen Sprachgebiet französische Küche nachgeahmt und da diese wie die damalige Kultur überhaupt vorwiegend auf der römischen aufbaute, so ist in Europa ein starker Ausgleich in den hauptsächlichsten Gemüsearten zustande gekommen. Es sind also die alten Gemüse, die die Neolithiker und die alten Germanen ganz sicherlich hatten, nicht gerade deshalb verschwunden, weil sie weniger Rendite abwarfen, sondern weil ihre Zubereitungsart in den römischen und französischen Kochvorschriften nicht enthalten war.

Die Wirtschaftsgeschichte vor allem bedingt also den Wechsel der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen; die Kulturgeschichte den der Arznei- und Gemüsepflanzen. Dieser Wechsel bringt es mit sich, dass die Wertschätzung der gleichen Pflanze eine Änderung durchmacht. Misstrauisch wird sie aufgenommen, um in einer folgenden Periode das höchste Ansehen zu genießen und in einem spätern Stadium langsam in Verachtung herabzusinken. Der Wechsel in der Wertschätzung vor allem ist es, der es so weit kommen lässt, dass *ehemalige wichtige Nutzpflanzen völlig der Vergessenheit anheim fallen können.* Haben wir aber anderseits diesen Gang der Dinge erkannt, so finden wir darin auch ein Mittel, das uns mithelfen kann, um wenigstens einzelne vergessene Nutzpflanzen wieder aufzustöbern.

Eine selbst in der Literatur völlig verlorene ehemalige Kulturpflanze ist durch Ernst H. L. Krause heute wieder erkannt worden. Die Schriftsteller des klassischen Altertums kennen eine Gemüsepflanze, die in Griechenland Lapathon hieß und hier bereits im vierten vorchristlichen Jahrhundert gebaut wurde. Es ist eine Ampferart und zwar eine der nicht sauer schmeckenden. Wahrscheinlich war diese Pflanze *Rumex græcus,* die auch heute noch in Griechenland gesammelt und gegessen, aber nicht mehr gebaut wird. Jahrhunderte später ist die Pflanze in die römischen Gärten, wo der Namen in Lapathum verwandelt wurde,

übergegangen, wo sie sich bis in das Mittelalter erhielt. Nordwärts von Neapel ist sie in späterer Zeit verschollen und nur noch in Überlieferung bekannt. Diesseits der Alpen hat der Ampfer auch Eingang gefunden, aber nur der Name und der Gebrauch. Die Pflanze selbst ist eine andere gewesen, nämlich eine einheimische Art, *Rumex alpinus*, der Alpenampfer, eine Art, die jedem Gebirgsgänger bekannt ist. Es ist der Ampfer, der so massenhaft an den überdüngten Stellen rings um die Sennhütten herum mit seinen breiten, stumpfen Blättern vorkommt. In Lausanne war die Pflanze unter dem Namen Lampe und Lapais im sechzehnten Jahrhundert im Gebrauch.

Auch in den Niederlanden und in England wurde der Ampfer, eine gute, ausdauernde Spinatpflanze, gebraucht. Dort war es *Rumex Pathientia,* der auch heute noch hie und da gepflanzt wird. Die gleiche Art wurde in Deutschland, wenn wohl auch nicht allgemein und zudem nur vorübergehend, gebaut. Immerhin genoss sie doch eine sehr hohe Achtung. „Als 1711 der Kurfürst zu Sachsen den neuen botanischen Garten zu Wittenberg gestiftet hatte, wurde eigens eine große Prozellanvase angefertigt. Da hinein pflanzte man den bewussten Rumex und stellte das Ganze als besonderes Zierstück mitten in die Anlage." Zweihundert Jahre später sind diese Rumex-Arten als Nutzpflanzen verschollen. In undankbarer und selbstgerechter Weise heißen sie nun bei uns „Hundsampfer". Nur noch in entlegenen Winkeln hat sich der Gebrauch einer nicht sauren Rumex-Art erhalten: an verschiedenen Orten des Kantons Graubünden wird der Alpenampfer noch in besonderen Gärten kultiviert, was Krause entgangen ist. Es sind dies nahe bei den Hütten liegende, kleine, eingezäumte Stellen, die reichlich mit Dünger versehen werden. Einer weiteren Pflege bedarf der Ampfer nicht. Die Blätter werden im Sommer ausgezogen, in heißem Wasser gebrüht und in einen viereckigen, trogartigen Behälter, der aus losen Brettern im Freien errichtet wird, gebracht, mit Brettern zugedeckt und mit Steinen beschwert. Hier machen die ausgepressten Blätter eine Gährung durch, so dass eine Art Sauerkraut entsteht. Im Winter gefriert es zu einem Klotze, von dem mit der Axt einzelne Stücke losgehauen und in aufgetautem Zustande, meist mit „Heublumen" oder Häcksel vermischt, den Schweinen als Futter gegeben wer-

den. Gelegentlich wird auch auf den Maiensäßen oder den Alpen dieses Sauerkraut bereitet. Im Winter, wenn alles zu einem Klotze gefroren ist, hackt man ihn los und bringt ihn auf einem Schlitten zur Winterwohnung.

Die Zubereitung dieses heutigen Viehfutters ist so umständlich, dass wir schon daraus ersehen, dass es sich um eine früher menschliche Nahrung handelt. Ob noch in historischer Zeit in armen Familien oder bei Hungersnöten der Alpenampfer als menschliche Nahrung diente, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Die Leute, die ich bis jetzt frug, meinten beleidigt, das sei ja nur für die Schweine. Und vor ungefähr zweihundert Jahren pflanzte man dieses Gemüse in eine eigens angefertigte Porzellanvase und stellte das ganze als Zierstück in einen Garten! So ändert sich das Urteil des Menschen.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, dass unsere heutigen Kulturpflanzen zum allergrößten Teil eingeführte Arten oder wenigstens Sorten sind und schon der Laie frägt sich, *ob sich nicht auch einheimische Arten als Nutzpflanzen eignen?* Wir haben aus dem vorigen gesehen, dass wir in der Tat Arten in der einheimischen Flora haben, die Nutzpflanzen sein könnten und es auch gewesen sind. Das legt die neue Frage nahe, welches denn die Arten sind, die früher im Gebrauch waren. Im romanischen Sprachgebiete kennen wir eine Reihe von Gemüsepflanzen, die aber nicht gebaut, sondern nur gesammelt werden. Da muss in erster Linie an den Löwenzahn, *Taraxacum officinalis,* erinnert werden, den wir in Unkenntnis der Genießbarkeit oder zu einer Zeit, da wir noch nichts von ihm wissen wollten, „Chrottebösche" (Krötenkraut) genannt haben. Die Franzosen der Bourbakiarmee und die italienischen Arbeiter haben in den letzten Dezennien uns seine Nutzbarkeit gelehrt. Zuerst wurde die Pflanze nur in Arbeiterkreisen gegessen, dann hie und da feilgetragen, und heute ist sie selbst in Zürich wieder Marktfrucht geworden. In Holland wie in Frankreich wird sie sogar gebaut und die gebleichten Blätter werden teuer bezahlt. Hier handelt es sich um eine einheimische Art, die also gut Nutzpflanze und Kulturpflanze sein kann. Ob sie früher bei uns je eine solche war, wissen wir nicht. Doch dürfen wir aus dem verächtlichen Namen nicht auf das Gegenteil schließen.

Ähnlich verhält es sich mit der Cichorie, *Cichorium intybus.*

Noch vor wenigen Jahrzehnten war diese eine so allgemeine Kulturpflanze, die auf kleinen Parzellen selbst feldmäßig gebaut wurde, dass sie mit dem Sammelnamen „Wurza“ oder „Würza“, also Wurzel, genannt wurde. Die Pfahlwurzeln wurden getrocknet, geröstet und daraus Kaffee bereitet, der unter den Surrogaten zu den besten gehört. Heute kauft selbst der Landwirt seinen Kaffee-Ersatz in Form von einem oft unglaublichen Gemisch mit dem schönen Namen „Päckli-Kaffi“ und die frühere Kulturpflanze ist beinahe nur Unkraut, das sich vorzugsweise an die Straßenränder (daher der schriftdeutsche Name „Wegwarte“, hervorgegangen aus einer Umdeutung von „Wegwurzel“) und Schuttplätze hält, ohne in die natürlichen Pflanzengesellschaften einzudringen. Es lässt sich daraus schließen, dass es sich um keine einheimische Art handelt, sondern um eine eingeführte. An abgelegenen Orten des italienischen Sprachgebietes der Schweiz ist die gleiche Pflanze aber noch heute Kulturpflanze. Die grünen Blätter liefern einen guten, wenn auch etwas bitteren, die gekochten Wurzeln einen vorzüglichen Salat. Vor 150 Jahren wurde die gleiche Art auch bei uns zum gleichen Zwecke gebaut. Erst später, allgemein erst zurzeit der Kontinentalsperre, erkannte man den Wert der Wurzel als Kaffee-Ersatz. In den letzten fünf Jahren ist aber diese Pflanze als Gemüse auch bei uns wieder marktfähig geworden. Die jungen gebleichten Köpfe kommen aus Paris und Brüssel zu uns und werden als Brüsseler Salat oder Brüsseler Witlof im Winter zu teuren Preisen verkauft.

Unsere einheimische Flora bietet aber noch eine ganze Reihe anderer Gemüse. Die jungen Sprosse des Hopfens zum Beispiel bilden in den italienischen Landesteilen ein heute noch geschätztes Gemüse, das übrigens auch anderwärts, z. B. in Holland, heute noch auf dem Markt verkauft wird. Die Brennesseln geben, jung gepflückt, einen ausgezeichneten Spinat, der gar nicht so selten gegessen wird, so bei uns zum Beispiel im Kanton Tessin, im Veltlin, Puschlav und gewiss noch anderwärts.

Diese einheimischen Pflanzen liefern aber nur Gemüse. Die wertvollste pflanzliche Nahrung des Menschen bilden jedoch die Mehlfrüchte, weil aus ihnen ein verhältnismäßig gehaltreicher Körper, das Mehl, gewonnen werden kann, das sich in trockenem Zustande ohne zu verderben jahrelang aufspeichern und zudem

in mannigfaltiger Weise zubereiten lässt. Wir besitzen nun in Mitteleuropa einen Baum, dessen mehlreiche Früchte ihm den Namen „Mählbeeribaum", *Vogelbeerbaum, Sorbus aria*, gaben. Heute sammeln bei uns gelegentlich die Kinder einige Hände voll von diesen Beeren, um mit ihnen zu spielen oder um sie zu essen. Aber vor wenigen Jahrzehnten noch war dies anders. Etwa in der Mitte des vorletzten Jahrhunderts galt der Mehlbeerbaum noch an einigen Orten als Nutzbaum. Am südlich besonnten Ufer bei Quinten am Wallensee wurde der Ertrag des Waldes jährlich an die Meistbietenden versteigert. Mit einem Leiterchen, einem Haken und einem „Chratten" (Korb) wurden die Beeren geerntet und in Säcke geleert. Um sie haltbarer zu machen wurden sie auf dem Ofen getrocknet. Sie dienten damals bereits hauptsächlich zur Schweinemast. Immerhin wurden sie auch noch zur Brotbereitung verwendet. Die zerhackten Beeren verbuck man mit einem gutem Mehl gemischt zu einem etwas süßlichen Brot, das als Leckerbissen galt. Auch Mus wurde aus diesen Beeren bereitet. Noch heute werden in jener Gegend, zum Beispiel in Amden, die Mehlbeeren von kinderreichen Familien gesammelt, getrocknet und ohne weitere Zubereitung als menschliche Nahrung gebraucht. Aber auch im schweizerischen Mittellande dauerte die Nutzung der Mehlbeeren lange an. Im Jahre 1885 wurden in Rüdlingen am Buchberg, Kanton Schaffhausen, Kinder angehalten, diese Beeren selbst im Walde zu holen und zu essen, wenn sie Hunger hätten.

Eine andere Mehlfrucht ist die *Wassernuss, Trapa natans.* Die Pflanze kommt in Altwässern der Flüsse und in zuwachsenden Seen vor. In früherer Zeit war sie viel häufiger als heute und oft findet man sie geradezu massenhaft subfossil am Grunde der Torfmoore. Aber nicht nur viele Standorte dieser Art sind erloschen, sondern auch das Verbreitungsgebiet ist gegenüber früher stark zurückgegangen. Die Nordgrenze, die heute durch das südliche Schweden verläuft, umfasste früher noch einen großen Teil dieses Landes. Kein Wunder, dass man in diesem Falle glaubt, dieser Rückgang zeige eine Klimaverschlechterung an. Aber auch eine andere Deutung muss hier geprüft werden. Der schwedische Botaniker Sernander berichtet, dass in einem schwedischen Torfmoor in einem Tongeschirr aus der neolithischen Zeit Trapafrüchte vorgefunden wurden. Das legt schon den Gedanken

nahe, es könnte sich hier um eine ehemalige Nutzpflanze handeln. In der Tat werden heute noch die Früchte von andern Trapa-Arten im Osten Asiens als Nahrung gebraucht. Aber auch unsere Art dient heute noch hie und da als Speise. Die mehlreichen Früchte werden heute in den Straßen von Mailand in gleicher Weise wie die Kastanien gebraten und feilgeboten. Am Langensee kommen sie auf den Markt, ebenso in Ungarn, am Kaspischen Meer usw. Vor einigen Jahrzehnten war dies in Dresden ebenfalls der Fall. Aber diese Gebräuche bilden nur die letzte Phase eines früheren allgemeinen Gebrauches, der schon weit zurückliegt. Zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts war die Pflanze in Mitteleuropa bereits so selten, dass sie einem der besten damaligen Pflanzenkenner, Hieronymus Bock, nie zu Gesichte kam, während er aber von den Früchten voraussetzte, dass sie jedermann kenne. Besser unterrichtet ist der Basler Botaniker Zwinger. Nicht nur gibt er eine richtige Abbildung der Pflanze, sondern er kennt 1696 auch noch den Gebrauch als Nährpflanze: „Das arme Volck isst die Wassernüss wie Castanien, sonderlich in theurer Zeit kochen sie diese Frucht, dörren und mahlen sie, und backen Brot darauss." Die wirtschaftliche Wichtigkeit ist also schon gering, da sie nur die Nahrung der Armen ist, der nur bei Teuerungen eine größere Bedeutung zukommt. Im früheren Mittelalter war die Pflanze also wohl noch häufiger als Nährpflanze und in der neolithischen Zeit war sie nachweislich gemeingebräuchlich. Die Pfahlbauer benutzten sie in solcher Menge, dass die Fruchtschalen sich in ihren Niederlassungen oft in ganzen Schichten vorfinden. Die Wassernuss behagte aber auch dem früher durch ganz Europa verbreiteten Biber und er trug sie in seine Vorratskammern. Dadurch half er ohne Zweifel mit, die Pflanze zu verbreiten.

Die Frage, ob die Wassernuss kultiviert wurde, können wir nicht mit Sicherheit beantworten. Ihre Kultur muss vermutet werden, weil noch im vorletzten Jahrhundert das Zisterzienserkloster Sittich in Krain in seinen Teichen den Anbau betrieb. Dafür spricht auch, dass der Mensch selbst sie stark verbreitet hat. Sie kommt auch in künstlichen Gewässern vor, wie in Fischteichen, Feuerweihern und Stadtgräben. Es liegt deshalb die Ansicht nahe, es handle sich bei der Wassernuss um eine ehemalige wichtige Nährpflanze, die schon vom Neolithiker in Mitteleuropa weit verbreitet und wohl auch angebaut wurde.

In Kultur ist sie heute nirgends mehr und auch als Speise wird sie selten gesammelt. Weder Mensch noch Biber — die Wasservögel verschleppen die Früchte nicht — verschaffen der Wassernuss neue Standorte, und da sie als einjährige Wasserpflanze solche immer wieder haben muss, um erhalten zu bleiben, so ist sie im Begriffe auszusterben, indem ein Standort nach dem andern erlischt.

Zum Schlusse möchte ich noch auf eine andere, ebenfalls einheimische ehemalige Mehlfrucht hinweisen, die heute als Nutzpflanze vergessen ist, bei der sich aber aus der Zeit der Blüte noch Anschauungen bis auf unsere erhalten haben. *Die Germanen hatten einen heiligen Baum, die Eiche.* Unter ihr standen die Altäre, in ihrem Schatten tagte die Gemeindeversammlung und das Gericht; mit Eichenlaub schmückte man den Sieger. Diese Verehrung der Eiche bei den germanischen Völkern ist uns allen bekannt, weniger aber der Ursprung dieser Sitte. Er ist darin zu suchen, dass die Eiche der wichtigste Nutzbaum der Einwohner Mitteleuropas und zwar wohl seit dem Auftreten des Menschen, also wohl seit der älteren Steinzeit, war. Die Einwohner fanden die Eiche hier vor, und da sie eine Frucht hat, aus der Mehl bereitet werden konnte, so wendeten sie der Eiche die größte Aufmerksamkeit zu. Mehl ist ja ein Nahrungsmittel, das unvergleichlich wichtiger ist als alle andern. Es ist gehaltvoll, lässt sich gut aufbewahren und auf verschiedenste Weise zum Genuss verwerten. Zur Mehlbereitung brauchen die Eicheln nur gedörrt, geschält und gemahlen zu werden. Diese Nutzung lässt sich durch eine Reihe verschiedener Quellen nachweisen. Leider mangelt der Platz, darauf näher einzutreten, wie sich hier die Sprachwissenschaften, die Kulturgeschichte, die Geschichte, die Botanik und die Pflanzengeographie die Hände reichen, um eine der ersten wichtigen Nutzpflanzen wieder erkennen zu helfen. Die Fähigkeit, als Mehlfruchtbaum genutzt zu werden, ist es gewesen, die der Eiche die große Verehrung eintrug. Aus diesem Grunde wurde sie als heilig erklärt, was so viel heißen will, dass sie von jedermann geschont werden musste. Selbst in den Kriegen durfte sie nicht geschädigt werden, denn ihre Vernichtung setzte den Besitzer unnötigerweise einer Hungersnot aus. Aber die Eiche war nicht nur ein geschonter Nutzbaum, sondern auch Kulturbaum. Die wenigen Quellen, die wir darüber besitzen, zeigen

uns ganz klar, dass die Eiche so hoch geschätzt wurde, dass man sie anpflanzte. Da man früher viele Sorten bei der Eiche unterschied, je nach der Schmackhaftigkeit der Früchte, so wäre es absonderlich, zu glauben, man habe sich diese Kenntnis nicht zu Nutze gemacht und die guten Sorten zu eigenem Nutzen nicht künstlich vermehrt.

Aber schon frühzeitig, wohl schon in der Mitte des Mittelalters, war die Eichel als menschliche Nahrung zurückgegangen, was nicht ausschließt, dass sie damals und später noch vielerorts den Menschen ernährte. Im allgemeinen sank sie zum Viehfutter herab. Nur noch in Kriegszeiten und bei Hungersnöten griff man zur Eichelkost zurück; als Viehfutter, ganz besonders zur Schweinemast, wurde die Eichel noch bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts verwendet. Heute ist sie jedoch selbst als Viehfutter bei uns ungebräuchlich, nur noch die Bezeichnung „Mastjahr" ist in der Försterspräche für die Jahre geblieben, in denen die Eichen (und Buchen) reichlich Früchte tragen. Aus der Zeit, in welcher die Eichel anfing, zum Schweinefutter herabzusinken, lassen sich eine Reihe von Sprichworten nachweisen, die die damalige Verachtung der Eiche zeigen, entsprechend der allgemeinen Regel über das Schicksal von außer Gebrauch gekommenen Nutzpflanzen. Allein die Eiche war ein zu nützlicher Baum gewesen und die Anschauung des Volkes über ihre Heiligkeit wurzelte deshalb zu tief, so dass diese Periode des Übergangs vorbeiging, und heute, wo wir die Eiche nur noch von ihrer ästhetischen Seite aber nicht mehr als Fruchtbaum kennen, wird sie noch in Ehren gehalten. Noch verwenden wir die Eichenornamente auf unsern Münzen und immer noch drücken wir dem Sieger im Wettkampfe unsere Anerkennung durch die Überreichung eines Eichenkranzes aus.

Im ewigen Wechsel der Zeiten geht eine Kultur nach der andern vorüber. Immer tauchen neue Ziele auf; der Mensch macht sie zu seinen Idealen und strebt ihnen unaufhaltsam zu. Fortschritt nennt er dieses Streben. Rasch findet er das, was ihm früher gut und nützlich gewesen, überflüssig und er verlässt es. Ja, noch mehr: nur Geringschätzung hat er dafür übrig, so dass es schnell vergessen wird. Es ist deshalb Aufgabe der Wissenschaft, alles, was sich an alten Erinnerungen, Spuren von Gebräuchen, Zeugnissen und Überlieferungen noch auffinden lässt, festzuhalten und der Kulturgeschichte dienstbar zu machen.

ZÜRICH H. BROCKMANN-JEROSCH

□□□

THEATER UND KONZERT

ZÜRCHER SCHAUSPIEL. Henri Nathansens, des Dänen, Schauspiel *Hinter Mauern* ist auch zu uns gekommen, nachdem es in den letzten Monaten sein Glück vielerorts in Deutschland gemacht hat. Es führt uns in die Welt eines alten jüdischen Bankiers und seiner Familie. Die Söhne stehen selbständig im Leben, der eine, ledige, als Arzt, der zweite als Kaufmann, verheiratet, Vater. Aber das elterliche Haus ist für sie immer noch der Herd geblieben, zu dem sie treu und gerne kommen, an dem sie sich wohl fühlen, den sie als Zentrum ihrer Existenz empfinden. Freilich, von der väterlichen Frömmigkeit ist manches bei ihnen abgeblättert: der Arzt denkt sehr vorurteilslos, und auch der Kaufmann findet für die Synagoge nicht mehr viel Zeit; und doch bleiben sie mit der jüdischen Tradition verwachsen, und der Kaufmann vor allem hat sich noch ein gut Stück altväterischer Sitte und abergläubiger Bräuche bewahrt und macht aus seinem Judentum kein Hehl. Mit der Tochter ist's anders. Sie hat ihr Herz einem christlichen Privatdozenten, dem Sohn eines reichen Etatsrates, geschenkt; und ihre Verlobung mit ihm hinter dem Rücken der Eltern weckt Empörung beim Vater und etwelches Missbehagen bei den Brüdern, namentlich beim Kaufmann. Aber schließlich lassen sie sich doch zur Zustimmung bewegen. Da zeigt sich's nun aber, dass die Tochter aus dem jüdischen Haus christlich sich soll trauen und künftige Kinder soll taufen lassen. Da will der Alte um keinen Preis mehr mit. In alttestamentlichem Zorn wendet er mit seiner Gattin sich von der Tochter ab, und dem Etatsrat, dessen Antisemitismus er schon früher bitter hat spüren müssen, schleudert er seinen sorgfältig gehüteten Hass gründlich ins Gesicht. Alles scheint ein Ende zu haben. Aber die Tochter kriegt Gewissensbisse. Ihr jüdisches Bewusstsein flammt wieder auf. Sie dreht dem Verlobten den Rücken und kommt ins Elternhaus als eine Reuige. Und siehe da: der christliche Bräutigam besinnt sich auf seine über alle Konfession erhabene Menschlichkeit. Er verzichtet auf die offiziellen Bezeugungen seines Christentums in Gestalt von Kirchgang, pfarrherrlichem Segen und Kindertaufe *in spe* und gelobt, seine Kinder dereinst ganz einfach als Menschen zu erziehen. So ist hinter die Mauern des jüdischen Hauses der Friede wieder zurückgekehrt.

Diese rasche Umkrempelung des Hasses des alten Bankiers, der Affichierung des offiziellen Christentums beim Bräutigam, der verliebten Halsstarrigkeit der Tochter, die sich ihres Judentums nachgerade geschämt hat, lässt aus dem letzten Akt eine herzlich schwache Rührseligkeit werden, die aber gerade dem Stück zu seinem Erfolg verholfen hat. Das jüdische Beiwerk macht im übrigen des Schauspiels Glück, gerade wie bei den *Fünf Frankfurtern*.

Der literarische Wert des Ganzen ist ein höchst bescheidener. Was nun aber angesichts des Beifalls, den gerade das jüdische Auditorium dem Stück, mit dem gruseligen Titel und dem humanen Finale, auch bei uns bereitet hat, der Pikanterie nicht entbehrt, ist, dass von orthodox-jüdischer Seite dem Schauspiel eine sehr scharfe Kritik zu Teil geworden ist. Letzter Tage ist mir als Ausschnitt aus einer jüdischen Zeitung (oder Zeitschrift; der Titel lässt sich aus dem Exzerpt nicht erkennen)

eine Kritik von anonymer Seite zugeschickt worden. In dieser finde ich das Urteil, dass, wenn Herrn Nathansen wirklich ein Jude sei (woran der Name doch wohl keinen Zweifel zulässt), er „jedenfalls ein sehr moderner, vorgeschrittener Jude, ein Assimilant der schlimmsten Sorte" sei. „Wie könnte er sonst solche Zerrbilder von jüdischen Typen auf die Bühne führen". „Bei uns" gebe es keine solche Juden, wie der alte Bankier einer sei; in Dänemark möge so was vorkommen. Mit dem „alten Judentum" hätten des Bankiers Theorien (Gestattung der Mischehe; Essen und Trinken an einem christlichen Tisch usw.) nichts gemein. In Dänemark freilich kämen auf 100 jüdische Ehen 70 bis 80 Mischehen. (Furchtbar!) Eins lässt der Kritiker gelten: das jüdische Familienleben sei gut gezeichnet. Immerhin: auch dieses echt Jüdische werde auf der Bühne „nur trivialisiert". Der Schluss des Stückes aber sei bloß Tendenz, und allein um ihretwillen sei das ganze Schauspiel da. „Sie ist gefährlich, und deshalb weisen wir Nathansens Ideen weit von uns ab".

Es ist doch wohl nicht ohne Interesse, auch von dieser Beleuchtung des Nathansenschen Stückes *Hinter Mauern* Notiz zu nehmen. Tendenzdramen müssen sich nun einmal dergleichen unliterarische Durchstrahlungen gefallen lassen.

H. TROG

NEUE BÜCHER

EUGEN WOLFF. *Faust und Luther:* ein Beitrag zur Entstehung der Faust-Dichtung. Halle a. S. Verlag von Max Niemeyer 1912. Preis 5 Mark.

Es liegt etwas Tragisches und zugleich tief Symbolisches in der Tatsache, dass uns die Person jenes alten Geheimkünstlers, der „an sich Adlers Flügel name und alle Gründ, am Himmel und Erden erforschen wolte" und in die hinein Goethe den Schmerz, die Freuden und den tiefsten Sinn der Menschheit legte, dass sie uns nicht genau bekannt ist, und wir weder den Träger jenes großsprecherischen Namens: „Doctor Johann Faust, Zauberer und Schwarzkünstler, Quelle der Nekromantie, Astrolog und Magus" scharf umrissen vor uns sehen, noch die Kreise, aus denen heraus 1587 das Spießche Faustbuch entstand, genau anzugeben vermögen.

In trübem Halbdunkel entgleitet uns immer wieder der so tief erkannte und doch unbekannte Magus und spielt uns so sein letztes Taschenspielerkünstlein vor.

Unbekannt ist uns die Welt, aus der heraus jene schillernde Persönlichkeit, wie sie uns das Faustbuch mit allen ihren Künsten und Fähigkeiten schildert, erwuchs.

Es lag wohl nahe, den mystischen Gaukler, der aus den Irrgängen einer dumpfen Dogmatik heraustretend, sich den Dingen des Tages und der Realität zuwendet, um dann, in einer ungestillten Sinnlichkeit ertrinkend, schließlich von seinem galanten Cicerone zerrissen zu werden, als das Werk eines lutherischen Verfassers anzusehen, um so mehr, als in dem Buch mehr als einmal eine antikatholische Tendenz sich fühlbar macht. — Goethe schon meinte: „Die Geschichte vom Faust wurde nach

Wittenberg verlegt, also in das Herz des Protestantismus und gewiss von Protestanten selbst."

Wolfgang Menzel, der Denunziant des Jungen Deutschlands allerdings sträubte sich gegen die Anschauung, indem er behauptete, die Sage von Faust sei eine katholische Allegorie der Reformation. — Erich Schmidt, Zarncke und Wilhelm Scherrer aber gehen wieder auf die Goethesche Annahme zurück und betonen die streng-lutherische Tendenz des Faustbuches aufs neue und lassen es in Luthers Lager entstanden sein.

Eugen Wolff nun versucht es abermals, eine neue Perspektive zu eröffnen: er erkennt im Faustbuch eine *katholische Parodie* auf die Ranaisance, die Reformation und vor allem auf Luther.

Die Beweisführung für dieseThese ist eine höchst geistreiche und gewissenhafte und fundiert auf Tatsachen, um die herum auch der Forscher, der gegenteiliger Meinung ist, nicht gehen kann und darf.

Die katholische Satire auf das Luthertum hat sich immer und immer wieder darin erschöpft, in Luther den Antichrist, den Erzketzer, den Simon Magus II. zu erblicken; die lutherischen Tischreden wurden von den katholischen Satirikern als Hinweise auf das sittenlose und ausschweifende Leben Luthers genommen, das in bacchantischen Völlereien seinen Höhepunkt erlebte, und Johan Nas prägte damals das Schlagwort: Lutherei ist Zauberei und Zauberei ist Lutherei.

Mit feinem psychologischem und philologischem Verständnis erkennt nun Wolff im Faust des Volksbuchs die karikierten Züge des Lutherbildes jener katholischen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts wieder, was ihm von der *antilutherischen, katholischen Herkunft* des Faustbuchs überzeugt, um so mehr, als eine Reihe anderer Tatsachen ihn in seiner Anschauung zu bestärken in höchstem Maße geeignet ist, die er in richtiger Erkenntnis ihres Wertes nachdrücklich betont, etwa: die höchst unlutherische, epikureische Auffassung von der Renaissance, die sich im Faustbuch äußert, oder die unlutherische Teufelsauffassung, oder die Verlegung einer ganzen Reihe wilder Gelage in die Fastenzeit.

So verdichten sich für Wolff die leichtbeweglichen und spielerischen Züge Fausts immer mehr und mehr und erstarren schließlich in der herben Maske des tiefäugigen Luthers, den Petrus Sylvius zu der sündhaften Frucht einer Liebesbeziehung eines Bademädchens mit „einem bösen Geist in menschlischer Gestalt, genannt Incubo" werden lässt, und dessen keusche Ehefrau Katharina die ekelhafte Satire von Simon Lemnius zur zuchtlosen Helena degradiert.

Faust ist eine katholische Parodie auf Luther und die Reformation: damit ist die Faustforschung wieder auf jenen Weg getreten, den ihr schon 1859 Wolfgang Menzel andeutete.

Mit dem Buche hat sich Wolff das Verdienst erworben, das gesamte Material für seine These gesammelt und in erschöpfender Weise benützt zu haben, und so seiner Anschauung durch das harte Gerüst wissenschaftlicher Tatsachen Halt und Grund gegeben zu haben.

Vor allem zu schätzen ist in vorliegendem Fall die objektive und unpolemische Schreibweise, die nicht wenig dazu beiträgt, dem Buche jenen bleibenden Wert zu geben, den

es in dem Chaos der Faustliteratur beanspruchen darf.

SALOMON D. STEINBERG

*

ADOLF SPANNER. *Texte aus der deutschen Mystik des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts.* Verlag Eug. Diederichs, Jena. Broschiert Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50.

Es ist eine eigenartige Erscheinung unserer Tage, dass unserer modernen Zeit, die uns Stunde für Stunde durch technische und mechanische Errungenschaften verblüfft, ein stark entwickelter Sinn für das Mystische eigen ist.

Wer nicht an dem Grotesken dieser Tatsache hängen bleibt und einen Sinn für das Symbolische hat, der ahnt hinter dieser Erscheinung etwas, wie ein stilles Sichbesinnen des modernen, naturwissenschaftlichen Verstandes, dem trotz der gesteigerten Technik das Leben allerletzten Endes ein dunkles Rätsel blieb und der immer und immer wieder vor der Unendlichkeit und mystischen Tiefe der Erscheinung erschauernd zurücktaumelt: — — Ignosco.

Allerdings ist die Mystik unserer Tage eine andere als die jener vorreformatorischen Zeit. Wir treiben eine Mystik des *Verstandes;* wir werden dann Mystiker, wenn wir die Kräfte des Seins scheinbar bis in ihre letzten Zusammenhänge hinein analysiert haben — und dann mit einemmale wieder vor jenem undefinierbaren Rest stehen, der, rätselhaft und unverstanden, uns stets wieder in jenen mystischen Abgrund entgleitet; wir stammeln in jenen Momenten in ohnmächtigem Trotz etwas von Naturkräften, die wir uns wohl vorstellen können (denn der „moderne Mensch" kann sich alles vorstellen), die wir aber nicht mehr ins Experiment hineinzuzwängen vermögen; und so erhält unsere Mystik jenes Verstandesmoment, das ihr die Berechtigung gibt: zu sein.

Wie anders war die Mystik jener Tage. Sie war vor allem *Gefühl.* Dort, wo der Verstand vergeblich an die Tore schlug, dort trat das Gefühl auf und versuchte jene dunkle Welt sich anzueignen; eine intuitive Kontemplation errang dem Gläubigen jenen metaphysischen Horizont und durch ein liebevolles, gefühlsmäßiges Erfassen drang er in jenem erschütternden Moment extatischer Spannungen bis in das unklare Gebiet des Transzendenten vor und vermählte sich in der unio mystica seinem heißersehnten Gotte. — So war ein Meister Eckehart, so ein Tauler und ein Heinrich Seuse — und aus diesen dunklen Ahnungen einer übersinnlichen Welt trank Luther den Mut, mit Hammerschlägen an der Wittenberger Schlosskirche einer neuen Zeit Beginn anzukündigen.

Der Herausgeber dieser Texte hat nur zu recht, wenn er meint, dass „der Sammelnamen der deutschen Mystik heute mehr Gefühlswertung als Begriffsumgrenzung" geworden ist — und dem Gebildeten, der keine Spezialstudien getrieben hat, war jene Welt sprachlicher und dichterischer Schönheiten, die in einem Angelus Silesius ihren feinsten und poetischsten Vertreter findet, kaum bekannt.

Gerade diese Ausgabe, die sich durch eine verständnisvolle Auswahl der Texte, durch sinnige Anordnung und wissenschaftliche Noten auszeichnet, ist das gegebene Einführungsbuch in diese krause Wunderwelt; dieses Werk schließt sich den anderen im gleichen Verlage erschienenen Veröffentlichungen über die deutsche Mystik in Ausstattung und Inhalt würdig an.

Vor allem kommt Meister Eckehart in dieser Ausgabe zu Worte und es deutet auf ein äußerst feines Verständnis für die Mystik hin, dass der Herausgeber gerade diesen Klassiker der Mystik zum Führer in sein buntes Reich erwählte.

SALOMON D. STEINBERG

*

MORGENLÄNDISCHE ERZÄHLUNGEN (Palmblätter) nach den von S. G. Herder und A. J. Liebeskind besorgten Ausgabe neu herausgegeben von Hermann Hesse. Inselverlag, Leinenband 4 Mk., in Leder 5 Mk.

Dem Versuch, die *Palmblätter* in einer von dichterischen Grundsätzen geleiteten Auswahl von neuem zu einem Volks- und Jugendbuch zu machen, ist der beste Erfolg zu wünschen, denn noch heute gilt, was Herder in seiner prächtigen Vorrede sagt, dass für die Jugend das Wunderbare und das Außerordentliche eine außerordentliche und besondere Anziehungskraft besitzen. Die Erzählungen dieser Tausendundeine Nacht für die Jugend sind dem Ideale der Herderschen Zeit entsprechend entschieden moralisch, aber mit Berechtigung sagt Hesse: „Wir haben heute keine solche Moral mehr, doch sehe ich darin keinen Grund, die schöne Gebärde zu missachten, mit der Liebeskind diese Geschichten erzählt hat." Es sind zum Teil Meisterstücke einer kultivierten Erzählerkunst und so liest man sich mit heller Freude in das entzückend ausgestattete Bändchen hinein, das wohl bejahrt, aber nicht alt geworden ist seit der Zeit seines ersten Erscheinens. BLÖSCH

*

Einen vorzüglich zusammengestellten Überblick über eine zehnjährige Verlegertätigkeit bietet der Verlag *R. Piper & Co.* in München mit seinem *Almanach 1904—1914.* Die nahezu 300 Seiten enthalten nicht nur einen Katalog, sondern eine Auswahl von Kostproben literarischen und künstlerischen Inhalts, ein außerordentlich interessantes Bildermaterial, die einen Begriff geben von der besonders in künstlerischer Beziehung so eingreifenden Bedeutung dieses Verlages für den Werdegang unserer modernen und modernsten Kunst. BLÖSCH

*

Die Zeit der möglichst billigen und möglichst vollständigen *Klassiker-Ausgaben* ist etwas vorbei, man kam zu der Einsicht, dass solche Gesamtausgaben wohl eine Notwendigkeit sind, aber mehr dem Forscher als dem lesenden Publikum zurecht gemacht werden müssen. Ein prächtiges Büchergestell, das man samt einer wohlassortierten Klassikerbibliothek ins Haus geliefert bekommt, gilt heute mehr als Geschmacklosigkeit denn als Bildungsausweis. Mehr Anklang finden heute die Sammlungen von Einzelwerken, die in möglichst vornehmer Ausstattung den Leser zum Kaufe reizen. Ulstein ist Trumpf und wenn auch alle über ihn herfallen, möchte ich seine Bändchen doch nicht missen, denn ihnen verdanken wir eine ganze Reihe von literarisch wertvollen Verlagsunternehmen, die Ulsteins Konkurrenz zu Anstrengungen zwingt, an denen wir unsre Freude haben können. Eines der besten derartigen Unternehmen ist die *Bibliothek der Romane*, die der Inselverlag herausgibt. Bekannte und unbekannte Romane aller Zeiten in vornehmer Ausstattung, wie man sie aus diesem Verlag als selbstverständlich voraussetzen darf. Der Erfolg der 20 zwei Markbände, die eine Auswahl wert-

vollster literarischer Dokumente bildet, rief einem neuen Unternehmen, den drei Markbänden, in denen vor allem auch modernere und ausländische Romane erscheinen. Die bisher erschienenen 29 Bände bilden eine Auswahl, die neben Bekanntem, das man gern in so vorzüglicher Ausstattung sich zu eigen macht, auch vieles bringen, das bisher schwer zugänglich war. Unter den neuesten erschienenen Bänden heben wir vor allem Stendhals *Rot und Schwarz* hervor, diesen wundervollen Roman eines der größten Geister der Weltliteratur. Auch Charles Lealsfield, des sonderbaren literarischen Irrsterns *Kajütenbuch* nimmt man gern in solcher Ausgabe zur Hand, in der es viel moderner und bedeutsamer wirkt als in dem Reklambändchen, auf das man bisher angewiesen war. Das selbe gilt für Tolstois *Anna Karenina* und für Jean Pauls *Titan*. Die Sammlung sei allen warm empfohlen, die nicht schon daraus ihre Auswahl getroffen haben. BLÖSCH

*

EDUARD FUCHS und ALFRED KIND. *Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit.* Verlag von Albert Langen in München.

Die innersten und geheimsten Gefühle des Menschen richtig kennen und auch begreifen zu lernen, ist nicht leicht, denn alte Vorurteile, durch Erziehung und Mode geschaffene Anschauungen stellen objektiven Studien große Hindernisse in den Weg. Eine äußerst interessant geschriebene Arbeit liefern hier der in Kultur- und Sittengeschichte bewanderte Eduard Fuchs und der durch seine psychologischen Studien bekannte Alfred Kind.

In klarer und anschaulicher Sprache gibt Alfred Kind eine psychologische Auseinandersetzung über den Sexualcharakter des Weibes. Er beweist, wie schon seit langem sich die Frau gegen die Unterwürfigkeit sträubt, wie alt schon die Emanzipationsbewegung ist, wie aber die Frau auf der andern Seite eine tiefgehende Herrschaft über den Mann ausübt, wie sie es immer verstanden hat, ihren Partner mit ihren Reizen auf sexuelle Art zu besiegen und sich auf diesem Gebiete die Herrschaft zu erringen. Die verschiedenen Äußerungen des weiblichen Herrschergelüstes, die mannigfaltigen Ab- und Ausartungen werden in tiefgehenden psychologischen Untersuchungen dargestellt, ergründet und erklärt.

Vorzügliche Abbildungen ergänzen den Text. Nur einem so ausgezeichneten Kenner der Sitten- und Kulturgeschichte wie Eduard Fuchs war es möglich, einen so reichen und trefflich ausgewählten Bilderschmuck, der als wertvollste Ergänzung und als wichtiger Beleg dient, aus den verschiedenen Zeitaltern auftreiben zu können. Seine interessanten Werke über karikaturische und erotische Kunst hatten ihn schon früher genügsam mit diesem Thema vertraut gemacht. Dass eine rein objektive, das psychologische Moment in den Vordergrund stellende Behandlung dieses Themas ein wirkliches Bedürfnis ist, wird jedem Kenner klar sein. Denn gerade in diesen Fragen, die doch eigentlich das Innerste eines jeden Menschen betreffen, herrscht eine große Unwissenheit; eine oft verschrobene Erziehung, falsche Scheu, das Unvermögen, das Natürlichste natürlich aufzufassen haben uns oft schon auf große Abwege geführt; um so größer ist das Verdienst dieser beiden Forscher, den Kampf mit einer oft schädigenden Unwissen-

heit aufgenommen zu haben. Dass auch diese Gelehrten, die mit ihren Studien neue Bahnen gesucht und erfolgreich betreten haben, durch ihre Neuerungen und durch ihre freiere Anschauungsweise die Zustimmung nicht Aller ernten, wird sie nicht abhalten, auf dem von ihnen als gut empfundenen Wege weiter zu gehen.

Und dass diese beiden Autoren den Mut haben, die Wahrheit zu sagen, wenn sie auch in vielen Ohren unangenehm erklingen wird, erhöht den Wert dieser Studien. Dass der Verlag von Albert Langen in München bestrebt ist, nur das Beste zu bieten, bedarf keiner weiteren Versicherung. F. SCHWERZ

BILDENDE KUNST

KUNSTHAUS ZÜRICH. Es ist keine Kleinigkeit, über die zweihundert Bilder, Studien, Lithographien und Plastiken Cuno Amiets zu schreiben, die bis Ende dieses Monats hier ausgestellt sind und die ein Wirken von mehr als zwanzig Jahren umfassen. Was bei Ferdinand Hodler so leicht und so dankbar wäre: eine Entwicklungslinie festzustellen, wird mir bei Amiet schwerlich je gelingen; ich glaube, es wäre leichter, über diesen äußerst sensibeln, von den Stimmungen des Tages abhängigen Künstler einen Roman zu schreiben als eine Monographie. Es sind ganz wenige unter diesen zweihundert Werken, die man auch nur annährend auf ein bestimmtes Jahr festlegen könnte.

Selten, leider selten bekommt man Zeichnungen von Amiet zu sehen. Denn er ist ein verblüffend guter Zeichner, nicht nur für das Gegenständliche, sondern auch für das Gefühl, das seinen Stift leitet. Aber so fein differenziert dieses Gefühl auch ist, oder vielleicht gerade deswegen: ein persönlicher Stil ist in seinem Ausdruck nicht aufzufinden: wären die Blätter nicht signiert, auf hundert andere Künstler würde man raten, bevor man auf Amiet verfiele. Und nicht selten wirkt der als wilder Neuerer verschrieene Künstler hier fast allzu brav, wie ein guter Schüler; namentlich in einigen Kinder- und Frauenköpfen. Sein glänzendes Talent zeigt sich aber wieder in rasch hingeworfenen Pinzelzeichnungen, die die Sensibilität des Künstlers, unverfälscht durch lange Arbeit, zum Ausdruck bringen.

Aus den Zeichnungen Amiets leitet sich seine hochstehende Porträtkunst her, die er leider allzu selten betätigt. Das Bildnis von Giovanni Giacometti ist trotz der merkwürdig trüben Farbe ein prächtiges Stück; einige Selbstbildnisse nicht minder, obwohl gerade bei diesen Amiets Hang zum Experimentieren stark zum Ausdruck kommt. Und von kühner Sicherheit sind seine Kinderakte.

So wenig persönlich die Zeichnungen Amiets sind, so sehr ist es seine Farbenwelt; und daran ändert nichts, dass er keine Art des Pinselauftrags und der Malweise unversucht ließ, dass er seine Harmonien mehr nach festem Plan als nach der Impression, die ihm die Natur gab, zusammenstellte. Ob er nun nach dem Fortissimo der Sonnenglut wie in seinen Gärten oder nach dem weichen Piano perlmuttrig duftiger Wintermorgen strebte, es ist immer ein kraftvoller Vortrag in seinen Bildern.

Und auch das Gegenständliche ist mit Ausnahme eines undeutbaren Gartenstücks aus der allerjüngsten Zeit stets klar wiedergegeben.

Dass er an den Wandbildern für die Loggia im Kunsthaus fleißig gearbeitet hat, beweisen die vielen Studien und selbst Plastiken, die Amiet dafür machte. Vielleicht würde ich mich mit dem Ergebnis besser abfinden, wenn ich eine entsprechend lange Einfühlungsarbeit hinter mir hätte; heute erscheint mir der Zweiklang rot-gelb für die große Fläche und für die beabsichtigte Monumentalwirkung zu mager, und die Akte, so gut sie an und für sich sind, kommen mir akademisch und kraftlos vor, mehr vergrößert als groß. Wie mir denn überhaupt die Werke Amiets um so besser gefallen, je kleiner ihr Format ist und je mehr sie das Ergebnis einer Gefühlsübertragung und nicht einer Verstandesarbeit sind.

Allerdings dürfte man über Amiet nur Trompetenstöße der Begeisterung erschallen lassen — ihm selber würde das wohl kaum gefallen — wollte man ihn mit Carlo Böcklin vergleichen, von dem elf Bilder nebenan ausgestellt sind. Nicht ein freundliches Wort wüsste ich dem Sohn Arnold Böcklins über seine Werke zu sagen, so gerne ich auch möchte. Hier bleibt dem Kritiker überhaupt nichts zu sagen übrig. Riguarda e passa!

ALBERT BAUR

MITTEILUNGEN

DES SCHWEIZ. SCHRIFTSTELLERVEREINS (S.E.S.)

COMMUNICATIONS DE LA SOCIÉTÉ DES ÉCRIVAINS SUISSES (S. E. S.)

Sonntag den 11. Januar hielt der vollständig anwesende Vorstand Sitzung in Zürch. Man beschloss, in Anbetracht brennender Fragen, die diesjährige *Generalversammlung* möglichst bald abzuhalten und hat dazu den *15. Februar* in Aussicht genommen, und als Versammlungsort *Zürich*, da erfahrungsgemäß Zusammenkünfte schweizerischer Vereine hier die beste Frequenz zeigen. Der Vorsitzende und der Schriftführer wurden beauftragt, ein Programm auszuarbeiten.

Der Generalversammlung soll vorgelegt werden ein Antrag auf Abänderung der Statuten, dahingehend, dass die ordentliche Mitgliederschaft in besondern Fällen auch in der Schweiz lebenden Schriftstellern nichtschweizerischer Nationalität verliehen werden kann.

Die Generalversammlung soll ferner über die prinzipielle Stellung des S. E. S. zum *Schutzverband schweizerischer Schriftsteller* entscheiden.

Ernst Zahn hat die ihm vom „Schutzverband schweiz. Schriftsteller" angetragene Ehrenmitgliedschaft *abgelehnt*.

Als ordentliche Mitglieder wurden *aufgenommen:* Simon Gfeller, Egg bei Grünenmatt im Emmenthal; Adolf Keller, Pfarrer am St. Peter, Peterhofstatt 6, Zürich.

*

Urheberrecht (Fortsetzung). Laut Art. 31 des zweiten Vorentwurfs ist vorgesehen, dass der öffentliche Vortrag sowie öffentliche Vorführung oder Aufführung eines Werkes zu *wohltätigen Zwecken* auch *ohne* Erlaubnis des Verfassers statthaft sein soll. Also auch hier Expropriation!

Die schweizerischen Schriftsteller, obwohl selbst häufig in Notlage, haben sich von jeher willig und freiwillig so oft in den Dienst gemeinnütziger Bestrebungen gestellt, dass ihnen gegenüber eine solche zwangsweise Vergewaltigung und Nötigung zur Wohltätigkeit wahrhaftig unangebracht erscheint! So gut wie ein jeder, den man zu wohltätigen Veranstaltungen um Überlassung von Räumlichkeiten, Waren, Dekorationen usw. angeht, darf auch der Schriftsteller befragt werden. Wir glauben versichern zu können, dass die Autoren, sobald sie würdig begrüßt werden, sich gerne zu weitgehendem Entgegenkommen bereit zeigen werden, ja, wir raten unsern Mitgliedern ausdrücklich dazu. Wenn wir aber auch in diesem Punkt auf dem Rechtsschutz bestehen, so geschieht es, um gegen allfälligen Missbrauch geschützt zu sein, und nicht minder aus prinzipiellen Gründen.

Ganz das selbe gilt gegenüber Publikationen zu *Schul- und Lehrzwecken.* Der schweizerische Autor wird es im allgemeinen gewiss mit Freude und Stolz begrüßen, wenn seine Geisteserzeugnisse schon zu seinen Lebzeiten der Schuljugend in ihrem Lehrmaterial geboten werden; das bedeutet eine Wirkung auf breite Schichten der Bevölkerung, und vor allem auf die aufnahms- und bildungsfähigsten. Auch hier raten wir zu einer Liberalität, die gewiss im Interesse des Autors selber liegt. Aber er soll doch von Fall zu Fall entscheiden dürfen, ob er seine Werke dem jungen Volk schenken oder gegen eine Vergütung bieten will. Es ist nämlich kaum zu glauben, was unter der Flagge „für den Schulgebrauch" in den letzten Jahren den Schriftstellern gestohlen worden ist. Literarhistoriker, Lehrer und Schulvorstände veranstalten Anthologien, Sonderausgaben von Novellen etc., verbrämen die Werke der Verfasser mit ein paar kritischen oder belehrenden Bemerkungen, falls sie nicht zum Überfluss noch die Texte aus vermeintlich pädagogischen Gründen willkürlich verändern, und ernten oft mühelos den klingenden Lohn für die geistige Arbeit eines andern. Durch diese Erzeugnisse wird oft der Verkauf der eigentlichen Schriften des Verfassers übel beeinträchtigt.

Wir weisen darauf hin, dass zum Beispiel Italien solche Einschränkungen des Autorrechts nicht kennt, wie sie bei uns bestehen und in Art. 23 des zweiten Vorentwurfs für das neue Gesetz wieder vorgesehen sind, weil man dort zu gut weiß, wie häufig es den Herausgebern solcher Sammlungen nicht im geringsten um die Jugendbildung, sondern nur um den eigenen Beutel zu tun ist, und wie oft Gemeinnützigkeit und Schulfreundlichkeit das Mäntelchen für Verlegerspekulationen sind. Auch Frankreich schützt in diesen Punkten den Verfasser bedeutend besser, und in Deutschland besteht wenigstens die Pflicht der Befragung des noch lebenden Verfassers. Demgemäß dürfen gewisse in der Schweiz publizierte Sammlungen, falls sie die Werke fremdländischer Autoren aufnehmen, nicht einmal über unsere Grenze ausgeführt werden. Man schütze uns also gegen den Nachdruck in Anthologien und Sammlungen für den Schulgebrauch. (Schluss folgt.)

*

Dimanche 11 janvier, le comité au complet a tenu une séance à Zurich. Considérant qu'il y a des questions urgentes à régler, il a été décidé de convoquer l'assemblée générale dans le plus bref délai possi-

ble. Le comité a en vue, comme date, le 15 février et comme lieu de réunion Zurich, parce que l'expérience a montré que c'est dans cette ville que les assemblées de ce genre sont le plus fréquentées. Le président et le secrétaire ont été chargés de préparer un programme.

Le comité proposera à l'Assemblée générale de modifier les statuts pour permettre de nommer, dans certains cas, membres ordinaires des écrivains étrangers domiciliés en Suisse, mais n'ayant pas la nationalité suisse.

L'assemblée générale devra également se prononcer sur la position que la *S. E. S.* doit prendre vis-à-vis de la Société qui porte le titre de *Schutzverband schweizerischer Schriftsteller.*

M. Ernest Zahn a refusé la qualité de membre d'honneur du *Schutzverband schweizerischer Schriftsteller* qui lui avait été offerte par cette société.

Ont été reçus comme membres ordinaires: M. Simon Gfeller, Egg près Grunenmatt, Emmenthal;

M. Adolphe Keller, pasteur de la paroisse de St. Pierre, [Peterhofstatt 6,] Zurich.

(La suite de la version de *Propriété intellectuelle* au prochain numéro).

TAGEBUCH

VON DER ERZIEHUNG ZUR SPARSAMKEIT

Am 8. Dezember sprach im Nationalrat Herr C. Chr. Burckhardt über das Sparen, und was er ausführte, ist wohl wert, im Auszuge in einer Zeitschrift festgehalten zu werden, wo man es jederzeit leicht nachsehen kann:

Ich habe versucht, eine *Zusammenstellung von literarischen Anschaffungen* von Bundesbeamtungen zu machen, bin mir aber vollkommen klar, dass sie ungenügend ist. Nach meinen Schätzungen belaufen sich diese Ausgaben auf weit über 100,000 Franken im Jahr.

Das erste, was mir aufgefallen ist, nicht sowohl im Budget, als bei meinem Gang durch die verschiedenen Bureaux der Bundesverwaltung, das ist die ungeheure Masse von *Zeitungen*, die gehalten werden. Unsereiner, so ein unglücklicher Politiker, muss ja Zeitungen lesen; das gehört zu seinem Metier. Aber was in aller Welt hat der Verwaltungsmann mit einem Haufen von Zeitungen zu tun? Wie ich an mein Departement kam, bestand meine erste Tat darin, sämtliche Zeitungen abzuschaffen. Warum? Weil die Angestellten Zeitungen lasen statt zu arbeiten. Ich sagte den Herren: Zeitungen lesen können Sie abends, wenn Sie ausgehen. Zeitungen auf Bureaux zu halten, ist eine direkte Demoralisierung des Bureaupersonals. Und nun halten in Bern allein die Verwaltungen des Bundes 360 Zeitungen und Zeitschriften, wovon 324 bei der Post abonniert sind. Den direkten Abonnenten habe ich nicht vollständig nachgehen können. Aber es ist doch immerhin eine respektable Summe, wenn über 6600 Franken allein für Zeitungen und Zeitschriften ausgegeben werden. Und zudem herrscht bei diesen Zeitungsanschaffungen die Systemlosigkeit desjenigen, der mit den Talern im Sacke klimpert und dem es gleichgültig ist, ob er ein paar Fünfliber mehr oder weniger ausgibt.

Noch bedenklicher sind die Zustände in Bezug auf die *Bücheranschaffungen*. Ich habe den Eindruck: wenn irgendeiner der Herren Lust hat, ein Buch zu lesen, so lässt er es von der Zentralbibliothek anschaffen. Ich habe in den Katalogen bei flüchtigem Durchgehen äußerst instruktive und merkwürdige Dinge gefunden.

Was hat es mit den Bedürfnissen der eidgenössischen Verwaltung zu tun, dass Juliette Adam ihre *Souvenirs* geschrieben hat? Müssen die angeschafft werden? Warum die Bücher von Maurice Barrès? Warum Romane von René Bazin? Warum einWerk über Charlotte v. Stein? Warum auf portugiesisch die mehr berühmten als wahrscheinlich gelesenen *Lusiaden* von Camoëns? Dass eine brasilianische Übersetzung von Dantes *Divina Comedia* vorhanden ist, scheint mir für keines der Departemente von großem Nutzen zu sein. Die Werke von Eichendorff mögen für einen Literarhistoriker und poetisch denkenden Menschen sehr interessant sein; sie gehören aber so wenig in die Zentralbibliothek als die Werke von Otto Ernst und die Romane von Federer und Fogazzaro. An Anatole Frances *Ile des Pingouins* wollen wir Schweizer uns, glaube ich, nicht gerade ein Muster nehmen; zu diesem bittern Pessimismus und zu dieser Verspottung des eigenen Landes sind wir glücklicherweise noch nicht fortgeschritten. Ich willl nichts dagegen sagen, dass man Hesse anschafft — man kann die schweizerische Literatur unterstützen — aber was sollen in dieser Bibliothek der Eidgenossenschaft die *Erinnerungen der Gräfin Ilka Krimsky* und warum schaffen wir Republikaner *Königliche Hoheit* von Thomas Mann an? Die philologischen Schriften von Mommsen zieren gewiss eine Universitätsbibliothek; aber was sie mit unserer Bibliothek zu tun haben, verstehen wir ebenso wenig als das Buch von Ratcliffe *Sebastopol, Villafranca oder die Kabinette und ihre Revolutionen*, offenbar ein ziemlicher Schauerroman. So könnte ich stundenlang fortfahren. Ich könnte Ihnen sagen, dass sämtliche Bädeker hier vorhanden sind — es wäre besser nicht so viel in die Ferne zu schweifen, sondern hier bei der Arbeit sitzen zu bleiben —, dass die Reisebeschreibungen *Von Peking nach Paris im Auto* vorhanden ist. Nicht hierher gehört auch des berühmten Delitzsch *Handel und Wandel in Altbabylonien*, aus dem unsere verehrten Wirtschaftspolitiker, die Herren Alfred Frey und Jäggi, kaum sehr viel werden lernen können. Der rumänische Roman *Dompravа der Heiduk* mag in den Zeitläuften der Balkankrieges Interesse gehabt haben; er ist aber schon vor dem Kriege angeschafft worden! Und, meine Herren, um eins möchte ich bitten, wenn Romane angeschafft werden, schaffen Sie sie in der Originalsprache an. *Les Tronçons du glaive* der beiden Margueritte könnte jeder französisch lesen.

Das andere Paradigma, sind die Taggelder und Reiseentschädigungen für unsere Kommissionen. Wir haben im Budget immerhin eine Zahl, die sich hören lässt, 110000 dafür eingestellt.

Wir bessern das ungenügende Taggeld mit der Reiseentschädigung auf, indem wir unsere Kommissionssitzungen in unvernünftigem Maße auswärts, in großer Ferne, anberaumen. Es ist ja klar, dass man in gewissen Fällen auswärts gehen muss (Waffenplatz Bülach, Jura-Neuchâ-

telois, Verbauung des Laveggiobaches; Korrektion der Reuß). Aber was hat die Organisation der Bundesverwaltung mit Brunnen zu tun, außer dass Brunnen ein sehr schöner Ort ist? Was hat die Übertragung der Strafkompetenzen ans Bundesgericht mit Vitznau zu tun? Sollte Vitznau etwa aus historischen Gründen gewählt worden sein, weil es im Mittelalter eine besondere Gerichtsbarkeit hatte und dort die Bettler zusammenzukommen pflegten?[1]) Es ist auch nicht ganz verständlich, warum man den Geschäftsbericht der S. B. B. in Brig und in Vallorbe besprechen muss, wenn ich auch begreife, dass man sich gerne den zweiten Simplontunnel anschaut. So hat die Militärversicherungskommission in Brunnen getagt und unsere Automobilkommission — ich war auch dabei; ich schlage immer an die eigene Brust, wenn ich über diese Dinge spreche — in Montreux.

Am meisten aufgefallen ist mir unsere Naturschutzkomission. Sie hat mit der ständerätlichen zusammen den Nationalpark in Augenschein genommen und dazu, sage und schreibe sechs Tage gebraucht, und ich fürchte, bei dem Augenschein ist noch recht wenig herausgekommen. Denn ich habe von einem sehr verehrten Mitglied eine freundliche Karte von dort erhalten, die lautete: „Wir stecken im Schnee und frieren und können nicht in den Nationalpark gelangen." Also ein bisschen wie Moses, der nur von ferne das gelobte Land schauen durfte. Diese sechs Tage haben die Eidgenossenschaft an Taggeldern und Reiseentschädigungen nur für die Kommissionsmitglieder über 4200 Franken gekostet! Wenn doch diese Summe dem Naturschutz zugewendet worden wäre! Ich glaube, die Kommission hätte ganz gut in Bern über einer Karte tagen können.

Ein anderes Beispiel ist das Konzessionsgesuch eines Bähnchens bei Montreux. Diese Kommission hat drei Tage in Siders und in Sitten gesessen und allein an Taggeldern und Reiseentschädigung 2413 Franken gekostet.

Und es ist etwas Gefährliches bei diesen Sitzungen auswärts. Man kommt immer und immer wieder in den Fall, dass man eingeladen wird, sehr oft von Interessenten eingeladen wird. Wir haben in Basel einmal die Kommission für die Rheinschiffahrt eingeladen und Herr Kollege Wullschleger sagte den Herren, wir hätten uns ein bisschen geniert und uns gefragt, ob die Herren nicht glaubten, wir suchten sie zu bestechen. Herr Kollege Secretan, der Präsident der Kommission, antwortete: „*Avec le vin que vous nous offrez, vous ne sauriez jamais nous corrompre*".

Was ich vorhin gesagt habe von einer gewissen Lebenshaltung, die man sich angewöhnt, zeigt sich auch in anderen Dingen. Man fährt Automobil, wo man Eisenbahn fahren könnte. Ist es notwendig, dass man, um das Zeughaus in Lyss zu inspizieren, das Automobil nimmt? Gibt es nicht eine Bahn, die nach Lyss führt?

Aber wenn das nun alles wäre! Ich will einen Fall nur andeuten und nicht ausführen. Aber ich muss ihn andeuten. Wenn man herumreist, sollte man wenigstens aus seinen Taggeldern bezahlen. Ich habe in dieser Beziehung ein sehr gutes Beispiel gefunden und ich habe mit großer Freude gesehen, mit wie fester Hand der Vorsteher des Fi-

[1]) Das geschah zwar in Gersau und nicht in Vitznau. Schad um den Witz. D. R.

nanzdepartements dem Gelüste, nicht zu zahlen, sondern die Kosten dem Bunde anzuhängen, Einhalt geboten hat.

Ich glaube, wir wollen in dieser Beziehung einen Appell an den Bundesrat richten und ihn bitten, uns zu helfen, dass nicht mehr so viel unnütz gekauft wird und nicht mehr so viel gereist wird. Wir wollen aber auch einen Appell an uns selber richten: Wir wollen nicht immer nur vom Sparen reden, sondern uns selber daran betätigen, speziell, indem wir kürzere Kommissionssitzungen abhalten, sie öfter während der Session und möglichst in Bern abhalten.

HERR BLEIBTREU ALS BESCHÜTZER DER SCHRIFTSTELLER

Im November 1912 wurde ein *Schweizerischer Schriftstellerverein* (S. E. S.) gegründet, der zwar nicht viel Lärm macht, der aber für einen größeren Schutz des Urheberrechts tüchtig arbeitet und bereits manches erreicht hat. Sein Vorstand besteht aus den Herren Zahn, Seippel, Faesi, Morax, Bosshart, Reinhart, Frau Matthey.

Kurz nach der Gründung dieses Vereins wurde von Herrn Carl Bleibtreu ein „Schutzverband schweizerischer Schriftsteller" ins Leben gerufen; im Vorstand sitzen die Herren Bleibtreu, Aellen, Steinmann.

Eine solche Art von „Kollegialität" kommt ja auch in andern Ländern vor; in der Schweiz vielleicht noch häufiger als anderswo, und ist bei uns auch besonders gefährlich. Der vorliegende Fall ist eine Illustration zur „Fremdenfrage".

Nun hat der Schweizerische Schriftstellerverein *Wissen und Leben* zum offiziellen Organ gemacht; das hat Herrn Bleibtreu zu einem kleinen Pamphlet veranlasst, das an alle Redaktionen und wohl noch an viele andere Leute verschickt wurde.

Dieses Flugblatt greift nicht nur den Schriftstellerverein an, sondern auch Herrn F. O. Schmid, den früheren Herausgeber der *Alpen*, und mich, als Herausgeber von *Wissen und Leben*.

Der S. E. S. wird wohl in einem nächsten Hefte antworten. Was die *Alpen* und *Wissen und Leben* betrifft, resümiere ich zuerst die Behauptungen des Herrn Bleibtreu.

1. *Wissen und Leben* hat (sagt Herr Bleibtreu) den Abonnentenstamm und die Inserate der *Alpen* übernommen, und hätte also auch die noch lagernden, ungedruckten Beiträge der *Alpen* übernehmen sollen.

2. Unser Redaktor hat sich „hartnäckig geweigert", diese Beiträge zu übernehmen, trotz der „verzweifelten Bemühungen" des Herrn Dr. Blösch.

3. *Wissen und Leben* hätte wenigstens diese Beiträge bezahlen sollen.

4. Eine kurze Anfrage des Herrn Bleibtreu hat unser Redaktor nicht beantwortet.

Schlussresultat: ich habe mich „in unverantwortlicher Weise gegen wahre Schriftstellerinteressen versündigt".

Diese Behauptungen sind alle gründlich falsch.

ad 1. Von den 750 Abonnenten der *Alpen* sind bis jetzt 202 auf *Wissen und Leben* übergegangen, was sich aus dem Preisunterschied und aus andern Gründen erklärt. Von den Inseraten der *Alpen* hat Rudolf Mosse kein einziges übernommen. Die „Vereinigung" der beiden Zeitschriften war überhaupt juristisch gar keine Fusion. Und ich

habe ausdrücklich erklärt, dass ich für die Manuskripte der *Alpen* keine Verpflichtung übernehme.

ad 2. Über die angeblichen „verzweifeltsten Bemühungen" des Herrn Dr. Blösch berichtet dieser in klarer Weise auf Seite 458 dieses Heftes. Bei Beginn seiner neuen Tätigkeit legte Herr Dr. Blösch die Liste der bei den *Alpen* liegenden Beiträge Herrn Dr. Baur vor; ohne jede Meinungsdifferenz wurden einige Beiträge herübergenommen, andere nicht (Anfangs Oktober 1913). Abgesehen von Herrn Bleibtreu hat bis heute kein einziger Autor weder bei Dr. Blösch, noch bei Dr. Baur, noch bei mir reklamiert.

ad 3. Herr F. O. Schmid schreibt mir: „Ich habe Dr. Grunau (Verleger der *Alpen*) seinerzeit angewiesen, die angenommenen Manuskripte zu bezahlen, soweit sie nicht von Ihnen übernommen wurden."

ad 4. Am 1. Dezember erhielt Dr. Baur eine kurze Anfrage, unterschrieben Jos. Steinmann, in der kein einziger Fall mit Namen genannt wurde, sondern bloss die allgemeine Frage stand, ob er die persönliche Verantwortung für Nichtübernahme von Beiträgen tragen wolle. Auf diese Anfrage hat Dr. Baur mit Recht nichts geantwortet; sie ging ihn gar nichts an; sie betraf nicht die Redaktion, sondern den Vertrag, den ich mit Herrn F. O. Schmid eingegangen, und den der Vorstand von *Wissen und Leben* gebilligt hat. Und mir ist nie, weder von Herrn Bleibtreu, noch von Herrn Jos. Steinmann, noch von irgend jemandem ein Wort in dieser Sache zugegangen.

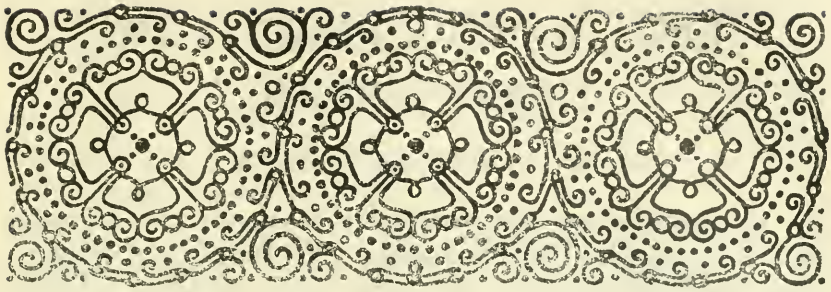
Das Flugblatt Bleibtreu spielt auf *zwei* und nur zwei Beiträge an; der eine ist von Herrn Bleibtreu selbst (siehe hier Seite 458); der andere, bei den *Alpen* bereits im Satz befindliche, gehörte zur „Umschau" und hatte somit jeden aktuellen Wert verloren. Auch hat der Autor nichts dagegen eingewendet. Hiermit sind die Behauptungen des Flugblattes Bleibtreu erledigt, und ich überlasse das weitere Urteil den Lesern.

Zu meiner Versündigung gegen die Schriftstellerinteressen füge ich noch einige trockene Zahlen hinzu: Das Budget von *Wissen und Leben* schwankt zwischen 36,000 und 40,000 Franken; davon bekommen die Mitarbeiter (Redaktion *nicht* inbegriffen) jedes Jahr mindestens 12,000 Fr. Aus meiner Tasche habe ich bis jetzt ungefähr 120,000 Fr. bezahlt. Das habe ich immer freudig getan, in der Überzeugung, gerade den jungen Schriftstellern und dem Vaterlande zu dienen. Herr Bleibtreu kommt nun mit den Gesetzen seines deutschen Vaterlandes, um mich eines Besseren zu belehren. Damit imponiert er mir nicht im geringsten. Schon oft hatte ich Lust, zu erzählen, wie gewisse Schriftsteller die Interessen „ihres Standes" zu wahren wissen; die Gelegenheit dazu bietet mir Herr Bleibtreu; er verkündet nämlich: „Der Schutzverband wird den Prozess in allen Instanzen führen, um den Betreffenden einen richtigeren Begriff ihrer Pflichten zu lehren."

Zu diesem Prozess fordere ich Herrn Bleibtreu auf. Es soll einmal gesäubert werden. Nach den großen Worten wird Herr Bleibtreu doch gewiss zu großen Taten schreiten! Oder zieht er vielleicht einer gründlichen Abfuhr den Rückzug vor?

E. BOVET

Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750
Redaktor in Bern Dr. HANS BLÖSCH, Bümpliz.



SCHLAFLOSE NACHT

Ich kann nicht schlafen. Das Sternenlicht
Macht alle Fenster blau. Die Nacht
Schaut mir so furchtbar ins Gesicht,
Und wacht, und wacht.

Die Stunden gehen ohne Sinn
Hinab, hinweg ins andere Land,
An dessen unerforschtem Strand
Ich bald auch bin.

Morgen, morgen, da will mein Herz
Wieder leben und unbedacht
Sich erlaben an Lust und Schmerz
Bis in die Nacht!

Morgen — ach, da leb' ich nicht mehr,
Da bin ich schon drüben am bleichen Strand,
Schlummer winkt mir von ferne her,
Vom anderen Land.

HERMANN HESSE

EINE MANÖVERNACHT IM HOCHGEBIRGE

Von JOHANNES JEGERLEHNER

In dem schönen Gommerdörflein Reckingen im Oberwallis ist 7 Uhr morgens Befehlsausgabe. Die kombinierte Gebirgs-Infanteriebrigade 9 steht in den kurzgeschorenen Matten beidseitig der Landstraße versammelt und die Spitzen marschieren eine Viertelstunde später ab, eine Kolonne talaufwärts, zwei Regimenter verlassen bei Geschenen in der Einerkolonne die Talstraße. Sie haben den Auftrag, nördlich und südlich der Kämme des Groß Sidelhorn (2881 m) und des Klein Sidelhorn (2766 m) gegen die Grimsel vorzugehen und den Gegner zu schlagen. Dem Regiment 18 (Gebirgsbataillone 36 und 89) wird der längere und schwierigere Weg nördlich der Kammlinie zugewiesen. Regiment 17 (Gebirgsbataillone 34 und 35) erhält zur Verstärkung eine Gebirgs-Mitrailleurkompagnie. Es ist ein schöner, klarer Septembertag, prachtvolles Walliserwetter, die Truppe erst von den über 2000 Meter hoch liegenden Alpterrassen am Aletschgletscher eingeübt und abgehärtet heruntergestiegen und gewillt, das Beste zu leisten.

Regiment 17 ersteigt in zwei Kolonnen die Ulricher Galen, wo mittags eine Stunde Rast gemacht und verpflegt wird. Die Galen sind kahle, mit Geröll und dünnen Grasnarben bedeckte Felsrippen, die sich von der Kammlinie gegen das Haupttal hinunterziehen, dazwischen liegen schmale, tief eingeschnittene Täler mit steilem Gefälle und schräg einfallenden und mühsam zu erklimmenden Hängen, die in Wirklichkeit nicht so harmlos aussehen wie auf der Karte. Um den tiefen Abstieg ins Tälchen und die nachherige zeitraubende Kletterei zu ersparen, wird nach Norden gegen die Hänge des Groß Sidelhorns ausgebogen, die Gefechtsstaffeln der beiden Bataillone, die nicht mehr folgen könnten, werden ins Tal zurückgesandt und die Pferdekolonne des Küchen-Saumtrains, der noch weit zurück ist, erhält Befehl, ebenfalls auf die Talstraße hinabzugehen und am nächsten Tag nach Gefechtsabbruch auf dem Grimselpass mit warmer Verpflegung einzutreffen.

Die Truppe ist für den heutigen Tag und die Nacht auf den eigenen Sack angewiesen, der reichlich mit Proviant versehen ist und schwer auf den Schultern lastet.

Auf den schneeigen Höhen des Geschenerstockes erscheinen schon die Achtzehner in flotter, auf dem weißen Grund sich prachtvoll abzeichnender Einerkolonne, deren Spitze bald hinter den schwarzen Zacken verschwindet.

In der Talsohle ringen die Emmentaler bei Ulrichen und Obergestelen tapfer gegen den Feind. Der Kanonendonner und die Gewehrschüsse hallen dumpf in die feierliche Stille herauf, man hört Hallogeschrei und sieht mit bloßem Auge, wie es Ameisen gleich den Blaswald herunterkrabbelt.

Bald stapfen auch wir, die Siebzehner, im Schnee, der rasch metertief wird. Unsere Patrouillen und die Avantgarde-Kompagnie haben die schwachen vorgeschobenen Postierungen des Gegners vertrieben, und langsam aber stetig geht es vorwärts, mit einem Bataillon hart am Kopf des Groß Sidelhorns vorbei. Die Mitrailleur-Kompagnie, die die Geschütze und Munition auf Walliser Maultieren verladen hat, folgt dicht aufgeschlossen unsern Stapfen. Die berggewohnten Tiere marschieren mit verblüffender Sicherheit und ohne Zeichen der Ermüdung. In der Luftlinie gemessen trennen uns nur noch fünf Kilometer vom Totensee an der Grimsel, und bevor die Sonne zur Rüste geht, hoffen wir am Gegner zu sein, doch schon treten die ersten Stockungen ein. Eine Geröllhalde mit haushohen Blöcken und breiten Spalten und Rissen im verharschten Schnee verlangsamt die Bewegung. Man schaut mit Entzücken in das tiefblaue Auge des Ulrichsees und der zwei andern kleinen Bergseen hinunter, die in der weißen Umrahmung, noch gestreift von den goldenen Strahlen der Fünfuhrsonne, im schönsten Farbenspiel leuchten. Das Bataillon rechts und die Maschinengewehr-Kompagnie nehmen Richtung Tittersee-Totensee, wir gehen mit der Kolonne links und schlagen uns nördlich am Klein Sidelhorn durch. Die Sonne ist hinabgetaucht, der Schnee knarrt, Stöcke und Pickel kreischen, die apern Täler des Oberaar- und des Unteraargletschers versinken in schwarzes Dunkel. Nur auf den Höhen liegt noch das Licht, „das große stille Leuchten", und es scheint, als ob es über den Gipfeln nie Nacht werden

könnte. Der Gegner, der sich aus seiner Stellung herausmanövriert sah, hat sich gegen die Grimsel zurückgezogen. Mit kundigen Führern an der Spitze windet sich unsere Kolonne auf einem unendlich langen Schräghang vorwärts, Mann hinter Mann. Kohlschwarze Schatten steigen aus den Tälern auf, der helle, warme Herbsttag ist fast plötzlich zur kalten Winternacht geworden. Die Füße greifen unsicher aus, gleiten über glitschige, im Schnee verborgene Felsblöcke, man torkelt durch den kaum noch sichtbaren Treib, purzelt, spuckt den Schnee aus, reibt die Hände und stapft mechanisch dem Vordermanne nach.

„Spitze langsam," schallt und rollt der Ruf von Mann zu Mann und bald hernach „Spitze halten." Wir warten und warten im Blasen des eisigen Nords. „Anfragen, ob aufgeschlossen!" „Noch nicht aufgeschlossen," erschallt die Antwort. Eine einzige heikle Stelle verzögert den Marsch der kilometerlangen Kolonne um eine halbe Stunde. Endlich ertönt das erlösende Wort „aufgeschlossen". Noch zwei, drei solche Stellen sind zu überwinden und zu erdauern, 8 Uhr, 9 Uhr, 10 Uhr ist vorüber und immer noch krabbeln wir bergauf und ab in den zerklüfteten Felsen des Klein Sidelhorns. Man muss jetzt auf jeden Schritt acht geben. Der Schein der Laternen täuscht und bringt die Leute ins Stolpern, sie werden deshalb wieder gelöscht. Die Lippen brennen. Ein Schluck warmen Tees, man darf nicht daran denken, nur vorwärts, immerzu! „He, Trompeter, ruf einmal dem Vreneli!" Der Mann gehorcht und schmettert einen flotten Simmentalerjodler, der seltsam erklingt in der öden nächtlichen Steinwildnis. Weit hinten schallt aus dem Dunkel die Antwort. Pumps, rumpelt der Mann vor mir kopfüber in den Schnee. Er greift nach der Stirne, in die ihm das Instrument eine blutige Wunde geschlagen hat. Doch der Kompagniearzt ist augenblicks zur Stelle, legt den Verband an und richtet den biederen Trompeter mit einem großen Schluck Kognak, den jeder Arzt als Medikament mitträgt, wieder auf die Beine.

Ein letzter mühsamer Aufstieg und Übergang über den Grat und endlich, aus fast 3000 Meter Höhe, wendet sich die Spitze nach rechts gegen die windstillen Hänge der Grimsel hinunter. Man stolpert, taumelt und freut sich, wenn eine kleine Rutschpartie uns rascher vorwärts bringt, bis auf einmal der unlieb-

same Ruf „Spitze anhalten“ den schönen Fluss der Bewegung wiederum staut. Laternen schimmern uns entgegen und wir tauschen einige Worte mit der Avantgarde-Kompagnie des Regiments 18, die nach einem strapaziösen Marsch sich zur Nächtigung einrichtet. Stumm, lautlos, die Teegerüchlein der Walliserkompagnie in der Nase, ohne ein Wort der Unzufriedenheit, marschieren unsere Gebirgler trippe-trapp immerzu und sind doch seit 5 Uhr morgens mit dem lästig drückenden Sack am Rücken auf den Beinen. Der Krieg, oho der Krieg, würde noch ganz andere Strapazen verlangen und was im Krieg gehen soll, muss im Frieden geübt werden. In der Tiefe schaukeln die roten Lichter des Gegners, der an der Grimselstraße seine Vorposten aufgestellt hat. Wir sind noch hoch über dem Totensee und steigen und gleiten durch eine steile Felsrinne in Mulden von sanftem Gefälle, wo man scheinbar ganz behaglich biwakieren kann, denn wir sind erhitzt und ziemlich erschöpft und es ist 11 Uhr. Wir hatten in den letzten sechs Stunden kaum vier Kilometer zurückgelegt.

Die Spitze hält an, die Kompagnien wählen ihre Plätzchen für das Biwak, die Säcke werden abgestreift, die Scheiter losgeschnallt, die Gamellen klirren. Neben uns liegt ein kleiner übereister See, der auf der Karte keinen Namen hat. Die Eispickel hacken Löcher in die splitternde Decke, die Geschirre werden mit Wasser gefüllt, die Feuer fressen sich in den Schnee und in Grüpplein stehen die Soldaten um die Kochstellen und strecken Hände und Füße nach den Flammen, die mit der Wärme unsäglich geizen. Steuri Peter, der sich auch einen Platz am Feuer erobern will, ruft laut: „Im russischen Feldzug sind alle, die am Feuer lagen, erfroren, die andern sind davongekommen!“ Der Ring tut sich auf und Steuri Peter hält seine großen, breiten Füße lachend an die Flammen. „Und nur Rossfleisch hatten sie zu essen,“ bemerkt der Korporal, „und ich habe noch ein Kilo Saanenkäse im Brodsack und dürre Landjäger.“

„Her mit dem Fraß,“ schreien die Untergebenen, und der Korporal regaliert seine Gruppe. „So ein Gebirgsmanöver ist kein Spass, aber gleichwohl hundertmal interessanter als ein Marsch im Staub der Landstraße. He, Bauchwehknecht, hast noch etwas in der Flasche?“

„Sche-Schneewasser," stammelt der Sanitätssoldat. Er hatte die Guxmütze so prall über das Gesicht gezogen, dass er fast nicht reden konnte.

„So gehen wir halt trocken ins Bett, man schwitzt dann weniger stark," sagt Steuri Peter und sucht sich seine Schlafkameraden aus.

Eine kurze Zeit ist es still im Biwak, die Feuer flackern nieder und vergluten, die Kälte dringt durch das dünne, undichte Zelttuch und die Decke, durch Haut und Knochen; jeder Atemzug führt einen Hauch der eisigen Luft in Brust und Lungen, die Zehen prickeln und schmerzen. Im Augenblick steht alles wieder auf den Füßen, einige Dickhäuter ausgenommen, und nun geistert im Halbdunkel des Sternenlichtes das Soldatenvolk, in Tücher und Decken gemummelt, in den Mulden und Schneefeldern herum, hin und her, auf und ab, still, lautlos im leise knisternden Schnee, als ob die toten Franzosen und Österreicher von anno 1799 auferstanden wären. Die Sterne funkeln im wundersamen Glanze, in den Himmel hinein ragt breit und schwarz das Nägelisgrätli, wo der Feind, durch unsere Patrouillen fortwährend belästigt, nicht zur Ruhe kommt und nicht um einen Kittel weniger friert als wir. Ab und zu knallt ein Schuss und dringt der zornige Ruf „Halt" durch die Stille. Der katholische Feldprediger, der durch einen Zufall von seinem Pfad abgeirrt und zu unserm Regiment gestoßen war, trampelt seit einer Stunde dasselbe Weglein hin und her. „265", ruft er mit seinem gesunden Bass. Das will sagen, er habe den Weg schon 265 Mal durchlaufen. „Macht 2,6 Kilometer in der Stunde," rechnet der protestantische Feldprediger aus. Die Minuten schleichen dahin wie Stunden. Auf der Furkapasshöhe sind plötzlich alle Fenster des Hotels taghell erleuchtet, oder ist's ein Stern? Ein Stern von solcher Größe, unmöglich. Ein Scheinwerfer kann's auch nicht sein. Wir starren alle hin und jetzt löst sich vom schwarzen Rand die Venus und steigt groß und leuchtend wie eine Sonne über den Paßsattel empor. Oder ist's der Saturn? denn wir sehen deutlich einen wagrechten Ring, wie er sonst nur dem Saturn eigen ist. Aber diese Größe und Leuchtkraft. „Es ist die Venus," entscheidet der protestanische Pfarrer, „und der Gürtel, der gehört eben dazu, oder dann sind wir alle schneeblind."

Der Himmel ist mit glitzernden Sternen übersät, doch die Venus überstrahlt sie alle in unerhörter Pracht und Schönheit. Wir legen uns nochmals hin und schlüpfen zu dreien in den Schlafsack, so eng und klebrig wie die Murmeltiere in ihren Winterhöhlen. Mit Wehmut träumt man von den warmen Kantonnementen auf der Riederalp und im Goms, und doch sagt keiner ein Wort von Wein oder andern alkoholischen Getränken. Man denkt nicht daran und vermisst sie nicht. Ein Schlücklein Kognak hätte freilich unendlich wohlgetan, aber im ganzen Regiment ist kein Tropfen erhältlich, denn die paar Flaschen in den Sanitätstaschen der Ärzte sind für die Kranken bestimmt. Der Adjutant bildet sich ein, er müsse nun schlafen und schnarcht im tiefsten Orgelton. Die alten Hirtengeschichten vom Aletschgletscher gehen mir durch die Sinne. Kopf an Kopf gedrängt leiden und frieren, jammern und klagen die armen Seelen im Gletscher und ersehnen das Ende ihres Purgatoriums. Die schöne Pariserin und die edle Mailänderin trippeln mit roten Füßen, nur mit dem Hemde bekleidet dem Gletscher zu, um ihre Schuld zu büßen. Die Gräfin von der Lusgen sitzt auf dem Eise und weint bitterlich, da sie noch neun Mal bis an den Hals einfrieren soll, während ihre Gefährtin, bis an den Hals im Eise stehend, wunderschön singt, weil sie ihrer baldigen Erlösung entgegensieht. Ich träume von der lebenslustigen Emma, die an den Quatembertagen zum Totentanz zieht, von der herzguten frommen Altschmidja, die bis in alle Nacht hinein spann und den armen Seelen die Tür offen ließ, damit sie in die Stube hineinhuschen und sich am Ofen erwärmen konnten. Schließlich glaubte ich selber, eine arme Seele zu sein, bis an den Nasenzipfel im Eise steckend, und mit einem Ruck springe ich auf, die Gefährten mitreißend, und wir schütteln uns, pusten vor Frost und rennen wie die Narren im Kreise herum. Die Sterne lächeln ihr kaltes, silbernes Lächeln und die Uhr zeigt erst die zweite Morgenstunde. Neben uns läuft der katholische Pfarrer, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, unermüdlich im künstlich ausgetretenen Weg.

„So eine Nacht hat auch ihre gute Seite," erklärt der Regimentsarzt. Seine Stimme klingt hoch und klapperig, wie vereist. „Wenn ich wieder zu Hause bin und mich zu Tische setze, so werde ich, auch wenn es nur Erdäpfel und magern Käse gibt

— he ja, der Schularzt der Bundesstadt ist halt schlecht bezahlt — oder wenn ich mich in die warme Sofaecke setze, so werde ich nur noch sagen gut, sehr gut und meiner Frau nie mehr widerreden und alles, was sie sagt, vortrefflich finden — drei Monate lang — ja". So redet sich der Arzt den Dusel aus dem Kopf und die wirren Häupter des Regimentsstabes nicken und finden drei Monate sei zu wenig, man könnte ganz gut bis auf ein Jahr gehen, dann stieben wir wieder auseinander. Patrouillen gehen und kommen und melden, der Feind habe während der Nacht Verstärkungen erhalten. Und wenn er dreimal so stark ist wie wir, am Morgen greifen wir an und schlagen ihn, basta! Am Morgen, wenn die Sonne den eisigen Grimselschnee in gelbes Gold verwandelt, o die Sonne — die Sonne! Das Wort hat so warmen goldenen Klang und erst drei Uhr! Wann steigt die Sonne auf? Niemand weiß es genau. Keiner hat einen Kalender, in dem er nachschauen kann, und wer ihn besitzt, schweigt still, um nicht die Hände aus den Taschen nehmen zu müssen. Wenn uns die Sonne wieder lächelt, so geht es schon auf den Heimweg, und in einigen Tagen ist der katholische Feldpater wieder bei den Älplern und Ziegen seines wolkenhohen weltfernen Bergnestes, der protestantische Kollege weit drunten in der Großstadt am Rhein, der Regimentsarzt bei seinen Schulkindern und der Adjutant in seinem Geschäft und guckt vom dickgepolsterten Sessel durch die sieben Löcher seines Regals, ob die Ladenfräulein gut bedienen.

Noch einige solche Tage und Nächte und was das Leben Hohes und Heiliges zu bieten hat, wäre in unsern abgestumpften Sinnen ausgelöscht. Mit dem größten Gleichmut würde man totschießen und niederhauen, was sich uns feindselig entgegenstellt und wenn es hieße, in zwei Stunden liegst du tot im weißen Schnee, mit der Achsel zucken und sagen: also, Einer weniger, punktum.

„Tausend", ruft in unsere weisen Betrachtungen der katholische Kamerad aus seinem tiefen Graben. „In der Stunde bin ich auf meiner Promenade 250 Mal hin und her spaziert und jetzt ist vier Uhr. Vier mal 250 macht tausend." Er ragte nur noch von den Hüften an aus dem Schnee und hatte in den vier

Stunden nach Mitternacht den flottesten Schützengraben ausgetrampelt.

Um fünf Uhr zerkräuselte sich der Nebelstreifen über dem Totensee und gab das tintenschwarze unheimlich düstere Spieglein frei. Auf der Furkahöhe glühte der Morgen auf. Die Zacken, Gipfel und Bergscharten zeichneten dunkle straffe Linien in den Himmel und das Gelände vor uns zerteilte sich in schwarze Felsen und helle Schneefelder. Am Nägelisgrätli bewegten sich Lichter, auf der Grimselstraße tutete das Automobil der Manöverleitung und die Festungskanonen der Galenhütten sandten uns ihren eisernen Morgengruß. Der Scheinwerfer bemalte mit seinem Lichtpinsel die Grimselhöhen, die Gewehre und Mitrailleusen begannen zu knattern und zu rattern und der Kampf, der ersehnte Angriff löste die erstarrten Glieder und Sinne.

Einige Stunden später war das Manöver zu Ende. Die Kompagnien defilierten auf der Grimselstraße mit leeren Mägen und schwer beladenen Schultern, aber ohne Zeichen der Erschöpfung, mit strammen Knieen und gereckten Hälsen, eine Mannschaft, die während vierundzwanzig Stunden in schwierigem Gelände fortwährend auf den Beinen war und nach der kalten Nacht noch einen vollen Tagesmarsch nach Meiringen zurückzulegen hatte. Ein Soldatenvolk, gesund bis ins Mark, stark und trutzig wie die alten Schweizer. „Mit dieser Truppe", äußerte sich ein österreichischer Oberst, „dürften Sie ruhig ins Feld ziehen".

Während die Maultiere der Maschinengewehr-Kompagnie durch den Schnee des Klein Sidelhorns zur Grimsel herunterstapften, erklangen die Jodler der bergabziehenden Vaterländler gegen die hell in der Sonne sprühenden Gletscherschliffe am Hospiz. Aus der eisigen Winternacht war wiederum hell und warm der goldene Herbsttag emporgestiegen.

TESSINER BANKKRACHE

Die Tessiner Bankkrache haben wegen der ungewöhnlichen Intervention des Bundesrates eidgenössisches Aufsehen erlangt. Nicht allein vom rein Banktechnischen soll hier gesprochen werden, sondern von den Voraussetzungen, unter denen die Tessiner Banken arbeiten. Der Tessin ist wie so mancher andere Schweizerkanton reich, allzureich mit Banken gesegnet. Und die Konkurrenzwirkungen sind auch im tessinischen Bankwesen für die Aktionäre und, wenn es schlimm ausfällt, für die Gläubiger nicht sehr erfreulich. Am unerfreulichsten am tessinischen Bankwesen ist aber die Tatsache, dass die Politik auch vor ihm nicht Halt macht. Wie es im Tessin radikale und konservative Musikvereine, radikale und konservative Schützenfeste gibt, so bestehen dort auch radikal und konservativ schillernde Bankinstitute. Als das Bankinstitut des tessinischen Radikalismus wurde vorzugsweise die Tessiner *Banca cantonale* betrachtet, während der *Credito ticinese* in Locarno, der Hochburg des Ultramontanismus, selbstverständlich auf schwarz gestimmt war. Die Misstände, die besonders bei dieser „schwarzen" Bank vorläufig aufgedeckt wurden, schreien zum Himmel. Es muss schon eine böse Wirtschaft bestanden haben, dass Wertschriften, die zur bloßen Verwahrung gegeben wurden, verschwinden konnten.

Die Tessiner Kantonalbank nannte sich zu Unrecht so; sie ist nicht mit staatlichem Dotationskapital und kantonaler Garantie ausgerüstet, sondern eine reine Aktienbank. Wie sie im Jahre 1861 bei der Gründung zu diesem Titel kam, darüber wissen wohl selbst die berühmten „ältesten Leute" nicht mehr Bescheid. Eine Bank des Kantons war die Tessiner Kantonalbank nur insofern, als sie den staatlichen Kassendienst besorgte.

Wirkte die Katastrophe des Credito Ticinese wie ein Blitz aus heiterem Himmel — Leute, die sich auf Bilanzen verstehen, haben freilich schon früher Anlass zur Kritik gefunden — so war der Zusammenbruch der Tessiner Kantonalbank nicht im gleichen Maße eine Überraschung. Man wusste, dass die Bank durch die italienische Krisis des Jahres 1907 scharf mitgenommen worden war. Im Jahre 1913 kritisierte die *Neue Zürcher Zeitung* ihren Geschäftsbericht in einer Weise, dass sich für jeden, der zwischen

den Zeilen zu lesen versteht, der Ernst der Lage ergeben musste. Es wäre unter normalen Verhältnissen der Bank vielleicht möglich gewesen, wieder in ein besseres Geleise zu kommen, alte Verpflichtungen abzustoßen, ihren Status liquider zu gestalten. Da kam das Schlimmste, was einer Bank passieren kann: eine Vertrauenskrise, die das Kreditgebäude in Trümmer schlug. Der Krach des Credito Ticinese, erklärte der Bankpräsident Nationalrat Stoffel, hat die Hoffnung, das Institut könnte sich wieder herausarbeiten, zu Schanden gemacht.

„La confiance c'est la source du crédit, le crédit même"; je feinfühliger der moderne Kreditorganismus wird, desto wahrer werden die Worte von Léon Say.

Die Tessiner Kantonalbank hat zum erstenmal im Jahre 1890 durch die „Scazziga-Affäre" ernstlich Schaden genommen. Der Kassier Scazziga erleichterte das Institut um beinahe eine Million; die Bank stand schon damals vor dem Zusammenbruch. Mühsam konnte sie sich herausarbeiten. Dann kamen von neuem schwere Jahre; sie hatte sich allzusehr in italienische Bau- und Terraingeschäfte eingelassen und sich beinahe unrettbar immobilisiert.

Von der Krisis des Jahres 1906/1907 gingen tiefgreifende Wirkungen auf das italienische Bankwesen aus. Carlo Ferraris schilderte drastisch, wie die Konkurrenz den sechs das Emissionsrecht ausschließlich besitzenden Zettelbanken, welche alle Stufen der ökonomischen Macht darstellten, zu einer übermäßigen Vermehrung des Notenumlaufes geführt hat, zur Unterstützung von Bauspekulationen in großen Städten, insbesondere in Rom und Neapel, zur Begünstigung von künstlichen, lebensunfähigen industriellen Unternehmungen und von schlecht geleiteten Kreditanstalten, zur Verschwendung des Geldes, um auf den Gang der Gesetzgebung in den die Banken betreffenden Beratungen Einfluss auszuüben.

* * *

Worin liegt nun das Übel der tessinischen Banken? Vor allem in der Tatsache, dass sie im eigenen Kanton ein zu kärgliches Aliment finden. Dem Kanton Tessin fehlt die Industrie im eigentlichen Sinne. Die wenigen Kleinindustrien, vielleicht mit

Ausnahme der Zigarrenfabrikation, liegen ungünstig hinsichtlich des Standortes; sie sind zudem unzureichend finanziert. Einzelne Banken, vor allem die Tessiner Kantonalbank, suchten zu einem großen Teil ihr Arbeitsfeld in Italien; sie fanden es um so mehr, als in den letzten dreißig Jahren bis zur Gründung der stark mit deutschem und schweizerischem Kapital finanzierten italienischen Großbanken: Banca Commerciale Italiana und Credito Italiano ein weites Betätigungsgebiet vorhanden war. Auch der Anreiz zu Spekulationen ist gegeben; der Credito Ticinese hat besonders gerne an der Börse operiert. Wohl hat die tessinische Fremdenindustrie die Banktätigkeit namentlich in Lugano stark gefördert. Wer die Entwicklung von Lugano in den letzten Jahren verfolgt hat, musste sich fragen, ob sie nicht eine überhastete, eine zu sprunghafte war, ob ihr die Banken nicht allzusehr durch Kredite Vorschub geleistet haben. Es wird indessen versichert, Bedenken dieser Art seien nicht stichhaltig, und Überraschungen von dieser Seite so gut wie ausgeschlossen.

Die geographische Lage des Tessins bringt es also mit sich, dass er sich wirtschaftlich mit logischer Konsequenz nach Süden in das benachbarte Italien ausbreitet. Die Tessiner besitzen bedeutende Kapitalien in Italien in Gebäuden und landwirtschaftlichen Grundstücken. Der Besitz an italienischen Wertpapieren soll dagegen in den letzten Jahren stark zurückgegangen sein. Das italienische Bankkapital ist bei den Tessiner Banken nicht beteiligt; eine Ausnahme ist festzustellen bei der Banca Commerciale Italiana, die seit einigen Jahren Großaktionär bei der Banca della Svizzera Italiana in Lugano ist, die von den heutigen Vorgängen nicht berührt wurde.

Die Bankintervention im Tessin bedeutet einen ersten bedeutungsvollen Schritt zur Sanierung. Die Gründung einer eigentlichen Kantonalbank mit Staatsgarantie, wie sie aus parteipolitischen und persönlichen Motiven von einflussreichen Persönlichkeiten der Tessiner Finanz früher unmöglich gemacht wurde, wird heute als durchaus im Interesse aller Volkskreise liegend betrachtet. In das Pflichtenheft einer eigentlichen, nicht vermeintlichen Tessiner Kantonalbank muss jedoch auch die intensive Pflege des landwirtschaftlichen Grundkredites aufgenommen werden. Diese Kreditorganisation war bisher vollständig ungenügend; man kann

sogar sagen, es geschah gar nichts. Es fehlt der Kataster, es fehlt immer noch eine richtige Einführung des Grundbuches, was allerdings bei der unglaublichen Verstückelung des Tessiner Kulturbodens ein schwieriges Ding sein wird. Derartige vitale Forderungen sind durch das Kleinzeug des politischen Tageskampfes stets in den Hintergrund gedrängt worden.

Hoffentlich wird der Kanton aus den schmerzlichen Vorkommnissen die Lehre ziehen, dass man nicht ungestraft sich gegen die Gesetze einer gesunden Bankpolitik verstößt und auch das Bankwesen nicht in politische Formeln zwingen kann. Es wäre erfreulich, wenn die Intervention der Banken auch noch in dieser Richtung wirken würde, dass sie einen innigeren Kontakt zwischen tessinischen und den übrigen schweizerischen Banken herstellt.

Die Tessiner Bankkrache sind auch eine neue ernste Mahnung in anderer Richtung: die Gefahren, die aus der wirtschaftlichen Isoliertheit des Tessins unserem Lande drohen, müssen unablässig im Auge behalten werden. Ein Volk, das nicht nur kulturell, sondern auch wirtschaftlich nach einem anderen Lande gravitiert, muss staatspolitisch mit Vorsicht und Delikatesse angefasst werden. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet war das Vorgehen des Bundesrates eine Tat.

* * *

Nach den letzten Nachrichten muss auch die Lage der Tessiner Kantonalbank als höchst bedenklich bezeichnet werden. Die Verhaftung des früheren langjährigen Direktors und nachherigen Bankpräsidenten lässt Schlimmstes vermuten. Da bei beiden fallierten Instituten die Spareinlagen die größten fremden Gelder darstellen, muss man leider schon jetzt von einer ernstlichen Schädigung weiter Volkskreise sprechen.

ZÜRICH PAUL GYGAX

□□□

DIE KÄMPFE UM NOVARA, 1495

EIN VORSPIEL DER ITALIENISCHEN KRIEGE

Die ausführliche Darstellung einer Episode aus der schweizerischen Söldnergeschichte kann nur deren historischer Zusammenhang rechtfertigen: die neuere Geschichte des westlichen und südlichen Europa, die am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit umfassenden territorialen Umwälzungen vor allem auf dem Boden Italiens einsetzt, findet in den zu besprechenden Gegensätzen den Ursprung ihrer folgenreichsten Wandlungen, und für die Eidgenossenschaft zeigt sich als Rückwirkung ein Höhepunkt innerer Verwahrlosung; Grund genug, auch wenig bekannten, meist nur in den allgemeinen Zügen dargestellten Ereignissen vorübergehende Aufmerksamkeit zu schenken und die Kräfte darin zu erkennen, die sich kurze Zeit später in Frankreich und Italien aufs neue zum Ausdruck rangen. Für die Eidgenossenschaft fallen diese Erscheinungen zwar zunächst lediglich als Anzeichen innerer Auflösung in Betracht; aber die selben Geschehnisse, die so die Orte und Bevölkerungen nur vorübergehend in ihren Bannkreis zogen, setzten anderthalb Jahrzehnte später deren dauernde Verflechtung in die italienischen Kämpfe durch, und in den Streitigkeiten um Novara zeigt sich zum erstenmal die Intensität dieser Fesselung. Wohl haben die Schweizer schon vorher an den italienischen Kämpfen teilgenommen, an Karls VIII. Eroberungszug gegen Neapel 1494, der vorübergehend den ganzen Süden den Franzosen überlieferte; allein die Werbung der zirka 3000 Söldner, die doch ihr Dienstgeld gegen den ausgesprochenen Willen ihrer Obrigkeiten empfingen, vermochte noch nicht die Bevölkerungen tiefer aufzuwühlen. Dagegen ergreift bei den im Sommer 1495 im Anschluss an Karls VIII. Zug geschehenden Werbungen eine Aufregung die Eidgenossenschaft, die zu eigentlich elementaren Bewegungen führte. Schon aus diesem Grund wären die Ereignisse, die sich an Karls VIII. Rückkehr aus Neapel schlossen, der Erzählung würdig. Zu diesem schweizergeschichtlichen Interesse tritt indessen das allgemeine: die Kämpfe um Novara besitzen als Vorbereitung zu der wenige Jahre später erfolgten französischen Eroberung Mailands ihren Wert, und die enge Verknüpfung in- und

ausländischer Vorgänge gibt ihnen auch für die Geschichte Italiens und Frankreichs hohe Bedeutung. Wenn das Übergreifen der Franzosen nach den Gebieten südlich der Alpen, wie es unter Karl VIII., Ludwig XII., Franz I. und Heinrich II. erfolgte, von den französischen Geschichtsschreibern meistens als verhängnisvolle Torheit beurteilt wird, welche die nationale Entwicklung nach falscher Richtung drängte, so gibt der Ursprung dieser Kämpfe zwar noch nicht die Möglichkeit, eine so kurzsichtige Anschauungsweise zu berichtigen. Er zeigt aber jedenfalls, dass dieses Übergreifen nach dem Süden nicht, wie man aus den landläufigen Darstellungen schließen müsste, durch die phantastische Laune abenteuerlicher Könige herbeigeführt ward, sondern dass die ganzen Zeitumstände auf die Einmischungen drängten. Es ist stets eine missliche Sache, einer geschichtlichen Entwicklung ihre Fehlerhaftigkeit nachzuweisen. Im vorliegenden Fall übersieht der Tadel die offenbare Tatsache, dass das Eindringen der fremden Mächte nach dem kulturell glänzenden, aber staatlich zerrissenen und desorganisierten Italien in jedem Fall erfolgt wäre, und dass für Frankreich, das mit dem Abschluss des hundertjährigen Krieges gleichsam neugeboren erscheint, die Möglichkeit kaum bestand, sich zurückzuhalten. Die politische Notwendigkeit erscheint aber hier wie so oft allerdings zunächst lediglich unter dem Deckmantel fürstlicher Erbschaftsansprüche, und nur Franz I. ward das Bewusstsein, als französischer König einst zwischen den vereinigten Ländern Habsburg-Spaniens eingeklemmt zu sitzen, schon vor dem Regierungsantritt als Stimulans seiner italienischen Bestrebungen wahrhaft deutlich. Dem Zeitalter, in dem die Kämpfe um Italien einsetzten, ist diese Erkenntnis noch fremd: Karl VIII. unternimmt seinen Zug wie ein abenteuernder Kreuzfahrer und wählt sich für seine Erbschaftsansprüche Neapel, auf das er als Nachfolger der Anjous zwar gewisse Rechte besaß, das aber mit seinem Stammland niemals organischen Zusammenhang gewinnen konnte. Dem gegenüber vertraten die Ansprüche der im Vetter des Königs, Herzog Ludwig von Orleans, personifizierten Nebenlinie auf Mailand Interessen, die sich weit eher mit Frankreich verbinden konnten: nach seiner Thronbesteigung als Ludwig XII. 1498 tritt infolgedessen die Gewinnung der Lombardei ganz in den Vordergrund, und die ganze Regierung des Königs sollte zeigen, dass bei günsti-

gen Allgemeinverhältnissen eine französische Herrschaft über die Lombardei so gut möglich war wie später die spanisch-österreichische; erst die durch Julius II. aufgestachelten Schweizer haben 1512 einem Regiment das Ende bereitet, das zum guten Teil nur durch ihre Hilfe aufgerichtet worden war und dessen Verlust Ludwig als das eigentliche Unglück seines Lebens betrauerte. Die Bestrebungen, das Erbteil seines Hauses, Mailand zu gewinnen oder zu sichern, auf das er als Enkel der Valentine Visconti, Tochter des Herzogs Giovanni Galeazzo von Mailand und Gemahlin Ludwigs I. von Orleans, Anspruch erhob, haben sein ganzes Dasein ausgefüllt, und die Kämpfe um Novara im Januar 1495 bilden dazu lediglich den Anfang.

Karl VIII. hatte vom Herbst 1494 bis Februar 1495 ganz Italien durchzogen und Neapel erobert, ohne irgend ernsthaften Widerstand zu finden. Während er sich aber anschickte, in dem neu gewonnenen Gebiet die dauernde Regierung aufzurichten, hatte sich in seinem Rücken eine Koalition feindlicher Mächte gebildet. Der Herzog Lodovico Moro von Mailand, der die Franzosen selber zur Vernichtung der neapolitanischen Aragonesen herbeigerufen hatte, der Papst Alexander VI., der mit Karl VIII. Bündnis und Vertrag geschlossen hatte, die Venezianer, welche die Verstärkung des französischen Einflusses aufs äußerste fürchteten, der römische König Maximilian und Ferdinand von Spanien vereinigten sich am 31. März 1495 zu der Liga von Venedig. Karl VIII., der so mit der Vertreibung aus Neapel bedroht wurde, trat am 20. Mai mit etwa der Hälfte seiner Truppen die Heimkehr an und bahnte sich durch das feindlich gewordene Italien den Rückweg nach Frankreich. Während die Liga ihm aber den Übergang über den Apennin zu sperren suchte, hatte sich in Oberitalien ein zweiter Kriegsschauplatz gebildet. Der Herzog Ludwig von Orleans, der spätere Ludwig XII., war während Karls VIII. Zug nach Neapel in seinem norditalienischen Fürstentum Asti zurückgeblieben und warf sich nun am 10. Juni 1495 in die über die Gewalttätigkeiten ihres Herzogs erbitterte mailändische Stadt Novara. Lodovico Moro, der die Ansprüche des Orleans auf das von ihm usurpierte Herzogtum stets fürchten musste, hatte ihn zu diesem Schritt förmlich gedrängt: denn nachdem es ihm im Vorjahr misslungen war, Karl VIII. dazu zu bewegen,

dass er den Herzog von Orleans an die Spitze seiner Flotte stelle, hatte er im Frühjahr 1495 versucht, ihn aus seinem Erbgut Asti zu drängen. Anfangs April forderte ein mailändisches Heer unter Galeazzo di San Severino den Herzog zur Übergabe seines Fürstentums auf, und als dies, wie selbstverständlich, verweigert wurde, schien es bereits damals zu ernstlichen Kämpfen zu kommen. Der von militärischen Hilfsmitteln fast entblößte französische Herzog wusste aus der Dauphiné und vom Reichsregenten Pierre von Bourbon neue Streitkräfte herbeizuziehen und Werbungen in Italien wie in der Eidgenossenschaft vorzunehmen. Allein Lodovico Moro, der offenbar auf ein gänzlich feiges Ausreißen gerechnet hatte, fand gegenüber dieser Entschlossenheit den Mut zu unverhehltem Angriff doch nicht. Während er die Zeit mit neuen Aufforderungen zur Übergabe und Versicherungen seiner friedlichen Absichten verlor, sammelten sich in Asti die Truppen, die Orleans das Ausharren immer besser ermöglichten. Anknüpfungen mit den mailändischen Unzufriedenen gefährdeten bereits das Herzogtum selber, und als sich Orleans am 10. Juni der Stadt und Festung Novara bemächtigte, drohte der Aufstand in Mailand selber loszubrechen. Die mit Feigheit gepaarte Begehrlichkeit Moros hatte dem Rivalen den Angriff auf sein usurpiertes Fürstentum förmlich aufgedrängt, und die militärische Unfähigkeit der Italiener ließ keinen günstigen Ausgang vorhersehen. Freilich wagte Orleans, der von der Bevölkerung mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen wurde, den weiteren Vormarsch auf Mailand nicht. Karl VIII., der seinem Bundesgenossen Moro wohl alle Verlegenheit, dem ihm nah verwandten Vasallenhaus aber nicht den unabhängigen Besitz Mailands gönnen mochte, war schon durch die Einnahme Novaras in Verlegenheit gebracht, und die Nähe der venezianischen Armee, sowie die Bedrohung Frankreichs durch Spanien und Maximilian nötigte zur größten Vorsicht.

Die beiden Prätendenten hatten sich gleich von Anfang an die Schweizer gewandt: schon am 28. April 1495 fragte Moro vertraulich die zürcherische Regierung an, ob man ihm 500 Söldner gewähren wolle, und anfangs Mai fanden sich in Graubünden und dem Wallis für den mailändischen Beauftragten bereits Hunderte von Knechten zusammen, während andere, darunter zahlreiche Berner und Luzerner, dem Ludwig von Orleans zuliefen.

Die obrigkeitlichen Verbote nützten nicht das geringste. Umsonst, dass Luzern schon am 7. Mai von den Bernern und Freiburgern die Sperrung der Straßen und die Verhaftung der Durchziehenden begehrte, dass Bern am 12. Mai einen offenen Brief an die Weggezogenen erließ, ihnen ein Ratsmitglied mit der Heimmahnung und Strafdrohungen nachschickte, sowie zahlreiche verhaftete. Die Tagsatzung beschloss am 1. Juni zwar ebenfalls, dass jeder Ort den Seinigen das Wegziehen ernstlich verbieten und die Aufwiegler bestrafen solle. Allein der Reislauf ward durch solche in ihrer Wirkungslosigkeit oft erprobte Maßregeln nur mangelhaft unterbunden. Wenn einzelne zurückkehrten und die Agenten Moros im Veltlin über die spärliche Rekrutierung in Graubünden klagten, so hatte das neben den obrigkeitlichen Verboten in erster Linie in der Abneigung vieler gegen das mit Österreich verbündete Mailand seinen Grund, sowie in dem Gerücht, dass Moro ihre Konkurrenten, die Landsknechte, besolde. Seinem Widersacher, dem Herzog von Orleans, liefen die Knechte trotz aller Verbote weiter zu; ja, es ließ sich nicht verkennen, dass die öffentliche Meinung ihn mehr als seinen Rivalen begünstigte. Die in der niederen Bevölkerung stets zu fürchtende üble Nachrede gegen die Regierungen wandte sich bereits gegen eine angebliche Begünstigung Mailands: in Luzern und Uri ging das Gerücht, es seien ein oder zwei Esel mit mailändischen Geldern in der Eidgenossenschaft erschienen, der eine Zürich, vor dem Haus des Bürgermeisters Schwend, während andere wieder behaupteten, der zürcherische Rat habe von König Maximilian 4000 Gulden erhalten, damit er still sitze und keine Partei ergreife. Auf der Luzerner Tagsatzung vom Anfang Juli wurden von einigen Urnern gegen Schwend so heftige Drohungen ausgestoßen, dass der Bürgermeister, der schon vorher eine Untersuchung gegen sich verlangt hatte und nun als zürcherischer Tagsatzungsbote erschienen war, wieder nach Hause ritt und die Rückkehr trotz der nachgeschickten Briefe verweigerte.

Für Moro gestaltete sich die Stimmung um so ungünstiger, als die Walliser und Luzerner ihre 1487 bei Crevola erlittene Niederlage noch keineswegs verschmerzt hatten und die Urner als Besitzer des Livinentals mit dem Herzogtum in fast ständiger Fehde lebten. Die Zurückweisung ihrer oft vereitelten Er-

oberungspläne hatte nach und nach zu einem Zustand der Gereiztheit, der unaufhörlichen Übergriffe, Räubereien und beidseitigen Gewalttätigkeiten geführt, dass die herzoglichen Beamten jeden Augenblick einen Überfall auf Bellinzona fürchteten. Dabei verstand der Herzog von Orleans trefflich, die Begehrlichkeit der innern Orte zu schüren. Am 13. Juni ließ er der Luzerner Tagsatzung durch seinen Gesandten Jean Jacques de Ferrari die Abtretung von Bellinzona, Lugano, Locarno und Arona vorschlagen, wenn sie ihm offizielle Hilfe bewillige und die genannten Gebiete selber besetze; ferner die Zahlung der einst unter Ludwig XI. genossenen Pensionen. Die Tagsatzung nahm freilich diese Eröffnungen, die sie zur Einmischung in die lombardischen Streitigkeiten verführen sollten, um so zögernder auf, als der mailändische Gesandte Giovanni Moresini — mit Unterstützung des kaiserlichen Boten, der ebenfalls 10 000 Mann für Maximilian und die Rückberufung der dem Herzog von Orleans zugelaufenen Söldner verlangte — eine vorteilhafte Erneuerung des mailändischen Kapitulats vorschlug und gleichfalls Zahlung von Pensionen in Aussicht stellte. Die Waldstätte, deren Ziel durch die Anerbietungen der Franzosen in greifbare Nähe rückte, konnten allerdings nur mit Mühe von feindseligen Unternehmungen gegen Mailand abgehalten werden. Die Tagsatzungsboten, die nach Schwyz und Uri ritten, erhielten bloß ausweichende Antwort, und auch in den übrigen Orten liefen beinah aufrührerische Reden über angebliche mailändische Bestechungen um. Allein die größeren städtischen Gemeinwesen, die mit der Lombardei in regelmäßiger gewinnbringender Verbindung standen und gegen tumultuarische Freischarenzüge schon aus Rücksicht auf die eigenen Untertanen Front machten, waren für eine Unterstützung nicht zu haben, die sie in langwierige Kämpfe verwickeln musste: Bern war der Meinung, das Anerbieten des Herzogs von Orleans aus Rücksicht auf das mit Mailand verbündete Reich ganz und gar abzuschlagen, und Zürich unterstützte diese Haltung. Übrigens tauchte gleichzeitig wieder einmal der gute Vorsatz auf, alle fremden Pensionen und Jahrgelder überhaupt abzuschaffen und den Reislauf ganz zu verbieten, was selbstverständlich nicht hinderte, dass die Knechte während des ganzen Juni und Juli in stets wachsenden Scharen über die Alpen liefen. An den Passmündungen, zu Chiavenna

und Domodossola, strömten Hunderte von Söldnern zusammen, die dann in großen Transportschiffen nach den südlichen Seeenden gebracht werden mussten, wo alles vor ihrer Zügellosigkeit zitterte. Ebenso sammelten sich im Wallis und Graubünden unter Beaufsichtigung der mailändischen Agenten Tausende von Fußsoldaten und Reitern, gewiss auch zahlreiche Landsknechte. Freilich bereiteten die Geldverlegenheiten den Beauftragten Moros bisweilen große Sorgen. Im Wallis brachen zum Beispiel 300 für Mailand Angeworbene, da sie die versprochenen Gelder nicht erhielten, zum Herzog von Orleans auf, und hier wie vom Gotthard und Graubünden her erwartete man jeden Augenblick einen Angriff. Der Herzog hatte sich zwar mit Georg Supersax, dem Gegner des französisch gesinnten Bischofs von Sitten, Jost von Silenen, ins Einvernehmen gesetzt; aber trotz solcher Anknüpfungen mit ehrgeizigen Volkshäuptern war man vor einem Überfall des untern Eschentals und Domodossolas durch Walliser und Luzerner keineswegs sicher. Am 3. Juli traf die damals freilich noch unbegründete Allarmnachricht in Domodossola ein, die Luzerner rüsteten und beabsichtigten loszuschlagen, und drei Wochen später häuften sich die Berichte über die Zusammenrottungen der Graubündner und Urner. Die Riviera und das Bleniotal schienen ebenso bedroht wie Chiavenna und Como. Bereits waren über 1200 Schwyzer und Urner zum Herzog von Orleans gezogen, und der Bischof von Sitten wagte offene Feindseligkeiten. Die Verbote der Berner und übrigen fruchteten so gut wie gar nichts. Einzelne aus französischen Diensten Zurückkehrende zeigten den in der Heimat Gebliebenen ihren Sold und ihr Beutegeld vor und verlockten sie damit vollends zum Aufbruch. Die Urner erteilten, den Aufforderungen der Tagsatzung und dem eigenen Versprechen zuwider, den Reisläuferkompagnien, die sich inzwischen gebildet hatten, die obrigkeitliche Erlaubnis zum Aufbruch und gaben ihnen sogar Hauptmann, Venner und Fähnlein. Auch die Luzerner ernannten am 20. Juli Hauptmann und Venner, um mit dem Fähnlein „unsern lieben Eidgenossen von Uri, als sy wider den Herzogen von Mailand zogen sind, nachzerücken". Doch erreichte die ohne alle Rücksicht auf die schwebenden Verhandlungen vom Zaun gebrochene Unternehmung ihr Ziel im ganzen nicht. Die Truppen, die sich unter dem Urner Stierbanner in Airolo gesammelt hatten,

rückten zwar nach Claro vor und sandten den Kommissären in Bellinzona die offizielle Absage. Doch litten sie alsbald großen Mangel und fanden aus der Heimat keinen genügenden Nachschub. Der Übergang über die Moësa und damit das weitere Vordringen nach Süden ward ihnen versperrt, und zugleich ausgesprengt, Novara, das inzwischen vom Herzog von Mailand und den Venetianern belagert worden war, habe sich bereits ergeben. So ließen sich die durch mannigfaches Missgeschick entmutigten Urner, Schwyzer und Luzerner am 28. Juli auf Verhandlungen ein, die schon nach wenigen Tagen zum Abschluss führten: sie erhielten für ihren Abzug 4000 Gulden, mussten aber auf Bellinzona verzichten. Der Ausbruch des Kampfes hätte übrigens beinah einen Bürgerkrieg im Kleinen herbeigeführt; denn unter der mailändischen Besatzung von Bellinzona befanden sich 200 Schweizer und Graubündner, die also gegen ihre eigenen Landsleute zu fechten bereit waren und nun bei der Auszahlung der 4000 Gulden einen Auflauf erhoben, zu den Waffen schrieen und mit Brand und Plünderung drohten, wenn man ihnen nicht ebenfalls 4000 Gulden entrichte. Nur die Geistesgegenwart des herzoglichen Kommissärs, der sogleich die übrigen Söldner herbeizog und die Tore zu schließen wusste, verhinderte das Schlimmste.

Während der mailändische Herzog so die Nordgrenze seines Staates gegen die Schweizer, Walliser und Graubündner mühsam verteidigte, hatte sich die Lage in Italien wesentlich verändert. Dass der Herzog von Orleans nach der Einnahme Novaras den weiteren Vormarsch auf Mailand nicht wagte, zeigte sich immer mehr als schwerer Fehler. Wenn er nach der Wegnahme Novaras einen Augenblick im Stande gewesen wäre, auf die feindliche Hauptstadt selber loszurücken und seinen Gegner aus dem so heiß begehrten Herzogtum zu vertreiben, so hinderte ihn die Zaghaftigkeit und Uneinigkeit der ihm zu Hilfe gezogenen königlichen Hauptleute alsbald an allem weiteren. Wohl liefen ihm deutsche und schweizerische Knechte noch während des ganzen Sommers zu; doch das änderte die Lage nur wenig. Wenn eine zeitlang auch Genua, Alessandria, Pavia, Vigevano, Cremona, ja Mailand selber durch die Franzosen bedroht geschienen und ein allgemeiner Abfall der über Moros Missregierung erbitterten Bevölkerung in Aussicht gestanden hatte, so beraubten sich die

Angreifer, als sie den Aufforderungen und Versprechen der Mailänder, vorzurücken, keinen Glauben schenkten, selber des ganzen Vorteils ihrer Lage. Während sich Moro in Angst und Erschlaffung kaum noch außerhalb seines Schlosses zu zeigen wagte, gab der Gegner den Erfolg, den sein kecker Vorstoß ihm eingetragen hätte, alsbald wieder preis. Statt Karl VIII. durch einen entschlossenen Handstreich gegen Mailand jeder Verlegenheit auf seiner Rückkehr von Neapel zu entreißen oder dann in Asti als Wachtkorps stehen zu bleiben, um im Notfall zu seiner Unterstützung einzugreifen, tat er den einen Schritt, ohne doch den damit notwendig gewordenen zweiten zu wagen. So verscherzte er nicht bloß das angestrebte Ziel, die Eroberung des Herzogtums, sondern, statt dem König zu helfen, rief er alsbald dessen eigene Unterstützung an, und eine Reihe weiterer schwerer Fehler machte seine Lage binnen kurzem sehr gefährlich.

Die Venetianer, die den panischen Schrecken Moros nie teilten, hatten nämlich schon auf die erste Kunde von der Wegnahme Novaras militärische Gegenmaßregeln getroffen und den römischen König Maximilian zum Vordringen nach Italien oder dem längst geplanten Überfall von Burgund aufgefordert. Und auch Moro selber, der trotz harten Steuerdrucks und riesiger Einnahmen in steten finanziellen Verlegenheiten schwebte, verschaffte sich durch das Einschmelzen seiner Medaillen Geld und verbesserte die Stimmung seiner Untertanen durch Amnestien und Erlass von einzelnen Abgaben. Das Nahen von venezianischen Stradioten, Landsknechten und Schweizern, sowie der Rückhalt an dem Karl VIII. entgegenziehenden venezianischen Heer erlaubten ihm bald auch den Angriff. Bis Ende Juni zogen sich bei Vigevano gegen 10000 Fußsoldaten und 700 Lanzen zusammen, die nun in der Tat im Stande waren, Novara zu belagern und den Herzog von Orleans an der Verbindung mit seinem Mittelitalien durchziehenden König zu hindern. Bereits begann man ihm den Verkehr mit Asti abzuschneiden, und da seine Hauptleute die ihnen auf Betreiben der Beatrice d'Este, der Gemahlin Moros, von Galeazzo di San Severino bei Trecate angebotene Schlacht, vielleicht aus Sorge um Karl VIII., verweigerten, von dem sie keine Nachricht besaßen, so konzentrierte sich der ganze Kampf nun um Novara. Der Herzog zog sich am 28. Juni

ganz hinter die Mauern der Stadt zurück, versäumte aber deren rechtzeitige Verproviantierung. Seine Streitkräfte zählten etwa 8000 Fußsoldaten, 850 Lanzen, 1000 Archers à cheval und 1000 leichte Reiter, wären also gegen Ende Juni dem Feind noch eher überlegen gewesen. Da er den günstigen Augenblick aber ein über das andere Mal versäumte, so wagte die mailändische Armee am 29. Juni endlich gegen Novara selber vorzugehen, das nun allmählich eingeschlossen wurde. Die Unfähigkeit der französischen Kriegsführung, die sich trotz aller Unterstützung durch die Landbewohner über den Feind keine genauen Nachrichten zu verschaffen wusste und ihre schon besetzten Außenposten ohne jede Not selber aufgab, ja sich in einer Stadt einschloss, in der man sich wegen der ungenügenden Verproviantierung von vornherein nur mühselig und kurze Zeit zu behaupten rechnen konnte, hatten Moro trotz seiner Verzagtheit einen unerwarteten Erfolg verschafft: statt für den rückkehrenden König eine wertvolle Verbindung mit der Heimat zu sichern, hatte man sich durch die Festsetzung in Novara um den eigenen Rückzug gebracht und ließ sich mit einer Widerstandslosigkeit einschließen, die um so erstaunlicher wirkt, wenn man gleichzeitig erfährt, dass der venezianische Senat seinen Hauptleuten jedes Gefecht mit dem Feind untersagte, weil ein Misserfolg den Franzosen die Türen von Mailand öffnen würde. Die Feigheit der durch politisches Misstrauen gehemmten italienischen Kriegsführung ward so nur durch die noch größere Unschlüssigkeit der Franzosen wett gemacht, und Karls VIII. Befehl, Orleans solle ihm nach Piacenza entgegenrücken, hätte kaum mehr durchgeführt werden können, auch wenn der Überbringer am 3. Juli nicht den Mailändern in die Hände gelaufen wäre.

Die Hoffnung des mailändischen Kommandanten Galeazzo di San Severino, die Stadt durch Verräterei oder falsche Siegesnachrichten zur freiwilligen Übergabe zu veranlassen, erfüllte sich freilich nicht, und die Unbotmäßigkeit seines neben den Stradioten vor allem aus Landsknechten und Schweizern bestehenden Heeres verursachte schon damals zahlreiche Sorgen. Allein die kleinen Scharmützel, in denen die belagerten Franzosen sich Luft zu machen suchten, fielen meistens zu deren Ungunsten aus und ermutigten die Feinde, den Belagerungsgürtel stets enger zu ziehen

und der Stadt das Wasser abzuschneiden. Während Karl VIII. den Apennin überstieg und sich bei Fornuovo gegen die vereinigten Truppen der Liga den Weitermarsch durch Norditalien erzwang, geriet Ludwig von Orleans in immer schlimmere Verlegenheit. Da er jede Requisition unterlassen hatte, so konnte er nur noch einen spärlichen Vorrat von Lebensmitteln zusammenkaufen, und die beständige Verstärkung des Gegners, der ihm nach und nach um das Doppelte überlegen wurde, wog die sehr entfernte Aussicht, aus Frankreich oder vom König Hilfe zu erhalten, bei weitem nicht auf. Da man überdies die noch stets vorhandene Möglichkeit, nach Asti zurückzukehren, für die der Herzog persönlich schon am zweiten Tag der Belagerung eingetreten war, auf dringendes Verlangen der königlichen Hauptleute versäumte, so fingen die Feinde um den 12. Juli an, die auf Novara zuführenden Straßen abzuschneiden. Die größtenteils venezianische Armee unter dem Marchese Francesco Gonzaga von Mantua, die auch nach der Schlacht von Fornuovo dem nordwärts ziehenden Karl VIII. gefolgt war, ließ um den 15. Juli von diesem ab und erschien nun ebenfalls vor Novara. Und wenn sich auch auf die Geldsendungen des Herzogs von Orleans in der Eidgenossenschaft eine stärkere Bewegung zeigte, die Moro vorübergehend ernstliche Verlegenheiten bereitete, so war sie doch zu schwach, um auf den Kriegsschauplatz ernstlich einzuwirken. Der Angriff der Urner auf Bellinzona ward von Moro, wie schon erzählt, abgekauft, und die aus Neapel zurückgekehrten Truppen Karls VIII. erwiesen sich als viel zu erschöpft, um irgendwie zur Unterstützung Orleans beizutragen. Während also der König ohne weitere Hinderung nach Asti zog, ward die allerdings zum guten Teil selbst verschuldete Not der Belagerten immer größer. Die Angreifer hatten sich in einem am 18. Juli abgehaltenen Kriegsrat zur bloßen Aushungerung der Stadt entschlossen, statt, wie Galeazzo di San Severino im Namen Moros verlangte, zur Beschießung: die Furcht vor dem Heranrücken Karls VIII. und die unsichere Haltung Montferrats und Savoyens nötigten zu einer Vorsicht, die bei entschlossenerem Vorgehen des Feindes leicht in Misserfolg hätte umschlagen können. So aber litten die Belagerten nicht bloß unter dem in der Sommerhitze ausbrechenden Fieber, sondern mussten sich auch vom 20. Juli ab in zahlreichen Scharmützeln

verteidigen. Da nur nachts einzelne Vorräte von Vercelli her eingeschmuggelt werden konnten, stieg die Lebensmittelnot immer höher. Die Mauern ohne Bastionen und das Fehlen der Artillerie machten ohnedies die Abwehr schwierig, und ohne die einmütige Unterstützung der Stadtbevölkerung, die das Schlimmste dulden zu wollen erklärte, wenn man ihr nur die Rückkehr unter die Herrschaft des Moro erspare, wäre die Lage schon damals völlig aussichtslos geworden. So aber hoffte man vor allem auf das Eingreifen des Königs, dem der Herzog von Orleans Botschaft zusandte, damit er ihn erlöse. Die Schweizer Karls VIII. versuchten zwar am 22. Juli bereits einen Handstreich auf die mailändische Grenze, von Asti her, so dass Moro für Alessandria zu fürchten begann. Die Lage der Mailänder und Venezianer gestaltete sich nun vorübergehend ungünstiger: sie erhielten zwar beständig neue Verstärkungen, zum Teil von Maximilian; allein die mangelhafte Disziplin der Truppen und beginnende Meinungsverschiedenheiten unter den Verbündeten verzögerten ein tatkräftiges Eingreifen, und als nun gar am 27. Juli die Nachricht eintraf, Karl VIII. habe Asti verlassen und in Turin den Befehl über seine mühsam wiederhergestellte Armee übernommen, war bereits von einem Abbruch der Belagerung die Rede. Die Venezianer wollten sich bis Vigevano zurückziehen, und auch die Mailänder fürchteten, zwischen zwei Feuer zu geraten. Indessen verflog diese Angst wieder, als man erfuhr, der König habe sich in Chieri nach seiner Gewohnheit durch eine Liebschaft fesseln lassen, so dass er nun zwei Monate lang zwischen Chieri und Turin hin- und herzog, ohne in dieser ganzen Zeit etwas Ernstliches zum Entsatz Novaras zu unternehmen. Wohl hatte er in der zweiten Hälfte des Juli von Asti aus den Probst Benoît Adam und den Jean des Serpens, Sr. de Cytain, als außerordentliche Gesandte nach der Eidgenossenschaft geschickt, um die schon früher begonnenen Verhandlungen wegen Erneuerung des französischen Bündnisses wieder aufzunehmen und Söldner anzuwerben, und am 4. August ward ihnen der landeskundige Bailli von Dijon, Antoine de Baissey, beigegeben. Allein die Unglücksnachrichten aus Neapel, wo die französische Herrschaft vor den zurückkehrenden Aragonesen zusammenstürzte, das Scheitern eines Handstreichs gegen Genua, die Unlust der Franzosen, für die aussichtslose Unternehmung weitere

große Opfer zu bringen, die Geldnot und Verhandlungen mit den Florentinern, die Untätigkeit Karls VIII., sowie die ganze unsichere Lage des Königreichs verhinderten einen ernstlichen Versuch zur Rettung Orleans. Die Pyrenäengebiete waren von einem Einfall der Spanier bedroht, und Maximilian hatte schon längst seine Absicht kundgegeben, auch persönlich mit den Kräften des Reiches in Italien zu erscheinen, um die Franzosen zu verjagen oder Frankreich selber anzugreifen. Kein Wunder, wenn die Anstrengungen der dem Herzog von Orleans günstig Gesinnten in Karls VIII. Umgebung ergebnislos blieben und selbst Unterhandlungen mit den Verbündeten angeknüpft wurden. Inzwischen aber hatten Krankheit und Hunger unter den Verteidigern Novaras immer schrecklicher aufgeräumt, und die furchtbaren Entbehrungen führten schon in der zweiten Hälfte des Juli zu Desertionen. Die zwangsweise Einteilung der Lebensmittel stieß auch bei der Bevölkerung zum Teil auf Widerstand, und Ende des Monats befanden sich beim Herzog kaum noch mehr als 800 marschfähige Landsknechte und Schweizer, 300 Italiener und 200 Lanzen. Ihre Lage ward dadurch kaum verbessert, dass auch die Angreifer unter dem nun einsetzenden sündflutartigen Regen, der den Boden in ungangbare Sümpfe verwandelte, sowie an dem infolgedessen ausbrechenden Fieber stark litten und Unordnung und Zwietracht bei der Leitung wie bei den Truppen ebenfalls nicht ausblieben. Die Einnahme durch einen Sturm wagte man nach wie vor nicht, sondern begnügte sich, das bisher getrennte lombardische und venezianische Lager zu vereinigen und gegen den befürchteten Anmarsch des Königs notdürftig zu sichern: hatte doch ein Teil des Kriegsrats wieder für den Abzug nach Vigevano gestimmt! Die pomphafte Truppenschau, die man am 4. August in Anwesenheit Moros über das nun 45 000 Mann zählende Heer abhielt, verdeckte nur die allgemeine Unschlüssigkeit, und es war offenbar, dass der Herzog von Mailand durch eine unglückliche Schlacht seine ganze Herrschaft in Frage bringen würde.

ERNST GAGLIARDI

(Schluss folgt.)

□□□

UN POLÉMISTE: AUGUSTE BIPPERT

Il est rare qu'on fasse, du moins en Suisse, à des articles de journal les honneurs du livre. Et pour cause. Cette littérature improvisée n'a pas plus de consistance que le vent qui passe. Elle n'a pas même le temps de vieillir; elle est morte après quelques heures de vie. Il faut que le talent de l'écrivain soit bien exceptionnel ou que sa production hâtive soit servie par des circonstances bien extraordinaires, pour que l'on songe à recueillir des pages condamnées d'avance à n'être que de la maculature.

La fin tragique du journaliste Auguste Bippert, une des premières victimes de l'aviation en Suisse, suffirait-elle à expliquer la publication de ses œuvres choisies, en deux volumes luxueusement imprimés[1]), et préfacés l'un par M. Philippe Godet, l'autre par M. Jules Carrara? Ce qu'il y eut de téméraire, d'héroïque et de foudroyant dans sa dernière aventure n'aurait-il pas troublé le jugement de ses amis, lorsqu'ils se sont imposé le pieux devoir de sauver de l'oubli quelques bribes de son effort littéraire? Il se peut que, si Auguste Bippert fût bourgeoisement décédé dans son lit, il n'eût laissé qu'un nom bientôt effacé de nos mémoires distraites. Tant de ses confrères, et d'aussi bien doués que lui, n'ont pas reçu d'autre hommage, le lendemain de leur disparition, que le tribut obligatoire de cinquante ou cent lignes de nécrologie! Mais serait-il donc nécessaire que la règle d'injustice n'eût pas ses exceptions? Et qui ne regretterait, après avoir lu la prose et même les vers de l'ancien rédacteur à la à la *Tribune de Vevey,* à la *Suisse libérale*, à la *Feuille d'avis de La Chaux-de-Fonds,* que l'abîme eût englouti tout cela?

Auguste Bippert eut la vocation et le tempérament du journaliste. Il avait la richesse de verve et la promptitude d'esprit qui tiennent en haleine la paresseuse attention du public. Son goût du paradoxe, son humeur indépendante et batailleuse, son ironie qui ne modérait pas ses accès d'enthousiasme, ses crises d'amère mélancolie traversées par des éclairs de gaîté, sa passion non point sans doute pour les principes qui se figent mais pour les

[1]) *Auguste Bippert:* Poésie, préface de Philippe Godet. — Prose, préface de Jules Carrara. Avec un portrait de l'auteur. Imprimeurs-éditeurs: les fils de Mettler-Wyss, La Chaux-de-Fonds, 1913.

idées qui changent et dont le libre jeu promet de si enivrantes délices, toute cette séduisante, complexe et un peu déconcertante individualité était prédestinée aux luttes où la plume se manie comme une épée. Aussi Bippert fut-il avant tout, et par-dessus tout, un polémiste, l'un des plus agiles, des plus mordants et des mieux armés qui aient ferraillé dans la presse romande.

Les meilleurs de ses vers restent des vers de polémiste. Ses poésies d'allure épique ne sont que d'un bon élève de Leconte de Lisle. Ses pièces lyriques, d'un accent plus personnel, valent par l'élégante aisance de la langue plus que par l'originalité de l'inspiration:

> Aux vertes frondaisons que je vois de ma chambre
> Bien des feuilles déjà commençent à jaunir,
> Et les premiers matins, clairs et frais de Septembre,
> Font l'été beau comme un bonheur qui va finir . . .

Il n'est vraiment lui-même, il ne s'exprime complètement, on ne sent le frisson joyeux de la création que dans ses rimes funambulesques où sa muse narquoise fait le pied de nez aux étoiles. Il y avait en lui un fond, presque douloureux, de scepticisme et de causticité. Il se riait de la vanité des choses et de la sottise des hommes pour n'en pas pleurer. Mais l'artiste et le lettré qu'il fut prêtait à ses espièglerie ou à ses satires les ailes d'un verbe alerte et sonore. Rien de plus léger, de plus vif, de plus allègre, sinon de plus gracieusement spirituel, que son *Potpourri* jeté sur le papier „à la seule fin de dédommager une demoiselle gente et joliette de la moult grande contrition et navrance que lui procura l'interdict mis sur les escripts du chroniqueur de renom Emile Zola“:

> . . . Parmi les désirs innocents,
> Pris comme des oiseaux passants,
> Que tu comptais par vingt, par cents,
> Et mille,
>
> Aucun jamais ne désola
> Ton cœur autant que celui-là:
> De ne pouvoir lire Zola
> Emile . . .

Oh! je m'empresse de dire que Banville eût fait encore mieux et que Bippert n'évite pas toujours l'écueil de la vulgarité. Le „polissez-le sans cesse et le repolissez“ de Boileau est

l'un de ces préceptes que les gazetiers n'ont pas le loisir d'observer. Jusqu'où la virtuosité du rimeur pouvait aller, nous le verrions en glanant dans les *Paroles d'infamie:*

L'autre jour, au coin de la rue,
Un vieillard chauve dont le nez
Vénérable, mais bourgeonné,
Portait bésicles et verrues,
M'aborda, disant: „Pardonnez,
Mais c'est moi qui suis l'Abonné!"

Or, l'abonné est un très grand personnage. Il s'agit de flatter ses préjugés, de caresser les plus ridicules de ses dadas comme les plus absurdes de ses manies. Ses vœux sont des commandements sacrés, ses critiques de redoutables garde-à-vous. Bippert a donc rencontré cet être considérable, qui l'a sermonné d'importance:

„Soyez, monsieur le journaliste,
Comme à mes lèvres suspendu;
Je vais vous établir la liste
Des propos qui sont défendus,

Et qu'un journal qui prétend vivre
Doit écarter comme indécents,
S'il veut éviter qu'on le livre
A des bûchers incandescents.

. . . Epargnez la magistrature;
Ne blaguez plus les magistrats;
Ou gare à la déconfiture!
Je vous prédis un patatras.

A la Commission scolaire
N'avez-vous pas dit — j'en frémis —
De s'en aller faire lanlaire:
La foudre de Dieu l'a permis!

Puis vous parlez des fleurs nouvelles,
Du soleil et des amoureux,
De quoi perturber la cervelle
Aux adolescents: malheureux!" . . .

Cela continue un moment sur ce ton de persiflage. Et le poète, accusé de n'avoir pas assez d'aversion pour les „paroles d'infamie" que débitent les journaux, plaide en Gavroche les circonstances atténuantes.

Me reprocherai-je d'avoir trop cité de ces petites strophes pimpantes et drôles? Si Auguste Bippert ne se présentait à la

postérité qu'avec ce très mince bagage, nous pourrions feuilleter ses *Poésies*, sourire et n'en plus parler. Sa prose, en revanche, mérite qu'on la traite d'un air moins détaché. Elle est d'un écrivain, et M. Jules Carrara peut affirmer que „si Rochefort n'eût point vécu et qu'Auguste Bippert ne fût pas mort, celui-ci aurait bien pu, un jour, et sur une plus vaste scène, incarner celui-là".

On ne saurait cependant que le répéter: Bippert, né polémiste, ne fut que cela; mais il le fut à un degré éminent. Quand il essaie d'exposer une question, de l'exposer avec la méthode et le sérieux qu'on attend d'un honnête vulgarisateur, il ne commet que des articles à la douzaine, relevés peut-être d'une réflexion savoureuse ou d'une pittoresque boutade. Il est gêné par les servitudes du genre. Il n'a, au surplus, qu'une expérience et une science médiocres de la vie politique et de la luttè sociale. L'art, la littérature, les sports sont infiniment plus dans la ligne de ses préférences. Un journaliste n'en doit pas moins être capable de disserter de tout, et même de quelques autres choses. Son métier l'oblige à énoncer des opinions et à les défendre, à intervenir dans les compétitions électorales, à juger les partis et leurs programmes, à ne pas ignorer les produits abondants de la machine législative, à éclairer sur tous les sujets actuels la religion de quelques milliers de lecteurs. Mais il y a la manière.

La manière d'Auguste Bippert était celle du batteur d'estrade, qui va son chemin et qui fait le coup de feu en amateur. Comme il avait du courage, et trop d'esprit critique pour se donner entièrement à quoi ou à qui que ce fût, il claironnait ses vérités de droite et de gauche sans s'inquiéter du qu'en dira-t-on. Républicain, certes, et démocrate, il n'avait pas la superstition du régime populaire et il soufflait impitoyablement sur les illusions intéressées ou sincères des tribuns. Socialiste, il protestait avec énergie contre „l'esclavage collectiviste", contre l'avènement "d'un fonctionnarisme oligarchique et d'un despotisme plus dangereux que le despotisme césarien, parce qu'il serait insaisissable et impersonnel". Il ne craignait pas non plus d'être seul de son avis. Aprement, il dénonçait les „idées-confections" — le mot est de M. Carrara, — les convictions routinières, les admirations traditionnelles, comme il fustigeait la moutonnerie des majorités. Une

définition, quelque peu „pompière", de la patrie, par Numa Droz, pouvait l'exaspérer. Lors des fêtes de Rousseau, il partait en guerre contre Jean-Jacques, „l'un des plus regrettables entre les paltoquets illustres" et „l'un des moins recommandables échantillons de l'espèce". Il me rappelle, quoiqu'il fût le moins doctoral des contemporains, cette caractéristique cocasse et profonde du professeur allemand: *ein Mann, der anderer Meinung ist.*

Encore un coup, il était polémiste dans l'âme. N'ayant aucune ambition du pouvoir, aucune responsabilité, aucune notion des réalités gouvernementales, il distillait à propos de tout son clair filet de vinaigre et abusait de son humeur frondeuse. Il ne reculait pas devant les plus dures sévérités, devant les plus cruelles injustices même, emporté qu'il était par sa passion de contredire et de railler. Comme chez Rochefort, le besoin de démolir les forteresses et les idoles du sens commun tournait à l'obsession. Avec cela, des mouvements généreux, en l'occurence, de nobles emballements et le cœur sur la main.

Le peuple suisse vient d'adopter la loi sur les assurances. Les commentaires victorieux des uns, désolés des autres, emplissent les colonnes des journaux. Bippert, lui, se contente d'une pirouette: „Si je n'ai pas donné mon avis sur la loi des assurances, c'est que je n'en avais aucun. Vous me direz que ce n'est pas un motif, que s'il fallait posséder une opinion sur chaque chose avant d'en parler, le métier de journaliste et celui, beaucoup plus répandu, de simple citoyen, deviendraient impossibles, que personne ou presque personne n'a vu goutte à la loi sur laquelle on s'est prononcé dimanche, ce qui n'a pas empêché les électeurs de voter avec conviction, et, ma foi! je serais bien forcé de convenir que la sagesse parle par votre bouche, que vos propos sont le reflet de la raison pure et l'écho de la vérité nue." Et, après avoir conté les sollicitations auxquelles il aurait pu céder, selon qu'il eût écouté les politiciens ou les agents des compagnies, il termine son boniment par cette phrase: „J'ai dû m'abstenir par adresse; mais aujourd'hui je puis sortir enfin de ma réserve, et je vous confie, entre nous, que la seule assurance dont je sois vraiment partisan, c'est celle de ma parfaite considération". Car le polémiste blague volontiers, quand les autres s'échauffent à soutenir le pour et le contre. Il est le

négateur par excellence, crevant tous les ballons, même ceux qui montent vers le ciel.

Quand il se pique d'un peu de philosophie, qu'il n'est pas un bateleur se contorsionnant devant la foule, un bouffon grimaçant devant l'abonné, il laisse voir le fond de son âme incurablement triste. Les polémistes qui ont moins d'intelligence que d'esprit, un Rochefort par exemple, ne s'embarrassent pas des grands problèmes. Ils multiplient leurs cabrioles ou leurs coups de griffe, et ils s'en vont dormir. Les autres, ceux qui ne dédaignent pas de penser, nous livrent souvent, et sans même y prendre garde, les mornes secrets de leur âme désenchantée.

Est-il plus noble idéal, ou plus haute chimère, que le pacifisme? Auguste Bippert déclare tranquillement que, somme toute, „la guerre n'est pas injuste, puisqu'elle n'est que la légitime défense continue et universelle". Et il poursuit: „Sans doute, les pacifistes répondent: ce fatalisme est affreux. La dignité humaine exige que nous nous affirmions des êtres libres et non des esclaves de l'instinct, des jouets de nos passions natives et héréditaires. Si la guerre est une loi naturelle, réformons cette loi! Ce sont là des paroles généreuses. Mais nous devons les considérer comme vaines, puisqu'elles ne reposent sur aucun fait, qu'elles sont en contradiction flagrante avec l'expérience de l'histoire". Jusqu'ici, rien de bien saillant dans cette riposte aux éloquentes objurgations des fanatiques de la paix, qui ne sont pas invariablement des gens très pacifiques. Soudain, le ton s'élève et Bippert de s'écrier:

„Où voit-on que la nature humaine ait jamais changé? Elle ne se modifie même pas. Ses transformations sont toutes de surface, d'apparence, d'aspect extérieur. Qui est dupe de l'abolition du servage, et qui ne sait que, s'il est des différences honorifiques, il n'est point de différences réelles entre l'esclave de l'antiquité et l'ouvrier de l'époque contemporaine? Qui croit à un abîme entre la monarchie et la démocratie? Partie de l'idée de liberté et d'égalité, la démocratie organise, comme fatalement, un régime où, tout comme autrefois, un certain nombre d'hommes oppriment un certain nombre d'autres. Qui croit vraiment à la suppression des religions, quand sur les débris des théogonies mystiques, on nous érige des systèmes de morale et

des cultes humanitaires? Qui croit vraiment que les passions violentes déchaînées par l'amour disparaîtront? Et cette forme éternelle de l'activité humaine, la guerre, disparaîtrait de la surface du monde par l'effet subit de notre volonté? L'immuable nature s'inclinerait spontanément, les passions essentielles et fondamentales de l'être seraient abolies, extirpées de nos âmes? Quelle espérance enfantine, quel rêve saugrenu!"

C'est maintenant Alceste qui libère sa conscience, au risque d'alarmer son éditeur et de mettre en fuite l'abonné. Les polémistes de cette envergure sont des hommes de tête et de cœur. Ils peuvent se tromper, ils se trompent, espérons-le; la dure franchise de leur langage est nécessaire pour nous consoler ou nous guérir de toute la doucereuse ou pompeuse phraséologie que d'autres nous prodiguent. Le rôle de ces rudes docteurs Tant Pis peut être fécond. Que d'autres fassent les mouches du coche! Ils marchent, eux, derrière l'attelage qu'ils aiguillonnent du fouet.

Le malheur est que l'habitude de frapper à tort et à travers ne soit pas sans danger. Il ne s'agit point des coups que l'on reçoit en échange de ceux que l'on a donnés. Mais on est incité à enfler sa voix et à corser son geste. La qualité, si joliment française, de la mesure se perd. Toujours plus fort, comme chez Nicolet! Bippert n'a pas échappé à ce péril. Un jour, il a consulté un „vieux bouif", devant „l'infaillible sagesse duquel il s'est incliné"; et son „vieux bouif" lui a dit, entre autres, ceci:

„Le droit de vote est-il la propriété de tout citoyen majeur qui n'est point frappé de déchéance civique? Oui, n'est-ce pas? Eh bien! ce vote, qui m'appartient en propre, au nom de quelle logique ambiguë prétendrait-on m'empêcher de le vendre, si telle est ma fantaisie? Et qu'entendez-vous, je vous prie, par corruption électorale? Montrez-moi donc l'électeur qui a voté sans espoir de profit! Il sera aussi difficile à trouver que la chemise d'un homme heureux. Tous les partis en lutte ont corrompu les citoyens par des promesses. Ils ont affirmé au peuple qu'ils amélioreraient son sort et diminueraient ses charges. N'était-ce pas une façon d'acheter les suffrages, je vous le demande? Seulement c'était les acheter à crédit, avec la ferme intention de ne

jamais payer ses créanciers. Ceux qui sont venus m'offrir des bocks m'ont paru plus honnêtes et moins immoraux, puisqu'ils faisaient honneur sans délai à leurs engagements. C'est pourquoi j'ai voté pour eux; et j'estime qu'en agissant de la sorte, j'ai glorifié la vertu et la raison tout ensemble, en soutenant des hommes prêts à tenir sur-le-champ leur parole et en combattant les malins qui voulaient gagner mon vote avec des promesses illusoires".

Ce mélange de sarcasme et de paradoxe peut faire les délices de palais blasés. Il contient du poison, un poison subtil et mortel. L'absolu serait-il le domaine privilégié des polémistes? Ont-ils le droit de ne tenir aucun compte des relativités humaines? Peuvent-ils impunément généraliser et seraient-ils les seuls d'entre les écrivains qui n'eussent pas un peu charge d'âmes? Le passage que j'ai reproduit tout à l'heure a pu exercer une influence malfaisante sur beaucoup. Ces conseils d'une méprisante sagesse, il est permis de les adresser à des surhommes. Combien y a-t-il de surhommes parmi les lecteurs de la *Feuille d'Avis de La Chaux-de-Fonds?*

Mais quoi! La déformation professionnelle existe. Et il sera beaucoup pardonné à ceux qui auront beaucoup déraisonné.

Evadons-nous de la politique! Auguste Bippert ne l'aimait point. Il aurait donné la Constitution fédérale, et les chartes cantonales par-dessus le marché, pour dix vers de Musset. Ce qui ne l'empêchait pas de maudire poètes symbolistes et décadents, qui galvaudent notre belle langue et notre saine prosodie. Lors de l'élection de Paul Fort comme „prince des poètes", il écrit:

„Le goût de posséder un souverain n'est pas spécial aux pinceurs de lyres. Au temps de Clopin Trouillefou, les truands élisaient, eux aussi, des potentats. Il en va de même aujourd'hui pour les blanchisseuses qui, chaque année, s'adjugent une reine. Et, si nous en croyons l'*Assommoir*, les poivrots se permettent, eux aussi, des infidélités à la démocratie républicaine. N'est-ce pas ‚cet animal de Mes Bottes' qui avait été proclamé ‚roi des cochons' pour avoir mangé une salade de hannetons vivants, à ce que raconte Zola? Et, pour dire vrai, je crois qu'il est beaucoup plus malaisé d'acquérir les honneurs du trône à la cour des miracles, au lavoir et au cabaret du père Colombe, que dans

nos petites chapelles littéraires. Pour être roi des truands, il faut être ‚costaud'; pour être reine des reines, il faut être jolie; pour être roi des poivrots, il faut avoir un bon estomac. Pour être prince des poètes, il suffit de vagir et de bégayer au lieu de parler français".

C'est là de bon style, rapide et dru. On y découvrirait sans peine quelques taches. Le journaliste n'a pas le temps de se relire. Mais vous déploreriez, comme moi, que l'un au moins des deux ouvrages posthumes d'Auguste Bippert, sa *Prose*, n'eût pas été publié. Notre littérature, nous pouvons bien le concéder entre nous, est quelque peu monotone. Nous cultivons surtout le psaume et le chœur patriotique. Nos instruments, en quelque sorte nationaux, sont l'harmonium et la contre-basse. Un fier éclat de trompette, un sifflet grinçant de fifre, voilà ce qu'a été la voix de Bippert, tour à tour amère et railleuse. Elle „ne fait pas de bien"; elle affligera nombre de braves gens. Ainsi que le note M. Carrara: „A ceux qui lui reprochaient de n'avoir qu'un respect modéré pour les pontifes de tous les cultes laïques et sociaux, de manquer d'enthousiasme pour les rêves humains et de laisser transparaître trop volontiers la gaîté intime" que lui inspiraient „les acteurs qui, dans l'éternelle farce d'ici-bas prennent leur rôle au tragique", il répondait: „En somme, l'ironie dont on me fait un reproche, n'est, chez moi, que de la sincérité, l'aboutissement logique d'une enquête intellectuelle bien modeste, mais probe et consciencieuse". Alors, nous n'avons plus qu'à enregistrer cette déclaration, quitte à ne point approuver.

Ajouterai-je quelques mots de biographie? Auguste Bippert — qui l'eût cru? — était Vaudois, originaire de Paudex, près de Lausanne. Il naquit en 1875, fit de solides études littéraires, se lança dans le journalisme et mourut il y a deux ans, au cours d'une promenade aérienne en compagnie de l'aviateur Cobbioni. Avec lui, nous avons perdu un écrivain de race. Et nous l'aurions perdu tout entier, si des mains amies n'avaient lié la gerbe qu'il éparpilla dans les journaux. Ses deux recueils posthumes lui assurent une place dans l'histoire des lettres romandes, et une place qui n'est pas d'entre les moins enviables.

LAUSANNE VIRGILE ROSSEL

□□□

WISSENSCHAFT UND ALPENSCHILDERUNG

Dem Namen nach waren die Alpen schon vor 2000 Jahren bekannt, und einige der leichteren Alpenpässe wurden schon von den Römern benützt. Aber wer darüber wanderte, schaute vor allem auf den Weg und war froh, wenn er mit heiler Haut drüben ankam. Dass es sich lohnen könnte, auch um der Alpen willen in die Alpen zu gehen, ist unsern Vorfahren erst vor etwa zweihundert Jahren aufgedämmert. Zwar wurden schon im 16. Jahrhundert einige Voralpengipfel, wie Stockhorn und Niesen, bestiegen und sogar poetisch verherrlicht; aber die Hochalpen mied man als Orte des Schreckens und der Mühsal.

Da brach ein Zürcher Arzt, der in seiner Vaterstadt zu wenig Arbeit fand, mit der herkömmlichen Sitte und und unternahm — Alpenreisen. Johann Jakob Scheuchzer hieß der Neuerer. Und weil er so viel Merkwürdiges und Erstaunliches von seinen Reisen zu berichten wusste, fand er bald Begleiter und Nachahmer, die gleich ihm in die Berge zogen, alles mögliche beobachteten, Pflanzen, Tiere, Mineralien sammelten, und in Reisebeschreibungen die Früchte ihrer Unternehmungen auch andern zu gute kommen ließen. Es galt zwar noch fast als eine Ketzerei, wenn Scheuchzer offen erklärte, dass er „an dergleichen, sonst wilden und einsamen Orten, größere Belustigung und mehreren Eyfer zur Aufmerckung spüre, als bey den Füßen des großen *Aristotelis*, *Epicuri* oder *Cartesii. Etiam hic Dii sunt.*"

Freilich beschränkten sich alle diese Reisen auf die Gebirgstäler und die Pässe, mit Einschluss einiger Abstecher auf leicht erreichbare Gletscher; die Berge selbst galten ohne weiteres als unersteiglich. Aber allmählich wurden das Interesse und auch die Neugier doch stärker und allgemeiner, und von der Mitte des 18. Jahrhunderts an folgten sich Reisebeschreibungen und Schilderungen der Alpenwelt fast Jahr um Jahr. Zwar schrieb ein jeder nach seiner Eigenart, wenn er nicht bloß einen Vorgänger ausbeutete, aber es lässt sich doch leicht erkennen, dass das allgemeine Interesse sich bald diesem, bald jedem Problem zu-

wandte und zwar nicht zufällig, sondern unter dem Einfluss der Ergebnisse der wissenschaftlichen Alpenforschung.

Wenn wir im folgenden diesen Beziehungen nachgehen, so müssen wir uns allerdings auf eine kleine Auswahl von Alpenschilderungen beschränken und können auch da nur einzelne Probleme herausgreifen.

Wie hoch sind die Berge? Das war eine sehr naheliegende Frage. Im Quecksilberbarometer hatte man ein Mittel zur Höhenbestimmung erhalten. Scheuchzer war der erste, der es systematisch dazu verwendete. Die noch sehr unvollkommene Methode suchte er zu verbessern, ebenso die zur Berechnung erforderlichen Tabellen. Scheuchzer ohne Barometer auf Reisen — das war undenkbar. „Und pflege ich diesen Götzen an allen Orten, wo ich hinkomme, aufzustellen", sagt er einmal. Doch nicht nur hier, sondern auf allen Gebieten der Alpenforschung brach er Bahn und suchte die Grundlagen für weitere Arbeit zu schaffen, wobei er allerdings oft allzu leichtgläubig die Erzählungen seiner Gewährsmänner als Tatsachen hinnahm.

Natürlich interessierten ihn auch die Gletscher, besonders deren Anwachsen und Schwinden. Das Wiedergefrieren des Schmelzwassers und die Ausdehnung der im Eise enthaltenen Luft hält er für die wesentlichen Ursachen der Spaltenbildung. Am Urnersee entdeckt und untersucht er die Schichtung des Gesteins, findet Versteinerungen, die er, wahrscheinlich zum Teil mit Rücksicht auf die Zürcher Geistlichkeit, sämtlich der Sündflut zuschreibt. Die Berge hält er für hohl, da sich nur so das Gleichgewicht gegenüber tiefer liegenden Ländern wie auch die Menge der Quellen erklären lasse. Vom Gotthard aus fließen Ströme nach allen Küsten Europas, also muss dort auch die größte Bodenerhebung sein, die Scheuchzer auf etwa 10,000 Fuß schätzt. Ungefähr gleich hoch scheint ihm der Titlis zu sein.

Seine noch sehr ungenauen barometrischen Höhenmessungen begegneten so großem Misstrauen, dass sogar die noch viel unrichtigeren geometrischen Messungen, die Micheli du Crest während eines unfreiwilligen Aufenthalts auf der Festung Aarburg vornahm, mehr Glauben fanden. Aber die Alpenreisen hatten überhaupt das Interesse der Gebildeten nach einer anderen Seite abgelenkt: Das Gletscherproblem spielt nun die Hauptrolle. 1751

veröffentlichte der Theologe Professor Altmann von Bern eine *Beschreibung der helvetischen Eisgebirge.* Nach der beinahe obligatorischen Schilderung des untern Grindelwaldgletschers teilt er eine Beschreibung des Unteraargletschers mit, die er vom Luzerner Arzt Kappeler erhalten hat. Dieser glaubt, in Übereinstimmung mit Altmann, dass sich vom Tödi bis zur Gemmi ein eigentliches Eismeer von etwa vierzig Stunden Länge ausbreite, auf dem die Gletscher als eine riesige Eistafel schwimmen. Bei Zunahme des Eises werden Eisschollen durch die Einschnitte des Ufers hinausgedrückt und bilden so die eigentlichen Gletscher.

Als Ursachen der Spaltenbildung bezeichnet Altmann die Bewegungen dieses „Meeres" und warme Quellen; zudem glaubt er, dass fast überall „starke Schwefeladern sich befinden, deren dann das ganze bernerische Oberland voll ist, von denen die hitzigen Ausdünstungen auf diesem Orte des Berges (er meint die sogenannte heiße Platte im Grindelwaldgletscher) den Schnee und das Eis alsobald wegschmelzen". Ja, der Berg Üschenen (am Gemmiweg) sei so von Schwefel durchzogen dass dessen Auswitterungen die Luft völlig mit Schwefeldünsten erfüllen, die bei warmem Wetter durch bloße Luftbewegung sich entzünden. So erklärt er sich die Tatsache, dass die Gipfel im Gebiet des Großen Lohner oft vom Blitz getroffen werden.

Nur neun Jahre später erschien G. S. Gruners Werk: *Die Eisgebirge des Schweizerlandes.* Auch ihn beschäftigen vor allem die Gletscher, über deren Bewegung er sich eine eigene Theorie ausdenkt. Den Mineralien widmet er, meist auf Grund der Arbeiten anderer Forscher, eine längere Darstellung. Damals herrschte im Staate Bern ein wahres Bergwerksfieber; überall, wo sich ein Erz zeigte, begann man zu graben und zu sprengen. Darum zählen die Beschreibungen jener Zeit eine Unmenge von Fundstellen auf, Gruner gibt einzig bei Lauterbrunnen deren etwa ein Dutzend an. In der Ortsbeschreibung ist er schon viel genauer als Altmann, obwohl auch er den größten Teil seiner Beschreibung nicht auf eigene Anschauung gründen kann. Und noch etwas Neues macht sich hier zum erstenmale geltend: Bouguers Reisen in Peru hatten eine neue Gebirgswelt erschlossen, und nun werden die peruanischen Gipfel mit den Alpen verglichen.

Auch bei Gruner weckte die Gebirgslandschaft im Einzelnen noch den Eindruck des Schauerlichen; so schildert er den Weg vom Grimselhospitz zum Oberaargletscher in folgenden Ausdrücken: „Von dem Oberaargletscher stürzt sich die Aar durch einen greulichen Fall, hinter einem sehr hohen Felsen, aus entsetzlichen Schründen hervor. Wenn man von dem Spitale bis dahin ihrem Laufe nachgehen will, so muss man sich an eisernen Haken, die zu diesem Ende in eine steile Felswand festgemacht sind, halten, um nicht in grässliche Schründe hinunterzustürzen. Diese Reise dauert eine ganze Stunde lang, durch eine scheußliche Wildnis."

Aber wie schön der Ausblick von einem der Hochgipfel sein müsse, — leider seien die meisten unersteiglich — das zu beschreiben findet er nicht Ausdrücke genug, und lässt darum dem Dichter der *Alpen* das Wort, indem er ein paar Strophen aus dieser Dichtung abdruckt. Da wir gerade von Haller reden — auch dem poetischen Schilderer unserer Berge sind einige Tropfen Wissenschaft in die Feder geflossen, wenn er zum Beispiel vom Leukerbad sagt:

> Sein lauter Wasser rinnt mit flüssigen Metallen,
> Ein heilsam Eisensalz vergüldet seinen Lauf;
> Ihn wärmt der Erde Gruft und seine Fluten wallen
> Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf.

Während Gruner noch die höhern Gipfel für unbesteigbar erklärte, hatten schon die Versuche, den Montblanc zu bezwingen, begonnen. Nun tauchen auch die bisher fast völlig unbekannten Walliseralpen in den Büchern auf. Der Genfer Bourrit entdeckt den Otemmagletscher, den er für den Anfang eines bis zum Simplon reichenden Eismeeres hält. Die von Gruner begonnenen Vergleichungen mit den amerikanischen Gebirgen setzt er fort: mitten in seine — großenteils aus Gruner entlehnte — Beschreibung Graubündens schiebt er ein paar Kapitel über die südamerikanischen Cordilleren ein, die unterdessen noch besser bekannt geworden waren; und von jetzt an wird in der alpinen Literatur immer wieder Bezug genommen auf die Erforschung fremder Länder durch La Condamine, Bouguer, Humbold und andere.

Aber auch in der Beschreibung des eigenen Landes vollzog sich um die Jahrhundertwende eine wesentliche Änderung. Pro-

fessor Tralles in Bern und viele andere Forscher bestimmten trigonometrisch die Höhe der wichtigeren Gipfel, und damit wurde den bisher so häufigen Diskussionen über diese Streitfrage endgültig der Boden entzogen. Dafür machte die Beschreibung auch der abgelegensten Hochtäler rasche Fortschritte; denn Naturforscher und Bergsteiger gingen immer eifriger und kühner ans Werk. Die rasch wachsende Zahl der Fremden nötigte zur Herausgabe möglichst praktischer *Führer* durch die neu erschlossene Wunderwelt. Ein Beispiel dafür bietet J. G. Ebels 1804 in „ganz umgearbeiteter und sehr vermehrter Auflage" erschienene Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen. In alphabetischer Reihenfolge wird alles Wissenswerte aufgezählt, ein besonderer Band gibt eine Menge praktischer Winke, Tourenvorschläge usw.

Neben der Beschreibung des Landes kam allmählich auch die Schilderung seiner Bewohner zu ihrem Rechte. Interessant sind besonders die Darstellungen der Ausländer. Wir müssen uns hier mit ein paar Streiflichtern begnügen. Dem gebildeten Städter des 18. Jahrhunderts fiel vor allem das äußerst einfache und dabei gar nicht freudlose Leben der Alpenbewohner auf. So ruft Haller, indem er Rousseaus Ideen vorwegnimmt:

> Seht ein verachtet Volk zur Müh und Armut lachen,
> Die mäßige Natur allein kann glücklich machen!

Und diesen Glücklichen sagt er:

> Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemütern
> Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefasst,
> Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern.

Fünfzig Jahre später schreibt Bourrit von den Oberwallisern, unter dem bezeichnenden Titel *Sitten des goldenen Zeitalters*: „Nun sind wir im Lande der Ruhe, Menschlichkeit und Glückseligkeit . . . Man wird als Mensch empfangen; und auf diesen schönen Titel gründet sich die Zuneigung, die sie äußern. So empfingen sie uns; so hatten sie J. J. Rousseau empfangen." Und nun folgt eine lange Schilderung dieses Paradieses und seiner glückseligen Bewohner. Gegen Ende des Jahrhunderts machte dieses Idealisieren einer ruhigen Beobachtung und Forschung Platz. Das zeigt sich deutlich schon in Ebels *Schilderung der*

Gebirgsvölker der Schweiz. Der Verfasser nagelt zwar auch noch mit bitteren Bemerkungen die Tatsache fest, dass eine Kuh im Appenzellerlande mehr Achtung genieße, als Millionen Menschen Europas, die unter dem Prügel und der Knute ihr Leben verfluchen. Aber er sieht auch das Unerfreuliche und beschönigt es nicht. In seiner *Reise in das Berner Oberland* (1817) spricht J. R. Wyß ganz offen von allerlei Unsitten, von Trägheit, die man da und dort finde.

Im Vorwort betont er, dass manche Forschungsgebiete, „wie zum Beispiel die Bergnamen, viele Sagen und die Mythologie der Alpen noch sehr wenig berührt worden sind, während sie doch ein neues Gebiet von Unterhaltung eröffnen, das im gegenwärtigen Augenblick, bei der auflebenden Teilnahme für das Altdeutsche, wohl größere Teilnahme finden dürfte, als sonst freilich der Fall sein könnte." Während frühere Beschreiber über das, was sie nicht sicher wussten, mehr oder weniger phantasierten, man denke nur an Altmann und Bourrit, sagt Wyß: „Ich habe absichtlich nicht eine Beschreibung, sondern eine Reise gegeben. Jene schien mir noch immer viel zu viel zu versprechen; diese dagegen erlaubte mir, da zu schweigen, wo ich gar nichts wusste, nicht selbst gesehen hatte, nicht hinreichend unterrichtet war, oder zwischen ungewissen Angaben noch nicht ins Klare gekommen."

1811 wurden Finsteraarhorn und Jungfrau bezwungen; damit war der Bann gebrochen und in den folgenden Jahrzehnten fanden die meisten Gipfel der Alpen ihre Ersteiger. Auch das Gletscherproblem wurde endlich mit aller Gründlichkeit in Angriff genommen. Das allgemeine Interesse dafür stieg in den vierziger Jahren derart, dass in den politischen Tagesblättern lange Diskussionen über die „Eis-Epoche" geführt wurden und das Publikum überall nach Gletscherschliffen suchte. Die Alpenschilderungen konnten davon nicht unberührt bleiben. Engelhardt (1840) bringt Erörterungen über die erratischen Blöcke und J. G. Kohl (1851) widmet der Natur in den Alpen ein paar hundert Seiten seiner *Alpenreisen*, wobei er vorsichtigerweise die verschiedenen Theorien der Gletscherbewegung bloß aufzählt, ohne dazu Stellung zu nehmen. Ein Zeichen der Zeit ist es auch, dass Kohl die Reisenden selbst in seine Schilderung einbezieht.

Seine Landsleute aus Norddeutschland, die Franzosen und Engländer bieten ihm reichlich Stoff zu humorvollen Plaudereien, die den feinen Beobachter erkennen lassen.

Die Alpenschilderung des 19. Jahrhunderts hat sich nach verschiedenen Richtungen entwickelt. Wenn wir von der wissenschaftlichen Literatur und den vielen Einzelbeschreibungen absehen, finden wir noch drei Hauptgruppen: Das Reisehandbuch, dessen Zweck darin besteht, ein möglichst zuverlässiger Führer zu sein. Aus Ebels vierbändiger Anleitung zum Reisen ist 1843 in der 8. Auflage ein einbändiges *Handbuch für Reisende in der Schweiz* geworden, das in manchem schon an den modernen Bädeker erinnert. Die zweite Gruppe bilden die je nach der Eigenart des Verfassers mehr oder weniger subjektiv gefärbten Reisebeschreibungen, die manchmal nur ein kleines Gebiet umfassen und darum oft wenig Neues bringen, wenn der Verfasser nicht ein besonders guter Beobachter ist. Literarisch am höchsten stehen wohl die Darstellungen, die uns die Natur in den Alpen als ein Ganzes und im Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen zeigen. Die Ortsbeschreibung wird dem „Handbuch" überlassen und an ihre Stelle tritt die eben erwähnte Darstellung der einzelnen Erscheinungen nach ihrer Ursache und Wirkung und deren Einordnung in die Gesamtheit der Alpenwelt. In solchen Werken zeigt sich der Einfluss der wissenschaftlichen Forschung am deutlichsten. Diese ist einerseits kompliziert, anderseits bringt sie allmählich Klarheit in die Zusammenhänge. Der Laie möchte nun gerne Klarheit haben, aber ohne die Kompliziertheit, und man kann ihm das gewiß nicht verargen. Solchen Wünschen suchen die in den letzten Jahren besonders zahlreich erschienenen volkstümlichen Darstellungen der verschiedensten Wissensgebiete entgegen zu kommen. Pflanzen- und Tierleben, die Erde als Wohnstätte des Menschen, fremde Länder und Völker: all das ist Gegenstand volkstümlicher Darstellung geworden, wobei die hochentwickelte Illustrationstechnik nicht wenig mitgeholfen hat. Derartige Werke wären aber nicht möglich, wenn nicht das Interesse für die Erscheinungen der Natur zugenommen hätte. Darum finden auch die Alpen immer neue Schilderer. Einer der neuesten ist Francé, der in seinen *Alpen* die Ergebnisse der Forschung dem Verständnis des Lesers nahe zu bringen und vor

allem den Natursinn des Bergwanderers zu wecken und zu schärfen sucht. Die meisten dieser Werke sind eigentlich Variationen des nämlichen Themas: Der Mensch und die Erde. Unsere Variation heißt: Der Mensch und die Alpenwelt. Schon die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts betonen den Einfluss der Berge auf die Alpenvölker, allerdings meist in allzu rosiger Beleuchtung. Wir modernen Menschen sind darin viel nüchterner geworden; wir beleuchten bloß noch die Wasserfälle. Wie die Darstellung der Menschen ihr Zeitalter nicht verleugnen kann, so auch diejenige der Natur. Von Scheuchzer bis auf Francé erkennen wir den Einfluss der Naturforschung. Selbst wenn Francé gar keine Quellen für den naturgeschichtlichen Teil seiner *Alpen* nennen würde, könnte ein Naturforscher das Werk auf wenige Jahre genau datieren, und so ist es auch mit früheren Darstellungen. Es gewährt einen eigenen Genuß, einige „Alpenbücher" aus verschiedenen Zeiten vergleichend zu lesen und so den Wandlungen zu folgen, die sich im Verhältnis der Menschen zur Bergwelt vollzogen haben.

BASEL TH. DE QUERVAIN

□□□

KÜNSTLER UND PSYCHIATER

Der nennt mein Leben Wahn,
Der's nicht erfassen kann.
Die Frucht reift wie im Traum,
Und krank sein soll der Baum?

*

Ihr steigt mit Messerblick
Hinein in mein Geschick
Und wühlt drin ohne Scham,
Ehrt nicht, woher es kam.

*

Ich leb' wie ihr so heiß
In Liebe, Kampf und Fleiß,
Und fang' den Widerschein
Im Spiegel obendrein.

KUNST UND BÜRGERTUM

Das kluge Bürgertum
Wird nie im Tempel stumm.
Es kann nur schmäh'n und schrei'n.
Was läuft es dann hinein?

EMANUEL VON BODMAN

ZUM FERMATPROBLEM

In den letzten Jahren hat, aller sonstigen Regel entgegen, ein mathematisches Hauptproblem, das Fermatproblem, in weitesten Kreisen auch der Nichtfachmathematiker Beachtung gefunden. Allerdings nicht seiner selbst wegen; die große Popularität, die ihm binnen kurzer Zeit geworden, verdankt es vielmehr dem Umstand, dass 1907 ein Darmstädter Mathematiker, Dr. Wolfskehl, durch Legat einen Preis von 100,000 Mark gestiftet hatte zu Gunsten desjenigen, der zuerst einen allgemeinen Beweis für den Fermatschen Satz erbringe. Kurze Zeit schon, nachdem dieses Vermächtnis bekannt geworden war, liefen bei der mit der Preisangelegenheit betrauten Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen angebliche Problemlösungen in sehr großer Zahl ein, unzulängliche Arbeiten aus allen möglichen Berufskreisen. Die Göttinger Instanz suchte — was begreiflich war — dem Segen Einhalt zu tun, verfiel jedoch auf ein recht sonderbares Auskunftsmittel. Sie erklärte nämlich im offiziellen Preisausschreiben, keine Manuskripte anzunehmen, sondern nur Arbeiten berücksichtigen zu wollen, „die in periodischen Zeitschriften, als Monographien, oder in Buchform im Buchhandel käuflich erschienen seien". Alle Lösungsversuche sollten also vor irgendwelcher Prüfung gedruckt werden. Und ferner bestimmten die Göttinger, dass der Preis frühestens zwei Jahre nach der Veröffentlichung der zu krönenden Abhandlung zuerkannt werden solle. Mit diesen Bestimmungen wurde die Preisausschreibung nun aber in eine bloße Prämierungsangelegenheit umgewandelt, indem die Bedingung der vorgängigen Drucklegung natürlich zur Folge hat, dass die Namen der Bewerber den Preisrichtern zum vornherein bekannt werden.

Mit dem Problem selbst hat es folgende Bewandtnis. Im Altertum schon kannte man eine allgemeine Formel für die Lösung der Aufgabe, zu zwei Zahlenquadraten ein drittes Zahlenquadrat zu finden, das gleich der Summe der beiden ersten ist (also $x^2 + y^2 = z^2$). Die Formel gibt — mit andern Worten — an, welche ganze Zahlen den Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks entsprechen, so dass nach dem pythagoreischen Lehrsatz die Summe der Quadrate der beiden kleineren Zahlen gleich ist dem Quadrate der größeren.

Diese Lösung überlieferte Diophant in seiner Arithmetik. Nun fand Fermat, der Toulouser Gerichtsrat und größte Mathematiker des siebzehnten Jahrhunderts, dass die Summe von zwei gleichgradigen Zahlenpotenzen nur im Falle der *Quadrate* gleich einer dritten Zahlenpotenz des gleichen Grades sein könne, dass es hingegen unmöglich sei, zwei Zahlen zu finden, deren *dritte* Potenzen zusammengezählt wieder eine dritte Potenz ausmachen, und dass die nämliche Unmöglichkeit für alle höheren Grade bestehe. Dieser Schluss auf die Unmöglichkeit, für die Formel $x^n + y^n = z^n$ ganzzahlige Lösungen zu finden, wenn der Exponent n größer als 2 ist, also für Dreipotenzengleichungen dritten und aller höheren Grade, ist der berühmte Fermatsche Satz. Fermat selbst behauptete in einer seiner Randbemerkungen, womit er sein Handexemplar der Diophantschen Arithmetik beschrieb, für diesen Satz, zu dem er offenbar durch Probieren gelangt war, einen „wunderbaren Beweis" aufgefunden zu haben. Von dem wunderbaren Beweis war jedoch weder in Fermats hinterlassenen Papieren noch in seiner Korrespondenz etwas zum Vorschein gekommen, und es ist deshalb mehr als bloß zweifelhaft, dass Fermat die Lösung wirklich gefunden hat. Die seitherigen Erfahrungen lassen viel eher annehmen, dass Fermat bei der Niederschrift jener Bemerkung zwar geglaubt habe, den Weg zur Lösung schon abzusehen, der spätere Versuch der Lösung selbst ihn dann aber enttäuschte. Tatsächlich liegt von Fermat nichts vor. Aber auch in den seit Fermat verflossenen drei Jahrhunderten ist das Problem Problem geblieben, obschon ihm alle Mathematiker begegnen mussten und es an Anstrengungen von ganz Großen, wie Euler zum Beispiel, nicht fehlte. So ist es begreiflich, dass man auch in neuerer Zeit die Chancen für die Problemerledigung nicht hoch einschätzte und der Darmstädter Preisstifter die Gültigkeit seines Preisanerbietens auf ein volles Jahrhundert befristete.

Ende 1910 erregte es daher Aufsehen, als im Berliner *Tag* eine Nachricht erschien, wonach die in Nowawes bei Berlin lebenden Privatgelehrten Eugen und Ulrich Dühring den Beweis des Fermatschen Satzes gefunden hätten. Der Verfasser der Einsendung, ein Fachmathematiker, Prof. Dr. Metger, verwies auf eine dahin auszulegende Andeutung, die Eugen Dühring in einer

Artikelserie (Zum Hohn auf drei mathematische Jahrhunderte[1]) getan, nach der aber die Lösung gerade wegen der Wolfskehlschen Preisstiftung und der sogenannten Preisausschreibung *nicht* veröffentlicht werden sollte. „Die beiden Dühring — erklärte Prof. Metger — sind unzweifelhaft Mathematiker von allererstem Rang. Sie haben in ihren Grundmitteln[2]) die Wissenschaft um weittragende Methoden bereichert und sie haben außerdem, was man bisher für unmöglich erklärte, für die Gleichungen von einem höheren als dem vierten Grade eine allgemeine Lösung gefunden. Wenn sie also jetzt erklären, dass sie das Fermatsche Problem gelöst haben, so kann man fest davon überzeugt sein, dass sie Recht haben". Auf diese Metgersche Äußerung hin bestätigte Eugen Dühring ganz bestimmt, was er zuvor mehr nur hatte durchblicken lassen. „Er besitze — so erklärte er[3]) — nicht nur den betreffenden Beweis bezüglich der Zahlen, sondern mehr als das, nämlich eine algebraische, also weit allgemeinere als zahlentheoretische Darlegung, dass und warum der Möglichkeit beim zweiten Grade die Unmöglichkeit bei allen höheren Graden zur Seite geht; die Dreipotenzengleichung zweiten Grades lässt sich rationalisieren, die der höheren bis in die Unendlichkeit hinein nie." Der Beweis soll jedoch zunächst nicht veröffentlicht werden. Dühring Vater und Sohn haben Verschweigung und Plagiierung ihrer früheren Leistungen zur Genüge erfahren. Da kommt ihnen die Göttinger Preisstiftung — mit der sie persönlich aus Gesinnungsgründen nichts zu tun haben können — bloß quer, indem die gegenwärtige Preisjägerei das denkbar größte Entwendungsrisiko darstellt. Die beiden verspüren begreiflicherweise wenig Lust, nun etwa durch vorzeitige Veröffentlichungen die Anerkennung für die wissenschaftliche Leistung einem Plagiator zuzuwenden, der ihre Lösung in anderer Einkleidung geschickt zu verwenden verstände und sich dafür obendrein noch durch den Göttinger Preis vor aller Welt auszeichnen und legitimieren lassen könnte. Vor der Veröffentlichung sollten wirkliche

---

[1]) *Personalist*, Nr. 256 ff. (*Personalist*-Verlag in Nowawes bei Berlin).

[2]) *Neue Grundmittel und Erfindungen zur Analysis, Algebra, Funktionsrechnung und zugehörigen Geometrie*, I. und II. Teil (1884, 1903). Verlag von O. R. Reisland.

[3]) *Personalist*, Nr. 271.

Garantien gegen deren Plagiierung geschaffen werden. Und in weiteren Artikeln begann Dühring selbst mit den sichernden Vorkehrungen.

Ohne die entscheidende spezielle Wendung kenntlich zu machen, erklärte Dühring zunächst allgemein, weshalb die Problemlösung drei Jahrhunderte hindurch vergeblich gesucht worden sei und weshalb sie auch jetzt von anderer Seite nicht zu erwarten stehe. Der Fehler liege an den bisherigen Methoden, die für das Fermatsche Problem untauglich seien. Der zahlentheoretische Weg führe nicht zum Ziel; nicht, wie bisher, als Zahlenproblem sei der Nachweis der Fermatunmöglichkeit zu fassen, sondern als algebraische Aufgabe. Diese Erklärung verdeutlichte Dühring, indem er durch geeignete Beispiele die Überlegenheit seiner algebraischen Methoden darlegte. Es gibt für die sogenannten pythagoreischen Zahlen, wie einleitend schon angedeutet wurde, eine alte, sehr einfache Berechnungsformel: Man findet die fraglichen Quadratzahlen, indem man von zwei beliebigen Zahlen das doppelte Produkt, die Differenz und die Summe der Quadrate nimmt also setzt: $x = 2ab$, $y = a^2 - b^2$, $z = a^2 + b^2$, wobei a und b beliebige Zahlen sein können. Wählt man als Zahlenbeispiel $a = 2$ und $b = 1$, so erhält man für $x^2 + y^2 = z^2$ die Quadratzahlengleichung $4^2 + 3^2 = 5^2$ oder $16 + 9 = 25$. Bei der Kennzeichnung seiner algebraischen Methoden gab nun Dühring eine von ihm abgeleitete Formel bekannt für die rationale Lösung der Forderung, die Summe zweier Quadrate in einen *Kubus* zu verwandeln, also der Gleichung $x^2 + y^2 = z^3$. Diese Formel ist derjenigen für die pythagoreischen Zahlen ähnlich, wenn auch nicht ganz so einfach. Nimmt man wiederum die beliebigen Zahlenelemente a und b, so findet man nach der Dühringschen Formel $x = a^3 - 3ab^2$, $y = b^3 - 3a\,b$, $z = a^2 + b^2$. Wählt man das Zahlenbeispiel $a = 2$ und $b = 1$, so erhält man für x^2, y^2 und z^3 die Zahlen 2^2, 11^2 und 5^3 oder 4, 121 und 125. Dühring gab außerdem noch eine andere „singuläre" Lösung, nämlich $x = a\,(a^2 + b^2)$, $y = b\,(a^2 + b^2)$, $z = a^2 + b^2$, bei der das Zahlenbeispiel $a = 2$ und $b = 1$ folgendes Ergebnis zeigt: 10^2, 5^2 und 5^3 oder 100, 25 und 125. Ferner erklärte er, dass er eine Ableitung besitze, welche die beiden angegebenen Lösungen für $x^2 + y^2 = z^3$ mit einem Schlage ergebe, und forderte die

Fachmathematiker heraus, ihm auf rein algebraischem Wege die Sache nachzutun. Wenn dieses und noch ähnliche später anzugebende Probleme öffentlich gelöst seien, so werde er zu weiteren Veröffentlichungen seiner Methoden bereit sein.

Im *Tag* Nr. 33 (1913), meldete sich der Berliner Mathematikprofessor Dr. Krohs, der sich schon durch eine frühere hochmathematische Arbeit als Kenner der Dühringschen mathematischen Errungenschaften ausgewiesen hatte[1]), zum Wort. Er teilte mit, dass er die von Dühring geforderte Ableitung besitze, und gab das von ihm gefundene Ergebnis an. Die gleiche algebraische Methode gestattet — nach Prof. Krohs — überdies die Lösung von $x^2 + y^2 = z^4$, von $x^2 + y^2 = z^5$ etc. Für $x^2 + y^2 = z^5$ liefere die Lösungsformel zum Beispiel für $a = 1$ und $b = 2$ die Potenzengleichung $1121^2 + 404^2 = 17^5$ oder $1\,256\,641 + 163\,216 = 1\,419\,857$, die sich gewiß nicht durch bloßes Ausprobieren finden lasse. Dabei wird $z = (a^4 + b^4)$. Ferner erklärt Prof. Krohs, dass die schon von Euler erwähnte und von Dühring als Zweipotenzengleichung bezeichnete bisher aber noch nie allgemein behandelte Aufgabe $x^3 - y^2 = 2$ sich nunmehr algebraisch erledigen lasse; es lasse sich dabei beweisen, dass außer der früher durch Probieren leicht gefundenen Lösung $x = 3$ und $y = 5$ keine weitere rationale Lösung möglich sei. Prof. Krohs schloss seinen Artikel mit den Worten: „Das alles aber spricht für Dühring. Die angegebenen Resultate wurden mir, indem ich mich mit Hilfe seiner Andeutungen im *Personalist* von der zahlentheoretischen Beschränkung der Aufgaben frei machte, allerdings erst nach manchem Fehlversuch und angestrengtem Nachdenken. Die Anwendung meiner Methode auf das eigentliche Fermatproblem hat mir die Gewissheit gegeben, dass Dühring die vielumstrittene Lösung besitzt".

Die Problemlösungsangelegenheit, die nun so weit gediehen ist, verdient nicht nur des Problems wegen Beachtung. Es handelt sich nicht nur um eine Höchstleistung auf mathematischem Gebiet. Es handelt sich außerdem auch um die Einführung einfacherer, sicherer Rechnungsmethoden. Prof. Krohs erklärte schon früher in seiner oben erwähnten mathematischen Abhandlung

[1]) *Die algebraisch lösbaren irreduziblen Gleichungen fünften Grades.* Berlin 1901. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung.

„Die algebraisch lösbaren irreduziblen Gleichungen fünften Grades“ auf bloß dreißig Seiten nach Dühringscher Methode die Schwierigkeiten einwandfrei erledigt zu haben, ohne vom Leser mehr als die Vorkenntnisse eines Realabiturienten zu verlangen, während sonst dazu eine recht beträchtliche Menge schwieriger zahlen- und substitutionstheoretischer Kenntnisse nötig gewesen wären, die einen ziemlichen Band gefüllt hätten. Heute werden Vereinfachung und größere Anschaulichkeit in der Mathematik vorab in den Elementen von Fachmathematikern als Hauptprogrammpunkte anerkannt. Wenn nun, wie Prof. Krohs andeutet, die Bemühungen um das Fermatproblem in dieser Hinsicht größte Fortschritte erwarten lassen, so gewinnt die Frage, ob eine baldige Veröffentlichung der Dühringschen Lösung möglich werde oder nicht, ein ganz allgemeines Interesse. Denn Vereinfachung der mathematischen Mittel, leichtere Zugänglichkeit, abkürzende Wege zur Höhe sind nicht bloß eine Angelegenheit der Fachmathematik, sondern des menschlichen Wissens überhaupt.

ZÜRICH HERMANN MEYER

□□□

DIE WANDMALEREIEN DER UNIVERSITÄT

„Sehen Sie denn nicht ein, lieber Herr Bovet, dass Sie mit Ihrer scharfen Kritik der Entwürfe Bodmer und Huber der Sezession in Luzern Vorspanndienste leisten? Und betrübt es Sie nicht, dass sowohl das *Volksrecht* wie die *Bülacher Wochenzeitung* Ihrem Votum Beifall spenden?“

Diese Argumentation beunruhigt mich nicht. Abgesehen davon, dass ich keiner Partei angehöre, kann ich nicht einsehen, was die Politik mit diesen Wandmalereien zu tun hätte . . . „Aber die Sezession?!“ Ja, wer beweist mir denn, dass zwischen den Entwürfen Bodmer und Huber einerseits und der Sezession anderseits gar kein Raum vorhanden ist für eine andere Auffassung der Kunst? Seit wann sind denn die Herren Bodmer und Huber der Inbegriff der „modernen Malerei“? Da würden sich die besten Künstler in der Schweiz schön bedanken, und nicht zuletzt Herr Hodler selbst.

Damit habe ich den Mann genannt, auf dessen mächtiges Wirken — ohne seine Schuld — eine merkwürdige Konfusion zurückgeht. Für viele Verehrer, wie auch für viele Gegner Hodlers, ist *Er* die Offenbarung, er allein die moderne Kunst. Etwas anderes neben ihm gilt nicht mehr; der traurigste Schmierer jedoch, der mühsam das Äußerlichste an Hodlers Kunst kopiert, wird durch des Meisters Zauberkraft zum „modernen Künstler" gehoben. Ich bin überzeugt, dass Hodler selbst an diesem sonderbaren Kultus keine echte, tiefe Freude hat. Er ist dafür in demselben Maße verantwortlich, wie Racine für die schlechten Tragödien eines Voltaire, und wie Goethe für die vielen Wertheriaden. Es ist das Schicksal eines jeden Bahnbrechers, dass er nach der einen Seite befreit und nach der andern Seite knechtet; er befreit die Tüchtigen, er knechtet die Mittelmäßigen.

Über Hodler selbst nur wenige Worte, um meine persönliche Stellung zu ihm kundzugeben. Seit zwanzig Jahren bewundere ich ihn, nicht blind, aber mit umso größerer Treue. In einer italienischen Zeitschrift *(Rivista politica e letteraria)* veröffentlichte ich 1901 einen Artikel über die Schweizer Künstler, der gerade in Hodler den Befreier begrüßte. Seit einigen Jahren sehe ich wohl in ihm eine weitere Entwicklung, doch keinen Fortschritt mehr und muss manches als Irrungen bedauern. Wer will aber heute schon über ihn ein sicheres Urteil fällen? Ein solcher Riese verlangt Perspektive . . .

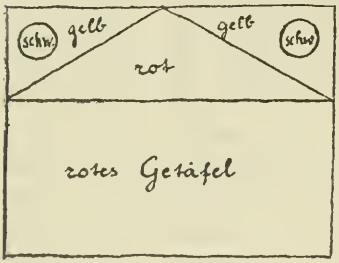
Wie groß er auch sei, vergessen wir doch nicht, dass neben ihm andere echte Künstler ganz andere Wege gegangen sind und noch gehen werden; er ist nicht *die* moderne Schweizerkunst. Der Fehler seiner blinden Verehrer besteht eben darin, dass sie diese Identifikation vorgenommen haben, und dass sie alles, was auch nur äußerlich „hodlerianisch" aussieht, als „modern" verherrlichen. Wer anderer Meinung ist, der „versteht eben nichts von Kunst". Die einfache Logik forderte einen andern Absolutismus heraus, den der freudelosen Sezession, auf die Hodlers Name wie ein rotes Tuch wirkt . . . Und so heißt es schließlich auf beiden Seiten: „Vogel, friss oder stirb!" Wer die Entwürfe Bodmer und Huber nicht bewundert, der wird zur Sezession geschoben und von ihr mit dickem Strick gezogen. Wo bleibt da die

Freiheit der Kritik, die ebenso notwendig ist, wie die Freiheit der Kunst?

Mein lieber, verehrter Freund Hans Trog hat es erfahren müssen. Mag ich auch oft (besonders auf dem Gebiete der Malerei) anders denken als er, ich sehe in ihm, seit Jahren, einen durchaus unabhängigen, hervorragenden Kritiker, von dem gerade der Andersdenkende immer etwas zu lernen hat. Die gewissenhafte Erfüllung seiner Pflicht hat ihm genug Schmähbriefe und perfide Insinuationen zugezogen, dass ich ihm hier öffentlich, auch im Namen anderer, unsern Dank ausspreche. Sein Wissen, sein Geschmack, seine scharfe Einsicht seien nur nebenbei erwähnt; was ich betonen möchte, das ist das stete Wohlwollen, das er, trotz der gelegentlichen feinen Manie, den jungen aufstrebenden Talenten entgegenbrachte, und die Standhaftigkeit, mit der er immer für Hodler und einige andere eintrat. Nun, da er mit durchaus sachlicher Begründung die Entwürfe Bodmer und Huber abgewiesen hat, musste er auch erfahren, dass er von der „Kunst der Gegenwart" nichts versteht ... Hans Trog wusste wohl, dass man mit dem Gespenst der von ihm so grimmig bekämpften Sezession kommen würde; er ist vor diesem Gespenst nicht erschrocken; er sprach aus, was sein Gewissen ihm deutlich sagte; und damit hat er allen ein Beispiel des männlichen Mutes gegeben.

Jetzt können wir endlich zur Sache selbst übergehen, zu diesen Entwürfen, die vielen meiner Leser offenbar bekannt sind. In der neuen Zürcher Universität sollen also der Saal des Senates und das Dozentenzimmer Wandmalereien erhalten. Der Entwurf Bodmer (Senat) ist besonders lehrreich. Es kommen da Wände in Betracht, die architektonisch aus zwei Rechtecken bestehen; das untere Rechteck bekommt ein Holzgetäfel; dem Künstler blieb das obere, schmalere Rechteck. Herr Bodmer hat das Problem so gelöst: er teilte das Feld in drei Dreiecke ein; das mittlere, rote Dreieck (mit schwarzer Figur) soll mit Linien und Farbe das obere Rechteck mit dem roten Getäfel verbinden; links und rechts bekommen die gelben Dreiecke je ein schwarzes Medaillon. In diesem Entwurf sollen wir die Farbenpracht und die glückliche Verbindung der Rechtecke bewundern. Wenn aber der Architekt seine Wand so einteilte und das Verhältnis der Höhe der

Rechtecke bestimmte, warum soll der Maler andere Linien, andere Verhältnisse vortäuschen? Gerade die „modernste“ Architektur verlangt aufrichtige Struktur, und Unterordnung des Ornamentes eben dieser Struktur. Die Sache wird aber geradezu komisch: da man nachträglich eingesehen hat, es sei doch des Roten zu viel, so soll jetzt das Getäfel grau werden; um aber die Verbindung mit dem roten Dreieck zu erhalten, sollen links und rechts die äußersten Fächer des Getäfels rot bleiben. Das heißt: anfänglich war das Dreieck rot wegen des roten Getäfels; und jetzt haben wir zwei rote Fächer wegen des roten Dreiecks!



— Rot, gelb und schwarz sind gewiss eine schöne Farbensymphonie, wenn man auch keinen besonderen Grund hat, gerade *diese* Farben zu wählen; käme es bloß auf die *Farben* an, so hätte der Architekt keinen Wettbewerb gebraucht um die Wand zu schmücken; dass man Künstler zu einem Wettbewerb einlud, beweist, dass man auch Formen, womöglich Figuren wünschte, die in irgend einer Beziehung zur Bestimmung des Saales stehen. Da kommen mir nun die schwarzen Medaillons in den gelben Dreiecken merkwürdig unbeholfen vor, zwar nicht an sich, sondern im Raum, als losgelöste Teile eines Ganzen; der Architekt meinte, diese Medaillons seien „so schön, dass man sie direkt herausschneiden möchte“; besser könnte man sie nicht kritisieren; denn die Wandmalerei (möge sie Linien oder Figuren bringen) fordert eine so strenge Komposition, dass kein einzelner Teil auch nur die Idee des Herausschneidens zulassen darf. Vom schwarzen Pferde und seinem Reiter, von der rätselhaften Frau will ich nichts sagen, weil hier nur der subjektive Geschmack dafür oder dagegen spricht; die zwei Hunde (besonders der hinterste) gefallen mir sehr gut in ihrem kräftigen und eleganten Schwunge. Das Dekorationsmotiv der grünen, dünnen, blätterarmen Stengel scheint mir eine unglückliche Nachahmung des sehr bestreitbaren Verhœven; doch ist auch das Sache des Geschmackes. Sachlich ist jedenfalls die eigentliche Technik des Entwurfes äußerst mangelhaft; eine solche Keckheit grenzt an

Leichtsinn; die souveräne Verachtung der Qualität in Zeichnung und Farbe hat gewiss dem Gesamteindruck sehr geschadet.

Der Entwurf Huber (Dozentenzimmer) bringt fünf Figuren, deren rhythmische Anordnung sofort die Absicht kundgibt, „hodlerianisch" zu sein; ebenso die Horizontlinie und die spärliche Ausschmückung der Wüste, die als farbig neutraler Hintergrund die Farben und Linien der Figuren besser hervortreten lassen soll. Die Ausführung bleibt weit hinter der Absicht zurück. Die kauernden Figuren tragen „zeitlose", sich enganschmiegende Gewänder; die französische Kunst hat in ihren besten Epochen immer wieder nach dem Zeitlosen gestrebt (réduction à l'universel); ich bewundere das an ihr und so wäre mir auch diese Absicht des Herrn Huber sympathisch; doch ist die Ausführung misslungen. Ein anderes, schwer definierbares Element fällt mir bei den Figuren auf: etwas Hieratisches, das stark an die Götterbilder der Hindus erinnert[1]). Also verschiedene Elemente und Absichten, die unorganisch neben einander liegen. Das Ganze soll die Verkündung einer neuen Lehre darstellen[2]); als solche macht es auf mich einen grotesken Eindruck.

Über den Gehalt, über die Beziehung dieser Bilder zu den Räumen hat Hans Trog so richtig geurteilt, dass ich die wichtige Frage ruhig bei Seite lassen kann.

Am 10. Januar haben die Dozenten der Zürcher Universität mit großer Mehrheit (49 und 48 gegen 10 und 11 Stimmen) der Regierung den Wunsch ausgesprochen, die Bilder möchten nicht ausgeführt werden. Uns allen tat es besonders leid, in dieser Sache gegen Herrn Moser, den Erbauer unserer Universität, kämpfen zu müssen. Persönlich gehöre ich zu denjenigen, die das Werk des Herrn Moser bewundern und es immer gegen alle Angriffe verteidigt haben. Wir schätzen und lieben in Herrn Moser den Menschen und den Künstler. Er ist aus voller Überzeugung

---

[1]) Bemerkenswert ist, dass dieses Element auch in Amiets Entwurf für die Dekoration des Kunsthauses fühlbar ist; nur dass bei Amiet das Ganze viel einheitlicher ist, aus einem Wurfe, in *einem* Stile. Dieser Entwurf gehört sicher zu den besten Leistungen des Künstlers, wenn man auch über das Verhältnis der Figuren zur Höhe der Wand und über die Verwendung von nur zwei Farben sich wundern darf.

[2]) Also auch hier eine Ähnlichkeit mit Amiets Entwurf für das Kunsthaus; und auch hierin bleibt Herr Huber weit hinter Amiet zurück.

für die Entwürfe eingetreten; unsere Überzeugung gebot uns, *gegen* die Entwürfe zu stimmen. Wer hat Recht? Das kann nur die Zukunft lehren. Beide Parteien haben ehrlich ihre Pflicht getan; und wie auch der Entscheid der Regierung ausfallen mag, wir dürfen nach dem Kampfe einander die Hände reichen.

Vom Rechte der Professoren und der „Bourgeois" im allgemeinen, in Kunstfragen ihre Meinung auszusprechen, soll bei anderer Gelegenheit die Rede sein. Heute will ich bloß mit Tatsachen eine Auffassung widerlegen, welche die Künstler gerne vertreten. Es werden immer wieder zwei oder drei Fälle angeführt, in denen große Künstler von ihren Zeitgenossen verkannt und verfolgt wurden, während die Nachwelt in ihnen Befreier sieht. Und daraus wird der Schluss gezogen: wer heute keinen Erfolg hat, der ist ein großer Mann. — Das beruht doch auf einer sehr summarischen und einseitigen Kenntnis der Vergangenheit. Aus der Geschichte der Literatur will ich nur einige Namen zitieren: Von ihren Zeitgenossen wurden verkannt oder nicht richtig geschätzt: La Fontaine, Racine, Molière, Vauvenargues, Stendhal, Flaubert. Viel zu hoch gepriesen wurden Leute wie Malherbe, Chapelain und Voltaire. Aber mit Recht wurden Unzählige wenig beachtet, die oft an die Nachwelt appellierten und von dieser Nachwelt noch strenger beurteilt werden, so die Brüder de Goncourt. Und endlich haben viele ihre Zeitgenossen sofort oder nach sehr kurzem Kampfe erobert; so Petrarca, Rabelais, Ronsard, Corneille, Lamartine, Hugo, ja auch J. J. Rousseau. Man sollte wahrlich aufhören, aus *jedem* Abgelehnten einen Märtyrer zu machen.

Die Herren Bodmer und Huber haben sicher schwere Tage durchgemacht. Sie werden wohl aber die Ersten sein, nicht Mitleid, sondern sachliche Anerkennung zu wünschen. Und wenn sie das Zeug dazu haben, werden sie eines Tages die Anerkennung auch erzwingen. Manchen Künstler kenne ich, der heute, nachträglich, in den ersten Schlappen die fruchtbarste Belehrung sieht. — Lassen wir die Sezession triumphieren und Kronzeugen anrufen; das wird aus guten Gründen nicht lange dauern. Wenn aber auf unserer Seite ein gewisser Bann gebrochen ist, wenn das kunstfreundliche Publikum, die Kritiker und vor allem die Künstler sich wieder auf Freiheit, Aufrichtigkeit und Qualität besinnen, dann ist der jetzige Kampf für die Schweizerkunst ein wahrer Segen.

ZÜRICH E. BOVET

□□□

THEATER UND KONZERT

ZÜRCHER SCHAUSPIEL. *Das Schaffot.* Wir sahen in diesem Winter das Danton-Drama Büchners. Ein revolutionärer Politiker endet unter der Guillotine. Ein noch Radikalerer, dem er unbequem geworden ist, bringt ihn zur Strecke. Ist das tragisch? An sich gewiss nicht. Die politische Konjunktur bringt das so mit sich. Wir mögen es tragisch finden, dass der Minderbegabte, der Wertlosere Sieger bleibt. Allein er ist nun einmal der Mächtigere (für den Moment), und dieser nicht so selten im Leben sich ereignende Fall vom Heraufkommen des Geringeren, des Rücksichtsloseren, vielleicht auch nur Pfiffigeren hat im Grunde mit Tragik nichts zu tun, so traurig der Vorgang als Lebenserfahrung immer wieder stimmen mag. Die Tragik als solche kann nur im Helden selber liegen. Etwa so: er ist durch Gewalttaten, durch Ungesetzlichkeiten, durch Frevel hoch gekommen; und nun möchte er aus all dem heraus, hinauf zu einer reineren Sphäre, möchte das Vergangene vergessen machen, möchte das Chaos, aus dem er unbedenklich emporstieg, indem er mit ihm Geschäfte machte, zur Ordnung, zur Gesetzlichkeit bändigen und umbilden; dazu aber reicht seine ethische Kraft nicht mehr, oder sie findet keinen Glauben, und seine Vergangenheit tötet seine Zukunft.

Nicht das Schaffot macht einen solchen dramatischen Helden tragisch; dass er an sich selbst zerbrach, bevor er den Todesgang antreten muss, bestimmt seine tragische Konfiguration.

Beim Egmont, wie ihn Goethe formt, liegt die Sache wieder anders. Was da von tragischer Wirkung herausspringt, stammt aus einer andern Quelle: ein Optimist verschließt aus seinem ganzen Temperament heraus die Augen vor den harten Realitäten des Lebens; er kann und will nicht an die dunkeln Mächte in der Menschennatur glauben. So zerschellt er an ihnen. Aber auch hier: sein eigener Charakter wird zur Ursache seines Todes.

Im ersten Fall ein Held, der an der Unreinheit, im zweiten einer, der an der Gutgläubigkeit seines Wesens zu Grunde geht. Gleichsam zwei Pole des tragischen Erlebens.

Wie stände es nun mit Hans Waldmann? Er wird zur ersten Kategorie gehören müssen, wenn er dichterisch als tragische Persönlichkeit zur Erscheinung gebracht werden soll. Denn er ist ein großer Ehrgeiziger, was bei Egmont völlig wegfällt. Und der Ehrgeiz hat ihn in den Mitteln des Empordrängens und Sichbehauptens völlig unbedenklich gemacht. Oben angelangt aber — und hier würde ein weiteres psychologisches Moment eintreten — ist die Hybris über ihn gekommen, die Verblendung, dass er sich nun alles erlauben dürfe, um die Macht zu behaupten und anzuwenden im Dienste dessen, was ihm als das Zuträgliche für das Gemeinwesen erscheint. Aber die Andern, die er untergekriegt hat, sind auch noch am Leben, und sie spähen nach seinen Schwächen, um mit ihrer Rache einzuhaken. Sie legen die Kontreminen, sie wiegeln — um die historisch-exakte Wahrheit hat sich der Dichter nicht zu kümmern — die Landschaft gegen sein Regiment auf. Waldmann jedoch will und darf von solcher Widersetzlichkeit, die ja jetzt nicht seinen eigenen Zwecken mehr dient, nichts wissen. Er fährt scharf drein. Und nun haben die Gegner doppelt gewonnenes Spiel. Jetzt können sie

sich als die Volksfreunde aufspielen. So wird das Netz geflochten, in dem das Wild sich fängt. Zur Tragödie des großen politischen Ambitiosus müsste der Waldmann-Stoff geformt werden. Eins wäre unumgängliche Bedingung: die Mächte der Gegenaktion müssten klar und scharf gezeichnet und mit der nötigen dramatischen Dynamik ausgestattet werden; die Skrupellosigkeit haben sie bei dem Waldmann des Aufstiegs lernen können, und sie waren aufmerksame Schüler, so aufmerksame, dass ihr Lehrer, dem späterhin alle Unbotmäßigkeit als ein Staatsverbrechen gegen seine Person nicht nur, sondern auch gegen das von ihm selbstherrlich und streng vertretene und verwaltete Regiment erscheint, den Kürzeren ziehen muss.

So etwa würde ich mir ein Waldmann-Drama vorstellen, das über das zufällig Historische hinaus uns menschlich etwas zu sagen hätte.

H. TROG

NEUE BÜCHER

Dr. H. SCHOLLENBERGER. *Edmund Dorer; die Persönlichkeit und sein Schaffen.* Huber und Co. Frauenfeld.

„Bildung, Geschmack, Begabung, Herzensadel besaß er in ungewöhnlichem Grade, und jedem, der nur ein Stündchen neben ihm gesessen hat, wird er unvergesslich bleiben". So urteilt C. F. Meyer in einem Kondolenzschreiben über Edmund Dorer, mit dem er manches gemein hatte. Dies Wort Meyers enthält keine jener Übertreibungen, die beim Tode eines Freundes entschuldbar sind; es erscheint vielmehr mit Bedacht geschrieben, wie alles, was Meyer dem Briefe anvertraute.

Schollenberger führt für diese Auffassung den Beweis und ergänzt das Urteil über den Menschen durch eine scharfe Umgrenzung der Künstlernatur Dorers, von dem Meyer gesagt hatte, dass er bei zarter Natur und Gesundheit zum Verwundern viel geleistet habe. Schollenberger hat diese Leistung durchforscht, er hat sich die Arbeit, die manchen vor ihm zurückschreckte, angelegen sein lassen und nicht leicht gemacht. Hier galt es, Quader zu wälzen, zu graben, zu sichten und zu sieben, ehe die nicht sehr ergiebige Goldader dieses in seinen Interessen lebhaft schwankenden Dichtergeistes bloßgelegt war. Mit großer wissenschaftlicher Genauigkeit, mit Geschick und Geschmack, mit dem Rüstzeug eines durchgeschulten Literarhistorikers ging der fleißige und kenntnisreiche Autor zu Werke, genau so, als ob er seine Kräfte einem großen Dichter zu widmen gehabt hätte. Die warme Liebe zum Menschen und zum Gegenstand lobt jede Zeile dieses Buches.

Dorer, dessen interessanter Romantikerkopf die erste Seite des Werkes schmückt, erinnert stark an Platen, der kein Romantiker sein wollte, aber doch zu ihnen gezählt werden kann. Er hat mit diesem gemeinsam die kulturelle Familie, die sensitive Seele, die Keuschheit der Jugend, die Reinheit der Lebensführung, die ängstliche Sorge für seinen nur wenig widerstandsfähigen Körper, die Sehnsucht nach dem Süden (dort nach Italien; hier nach Spanien), die Liebe zur Form, die Schönheit des Gedankens, die Vielseitigkeit des Wissens; aber auch den Mangel an Leidenschaft (was C. F. Meyer einmal lobend feststellt

und auf seinen Vegetarismus zurückführt!) und den Mangel hervorragender Geistigkeit. Sein Talent liegt etwas unter der Linie Platen-Geibel. Ein Menschenalter früher geboren, hätte Dorer eine gewisse Geltung wohl erobern können. Er gehört zu jenen tragischen latenten Dichternaturen, die das Beste ihres Talentes nur schwer ans Licht fördern können, die meist auf halbem Wege stecken bleiben, so dass die letzte Durchbildung, die erst die *Eigenart* eines Dichters am deutlichsten erweist, meist nicht gelingt. Er gehört zu jenen tragischen Menschen, denen niemals die gewaltige emotionelle Anfeuerung eines Erfolgs zu Teil geworden ist, so dass die lebendige Quelle ewig durch eine Eisdecke verschlossen blieb. Er gehört nicht zu den Flammen, die im Sturmwind wachsen, eher zu denen die ewig zu erlöschen drohen. So beschleicht ihn, den Märtyrer, wie er auf dem Totenbette sich nannte, die Unsicherheit. So bleibt er oft im Konventionellen stecken. Er kommt aus dem Geiste anderer nicht heraus. Er gewinnt nicht die Kraft, selbst etwas sein zu wollen, und es ist bezeichnend für ihn, dass, neben einer Fülle eigenen geistigen und erworbenen Gutes, seine vortrefflichsten Aussprüche sich häufig an den Worten, Gedanken und Dichtungen anderer entzünden müssen. Hier liegt auch der Grund, weshalb er andere wiederholt.

Es wäre jedoch durchaus verfehlt, Edmund Dorer die Bedeutung absprechen zu wollen, die ihm in dieser genau abwägenden Arbeit zugesprochen wird, denn die *Persönlichkeit* Dorers — Schollenberger hat auf dem Titel des Buches das Wort *Persönlichkeit* vorangestellt — ist von unzweifelhaftem Kulturwert.

Ich habe unter Schollenbergers Führung mit großer innerer Anteilnahme die menschlichen Seiten dieses eigenartigen Dichterlebens kennen gelernt und als eine wirkliche Bereicherung die eindruckvollen zusammenfassenden Schlusskapitel gelesen.

Schollenberger benutzt, um im Bilde zu reden, seinen Gegenstand niemals als Reckstange, um in einem virtuosen Aufschwung zu exzellieren. Immer aber am richtigen Orte, ohne von Person und Gegenstand abzulenken, ist ein Vergleichsmaterial aufgeschüttet und ein Reichtum der Beziehungen hergestellt, der Respekt abnötigt.

Ein Beitrag zur Schweizer Kultur aus der zweiten Hälfte des geschwundenen Jahrhunderts ist dieses Buch, zu jener künstlerischen und menschlichen Kultur, deren geniale Blüte Conrad Ferdinand Meyer bezeichnet.

Deshalb ist dieses Buch für jeden Nachdenklichen lesenswert, besonders aber für Künstler, die am Schicksalsmäßigen nicht kalt vorübergehen.

Schollenberger hat, was ich deutlich hervorheben möchte, durch einen sehr ansehnlichen Zuschuss an reingeistigen und seelischen Werten seinem Werke eine starke besondere Anziehung geschaffen.

CARL FRIEDRICH WIEGAND

*

M. BUTTS. *Au temps des chevaliers.* Lausanne, Payot.

Voici un livre fort bien fait et très adapté aux lectures en famille. Tout en intéressant vivement les petits il n'ennuiera aucun des grands.

Mlle Butts y a mis à la portée de chacun un choix d'histoires de chevalerie, légendes célèbres et pourtant mal connues parce que trop longues et surtout difficiles à lire dans le texte; elle les a résumées adroitement, dans une prose nette et sobre, agrémentée d'une légère saveur moyen-âgeuse. Et c'est une

saine lecture pour notre jeunesse que celle des aventures héroïques et merveilleuses des preux chevaliers. Ajoutons que les illustrations en sont excellentes. B.

*

KARL STAMM. *Das Hohelied.* Lyrische Dichtungen. Mit Buchschmuck und einer Originalradierung von Eduard Gubler. Orell Füßli, Zürich 1913.

Wir haben nicht gerade Mangel an jungen Dichtern. Mit berechtigtem Skeptizismus betrachtet man neue Namen und poetische Erstlinge; viele glauben sich auserwählt, wenige sind berufen! Wie mancher beginnt als vielversprechendes Talent und hält nicht, was sein Anlauf versprach. Gerade das kleine Land sollte in der Wertung seiner künstlerischen und dichterischen Vertreter doppelt vorsichtig und gewissenhaft sein und seine Kronen nicht allzu freigebig austeilen.

Wo aber einmal eine wirkliche schöpferische Kraft nach hartem Ringen und gewissenhafter Selbstprüfung ihr Können preisgibt, da sollte auch die Anerkennung der gebotenen Gabe entsprechen. So möchte ich heute dem Leser einen jungen Zürcher Dichter ans Herz legen, der es wahrlich verdient, dass man sich mit seinem Empfinden und Schaffen vertraut mache.

Karl Stamm wurde vor 23 Jahren in Wädenswil geboren und ist heute Lehrer in Steg, einem kleinen Dorf des Töße tales, wo er in aller Stille seinen dichterischen Plänen sich hingibt. Sein erstes menschliches und dichterisches Bekenntnis nennt er nach dem, was es ihm ist und bedeutet, *Das Hohelied.* Es ist eine aus zahlreichen klangvollen und formvollendeten Sonetten und einer Anzahl freier Rhythmen bestehende „lyrische Dichtung", die in bezeichnende Gruppen gegliedert *(Das Lied an die Natur. — Das Lied des Lebens. — Das Lied der Seele)* vom Höchsten und Heiligsten, vom Tiefsten und Unergründlichsten singt, was das Herz und die Harfe des Sängers bewegt hat. Es sind Klänge darin angeschlagen, die uns mit unmittelbarer Kraft und Stimmungsgewalt in den Bannkreis der Bewunderung ziehen und unwiderstehlich darin festhalten, Töne von einer Schönheit, Tiefe und Reinheit, wie sie nur die seltensten und glücklichsten Stunden dem echten Dichter schenken.

Ein junger, dem Autor befreundeter Künstler, Eduard Gubler, hat den aus einer Originalradierung, Kopfleisten und Schlussvignetten bestehenden Buchschmuck beigesteuert, und der Verlag hat eine dem Gehalt angemessene und würdige Ausstattung zu bieten sich angelegen sein lassen.

Mit ein paar kurzen Proben möchte ich den Dichter hier einführen; ihre Art und Kunst, ihre Tiefe und Reife, ihr Wohlklang und ihre Schönheit werden ihren Genuss in stillen Feierstunden begehrenswert erscheinen lassen. Da ist zunächst das einleitende Präludium, ein kleines Meisterstück von künstlerischer und gedanklicher Vollendung:

Ich bin wie eine weiße Schale
Im weiten Raume aufgestellt.
Das Flüstern klangerfüllter Tale,
Die Stille hoch im Sternensaale,
Das Licht, das in die Tiefen fällt:
Sie sammeln sich in meinem Grunde
Und kreisen selig in der Runde
Und formen sich in meinem Munde
Zum leisen Lied von Gott und Welt.

Zu Beginn des *Liedes der Seele* finden wir das in feierlich-ernster Majestät seelischen Vollklangs dahinrauschende Sonett:

Dich, selt'ne Stunde, segne ich vor allen,
Die du mir nahst, wenn stumm der Tag verblich
Und all die wirre Hast entschlief in sich,
Und ungestört die nächt'gen Schleier wallen.

Dann schreitest du aus deinen ernsten Hallen
Mit kühlem Mund und still und feierlich
Und stattest mir zurück mein eignes Ich,
Das mir im lauten Lärm des Tags entfallen

Und gibst die Kraft mir, weit mich wegzuheben
Aus diesem ungestillten, halben Leben
Und öffnest mir die Tür' zu einer Welt

Jenseits vom Gut und Böse dieser Erde
Und lädst mich ein mit lächelnder Gebärde
Und duldest mich, so lang's dir wohlgefällt.

Gegen das Ende der Dichtung findet man zwei Stücke von festlicher Pracht der Anschauungswelt und wuchtiger Prägnanz der ausgesprochenen Empfindungen, von urwüchsigster Fülle und Tiefe des wertvollen, sprachlich fein abgerundeten Ideengehaltes:

Des Himmels grauer Vorhang ist geschlossen.
Der Hof der Toten öffnet mir die Türen,
Die mich ins Reich der Abgeschied'nen führen.
Von Stille sind die Steine übergossen.

Und aus der Tiefe kommt es leis geflossen —
Unsichtbar kalte Hände mich berühren,
Den Atemzug Gestorb'ner kann ich spüren
Und dunkel hat ein Traum sich mir
erschlossen:

Ein Toter sprengte seine engen Wände
Und reichte mir die fleischlos harten Hände.
Doch seinem Mund entrann kein einzig Wort.

Nur seine Augen hielt er aufgeschlagen
Und seine ew'gen Augen wollten sagen:
Wir sind verkettet alle, hier und dort.

*

Es naht die Nacht mit schlummerschweren
Winden
Und löscht die Lichter aus im weiten Land.
Auf heiße Schläfen legt sie sacht die Hand
Und lässt die müden Augen sanft erblinden.

Und allen Dingen will sie sich verbinden
Und deckt sie zu mit ihrem Traumgewand
Und Stille gießt sie lautlos in den Sand
Und tiefer dunkelnd alle Ufer schwinden.

Der ungebroch'nen Stille hingegeben
Erlischt der Dinge schlummertrunk'nes
Leben;
Sie sind nicht mehr und haben keinen Sinn. —

Jetzt eben ward, von Gott zurückgenommen
In seine Brust, die stille Welt vollkommen —
Und ist so dunkel wie von Anbeginn.

So dieser Dichter und sein vielversprechendes junges Werk. Spricht es nicht genug für sich selbst, für das Reife und Abgeklärte, was sich jetzt schon darin findet und für das vielleicht noch Reifere, was die Zukunft und das weitere Schaffen seines Urhebers und Gestalters uns dereinst, wie wir hoffen, schenken wird? Ist es nötig, Karl Stamm erst wieder auf dem üblichen Umwege der Anerkennung im Auslande seinen Landsleuten als etwas Tüchtiges, Rühmliches und Besonderes vor Augen zu führen?

Oder soll ich zum Überflusse verraten, dass sich in kürzester Frist eine ganz stattliche Anzahl erster deutscher und einheimischer Autoren mit Überzeugung und Freude für den jungen Dichter ausgesprochen und sich neid- und rückhaltlos zu seinem Werke bekannt haben? Ich glaube, dieser Hinweis wird kaum noch notwendig sein. Aber freilich im lärmenden Getriebe des Alltags und des großen Marktes geht so mancher feine Klang des echten Golderzes unrettbar und unbeachtet verloren. Und darum halte ich es für eine schöne Pflicht, allen wahren Freunden echter Poesie zuzurufen: „Kauft und leset dieses Buch; es wird, es muss Euch gefallen, Ihr werdet schöne und frohe Stunden des Genusses und der Erhebung daran erleben, weil es selbst ein tief *Erlebtes*, wie für uns andere ein eigenartiges, prachtvolles, unvergessliches *Erlebnis* ist. ALFRED SCHAER

*

EMIL ERTL. *Der Neuhäuselhof.* Roman. Leipzig 1913. L. Staackmann.

Der Österreicher Emil Ertl ist schon längst nicht mehr darauf angewiesen, dass ihm irgend ein Literarhistoriker auf dem Wege zum Parnass selbstgefällige Führerdienste leiste

Mit dem Fähnlein der „Meistgelesenen" darf er freilich nicht marschieren; dazu fehlt ihm die Ellenbogenenergie, das Raffinement der Aufmachung, die Routine, überhaupt alles, was dazu gehört, einen literarischen Rekord aufzustellen. Seine beschauliche Kunst lässt den Stoffhunger des Eilfertigen ungestillt; aber wer es versteht, gemächlich zu genießen und mitunter auch für ein paar Augenblicke das Buch sinken zu lassen und nach innen zu horchen und zu schauen, dem gewährt sie tausend kleine, heimliche Freuden. Nie wird es ihm gelingen, die gewaltige Pyramide des strenggeführten Romanes in die Wolken zu spitzen; das Massige, die große Linie, die klare Architektur ist nicht seine Sache; in der vielfach verästelten, gestaltenbunten heimatlichen Familiengeschichte entfaltet er seine schönsten Kräfte. Am besten kennt er sich aus in der Welt der Philister, der kleinen Leute, die wie die Seldwyler wohl keine Laternen einschlagen, aber auch keine anzünden. Was Pate Gottfried vom Original fordert: neben dem „besondern Wesen allgemeine Tüchtigkeit, Liebenswürdigkeit und ein mit dem Herzschlag gehender innerlicher Witz" hebt seine Helden über die enge Dumpfheit ihres kleinbürgerlichen Daseins empor; sie saugen die Ideen der neuen Zeit ein, aber sie bleiben dennoch Österreicher vom Wirbel bis zur Zeh: ihre Seele gleicht, wie Alfred v. Berger von seinen Landsleuten sagt, einem übermalten Gemälde — kratze die Deckfarben weg, und unter der Erstürmung der Bastille kommt die Anbetung der heiligen drei Könige zum Vorschein. Und ein klein wenig fühlt sich wohl jeder Leser mit diesem Völklein verwandt, wenn ihm die stille Glut des Herzenskohlenbeckens, das Nietzsche in der Brust jedes Menschen finden will, noch nicht erloschen ist.

Das neue Buch des Unermüdlichen, der Roman *Der Neuhäuselhof*, erschließt die Tore eines jener ehrwürdigen, geheimnisvollen, urbehaglichen altwiener Mietshäuser, die nun freilich allesamt der allmächtigen Baulinie zum Opfer fallen werden. „O ihr alten, geräumigen Höfe mit den knallroten Pelargonien an den Fenstern, mit dem blühenden Oleanderbaum im grüngestrichenen Kübel, der allen gehört, den alle lieben und der sorgsam von geschäftigen Händen unter das vom Rost durchgefressene Loch in der Dachrinne geschoben wird, sobald es in die sommerliche Glut ein wenig zu tröpfeln beginnt! . . . Ihr Friedensoasen mitten im lärmenden Getriebe der Stadt, ihr Lustparke der Kleinen und Gedrückten, ihr Feengärten und Märchenreiche der spielenden Kinder! . . ." Der Neuhäuselhof ist ein wahrer Wunderkasten. Eine ganze Welt hat darin Platz. Alle Stände und Berufe sind da vertreten, und was das Menschengeschlecht an drolligen und leichtfertigen und tüchtigen und versonnenen Abarten hervorgebracht hat, davon ist im Neuhäuselhof gewiss ein Exemplar zu finden. Der gutmütige Hausbesitzer selbst, der Herr Kaschper, vermöchte das quecksilbrige Völklein freilich nicht in Zucht und Zaun zu halten, wenn ihm nicht seine Schwester Malwine mit gewetzter Zunge und messerscharfen Blicken zu Hilfe käme. Sie möchte ihn sogar dazu zwingen, sich zu vermählen, damit der kostbare Besitz der Familie erhalten bleibe; doch ein Schlaganfall dispensiert ihn von dieser ihm höchst peinlichen Pflicht, Malwine sorgt für den Hilflosen, und die Krankenpflege weckt auch in ihrer Brust das Beste, was

in einer Frauenseele schlummert: Muttergefühle. Und wie nach dem Tod der beiden Geschwister Doktor Harlander Fräulein Malwinens Testament eröffnet — köstlich ist der Aufmarsch der erbhungrigen Verwandten dargestellt — da zeigt es sich, dass der große Neuhäuselhof weder den Wipperichs, noch den Trebernsacks, sondern einzig und allein dem jungen, etwas bockigen Doctor philosophiae Peter Peternell zufällt. Der möchte am liebsten gleich seiner Steffi in die Arme eilen, aber die Jugendfreundin ist inzwischen eine große Schauspielerin geworden, und der Respekt vor ihrer Kunst treibt ihn so lange in der weiten Welt umher, bis er den ganzen großen Neuhäuselhof vertrödelt hat. Da mietet er sich eine Kammer der alten Heimat gegenüber, und während das verödete Riesenhaus niedergerissen wird, um einer modernen Mietskaserne Platz zu machen, hastet seine Feder eifrig übers Papier: die Geschichte seiner Jugend will er erzählen, und vielleicht wird ein Kunstwerk draus, so groß und rein, dass er den Mut findet, die Hand seiner Steffi zu fassen.

Der Roman ist von einem eigenen intimen Reiz, trotzdem die Erfindung eigentlich auf etwas schwachen Beinen steht. Eine gewandte Hand hat alle diese lieben Menschen geformt, und der Erzähler verhehlt es auch nicht, dass die Grazie, mit der er seine Gestalten durcheinanderwirbelt, ihm selber Spass macht. In der feinen modernen Charakterkomödie oder in einzelnen Berliner Gesellschaftsromanen von Theodor Fontane waltet die selbe behaglich-geistvolle Fabulierfreude. Mitunter blitzt eine ergötzliche Wendung auf, die im Gedächtnis des Lesers haften bleibt; so heißt es von Herrn Kränzle, dem „platonischen Don Juan", der grundsätzlich alle weiblichen Wesen des Neuhäuselhofs anschmachtet, er verehre die stille, schüchterne Kate Luley, seine Englischlehrerin, „nicht als Gegenwart, sondern als Vergangenheit, wie etwa ein Kenner ein halbverfallenes Gemäuer liebt, um seiner einstigen Pracht und Herrlichkeit willen". Oder ein entzückendes Stimmungsbildchen: auf der Bank vor der Werkstätte sitzen am Abend Gevatter Schneider und Handschuhmacher bei allerlei sömmerlichem Klatsch und Getratsch; da schnuppert plötzlich einer in die Luft, das Gespräch versickert, andächtig wie in der Kirche, mit verklärten Gesichtern staunen sie vor sich hin: die ersten Blüten des Oleanderbaumes haben sich erschlossen und strömen zärtlichen Wohlgeruch aus, und der aufsteigende Mond füllt den Hof mit flimmerndem Silberduft. Da lüpft einer nach dem andern mit kurzem Gutnachtgruß das Käpplein und schlüpft sachte von dannen, ein Fenster nach dem andern erlischt, und über den First des Daches schleicht der graue, nachdenkliche Hauskater auf seidenweichen Pfötchen.

Wenn es Bücher gibt, die man, wie manche Menschen, trotz ihrer Mängel lieb haben muss, man mag wollen oder nicht, so gehört Emil Ertls *Neuhäuselhof* bestimmt dazu.

MAX ZOLLINGER

*

MAX STAHEL. *Das Bauhandwerkpfandrecht nach dem schweizerischen Zivilgesetzbuch.* Zürich, Orell-Füßli, 1913.

Das Büchlein ist eine kritische Darstellung jenes neuen Rechtes, das in Art. 837—841 des Zivilgesetzbuches niedergelegt ist und zugleich eine Studie über dessen bisherige praktische Anwendung. Man beschul-

digt nicht selten das Bauhandwerkerpfandrecht, die gegenwertige Krise des Baugewerbes zu verschärfen; auf jeden Fall kann es einschneidende Neuerungen für gewisse wirtschaftliche Verhältnisse unseres Landes anbahnen. Die anregend und knapp geschriebene Schrift sollte also von Laien wie von Juristen beachtet werden. A. B.

MITTEILUNGEN
DES SCHWEIZ. SCHRIFTSTELLERVEREINS (S.E.S.)
COMMUNICATIONS DE LA SOCIÉTÉ DES ÉCRIVAINS SUISSES (S.E.S.)

ASSEMBLÉE GÉNÉRALE. Dans sa séance du 25 janvier, le président a fixé l'ordre du jour suivant pour l'Assemblée générale qui aura lieu à Zurich le dimanche 15 février:

Le matin à 10 heures, discours d'ouverture du président, puis séance, dont voici le programme:

1. Rapport de la dernière Assemblée générale.
2. Rapport annuel. Comptes et Budget. Nomination de deux vérificateurs des comptes.
3. Proposition du président concernant le § 5 des statuts.
4. Discussion concernant le § 6.
5. La question du Secrétariat.
6. Proposition du président: Entrée dans la Société de la Presse Suisse.
7. Nos rapports avec le „Schutzverband schweizerischer Schriftsteller."
8. Affaire Hermann Kurz (Le Feuilleton Suisse).
9. Nomination d'un membre d'honneur.
10. Entrée dans la „Fondation Schiller."
11. Propositions individuelles des membres de la société ayant trait au Président.
12. Imprévu.

A 1 heure après-midi, banquet à Belvoir.

Si le temps est beau l'après-midi, excursion à Egg-Meilen.

A Meilen conférence de M. le Dr Robert Faesi: Geld und Geist im Schrifttum. Retour par le bâteau.

En cas de mauvais temps: Conférence à Belvoir. Visite de l'Exposition du Théâtre au musée des Arts et Métiers, avec explication. On passera éventuellement la soirée au Théâtre.

Les membres de la Société sont cordialement invités à venir nombreux à cette assemblée, ainsi qu'au banquet, et à y amener leur famille et leurs amis. On est prié de s'annoncer au plus tard trois jours à l'avance auprès du secrétaire, le Dr. Robert Faesi, Seewartstraße 28, Zürich 2.

*

Nouvelles S. E. S. Ont donné leur démission en janvier 1914: M. Platzhoff-Lejeune, Lugano; Mme Hedwig Dominé, Baden; Mlle Anna Théobald, Cästris.

*

Droits d'auteur. (Suite). L'article 31 du deuxième avant-projet prévoit clairement que la lecture, la représentation ou l'exposition publiques d'une œuvre d'art dans un but de *bienfaisance*, peut se faire *sans* l'autorisation de l'auteur. C'est là une véritable expropriation. Les écrivains suisses, dont les ressources sont souvent assez modestes, ne se sont jamais fait prier pour se mettre au service d'une œuvre d'intérêt public.

Il n'y a donc aucune raison pour leur en faire une obligation. Et pourquoi tiendrait-on moins compte de la volonté d'un érivain que de celle de tout autre individu auquel on demande de céder une salle, des marchandises ou des ornements pour une œuvre de bienfaisance? Nous croyons du reste pouvoir affirmer que tous les écrivains dont on fait cas se montreront toujours prêts à satisfaire aux demandes de cette sorte, et nous engageons les membres de notre société à en user ainsi. Mais si nous insistons sur la nécessité d'être protégés par la loi, c'est que nous trouvons qu'il importe d'être prémuni contre les abus; c'est une question de principe.

Il en est de même pour la reproduction d'une œuvre dans un but d'instruction ou d'éducation. Certes un écrivain sera toujours fier et heureux de voir ses œuvres devenir, de son vivant, matière d'enseignement. C'est une preuve que son influence s'est largement exercée sur le peuple, et particulièrement sur la classe susceptible d'être instruite et éclairée. Dans ce cas, nous conseillons aussi la plus grande libéralité; c'est du reste l'intérêt même de l'auteur. Mais il lui appartient pourtant de décider s'il veut faire don de son œuvre à la jeunesse, ou la lui céder contre rétribution. Que de larcins n'a-t-on pas commis ces dernières années sous l'enseigne: „Pour l'instruction". Des professeurs d'histoire de l'art, des directeurs et des maîtres d'école publient des anthologies, des choix de nouvelles et autres éditions spéciales d'écrivains dont ils encadrent l'œuvre de remarques critiques et instructives, quand il ne la défigurent pas à leur gré sous des prétextes d'ordre pédagogique. C'est ainsi que, sans aucune peine, ils récoltent le fruit du travail d'autrui. Ces publications peuvent en outre porter préjudice à la vente de l'œuvre originale.

En Italie, la loi n'apporte aux droits d'auteur aucune des restrictions que prévoit l'article 23 du 2me avant-projet suisse. On y sait trop bien que le plus souvent les éditeurs de semblables „Collections" s'intéressent moins au progrès de l'instruction qu'à leur portemonnaie, et font mainte spéculation à l'abri des grands mots d'Intérêt public et de Dévouement à la jeunesse. En France les auteurs sont beaucoup mieux protégés que chez nous sur ce point. En Allemagne on s'occupe au moins de savoir si l'auteur est encore vivant. C'est pourquoi plusieurs éditions, publiées en Suisse, d'œuvres d'écrivains étrangers, ne peuvent se vendre au-delà de la frontière. Nous demandons donc que nos œuvres ne puissent plus être reproduits contre notre gré dans les anthologies et éditions scolaires.

L'art. 49 du 2me avant-projet nous surprend beaucoup. Ce dernier article semble fait pour abolir les dispositions qui le précèdent, en protégeant celui qui *par erreur* viole les droits d'auteur. Cette disposition est du reste en contradiction avec l'article 7, où, comme dans la Convention de Berne, est considéré comme auteur, celui qui, de la façon habituelle, est indiqué comme tel sur l'exemplaire de l'œuvre dont il s'agit. On pourrait croire que toute chance d'erreur est exclue quand le texte de la loi est clair. Nous protestons contre cet article 49, qui n'est fait que pour ôter à la loi sa vigueur, et pour permettre de la tourner par des procédés suspects.

Telles sont les dispositions contre lesquelles nous avons cru devoir

nous élever. Ceux que la question intéresse, trouveront de plus amples renseignements dans le compte-rendu de la Journée des Juristes de 1913.

*

GENERALVERSAMMLUNG. In seiner Sitzung von 25. Januar hat der Vorstand folgende *Tagesordnung* für die Sonntag den *15. Februar* in *Zürich* stattfindende Generalversammlung festgesetzt:

Vormittags 10 Uhr im *Belvoir*, Zürich-Enge, Eröffnung durch den Vorsitzenden. Verhandlungen nach folgender *Geschäftsordnung:*

1. Protokoll der letzten Generalversammlung.
2. Jahresbericht. Vereinsrechnung und Budget. Wahl zweier Revisoren.
3. Zusatzantrag des Vorstandes zu § 5 der Satzungen.
4. Besprechung des § 6.
5. Sekretärfrage.

Antrag des Vorstandes betreffend Beitritt zum „schweizerischen Pressverein".

7. Stellungnahme zum „Schutzverband schweizerischer Schriftsteller".
8. Angelegenheit Hermann Kurz.
9. Ernennung eines Ehrenmitgliedes.
10. Eintritt in die Schillerstiftung.
11. Anregungen aus dem Schoße der Gesellschaft zu Handen des Vorstandes.
12. Unvorhergesehenes.

1 Uhr *Bankett* im Belvoir.

Nachmittags bei schöner Witterung: Ausflug nach Egg-Meilen.

In Meilen Vortrag von Dr. Robert Faesi: „Geld und Geist im Schrifttum". Rückkehr per Dampfboot.

Bei schlechter Witterung: Vortrag im Belvoir. Besuch der Theaterausstellung im Kunstgewerbemuseum, unter Führung. Abends eventuell gemeinsamer Besuch des Theaters.

Die Mitglieder sind höflich eingeladen, recht zahlreich zu erscheinen und zum Bankett und den folgenden Festveranstaltungen ihre Damen und weitere Gäste einzuführen. Anmeldungen spätestens drei Tage vor der Versammlung an den Schriftführer Dr. Robert Faesi, Seewartstraße 28 Zürich 2.

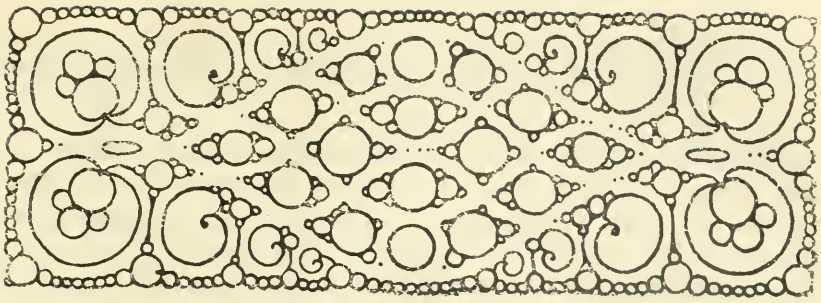
Vereinsnachrichten. Den Austritt erklärten im Januar 1914: Herr Platzhoff-Lejeune, Lugano; Frau Hedwig Dominé, Baden; Frl. Anna Theobald, Cästris.

Urheberrecht. Mit Befremden erfüllt uns Art. 49 des 2. Vorentwurfs. Dieser Schlussartikel scheint dazu angetan, die voranstehenden Gesetzbestimmungen sozusagen wieder aufzuheben, indem er diejenigen schützt, die das Urheberrecht *irrtümlich* verletzen. Diese Bestimmung steht durchaus in Widerspruch zu Art. 7, wonach gerade wie in der Berner Konvention als Urheber gilt, wer mit seinem Namen in der üblichen Weise auf den Exemplaren des Werkes als Verfasser angegeben ist. Man sollte meinen, ein Irrtum wäre vollständig ausgeschlossen, wenn die Abfassung des Gesetzes eine klare ist. Wir protestieren gegen diesen Art. 49, der nur dazu geeignet ist, die Wirkung des Gesetzes aufzuheben und allen möglichen unlauteren Kniffen den denkbar besten Vorschub zu leisten.

Das sind die wichtigsten Bestimmungen, gegen die wir glaubten, uns wenden zu müssen. Interessenten mögen sich beispielsweise aus der Veröffentlichung der Verhandlungen des Schweizerischen Juristentages 1913 des genaueren informieren.

R. F.

Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750
Redaktor in Bern Dr. HANS BLÖSCH, Bümpliz.



ZUR LAGE

NEUORDNUNG DER BUNDESVERWALTUNG

Im letzten halben Jahr sind wichtige Fragen auf eidgenössischem Gebiet ausgereift, die es sich lohnt näher zu besprechen. In der Januarsession der Räte sind die strittigen Punkte im Gesetz über die Organisation der Bundesverwaltung bereinigt worden. Damit wird das Gesetz binnen kurzem in Kraft treten können, insofern es nicht durch das Referendum angefochten wird.

Seit dem Jahr 1909 haben sich die Räte mit dieser Frage, insbesondere mit der Schaffung eines ständigen politischen Departements nicht mehr befasst. Im bundesrätlichen Berichte vom 9. Juli 1912 wurde kein Hehl daraus gemacht, dass über die Errichtung eines ständigen politischen Departements im Bundesrate selbst verschiedene Meinungen bestanden und dass sie sogar vorübergehend eine Mehrheit für sich gehabt habe. Schließlich wurde sie mit vier gegen drei Stimmen noch einmal abgelehnt. Durch den bald nachher erfolgten Hinschied von zwei Mitgliedern des Bundesrates und die Ersatzwahlen wurde indes das Stimmenverhältnis neuerdings verschoben, und es ergab sich nun im Bundesrate eine Mehrheit für die Errichtung eines ständigen politischen Departements.

Am 17. Oktober 1912 beschloss dann die Kommission des Nationalrates, dem Rate folgende Anträge zu stellen:

> Der Bundesrat wird ersucht, den eidgenössischen Räten auf folgender Grundlage eine neue Vorlage vorzulegen:
>
> 1. Entlastung des Präsidiums und der Mitglieder des Bundesrates durch Übertragung von Befugnissen an die den Departementen untergeordneten Amtsstellen.

2. Schaffung eines ständigen politischen Departements.
3. Der Bundesrat wird ferner ersucht, Bericht und Antrag darüber einzubringen, ob nicht die Zahl der Mitglieder des Bundesrates auf neun erhöht werden sollte.

Dieser Beschluss wurde dem Bundesrate mitgeteilt, damit er eine entsprechende Vorlage ausarbeite. Im Nationalrate — das war der Wille der Kommission — sollte erst darüber gesprochen werden, wann die Vorlage des Bundesrates bekannt sein würde.

Es bedurfte der Auffrischung des Bundesrates durch jüngere Kräfte und des freieren Luftzugs, den die Bewegung gegen den Gotthardvertrag hervorgebracht hat, um unerwartet rasch, das heißt schon am 13. März 1913 einen Entwurf des Bundesrates für die Neuordnung der Bundesverwaltung hervorzubringen.

Der Angelpunkt der ganzen Reform ist die Abtrennung der politischen Angelegenheiten vom wechselnden Bundespräsidium und die Schaffung eines besondern politischen Departements mit einem beständigen Leiter. Also kurz gesagt: man kam auf das System Droz zurück, nach dessen Aufgabe im Jahre 1895 man auf internationalem Gebiet eine Schwächung nach der andern erfahren hatte.

Alles andere, auch die Schaffung eines besondern Volkswirtschafts-Departements, ist weiter nichts als eine neue Anordnung der verschiedenen Dienstabteilungen, hat aber nicht grundsätzlichen Charakter.

Das künftige *politische Departement* zerfällt in die politische Abteilung und in die Handelsabteilung. Die *politische Abteilung* soll unter anderm folgende das *Auswärtige* betreffende Materien umfassen:

Wahrung der Unabhängigkeit, Neutralität und Sicherheit der Eidgenossenschaft und Ordnung ihrer völkerrechtlichen Beziehungen.

Gesandtschafts-, Konsulatswesen.

Vorbereitung und, soweit sie dem Departement übertragen wird, Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten.

Periodische Berichterstattung an den Bundesrat über den Gang der auswärtigen Angelegenheiten.

Vorbereitung der Verträge mit dem Auslande, in Verbindung mit den im einzelnen Falle beteiligten Departementen.

Verkehr mit den auswärtigen Regierungen und deren Vertretern in Vertragsangelegenheiten.

Vermittlung des amtlichen Verkehrs zwischen Kantonen und auswärtigen Staatsregierungen. Prüfung von Verträgen, welche die Kantone von sich aus mit ausländischen Behörden abzuschließen befugt sind.

Schutz schweizerischer Landesangehöriger und Wahrung schweizerischer Interessen dem Auslande gegenüber. Schweizerische Vereine und Anstalten im Auslande.

Überwachung und Regulierung der Grenzverhältnisse zum Auslande.

Internationale Ämter, unter Mitwirkung der beteiligten Departemente, mit Bezug auf fachtechnische Fragen.

Die *innerpolitische* Abteilung umfasst unter anderm:

Die Grenz- und Gebietsverhältnisse der Kantone unter sich, soweit hierin nicht das Bundesgericht zuständig ist.

Vorbereitung und Vollzug der Gesetzgebung über das Schweizer Bürgerrecht. Optionsangelegenheiten.

Die Gesetzgebung über eidgenössische Wahlen und Abstimmungen.

Die Organisation und den Geschäftsgang der Bundesbehörden.

Vorbereitung und Vollzug der Gesetzgebung über das Auswanderungswesen.

Vorbereitung von Verträgen mit dem Auslande betreffend die Niederlassung und das Unterstützungswesen.

Interkantonale Armenpflege; Aufsicht über die Verpflegung und Beerdigung armer Angehöriger eines Kantons, die in einem andern Kantone erkranken oder sterben.

Die *interkantonale* Armenpflege war bis vor einiger Zeit beim Justizdepartement und war dort sehr gut aufgehoben. Dann hat man sie plötzlich aus unbekannten Gründen dem Innern zugewiesen.

Die *internationale* Armenpflege hat das Justiz- und Polizeidepartement auch jetzt noch in der Hand.

Heute, wo die Frage der *Reorganisation des Armenwesens* und die *Ausländerfrage* eine so große Rolle spielen, hat niemand begriffen, warum man im Entwurf des Bundesrates die Bürgerrechts- und Ausländerfragen, die viel mit dem Armenrecht zu tun haben, dem politischen Departement zuweisen wollte, das interkantonale Armenwesen dem Innern und die internationale Armenpflege dem Justiz- und Polizeidepartement! Das sollte alles in *einer* Hand, am besten beim *Justiz- und Polizeidepartement* vereinigt sein, wenn etwas Ersprießliches werden soll. Die ständige Kommission der schweizerischen Armenpflegerkonferenzen hat mit Recht in einer Eingabe an die eidgenössischen Räte Einsprache gegen diese Ordnung der Dinge erhoben. Es sind dann die interkantonale Armenpflege und die Bürgerrechts- und Niederlassungsfragen dem politischen Departement zugewiesen worden und die internationale Armenpflege sonderbarerweise dem

Justiz- und Polizeidepartement. Eine ideale Lösung ist dies nicht, aber doch besser als der Entwurf.

Die Aufgabe der *Handelsabteilung* des politischen Departements ist ungefähr wie folgt umschrieben:

Wahrnehmung der wirtschaftlichen Interessen aller Erwerbsgruppen gegenüber dem Auslande; insbesondere Förderung des Handels und des Absatzes der schweizerischen Produktion im Auslande.

Mitwirkung bei der Zollgesetzgebung, bei der Aufstellung der Zolltarife und beim Abschluss von Handelsverträgen.

Anstände im internationalen Handelsverkehr.

Internationale Ausstellungen (mit Ausnahme der Kunst- und Schulausstellungen).

Redaktion und Herausgabe des Handelsamtsblattes.

Patenttaxen der Handelsreisenden.

Die ganz beträchtlichen Kompetenzen des Leiters des politischen und Handelsdepartementes werden eingeschränkt durch folgende Bestimmung:

Für die Vorberatung der Zollgesetzgebung, der Zolltarife und der Handelsverträge wird aus der Mitte des Bundesrates eine *ständige Kommission* gebildet, bestehend aus den Vorstehern des politischen Departements, des Finanz- und Zolldepartements und des Volkswirtschaftsdepartements.

Dass der Leiter des Volkswirtschaftsdepartements, dem Landwirtschaft und Industrie unterstellt sind, mit dem Chef der Finanzverwaltung dieser Delegation angehören muss, versteht sich von selbst. Man kann sich aber fragen, warum der jeweilige *Bundespräsident*, der „den Gang der ganzen Bundesverwaltung beaufsichtigt" nicht der Delegation angehören oder ihr vorsitzen soll. Ihm ist auch eine gar bescheidene Rolle zugedacht:

Der Bundespräsident vertritt die Eidgenossenschaft nach außen und im Innern.

Dem Bundespräsidenten liegt die Leitung der Geschäfte des Bundesrates und die Vorprüfung der von den Departementen an den Bundesrat gelangenden Geschäfte ob. Er beaufsichtigt den Gang der gesamten Bundesverwaltung und sorgt für die beförderliche Erledigung der den Departementen zugewiesenen Geschäfte.

Dringliche Geschäfte des Bundesrates können in seinem Namen durch Verfügung des Präsidenten erledigt werden. Sie sind dem Bundesrate zur nachträglichen Genehmigung vorzulegen.

Der Bundesrat ist befugt, den Bundespräsidenten zu ermächtigen, Geschäfte von mehr formeller Art oder untergeordneter Bedeutung in seinem Namen durch Präsidialverfügung zu erledigen.

Es sind also mehr allgemeine Präsidialgeschäfte, die man dem Bundespräsidenten zugedacht hat; bei deren Erledigung werden ihm

der Kanzler und die Vizekanzler behilflich sein. Bei aller Anerkennung der Notwendigkeit einer ständigen Leitung des politischen Departements hätte es angemessen geschienen, dass der Bundespräsident den Beratungen der stets wichtigen Geschäfte der bundesrätlichen Delegationen, wo das Schwergewicht der Verwaltung und der zu treffenden Entscheide liegt, vorsitzen würde; sonst kann tatsächlich der Vorwurf einer zu großen Kompetenzanhäufung in der Hand des Chefs des politischen Departementes erhoben werden. Denn dieser gehört auch noch mit den Leitern des Eisenbahn- und des politischen Departementes der Delegation für *Eisenbahnfragen* an. Etwas mehr als eine Art oberster Kanzleichef oder Formelpräsident des Landes sollte der Bundespräsident denn doch sein, um so mehr, als die Geschäfte mit Kanzleicharakter bei kräftiger Mithilfe von Kanzler und Vizekanzler nicht allzuviel Zeit in Anspruch nehmen sollten.

Mit Rücksicht auf die nicht gerade befriedigende Stellung des Bundespräsidenten wurde die Frage der *Erhöhung der Zahl der Bundesräte* von sieben auf neun neuerdings aufgerollt.

Der Neunerbundesrat wird namentlich von denen unterstützt, die die *Volkswahl des Bundesrates* damit in Zusammenhang bringen wollen. Es herrscht im Volke fortwährend eine starke Strömung zugunsten der Volkswahl des Bundesrates, die am 4. November 1900 mit 145 936 gegen 270 502 Stimmen in der Volksabstimmung unterlegen ist.

Man hat nun diesmal davon abgesehen, neben der Initiative zur Stellung gewisser Staatsverträge unter das Referendum und der neuen Proporzkampagne auch die Volkswahl des Bundesrates wieder auf den Schild zu heben; aber an Lust dazu fehlt es bei den Demokraten, den Katholiken und Sozialdemokraten nicht.

Die Erhöhung der Zahl der Bundesräte würde aber die Volkswahl nach sich ziehen; nicht weil die Bundesversammlung nicht ebensogut neun wie sieben Bundesräte wählen könnte, sondern weil man ihr keine weitere Machtvermehrung zugestehen will. Man hat deshalb auch schon die Erhöhung der Zahl der Bundesräte mit dem Postulat der Volkswahl zusammengekoppelt. Wenn man also die Volkswahl nicht will, darf man auch die Erhöhung der Zahl der Bundesräte nicht wollen. Nicht zuletzt aus diesen Erwägungen dürften Bundesrat und Räte die Erhöhung

der Zahl der Bundesräte abgelehnt haben, wenn dies auch nicht gesagt wird.

Es bestehen allerdings noch andere Gründe gegen sie. Je zahlreicher der Bundesrat ist, um so schwieriger wird es sein, ein einheitliches Vorgehen des Bundesrates besonders in der Finanzverwaltung und in der äußern Politik zu erzielen; der Gegendruck der einzelnen Departemente gegen alles planmäßige und einheitliche Handeln wird noch stärker, als er zum großen Schaden des Landes schon ist. Der Bundesrat sagt darüber in seiner Botschaft vom 13. März:

Die gegenwärtige Mitgliederzahl verbürgt, wie die Erfahrung lehrt, die innere Geschlossenheit, den festen innern Zusammenhalt und damit die Kraft und Einheit der Exekutive. Der Rat ist heute noch ein geschlossener Körper; man war aufrichtig bestrebt, nicht nur einig zu scheinen, sondern es auch zu sein. Mit den Vertretern der Minderheiten ist ein gutes und loyales Verhältnis ausnahmslos möglich gewesen. Wir fürchten, dass bei *einer vermehrten Zahl leichter innere Gruppierungen ermöglicht würden*, welche den Zusammenhalt lockern und damit die Kraft und den Einfluss der Behörde nach außen vermindern könnten.

Wir fürchten, dass die *regionalen Interessen*, welche sich bei der Bestellung der Behörde schon jetzt zuweilen geltend gemacht haben, erst recht sich in den Vordergrund drängen würden. Das um so mehr, als vielfach schon jetzt die Beibehaltung des Verfassungsgrundsatzes, wonach nicht mehr als ein Mitglied aus dem nämlichen Kanton gewählt werden darf, mit der Zahl von neun Mitgliedern als unvereinbar erklärt wird und als anderseits eine verfassungsrechtliche Garantie einer Minimalvertretung des welschen Sprachgebietes verlangt wird. Lohnt es sich wirklich, diese Kontroversen, die eines gewissen Stachels nicht entbehren, aufzuwerfen, in einem Zeitpunkte, wo die *Notwendigkeit* der Mitgliedervermehrung noch keineswegs dargetan, zum mindesten zweifelhaft ist?

Darf man auch diesen Schlussfolgerungen unbedingt beistimmen, so muss doch wiederholt werden, dass die Stellung des Bundespräsidenten besser hätte geordnet werden können.

Die übrigen Dienstabteilungen werden weniger von sich reden machen. Das bis heute dem Handelsdepartement angegliederte Inspektorat für *kaufmännisches Bildungswesen* ist dem Volkswirtschaftsdepartement, dem Gewerbe und Industrie unterstehen, zugeteilt worden.

In landwirtschaftlichen Kreisen hat man sich dagegen gewehrt, dass Handel und Landwirtschaft nicht mehr unter *dem selben* Departementschef stehen sollen, womit zwar jene Kreise aber nicht die Industrie unter Herrn Deucher sehr gute Erfahrungen gemacht haben.

Bei unserer Handelsvertragspolitik herrscht die alte Schwierigkeit, die ganz verschiedenen Interessen des Handels und der Landwirtschaft so gegen einander abzuwägen, dass so weit als möglich eine Ausgleichung der Gegensätze eintritt. Dieser Ausgleich wird künftig nicht mehr in dem selben Departement vorbereitet, sondern erst in der Beratung der bundesrätlichen Delegation, in der die Departementsleiter von Landwirtschaft und Handel sich gegenüberstehen, insofern sie sich nicht schon vorher darüber verständigt haben, was sie dem Bundesrat und den Räten beantragen wollen. Ein triftiger Grund, den Handel deshalb nicht dem politischen Departement zuzuweisen, wohin er bei der Neuordnung der Dinge entschieden gehört, liegt nicht vor.

Das Departement des *Innern* behält die bisherige Organisation mit den Abteilungen Wissenschaft und Kunst, Oberbauinspektorat, eidgenössische Bauten, Forstwesen, Jagd und Fischerei, Wasserwirtschaft; das Gesundheitsamt wird dem Volkswirtschaftsdepartement zugeteilt.

Sehr erfreulich ist der Ausbau der bisherigen Abteilung der Landeshydrographie zu einer *Abteilung für Wasserwirtschaft.* Die bundesrätliche Botschaft sagt darüber:

Heute ist eine der hier in Betracht fallenden Aufgaben, das Studium und die Unterstützung der Schiffahrtsbestrebungen, auf verschiedene Departemente verteilt. Das Eisenbahndepartement befasst sich mit den Tariffragen und dem Verhältnis zu den Eisenbahnen; das Handels- und Industriedepartement sollte wohl die Interessen der künftigen Kundschaft der Schiffahrt vertreten; das Departement des Innern hat durch die Abteilung für Landeshydrographie und das Oberbauinspektorat die technischen Fragen zu untersuchen und zu begutachten, und das Politische Departement hat bei der Regelung internationaler Fragen mitzuwirken. Dieser letztgenannte Punkt soll unberührt bleiben. In Beziehung auf die internen Aufgaben aber erscheint eine Konzentration wünschenswert.

Die Geschäfte, welche sich auf die Nutzbarmachung der Gewässer für Gewinnung von Wasserkräften bezogen, hat bis jetzt das Departement des Innern besorgt. Für die Behandlung des volkswirtschaftlich so wichtigen und auch juristisch schwierigen Gesetzes über die Nutzbarmachung der Wasserkräfte fehlte aber jegliche Organisation. Dazu kommt, dass, während die Bewilligung zur Ausfuhr von Wasserkräften ins Ausland vom Departemente des Innern behandelt wird, die mit dem Transport elektrischer Energie zusammenhängenden Fragen (Anlage von Leitungen und Expropriation für solche) durch das Eisenbahndepartement gehen. Dieses verkehrt mit dem Starkstrominspektorat.

Es sollte eigentlich selbstverständlich sein, dass die Vollziehung und der Ausbau des Art. 24bis der Bundesverfassung betreffend die Gesetzgebung über die Wasserkräfte einem einzigen Departemente zugewiesen wird.

Die Nutzbarmachung der Wasserkräfte steht im engsten Zusammenhange mit der Fortleitung und Abgabe elektrischer Energie. Die Möglichkeit der Schiffahrt wiederum hängt in hohem Maße von der Anlage der Wasserwerke ab. Das Ganze, die rationelle Nutzbarmachung unserer Wasserkräfte, ist für unser Land von so großer volkswirtschaftlicher Bedeutung, die noch in kraftvoller, vielversprechender Entwicklung begriffen ist, dass es sich gewiss lohnt, eine besondere Abteilung für Wasserwirtschaft zu errichten, welche die Durchführung des Art. 24bis zu sichern und den Vollzug des auf Grund dieses Verfassungsartikels zu erlassenden Bundesgesetzes zu leiten haben wird. Diese Abteilung muss mit technischen und mit volkswirtschaftlich gebildeten Kräften versehen sein, wenn sie den Anforderungen genügen soll, die an sie herantreten.

Nach diesen Äußerungen darf man annehmen, dass die vom Bunde bis jetzt sehr unsystematisch oder gar nicht behandelte Wasserpolitik, besonders der Schiffahrt, eine wesentliche Förderung erfahren werde.

Das Justizdepartement hat seinen bisherigen Charakter beibehalten, ebenso das Militärdepartement.

Eine zweckmäßige Maßregel scheint uns die Zuteilung des *Eidgenössischen statistischen Bureaus* an das Finanzdepartement zu sein. Verschiedene Zweige der Statistik dürften damit eine sachgemäßere Ausgestaltung erhalten, besonders die bis jetzt sehr verkürzte Finanzstatistik. Dadurch können auch unnötige und doch viel Geld kostende Erhebungen, wie sie hin und wieder dem statistischen Bureau aus dem Parlament heraus vorgeschrieben werden, etwas in den Hintergrund gedrängt werden.

Die Bestimmungen des Entwurfes des Organisationsgesetzes über die *Finanz*verwaltung dürften kaum genügen. Sie lauten:

In den Geschäftskreis des Finanz- und Zolldepartements fallen:

Vorbereitung und Vollzug der Gesetzgebung über das Finanzwesen des Bundes.

Verwaltung der eidgenössischen Finanzen und Spezialfonds.

Verwaltung der eidgenössischen Liegenschaften, soweit nicht andere Departemente damit beauftragt sind.

Vorbereitung von Anleihen.

Aufstellung des Entwurfes zum jährlichen Voranschlag und der Entwürfe zu den Nachtragskreditbegehren.

Aufstellung der Staatsrechnung.

Aufsicht über das Kassen- und Rechnungswesen der Eidgenossenschaft.

Mitwirkung und Aufsicht des Bundes bei der Verwaltung der schweizerischen Nationalbank.

Vorbereitung und Vollzug der Gesetzgebung und der internationalen Verträge über das Münzwesen. Eidgenössische Münze und Herstellung von Postwertzeichen.

Vorbereitung der Verträge mit dem Auslande über das Münzwesen, in Verbindung mit dem politischen Departemente. Überwachung ihrer Vollziehung.

Bei der Vielköpfigkeit des Bundesrates und der natürlichen Tendenz, dass jedes Departement vor allem für seine Bedürfnisse sorgt, womit von jeher eine *einheitliche* Finanzpolitik des Bundesrates erschwert war, wäre eine dominierende Stellung des Finanzdepartementes in Verbindung mit den parlamentarischen Finanzkommissionen in Fragen von größerer finanzieller Tragweite dringend nötig. Man hat tatsächlich alles beim Alten gelassen, was zu bedauern ist.

Das neu geschaffene Departement für *Volkswirtschaft* umfasst die bisherigen Abteilungen für Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft, das Bundesamt für Sozialversicherung und das Gesundheitsamt.

Das *Post- und Eisenbahndepartement* bleibt intakt. Man hat die Frage der Zuteilung des Post- und Telegraphenwesens zum Finanzdepartement geprüft, ist aber davon abgekommen.

Damit hätten wir die wesentlichen Punkte des Entwurfes erörtert. Wenn man ihn studiert, so begreift man nicht, warum es so viele Jahre und so viele Kämpfe gebraucht hat, um etwas zu schaffen, das sich ganz von selbst aus den Verhältnissen ergibt.

Was zu beanstanden ist, kann auch mit der Zeit noch verbessert werden. Die Grundlagen sind im allgemeinen unstreitig den heutigen Verhältnissen entsprechend.

BERN J. STEIGER

(Schluss folgt.)

□□□

EIN SCHÖNES BUCH

Die Zeit der hastigen Reklame für Bücher, „die sich besonders als Festgeschenke eignen", ist seit mehreren Wochen vorüber; jetzt können wir wieder in aller Ruhe und mit gutem Gewissen von denjenigen Büchern sprechen, die etwas Bleibendes bringen.

Sie sind nicht gerade zahlreich. In der fieberhaften Überproduktion, die uns mit bedrucktem Papier überschüttet, werden die aufrichtigen, klardurchdachten und originellen Bücher immer

seltener. Gedichte, Romane, Dramen habe ich schon in verschiedenen Sprachen zu vielen Tausenden gelesen, kann Vergleiche anstellen, und sehe immer deutlicher ein, dass wir eine Periode der geistigen Anarchie durchmachen, wo das Alte in leeren Formeln erstarrt und das Neue seine Ausdrucksform noch nicht gefunden hat. Aufgewärmte Speisen mit pikanter Tunke einerseits, naive Prahlereien oder Schnörkeleien anderseits — es ist wahrlich keine große Freude; viel lieber liest man zum zehntenmal ein altes Meisterwerk. Ob vielleicht die Jahre bereits meinen Geschmack abgestumpft haben? eine beängstigende Frage; die sicherste und beruhigendste Antwort finde ich im Genuss einiger Werke, die mir einen ersten Hauch des kommenden Frühlings bringen.

Zu diesen Werken rechne ich *L'homme dans le rang* des Genfers Robert de Traz (Lausanne, Payot, 1913). In *Wissen und Leben,* Bd. VI, Seite 377, hatte ich bereits in de Traz einen vielversprechenden „Jungen" begrüßt. Er hat sich seither weiter entwickelt, und sein letztes Buch ist, wenigstens in der ersten Hälfte, mehr als ein Versprechen; es ist eine Tat.

Kein Roman, sondern eine Sammlung von sechs Studien, die alle das Militärleben betreffen: Die Erziehung in der Rekrutenschule *(L'homme dans le rang),* Ein Manövertag *(L'ordre qui passe),* Eine nächtliche Rekognoszierung *(Patrouille),* Im Kriege *(Lieutenant d'infanterie),* Die Illusion unserer Neutralität *(Jeunes énergies),* Vauvenargues und Stendhal als Offiziere *(Figures d'officiers).*

Erlebnisse, Bilder der Phantasie, Früchte des Lesens und des Nachdenkens, alles in einer klaren, präzisen und eleganten Sprache, die dem ernsten Buche einen durchaus originellen *literarischen* Wert verleiht. Die erste Studie gibt den Titel des Ganzen; l'homme dans le rang ist zunächst der Mann in Reih' und Glied, und bekommt allmählich die tiefere Bedeutung: die Selbstdisziplin des Bürgers in der Republik.

Der vornehme Student Morrens, der gestern noch im Sportkleid Tennis spielte oder im Schaukelstuhl mit Wonne den Übermenschen Nietzsche las, steht heute mit Bauern und Arbeitern zusammen im Zeughause von Morges, wo den Rekruten die militärischen Kleidungsstücke verteilt werden. Er muss sich vor

den Leuten ausziehen, die erste wüste Nacht miterleben; dann in der Kaserne die Promiskuität, die physische Dressur, die rauhe Zucht des Korporals. Morrens kennt zuerst das Erstaunen, den Ekel, die Empörung . . . und doch gehorcht er, ohne es zu verstehen; gehorchend entdeckt er nach und nach in sich einen neuen Menschen, eine ungeahnte Kraft, und das Warum dämmert ihm endlich auf. Die Verehrung für den Leutnant, die Solidarität des Zuges, und schließlich des Bataillons . . ., das sind die Etappen zur Erkenntnis der Pflicht, die Opfer verlangt, und des Glaubens, der sich wie das Leben und mit dem Leben ohne Diskussion aufdrängt. Jetzt, da die Rekruten Soldaten geworden, dürfen sie die Fahne sehen . . . Beim großen Ausmarsch auf einer Alp im Wallis wird sie vom Adjutanten aus dem Futteral gezogen; sie flattert im Winde vor dem in Achtung stehenden Bataillon. Morrens steht als Fahnenwache neben dem Adjutanten. „L'adjudant avait peine à tenir le drapeau, tellement le vent l'ébranlait. Il arriva qu'au milieu de ce tumulte, l'étoffe tourna de mon côté et vint passer sur ma figure. Quelle caresse humaine, en cette minute, eût valu celle-là? Sous cet attouchement sacré, un frisson brûlant et froid me traversa le corps. Le drapeau flottait de l'autre côté maintenant, mais je ne le voyais plus, je ne voyais plus le vaste horizon. Mes yeux étaient pleins de larmes . . . Ce pavillon écarlate, j'en écoutais l'exigeante éloquence. Jamais personne jusque là ne m'avait demandé mon dévouement. Lui le réclamait, et aussi, à l'occasion, mon sacrifice. Voilà la grande chose, la chose nouvelle qui éclairait tout le reste."

Eine militärische Schwäche, die dem Zivilisten sofort auffällt, ist die Weitschweifigkeit, mit der viele Offiziere ihre Manövertage erzählen; es wird da jedes Detail genau erzählt, als ob das Schicksal des Vaterlandes davon abhinge; so geht es auch bei den Sportleuten (siehe die Berichte der Zeitungen über Fußballpartien!); bei Bergsteigern und bei Jägern ist es auch der Fall, doch treten hier die Wirklichkeit und die Natur viel deutlicher hervor, während beim Sport und bei den Manövern der Gedanke störend wirkt, es sei doch nur ein Spiel gewesen. Gewiss ist die Psychologie des Erzählenden ebenso begreiflich wie die des etwas gelangweilten Zuhörers; künstlerisch ist aber diese Weitschweifigkeit ganz gewiss ein Fehler. Herr de Traz hat diesen Fehler glücklich

vermieden, was ein besonderes Lob verdient. In *L'ordre qui passe* hat er einen Manövertag in *einen* Hauptgedanken konzentriert: er zeigt wie der Befehl zur Konzentration oder Dislokation der Truppen vom Hauptkommando ausgeht, und nun unaufhaltsam, wie eine eiserne Notwendigkeit, durch die Obersten, die Majore, die Hauptleute bis zu dem einzelnen Soldaten gelangt, das Ganze in der richtigen Minute in Bewegung bringt und zum richtigen Punkte führt. Ein jeder gehorcht seinem Vorgesetzten, und selbst der oberste Befehlshaber gehorcht in einer angstvollen Stunde der sich ihm aufdrängenden Logik; kaum hat er den Marschbefehl ausgesprochen, so bekommt dieser Befehl ein eigenes Leben; er fliegt von einem Mund zum andern, und führt das Heer, das vieltausendköpfige Wesen, zum Siege oder . . . in den Tod. So entsteht aus der unmittelbaren Realität die Tragik der Poesie. Mit der selben Kunst wird in *Patrouille* gezeigt, wie bei nächtlichen Rekognoszierungen der Soldat in ganz neue Beziehungen zur Natur tritt, wie Himmel und Erde in jedem Detail mitwirken, wie oft der Instinkt die führende Rolle übernimmt, und wie da der einzelne Soldat durch das Gefühl gehoben wird, das Schicksal der Kolonne hange zum Teil von *seiner* Tüchtigkeit ab. Verantwortung, Gehorsam, Verstand, Instinkt, rascher Entschluss, Vorsicht und Kühnheit, alles das muss zusammenwirken, kann nur durch Erziehung zu dieser Harmonie gelangen, und potenziert das Leistungsvermögen des Einzelnen. Und alles wird als selbstverständlich mit Einfachheit vollbracht. Der Soldat Rossiaud hat in dunkler Nacht in raschem Laufe auf gefährlichem Pfade dem Kommando eine wichtige Aufklärung gebracht; nun kehrt er zu seinem Zuge zurück, wo der Korporal ihm zuruft: „Rossiaud, Kinnriemen hinunter, Bluse einknöpfen!"

In *Lieutenant d'infanterie* und in *Jeunes énergies* werden in der lebendigen Form des Gespräches Fragen behandelt, die bereits ins Politische hinübergehen; die Subjektivität dieser Diskussion kontrastiert nicht ganz glücklich mit der Sachlichkeit der ersten Studien. Der Schluss *Figures d'officiers*, ist, wenn auch an sich interessant, ohne tieferen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden; dieses Füllsel könnte ruhig gestrichen werden. Die drei ersten Studien sind die Hauptsache; sie machen die Originalität und die tiefe Bedeutung des Buches aus.

Kriegerische Erzählungen und Beschreibungen sind bei uns seit einigen Jahren ein beliebtes Thema geworden. Die Wahl der Stoffe und die Art der Behandlung sind nicht immer glücklich. Von den Manöverberichten sagte ich bereits, dass sie künstlerisch den Fehler haben, den Eindruck des Unbedeutenden, Vorübergehenden und Nutzlosen wachzurufen; es sind Randglossen zu einem Texte; es fehlt aber der Text selbst. Und die Heldengeschichten aus der Söldnerzeit sind die posthume, einseitige Verherrlichung eines Systems, das uns schwer geschadet hat. Je größer der damalige Heldenmut, um so bedauerlicher der Irrtum in der Verwendung dieser Kraft; ganz zu schweigen von den Roheiten unserer Väter in Neapel und anderswo . . . gewiss, eine lehrreiche Vergangenheit, die ihre Glanzpunkte hatte; doch das ist Geschichte und kein reiner Stoff für die Literatur eines Volkes der Freiheit. Wir wollen in die heutige Wirklichkeit und in die Zukunft schauen. Das hat eben Robert de Traz getan; sein Heer ist das echteste Schweizerheer, in seiner stolzen Eigenart, wo die Erziehung in der Kaserne auch die Erziehung zum Bürgerleben ist.

Wie hätte ich es sonst gewagt, über das Buch zu schreiben? Eine Jugendkrankheit machte mich schon früh zu einem „Untauglichen"; dazu bin ich im friedlichsten Studium aufgewachsen, durch und durch ein Pazifist . . . und doch packt mich *L'homme dans le rang* mit jeder Zeile, als einen Soldaten in Reih' und Glied.

Wie erklärt sich das Wunder? Ich erinnere mich, wie vor etwa zwanzig Jahren der Ausspruch eines Obersten mich tief beleidigte; er sagte, die Kaserne sei die Erziehung zu den bürgerlichen Tugenden. Was soll nun aus den armen Untauglichen werden? Und zu der selben Zeit sagte mir ein Freund (ein tüchtiger Offizier), die Kaserne sei eine Schule der Korruption. Heute sehe ich, dass beides wahr und beides falsch ist. Die beste Methode wie das beste Instrument haben genau den Wert desjenigen, der sie verwendet. — Bei uns sind Bürger und Soldat zwei Begriffe, die wir nie trennen dürfen. Ein schlechter Bürger ist ein schlechter Offizier; und umgekehrt. Der Ruf „vive l'armée" gegen den Staat ist bei uns sinnlos; und ebenso gut ist es, dass eine Geschichte wie die von Zabern aller Augen über den Abgrund öffnet, der uns hier von Deutschland trennt.

Und wie viel haben wir noch zu lernen, ob wir „tauglich" seien oder nicht! Im Herbst 1912 reiste ich in einem Zuge, der am Schlusse der Manöver viele Soldaten nach Hause beförderte; ich hatte ein Billett erster Klasse gelöst, um ruhig an einem Vortrag zu arbeiten; doch füllte sich bald der Abteil mit Offizieren, die alle Billette zweiter Klasse hatten. Der Schaffner machte sie zweimal darauf aufmerksam, dass hinten ein Wagen zweiter Klasse noch halb leer stehe; sie wollten aufstehen, wurden jedoch von einem Hauptmann zurückgehalten, der einfach brummte: „Ach was, dieser Schaffner ist ein Antimilitarist!" In seiner Art war dieser Hauptmann offenbar mit Herrn Naine vervettert. Kennte ich seinen Namen, ich würde ihm das Buch von de Traz zusenden. Noch nie ist wie in diesem Buche die tiefe, geheime Kraft *unserer* militärischen Erziehung so eindringlich, so knapp und so phrasenlos geschildert worden. Ich lese es meinen Buben vor und möchte es in jedem Hause sehen.

Der Student Morrens wäre ja vielleicht auch auf anderem Wege, durch die Wissenschaft, durch das Leben zur Selbstdisziplin gelangt; die Rekrutenschule hat aber diese Entwicklung beschleunigt und präzisiert; weil er den richtigen Offizier bekam, weil er selbst, trotz aller Vorurteile, eine gesunde Natur mitbrachte, besonders jedoch, weil bei uns diese Auffassung der Pflicht, der Solidarität so zu sagen in der Luft schwebt und uns immer mehr durchdringen *muss*. Diese unsere Auffassung darf ebensowenig durch importierten Antimilitarismus als durch rhetorische Überschwenglichkeit nach links oder nach rechts verschoben werden. Gerade aus! Wenn jeder Offizier es weiß, dass er in der Kaserne *pflichtbewusste* Menschen zu erziehen hat, und dass er auf der Straße die Achtung der Bürger verdienen soll, und wenn jeder Bürger es weiß, dass er im täglichen Leben mit der militärischen Selbstzucht zu wetteifern hat, dann sind auch für die Friedenszeit die vielen Millionen nicht verloren, die wir für das nationale Heer ausgeben. Auf dem weiten Felde der bürgerlichen Arbeit stehen wir alle zusammen, in Reih' und Glied, lernen von einander und sind freie Männer, weil wir freiwillig dem Gesetze gehorchen. Das hat Robert de Traz deutlich in diesem aufrichtigen Buche gezeigt, in dem er die persönliche Erfahrung zu einem echten Kunstwerk gestaltete.

ZÜRICH E. BOVET

□□□

BRIEF AN MEINEN LANDSMANN WILLIAM MARTIN

Lieber Herr Landsmann,

Nach den Regeln bewährter Stilkunst sage ich Ihnen zu allererst eine Artigkeit: es freut mich, dass es endlich welsche Schweizer gibt, die unsre liebe schweizerdeutsche Heimatsprache nicht verachten. Ich habe in dieser Beziehung schon anderes erlebt. Vor etlichen Jahren schrieb ich einen Aufsatz zugunsten der Mundart. Darauf erhielt ich von einem welschen Landsmann eine höhnische Postkarte, die unter anderm den schönen Satz enthielt: „fils d'une mère suisse allemande, je n'ai cependant jamais voulu apprendre à kotzen." Und ein von mir sehr verehrter Genfer, Herr Paul Seippel, hat mich im *Journal de Genève* verspottet, weil ich in einem ausschließlich für deutsche Schweizer bestimmten Schreiben statt Februar das jedem Schweizer verständliche, urecht alemannische *Hornung* brauchte, das bis vor dreißig Jahren in der Bundeskanzlei ausschließlich gebraucht wurde. Nun, Ihr Urteil über unser Schweizerdeutsch lautet also anders, das ist brav und klug von Ihnen und verdient einen warmen landsmännischen Händedruck.

Und noch etwas gefällt mir gut an Ihnen. Vor wenigen Jahren las ich einen Aufsatz aus Ihrer Feder, worin Sie von der Einführung des einheitlichen schweizerischen Zivilgesetzbuches abmahnten, und zwar in dem Augenblick, wo die Frage entschieden war und in Volk und Räten einhellige Freude über das endliche Gelingen des großen Werkes herrschte. Da waren Sie um etliche Jahre zu spät gekommen, und ich lächelte ein wenig darüber. Heute kommen Sie nicht um etliche Jahre, sondern gleich um Jahrhunderte zu spät mit Ihrer Aufforderung, eine schweizerische Schriftsprache zu gründen. Und, sehen Sie, das gerade gefällt mir an Ihrem Vorschlag: Sie sind einer von der Sorte, die ich liebe, ein Romantiker, der das Erbe der guten alten Zeit ohne Notwendigkeit nicht aufgibt und der auch einmal gegen seine sämtlichen Zeitgenossen allein eine Meinung zu haben wagt. Und wenn Sie nun in Ihrem nächsten Aufsatz vorschlagen werden, die gemeinen Herrschaften wieder herzustellen und den fünfund-

zwanzig Kantonen ihr Münzrecht wieder zu geben — es war so viel schöner und gemütlicher, Rappen, Kreuzer, Batzen, alte und neue Franken, Gulden, Kronen und Pfunde zu haben, statt der langweiligen, stets in dieselben 100 Rappen eingeteilten ausländischen Franken — dann werde ich mich wieder freuen, dass es noch Menschen gibt, die sich um ein Jahrhundert Geschichte den Kuckuck scheren, und frisch und froh im zwanzigsten Jahrhundert mit Zopf und Degen herumwadenstrümpfeln.

Über die Undurchführbarkeit Ihres Vorschlages wird nun freilich in der Schweiz nur *eine* Meinung herrschen. Die Frage ist entschieden worden, als im Jahr 1518 die Basler Buchdrucker Luthers Schriften nachdruckten, als im Laufe der beiden folgenden Jahrhunderte die Zürcher Theologen in den Neudrucken ihrer Bibel stufenweise eine landschaftliche Eigenheit der Sprache nach der andern beseitigten.

Wer unser schweizerdeutsches Sprachleben kennt, der geht nicht so leicht über die Vereinheitlichung der Mundarten weg, wie Sie es tun. Während Sie die Vereinheitlichung und Ausgleichung der Mundarten als eine für ihren Bestand erfreuliche Erscheinung anzusehen scheinen, liegt hier gerade die Haupt*gefahr* für die Zukunft unsrer heimatlichen Sprache. Die Widerstandskraft der Mundart liegt in dem heimeligen Reiz ihrer örtlichen Besonderheiten; in dem Maße, wie diese verschwinden, bekommt die Mundart das Aussehen von verdorbenem Hochdeutsch, verliert für uns an Reiz und macht der Schriftsprache Platz. Wer die Mundart fördern will, der muss in jedem Kanton die örtliche Mundart pflegen, was Sie ja freilich *auch* vorschlagen. Aber das ist wieder sehr schwer durchführbar in unserm Zeitalter des Verkehrs. Wie sollen die elsäßischen Schulbrüder, die in Brig die Knabenschule leiten, wie sollen die zahlreichen Thurgauer, Sanktgaller, Graubündner Lehrer in Basel die örtliche Mundart fördern, lehren, einprägen? Herauskommen kann da nur jene Abschleifung, Ausgleichung, Verschmelzung der Mundarten, von der ich eben sagte, dass sie einen Zerfall bedeutet.

Weshalb nun dieser aussichtslose Vorschlag zu einem völlig unmöglichen Versuch? Sie sagens uns ziemlich deutlich: der fremde Einfluss auf die Schweiz soll dadurch gebrochen werden, der mächtige norddeutsche Einfluss. Das ist eine große Sorge, die

wir ja alle sehr gut verstehen. Aber ist die Unabhängigkeit der Schweiz durch die deutsche Schriftsprache wirklich gefährdet? Sie, Herr Martin, schreiben, sprechen, denken in der Sprache der Ile de France, wie alle Gebildeten unter unsern welschen Landsleuten. Und Sie würden es doch nicht gelten lassen, wenn ich Ihnen vorwürfe, dass die Welschen keine rechten Schweizer seien, fremden, unschweizerischen Geist in sich aufgenommen hätten. Weshalb trauen Sie den deutschen Schweizern, die die Eidgenossenschaft gegründet und mit ihrem Blut am Leben erhalten haben, weniger zähes Schweizertum zu als den später dazugekommenen welschen? Warum soll der amtliche und schriftliche Gebrauch der hochdeutschen Sprache *neben* der Mundart *unsrer* Vaterlandsliebe und Eigenart schaden, wenn *Ihre* Vaterlandsliebe und Eigenart den *ausschließlichen* Gebrauch der französischen Schriftsprache ertragen hat? Dieses Zeugnis des Misstrauens könnten wir Ihnen eigentlich übel nehmen, lieber Herr Landsmann.

Nun werden Sie nicht müde, die hochdeutsche Sprache für uns Schweizer ein idiome étranger, une langue étrangère zu nennen. Das können Sie aber nur, weil Ihnen die Geschichte der deutschen Schriftsprache nicht bekannt und unser ganzes Sprachleben fremd ist.

Die hochdeutsche Sprache ist *unsre* Sprache, ja sie ist sogar unsre *Muttersprache* aus folgenden Gründen.

Im engsten Sinn ist unsre Muttersprache freilich die Mundart, weil jeder von uns sie zuerst gelernt hat und am liebsten und besten spricht. Aber diese Mundart ist deutsch, so deutsch wie die der Württemberger, Sachsen und Tiroler. Für den schriftlichen Gebrauch haben alle diese Völkerschaften wie wir Schweizer nicht ihre Mundarten ausgebildet, sondern in gemeinsamem Ringen eine Schriftsprache geschaffen, die von unsern Mundarten aus leicht verstanden, angeeignet und anempfunden werden kann. Hochdeutsch ist uns darum nicht eine fremde Sprache, sondern es ist diejenige Form unsrer Muttersprache, die wir für den schriftlichen Gebrauch, für wissenschaftliche Darlegungen, für die mannigfachen Bedürfnisse des öffentlichen Lebens ausgebildet haben. In Ihrem Sinne verstanden wäre Hochdeutsch auch für die niedersächsischen Bauern, für die Wiener und Stuttgarter ein

idiome étranger und überhaupt für keine zehn Millionen Menschen die Muttersprache.

Fremd ist uns das Hochdeutsche auch nicht in dem Sinne, dass es ohne unser Zutun entstanden wäre. Jeder Kenner unsrer Sprachgeschichte kann Ihnen sagen, dass wir Schweizer zur Ausbildung der Schriftsprache ganz bedeutende Beiträge geleistet haben und auch heute noch leisten. In dieser Hinsicht stehn wir ganz anders da, als die französische Schweiz, die ihre Sprache fix und fertig in fast unantastbarer Form aus Paris bezieht und in der Schule gegen alle heimatliche Eigenart als gegen etwas Unerlaubtes Krieg führen muss. An unsrer Schriftsprache haben wir mitgearbeitet und deshalb gehört sie zu uns.

Muten Sie uns nicht zu, Goethe, Schiller, Lessing und Gottfried Keller als Dichter einer *fremden* Sprache zu betrachten. So empfindet kein deutscher Schweizer. Der herrliche *Faust,* der jedem von uns ans Herz gewachsene Schillerische *Tell,* sie gehören uns so gut wie den Berlinern und Münchnern. Wir genießen und lieben sie als Werke, die aus unserm Geiste geschaffen sind. Sagen Sie uns nicht, das sei eben Weltliteratur und gehöre jedermann. Wir wissen im Kulturleben die Entfernungen zu messen und zwischen Eigenem und Fremdem zu unterscheiden. Ich weiß sehr gut, was ich meiner jahrelangen liebevollen Beschäftigung mit französischer Literatur verdanke. Aber mein Verhältnis zu La Fontaine und Lamartine ist etwas völlig anderes als mein Verhältnis zu Goethe und Uhland; jene sind Fremde, die mir gefallen, von denen ich dies und das lerne, die mir manches geben, diese packen mich im Innersten weil es *unsre* Dichter sind, die *uns* aus dem Herzen sprechen. Und so empfinden alle deutschen Schweizer, — vielleicht ein paar blasierte Bildungsgigerl ausgenommen, bei denen Sie jedoch alles eher finden werden als die Wertschätzung unsrer Mundart.

Ein gesittetes und gebildetes Kulturvolk will etwas sein eigen nennen. Was uns ein Dutzend wackerer, heimeliger Landsleute an mundartlichem Schrifttum geschenkt hat, das lieben wir von ganzer Seele. Aber es ist im ganzen wenig und es sind Sachen zweiter und dritter Güte. Es kann uns nicht genügen. Wir haben bisher die Großen der deutschen Literatur mit Stolz und Freude zu den Unsrigen gezählt, uns gefreut, dass wir sie unmittelbar

aus unserm eigenen Volkstum heraus verstanden. Glauben Sie wirklich, wir deutsche Schweizer wären geneigt, hierauf zu verzichten, Deutsch als eine fremde Sprache zu betrachten und sogar unser eignes ehrliches Schwizerdütsch, das immer und überall so geheißen hat, nun auf einmal nach Ihrem Vorschlag aller Wahrheit zum Trotz nicht mehr als deutsch gelten zu lassen? Und wozu? Damit Ihnen und einigen andern Lesern der Pariser Zeitungen künftig die Unannehmlichkeit erspart bleibe, das Wort Suisse mit dem für Sie unlustbetonten Worte allemand verbunden zu sehen? Nein Herr Landsmann, so gern wir Ihnen sonst gefällig sind, das ist zuviel verlangt. Wir dürfen Ihretwegen nicht an unsrer Vergangenheit Verrat begehen und jahrhundertalte offenkundige Wahrheiten leugnen. Wir stehen zu dem was wir sind, und werden deswegen fortfahren unsre Mundart als das zu bezeichnen was sie ist, als Schweizer*deutsch*.

Sie verlangen aber noch größere Opfer von uns als die Verleugnung unsres eigenen Wesens. Wenn wir Ihrem Rat folgten, würden wir uns für den geistigen und wirtschaftlichen Wettbewerb aufs tiefste schädigen. Schon jetzt ist uns in Handel und Wandel sehr oft der gewandte Norddeutsche überlegen, weil wir seine Sprache nicht geläufig genug sprechen. Alle unsre Kaufleute klagen über die ungenügende Kenntnis ihrer Lehrlinge in der deutschen Sprache. Wird Ihr Plan verwirklicht, so sind wir völlig dazu verurteilt ein ungeschicktes und unzugängliches Nichtganzdreimillionenvölklein zu werden, dessen Angehörige bei sonst großer Tüchtigkeit nirgends in der Welt recht zu brauchen wären. Jetzt hat jeder halbwegs erträgliche unter unsern Schriftstellern die Aussicht, dass man seine Sachen alsbald in Hamburg, Wien und Riga, ja in — Genf liest. Schreiben wir einmal alemannisch, dann sitzen wir auf dem Isolierschemel, nur die besten Sachen dringen dann über unser Land hinaus. Wir würden dabei verkümmern, unser geistiges Leben allmählich absterben. Nochmals, Herr Landsmann, das ist zu viel verlangt. Wir wollen leben, auf die Gefahr hin, dass Sie nicht mit der Art einverstanden sind, *wie* wir leben.

Wenn wir dann noch wenigstens bei der Verwirklichung Ihres Vorschlags die Freude hätten, durch unsre Abschließung

gegen Deutschland nähern Anschluss an unsre nichtdeutschen Landsleute zu gewinnen! Aber nicht einmal das steht uns in Aussicht, wie Ihnen sehr richtig die *Suisse Libérale* am 20. Januar letzthin entgegengehalten hat. Die Verstärkung der Mundart würde den Graben erweitern, der uns von den welschen Landsleuten trennt. Diese können allenfalls, wie die *Suisse Libérale* sehr gut sagt, auf hochdeutsch mit uns verkehren; die Erlernung der Mundart können wir ihnen nicht zumuten. Es bliebe vielleicht der Ausweg, dass wir noch mehr Französisch lernten als bisher, also drei Sprachen, Schwizerdütsch als Schulsprache, Hochdeutsch als Fremdsprache und Französisch als zweite Fremdsprache, alles sehr gründlich. Das erträgt einmal ein Einzelner, der auf seine formale Bildung sehr viel Zeit und Geld verwenden oder aus dem Sprachenlernen sein Lebenswerk machen kann, aber ein Volk erträgt das nicht ohne zu verdummen. Das wird ihnen jeder Lehrer sagen, falls Sie es nicht selbst schon wissen.

Es geht also nicht an, dass wir Ihren Vorschlag annehmen; wir dürften es auch dann nicht versuchen, wenn es sich machen ließe. Für unser Volk gibt es nur zwei Möglichkeiten, wenn wir nicht untergehen und erdrückt werden wollen. Entweder wir müssen das Beispiel der französischen Schweiz befolgen, wo die Losung gilt: mort au patois. Das wollen wir nicht, weil wir mit zäher Liebe an unsrer Mundart hangen, die uns ans Herz gewachsen ist (denn es ist nicht richtig, dass, wie Sie sagen, die schweizerdeutsche Mundart bei uns missachtet sei; das ist sie in der welschen Schweiz). Oder wir müssen fortfahren wie bisher und alle Liebe und Sorgfalt auf die Erlernung unsrer edlen und schönen Schriftsprache verwenden, und dabei gleichzeitig durch Bildung des Gemütes, des heimatlichen Sinnes und des Geschmackes die Mundart als ein teures Gut pflegen und wahren. Diese doppelte Aufgabe ist eine nicht geringe Belastung unsres Eigenlebens. Sie, lieber Herr Landsmann, können uns dabei helfen, wenn Sie bei Ihren welschen Sprachgenossen dafür eintreten wollen, dass man uns nicht jede Anstrengung, unsre Muttersprache, Mundart oder Schriftsprache, besser zu pflegen, als *pangermanisme* mit allen möglichen Verdrehungen und Beschimpfungen in Grund und Boden hinein schlecht macht, wie mir das

einigemale sogar von guten welschen Zeitungen und Zeitschriften zu Teil geworden ist.

Gestatten Sie noch ein Wort über die Einschweizerung der eingewanderten Reichsdeutschen, die Ihnen mit Recht ein Anliegen ist. Die Aufsaugung der Fremden ist uns bis jetzt sehr gut gelungen, weil wir die Fremden halbwegs anständig behandelt haben. Erschwert werden kann sie uns durch eines: wenn wir nämlich vor lauter Ängstlichkeit in einen nationalistischen Übereifer verfallen, bei jeder Gelegenheit den Fremden fühlen lassen, dass er ein Fremder ist, stets und überall unser Schweizertum eckig und derb herauskehren. Deswegen sehe ich alle die jetzt so zahlreichen gut gemeinten Versuche und Gründungen zur Stärkung des schweizerischen Selbstbewusstseins mit recht gemischten Gefühlen aufkommen. Sie können nützen, aber ebenso gut auch das Gegenteil von dem erreichen, was sie erstreben. Sie können leicht einen lächerlichen Chauvinismus erzeugen, der uns schädigt. Auch unsre sprachliche Abkapselung könnte das Gegenteil bewirken von dem, was sie nach Ihrer Meinung soll.

Wir sind nicht in einer sehr günstigen Lage, seitdem die Einkreisung der Schweiz erst durch zwei, dann drei, endlich vier Großmächte vollendet ist. Aber es ist auch kein Grund zum Verzweifeln da. Unsre eigenartigen politischen Anschauungen und Einrichtungen bewirken, dass die bei uns einwandernden Fremden die Schweiz lieben und sich gern einfügen und anpassen, wenn wir es ihnen nur erleichtern, — und bewirken zweitens, dass wir für jeden der uns umgebenden Staaten ein unverdaulicher Brocken sind. Bleiben wir, was wir seit Jahrhunderten sind, hüten wir uns davor, durch künstliche Umbiegungen, wie die von Ihnen vorgeschlagene, uns selbst irre zu machen an dem was wir sind und wollen; dann hat es keine Gefahr. Die Furcht ist wie der Hass ein schlechter Berater, auch die Furcht vor Deutschland.

Ich bin und bleibe mit Schweizer Gruß und Handschlag Ihr deutscher Landsmann

ZÜRICH EDUARD BLOCHER

□□□

DIE KÄMPFE UM NOVARA, 1495

EIN VORSPIEL DER ITALIENISCHEN KRIEGE

(Schluss)

Während die Liga so trotz erdrückender Übermacht den entscheidenden Schlag nicht wagte, hatte sich die französische Armee in Vercelli, auf savoyischem Gebiet, zwar wieder gesammelt; ihre Verfassung schloss aber ein Eingreifen nach wie vor aus. Einzelne der königlichen Schweizer, denen man den Abschluss eines Kapitulats zwischen der Eidgenossenschaft und Mailand gemeldet hatte, gingen sogar zum Feinde über, und 250 Mann des Herzogs von Orleans nahmen bei Moro Dienste. Auf der andern Seite freilich war die bisher versteckte Zwietracht der Verbündeten so hoch gestiegen, dass die Venetianer gegen Moro, der schon mit dem König unterhandelte, seinen erbittertsten Gegner Gian Giacomo Trivulzio zu gewinnen suchten und an eine Ermordung der Brüder San Severino dachten. Die Belagerten zogen aber davon keinen Vorteil. Sie nährten sich bereits von ihren Pferden und mussten Wein und Brot fast entbehren. 150 Bettler und Weiber wurden auf Orleans Befehl aus der Stadt geschickt. Vor allem aber gestaltete sich die Verteidigung der angegriffenen Vorstädte immer schwieriger: nur das Eingreifen der Schweizer rettete am Abend des 15. August vor Erstürmung. Auf Befehl des venezianischen Senats hatten die Stradioten inzwischen die ganze Umgebung von Novara aufs furchtbarste verheert und dehnten nun diese Plünderung auch auf das savoyische Gebiet, gegen Vercelli, aus, so dass die Belagerer, die Tausende von Kühen und Schafen erbeutet hatten, jetzt im Überfluss schwelgten. Die Franzosen aber, die stets enger umschlossen wurden, sahen den Zeitpunkt der gänzlichen Entblößung an Nahrungsmitteln immer näher rücken. Kranke und Gesunde rissen jeden Tag in ganzen Abteilungen aus. Am 23. August gingen 150 Reiter zum Feinde über, da sie das ungenießbare Wasser, die beständigen Anstrengungen und Entbehrungen nicht mehr weiter ertragen konnten. Häufig starben diese Flüchtlinge aber noch, wenn man ihnen das erste Essen reichte. Novara glich einem großen Spital. Die Leute kamen vor Hunger in den Straßen um. Die nächtlichen

Signale, mit denen man die königlichen Truppen herbeizurufen suchte, wurden aber nach wie vor nur vom Gegner bemerkt; kaum dass sich einige Verproviantierungs- oder Aufklärungskontingente in der Ferne zeigten. Während Karl VIII. sich in Chieri amüsierte, zündeten die Belagerer bereits die Vorstädte an und bereiteten die Erstürmung vor, die nur durch das bodenlose Terrain und die Ängstlichkeit Moros verhindert wurde.

Während der Herzog von Orleans und die unglücklichen Novaresen sich so mit einer Standhaftigkeit verteidigten, welche die früher begangenen Fehler wenigstens einigermaßen entschuldigt, hatte in der Eidgenossenschaft eine heftige Bewegung zu ihrer Befreiung eingesetzt. Die königlichen Boten, die Ende Juli zu ihr abgeordnet worden waren, hatten auf ihre Anträge wegen Erneuerung des seinerzeit mit Ludwig XI. bestehenden Bündnisses zwar nur zwiespältige Antwort empfangen, für ihren nächsten Zweck, die unverzüglichen Werbungen, aber einen sehr geeigneten Boden gefunden. Die schon monatelang herrschende Agitation hatte bereits eine Zügellosigkeit bewirkt, die sich den obrigkeitlichen Befehlen je länger je mehr entzog. Die im Land herumreisenden Boten, die überall an frühere Einverständnisse anknüpfen konnten und alte Agenten besoldeten, brauchten nur das Füllhorn ihrer Versprechungen auszuschütten, um massenhafte Anhänger zu finden. In Freiburg bestätigten sie ausdrücklich die Zusagen des Herzogs von Orleans, die angrenzenden Teile des Herzogtums Mailand abtreten und alle möglichen sonstigen Privilegien gestatten zu wollen. In Luzern, wo die maßgebenden Persönlichkeiten, wie der Schultheiß Ludwig Küng und der Staatsschreiber Ludwig Fehr, sich zum Teil von beiden Seiten bezahlen ließen, fanden sie bei der immer noch lebendigen Erbitterung gegen Moro zahlreiche Werber. Ludwig Küng und Peter Russ als Hauptleute nahmen ganz offen Knechte an. Ihren Haupterfolg ernteten die königlichen Gesandten aber vor allem in Uri, wo ihnen keine Mailänderpartei die Wage hielt. Als die Berner Boten Wilhelm von Diesbach und Caspar vom Stein am Abend des 24. August zur Luzerner Tagsatzung erschienen, kamen sie eben recht, um die triumphierende Rückkehr ihrer Gegner zu genießen. Die drei Gesandten liefen auf großen Schiffen mit Pfeifen, Trommeln und mächtigem Geschrei und Gefolge eben in den Hafen ein, und

zahlreiche Luzerner waren ihnen entgegengefahren: einem Herzog hätten sie nicht mehr hofieren können. Überall herrschte dienstbeflissene Erregung. Mit Absicht und Bosheit zählten die Franzosen den bernischen Boten dann die Ehren und Zusagen auf, die sie in den Ländern erfahren hatten. Der Bailli von Dijon benahm sich als der wahre Landesherr und erklärte den Bernern ausdrücklich: wenn sie nicht so witzig seien, ihm gute Antwort zu geben, so wisse er mit ihren Gemeinden das Mehr wohl zu machen. Die ergrimmten Berner, die sahen, dass der Fremde zum eigentlichen Gebieter der Eidgenossenschaft geworden war, richteten auf der Tagsatzung umsonst ihren Auftrag aus: es war nicht schwer vorauszusehen, dass die noch vorhandenen Widerstände vor dem Glanz und der Sicherheit dieses Auftretens sich beugen würden. Aus Altdorf erfuhr Moro, dass täglich Hunderte von Knechten zum Könige durchliefen und dass noch mehr über Unterwalden und Wallis zögen. Luzern, wo die Stimmung in unberechenbaren Launen schwankte, beschloss bereits, sich der Stellungnahme der Urkantone anzuschließen, deren offenkundige Franzosenfreundschaft niemandem zweifelhaft bleiben konnte, und wenn es Moro durch massenhafte eigene Werbungen möglich gewesen wäre, diese Erfolge der königlichen Gesandten wenigstens einigermaßen zu durchkreuzen, so verhinderte ihn daran seine durch die steten Geldverlegenheiten verursachte Sparsamkeit. Umsonst, dass auch die Venezianer einzelne Gelder schickten und durch ihren Gesandten in Mailand Moro bearbeiten ließen, damit er nichts versäume. Trotz aller obrigkeitlichen Verbote brachen auch in der Ostschweiz die Knechte überall zum König auf, und aufs neue musste der zürcherische Rat dem Gerüchte entgegentreten, es sei Geld von Mailand gekommen und ausgeteilt worden. Wie stets, wenn man durch die Ungebundenheit des Söldnertums in schlimme Lage gekommen war, tauchte zwar auch jetzt wieder der Gedanke auf, den Frieden, den man im eigenen Lande nicht halten konnte, den fremden Mächten zu vermitteln. Ja, es gab unter den Tagsatzungsboten sogar Leute, welche die mailändischen Boten geradezu ermunterten, zwei- bis dreitausend Knechte anzunehmen; denn dann könne die Eidgenossenschaft niemals zugeben, dass die in verfeindeten Lagern Stehenden in Kampf mit einander gerieten: man werde eine Ge-

sandtschaft zu Karl VIII. schicken und ihn womöglich zur Heimkehr veranlassen; wenn er sich weigere, würden sie ihren Leuten befehlen, heimzukehren. Den Gesandten Moros schien es allerdings, dass dieser Weg in erster Linie dazu bestimmt sei, den Orten Pensionen und Vorteile von beiden Seiten einzutragen. Jedenfalls aber war bei einer derartigen Auffassung klar, dass von einer ins Gewicht fallenden Bekämpfung des Söldnertums nicht mehr die Rede sein konnte. Um den 10. September brach man in allen Teilen der Eidgenossenschaft mit offenen Fähnlein zum König auf, so dass „niemand, der sich vermog", zu Hause bleiben wollte. Umsonst, dass die Berner nach allen Seiten schrieben und die Pässe bewachen ließen, sowie einzelne verhafteten. Während man noch die Hoffnung aussprach, die Leute im Lande zu behalten, lief bereits die Nachricht ein, dass auch die Berner Miene machten, wegzuziehen und zum Teil bereits fortgelaufen seien. Trotzdem auch Solothurn auf bernisches Drängen am 15. September ein neues, strenges Reisverbot erließ, so schlugen sich doch auch dort Einzelne hinaus und bemächtigten sich eines alten Fähnleins, das ihnen vor Jahren vom König geschenkt worden war. Umsonst, dass man ihnen eine Ratsbotschaft nachschickte und sie zur Heimkehr und Rückgabe des Fähnleins aufforderte: sie antworteten, der König habe 40 000 Kronen ins Land geschickt; darum wollten sie ihm zu Hilfe kommen, wie es die andern Orte ebenfalls getan hätten — die ließen ihre Leute auch laufen, um Gut zu gewinnen. Als die Obrigkeit von weiteren Zusammenrottungen hörte und die Tore schließen ließ, sprangen Einzelne über die Stadtmauern hinaus, rannten in die Schiffe und machten sich auf dem Wasser fort. Umsonst, dass man auch nach Neuenburg eine Ratsbotschaft schickte: es blieb nichts anderes übrig, als sich zu fügen, wenn man auch nach wie vor die Reisverbote, Gefängnis- und Bußedrohungen erließ und damit wenigstens das Wegziehen in großen Haufen hinderte; „denn die Kraft des regierenden unfridsamen Planeten Saturn uns mit sinen kreftigen Helfern der Planeten zů Gedult zwingt"[1]). Wohl war es Moro gelungen, durch sein Einverständnis mit Supersax, durch Geldspenden, Zollprivilegien und

[1]) Solothurn an Basel und Bern, 25. und 19. September.

die Tätigkeit seiner unaufhörlich hingesandten Agenten den Walliser Landrat auf seine Seite zu bekommen. Doch der Bischof ließ sich weder dadurch noch durch päpstliche Breven an der Begünstigung der Franzosen hindern. Nachdem bis zum 8. September etwa 6000 Knechte durchgezogen waren, allerdings vielfach schlecht oder gar nicht bewaffnete Truppen, da der Bailli schließlich alle angenommen hatte, bis zu den Spitälern — brach der Bischof gegen Ende des Monats mit weiteren 3000 von ihm angeworbenen selber zum König nach Vercelli auf. Gleichzeitig erhielt Moro aus Bellinzona Nachricht, dass auch die Urner sich wieder regten. Die Leventinesen streuten im Bleniotal das Gerücht von einer Abtretung Blenios und Biascas aus, und am 3. September kam von dort her Bericht, die Urner seien mit offenem Fähnlein nach Airolo gerückt, um den Franzosen zuzuziehen. Und als Moro die Nachricht vom allgemeinen Aufbruch zu Karl VIII. nicht glauben wollte, wurde ihm am 13. September aus Bellinzona ausdrücklich bestätigt, dass seit den Burgunderkriegen eine solche Massenerhebung nicht mehr vorgekommen sei: 10000 seien allein bei Bellinzona durchgezogen, sodass man an ein Verbot gedacht habe; in Uri und den anstoßenden Gebieten seien nur Greise und kampfunfähige Leute zurückgeblieben: sonst sei alles fort; aus Graubünden allein 2000. Und zwei Tage später, nachdem man genauere Zahlen erkundet hatte, stieg die Zahl der Weggezogenen schon auf 15000, darunter 5000 Graubündner. Umsonst, dass man wenigstens im Wallis mit allen Kräften zu hemmen suchte. Die Knechte, die auf das Gerücht, es seien Einzelne von ihnen überfallen und beraubt worden, nur mit Mühe von einem Marsch gegen Domo abgehalten werden konnten, schlugen, so weit sie nicht über den großen St. Bernhard in savoyisches Gebiet zogen, den Weg über allerlei Nebenpässe ein, und die Bemühungen, das Wasser auf die eigene Mühle abzuleiten, blieben größtenteils vergeblich. Wohl herrschte gegen den die Franzosen offen begünstigenden Bischof unter den Bauernschaften des Oberwallis bereits eine eigentliche Aufruhrstimmung; allein vorderhand ließ er sich durch die Anzeichen des drohenden Sturmes nicht beirren, sondern zog über Aosta und Ivrea dem Könige zu, und Moros Lage wurde dadurch kaum verbessert, dass auch ihm über Chiavenna immer noch neue Söldner aus

Deutschland und der Eidgenossenschaft zuliefen. Nur die Berner hatten es, wie es scheint, fertig gebracht, das Wegströmen ihrer Leute durch ein Verbot, dass die französischen Gesandten ihr Territorium überhaupt nicht betreten dürften, wenigstens im größten Teil ihres Gebietes einigermaßen zu hindern.

Während so statt der begehrten 5000—15 000 Schweizer deren 20—25 000 über die Alpen liefen, hatte sich die Lage in Novara stark verändert. Die Vorstädte waren zwar bereits anfangs September zum Teil von den Novaresen selber angezündet worden, und der von den verschiedensten Einflüssen umkämpfte König blieb nach wie vor in Chieri. Doch spitzten sich die Dinge trotzdem stärker auf die Entscheidung zu: Karls VIII. Truppen, von Krankheiten so gut wie die Belagerten und Belagerer verfolgt, hielten nur mit äußerster Unlust um Vercelli aus; die Franzosen suchten mit oder ohne Abschied nach Hause zu kommen, und die Schweizer entschädigten sich durch Plündern. In Novara aber standen die Dinge zum Verzweifeln. Vom 5. September an war die Lage auch militärisch so schlecht geworden, dass man den Sturm auf die Tore jeden Augenblick erwartete und selbst Karl VIII. den Verlust des Platzes fürchtete. Nachdem er in Turin mit größter Mühe Geld aufgetrieben hatte, wurden dem Bailli von Dijon Boten entgegengeschickt, damit er sich beeile. Die Verbündeten aber, die nach den beständigen Desertionen der Belagerten mit erdrückender Übermacht vor der Stadt standen, rückten nun gegen die Mauern vor, um eine Bresche zu öffnen, und erhielten von Mailand Kanonen. Doch kam es trotz aller Vorbereitungen zu der gewünschten Erstürmung nicht: während die Führer sich erbittert bekämpften, brachen auch unter den Soldaten Eifersüchte aus. Die Schweizer besonders hatten schon Ende August Miene gemacht, zum König überzugehen. Statt also dem Wunsch des über die hohen Kosten ungeduldigen venezianischen Senats zufolge den Krieg durch entschiedene militärische Maßregeln zu beenden, ließ sich der mailändische Herzog auf die schon längst von den Franzosen angeknüpften geheimen Unterredungen ein, und am 14. September begannen die offiziellen Unterhandlungen auch mit den Venezianern. Die Italiener verlangten Novara, die Franzosen Genua. Moro erschien nun auch selber im Feld, und eine starke Partei in der Umgebung des Königs war bereits für

das Nachgeben: bei der beiderseitigen Unentschlossenheit in der Tat das Geratenste. Am 16. September wurde denn auch tatsächlich die Einstellung der Feindseligkeiten für drei Tage und die Verproviantierung der Stadt beschlossen, und nun kamen die seit Ende Juni Eingeschlossenen, so weit sie die furchtbaren Hungerqualen überstanden hatten, wieder zum Vorschein. Tag für Tag waren ihrer vor Erschöpfung gestorben. Zwei Drittel lagen krank, und nur ein erschreckend geringer Bruchteil überlebte die Entbehrungen. 2000 waren allein durch Hunger und Seuchen umgekommen, und die übrigen erschienen in äußerster Magerkeit, mehr tot als lebendig. Die überall herumliegenden Leichname, Kadaver von Pferden etc. machten den Aufenthalt in der Stadt vollends unerträglich; seit der Belagerung Jerusalems durch die Römer, versichert Commynes, seien solche Hungerqualen nicht erhört worden. Die französischen Unterhändler erwirkten nun zuerst dem Herzog von Orleans die Erlaubnis, Novara zu verlassen; denn der König verweigerte alle weiteren Friedensunterhandlungen, wenn man seinen Vetter nicht vorher zu ihm lasse, so dass Moro nachgeben musste. Am 22. September verließ der Herzog so als erster die Stadt, deren Besetzung ihm wie ihr gleich teuer zu stehen gekommen war: die Gesandten hatten dem Moro seine Rückkehr garantiert, falls die Verhandlungen scheiterten; der Marchese von Mantua lieferte sich als Bürge für die Sicherheit der Reise den Franzosen aus, und der Marschall de Gié, der den Herzog abholte, stellte den überlebenden Bewohnern von Novara, die eine verräterische Preisgabe fürchteten, den eigenen Neffen zur Verfügung, mit dem Versprechen, sie ebenfalls binnen drei Tagen zu erlösen. Der ganz kampfunfähige Teil der Besatzung, zirka 1000 Mann, schlüpfte damit gleichfalls hinaus, und drei Tage später folgten die übrigen: 5500—6000 Mann, darunter zirka 3300 Schweizer, aber kaum 600 noch im Stand, sich wirklich zu verteidigen — dazu ganz wenige Pferde, da man die meisten aufgegessen hatte. Obgleich es also zu blutigen Kämpfen gar nicht gekommen war, ging so ein volles Drittel der Besatzung zu Grunde — die Desertionen allerdings nicht gerechnet. Selbst auf dem Heimweg oder auf der Straße nach Vercelli kamen noch zahlreiche weitere um, trotzdem ihnen sogar die Feinde beisprangen. Commynes, der in der Umgebung Karls VIII. vor allen

andern auf schleunigen Friedensschluss gedrängt hatte, rettete etwa fünfzigen, die in einem Garten bei Cameriano niedergesunken waren, das Leben, indem er ihnen etwas Suppe reichen ließ. In Vercelli teilte der König ihnen 800 Francs an Almosen aus und ließ Lebenden und Toten den Sold bezahlen, auch den Schweizern, von denen wohl 400 gestorben waren. Aber so viel man auch zu helfen suchte, so kamen doch auch in Vercelli noch 300 um, die einen vom heißhungrigen Essen, die andern von Krankheit; ein Teil von ihnen verendete geradezu auf den Misthaufen.

In den selben Tagen aber, in denen sich so das Schicksal der Belagerten entschied, trafen endlich die vom Bailli von Dijon angeworbenen schweizerischen Verstärkungen ein, die, wenn früher angelangt, den König wohl zum Kampf bewogen hätten. 8—10000 Mann stießen bereits zu Karls VIII. Heer, wo sich noch etwa 2000 Veteranen vom Zug gegen Neapel her befanden. Da der König in der begreiflichen Furcht vor Gewalttätigkeit die Vereinigung der beiden Haufen nicht gestattete, blieben die übrigen etwa zehn Meilen entfernt. Im ganzen zählten sie über 22000 Mann, und Commynes meint, es hätten sich wohl noch nie so viele Schweizer überhaupt zusammengefunden. Nach der Meinung von Leuten, die sie kannten, seien nur wenige Waffenfähige in der Heimat geblieben. Man habe die piemontesischen Alpenpässe sperren müssen, um keine weiteren eindringen zu lassen: sonst wären sogar Weiber und Kinder erschienen. Man könne sich fragen, ob dieser massenhafte Aufbruch der besondern Vorliebe für die Franzosen entsprungen sei, da der verstorbene König Ludwig ihnen so viel Gutes getan und zu ihrer Ehre und ihrem Ruhm vor aller Welt verholfen habe, und in der Tat hätten einzelne Alte eine solche Liebe zum König besessen und seien siebzigjährige Hauptleute in großer Zahl erschienen, die einst im Kampf gegen Karl von Burgund angeführt hätten. Der hauptsächlichste Beweggrund aber sei die Habsucht und die große Armut gewesen; denn zwei der Kantone, Bern und Zürich, hätten sich gegen die Franzosen erklärt. Trotzdem aber seien alle Waffenfähigen gekommen, und zwar so viel schöne, kräftige Leute, wie er sie nie gesehen habe, so dass es ihm unmöglich schien, sie zu schlagen, außer wer sie durch Hunger, Frost oder eine andere Naturgewalt überwand. In jedem Fall hatte die Kunde von ihrem Nahen

gewiss schon zu Moros und der Venezianer Einlenken beigetragen. Wenn aber die Kriegspartei in der Umgebung des Königs, Trivulzio und die Anhänger Orleans, auf sie die Haupthoffnung für den Kampf gesetzt hatten, so war die ehrenhafte Gelegenheit zum Schlagen schon vorüber. Im Schloss von Novara standen nach dem Abzug der französischen Besatzung nur noch 30 Mann; sonst blieb die Stadt ihren Bewohnern überlassen, die einen Eid geleistet hatten, bis zum Friedensschluss weder Italiener noch Franzosen aufzunehmen. Die Uneinigkeit im französischen Lager, die Vergnügungssucht und Zerfahrenheit des Königs, der schlechte Stand des Heeres und die allgemeine Unlust, wegen des einzigen Novara einen neuen schweren Kampf anzuheben, der Geldmangel und die Erwägung des bevorstehenden Winters hatten ein Eingreifen, so lange dies den Belagerten noch Hilfe zu schaffen vermocht hätte, gehindert. Nun, da man die fast Verhungerten durch Friedensunterhandlungen befreit hatte, verbot neben der Klugheit fast der Anstand schon den Kampf, wenn auch der Herzog von Orleans, der sich inzwischen erholt hatte und von allen möglichen Leuten aufgestachelt wurde, heftig für den Krieg sprach, um so mehr, als er auch den Vorwurf zu hören glaubte, dass er sich mit so ansehnlichen Truppen überhaupt in eine so verzweifelte Lage habe drängen lassen. Der Herr von Ligny und der Erzbischof von Rouen, Georges d'Amboise, sowie einige weitere unterstützten ihn und steckten sich hinter einzelne Schweizer, die ihnen den Kampf anerboten. Da sich im feindlichen Lager ja ebenfalls zahlreiche Eidgenossen befanden und die Venezianer und Mailänder trotz aller Desertionen noch immer 2800 Hommes d'armes, 500 leichte Reiter und 11 500 deutsches und schweizerisches Fußvolk zählten, nebst weitern allerdings sehr ungleichwertigen Truppen, so drohte bei einem Kampfausbruch schon damals das Gemetzel zwischen den eigenen Landsleuten, das fünf Jahre später durch die Schande des Verrats von Novara vermieden ward. Auf der andern Seite freilich operierte die Friedenspartei, die auf die Überlegenheit des Feindes und seine durch Gräben verteidigte starke Stellung, sowie auf die Gefahr einer Hungersnot hinwies, mit der keineswegs unbegründeten Befürchtung, die Schweizer könnten, wenn sie sich vereinigten, den König und alle reichen Leute gefangen nehmen und in ihr eigenes Land

abführen. Am 26. September kam es aus zufälligem Anlass beinahe zur Schlacht zwischen den beiden Heeren, und es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit der französischen Unterhändler, vor allem Commynes, um den von hundert Zwischenfällen stets bedrohten Frieden abzuschließen. Trotz allen Widerstands des Herzogs von Orleans, der seine Erbansprüche auf Mailand auch nach dem Scheitern seiner kriegerischen Unternehmung nicht aufgab, wurde indessen in den ersten Tagen des Oktober ein Vertrag zwischen Karl VIII. und dem von seinen venezianischen Bundesgenossen sich trennenden Moro festgesetzt, nach dem der Herzog von Mailand dem König für eine Unternehmung gegen Neapel Hilfe und Durchpass gewährte, die französische Suzeränität über Genua anerkannte, Karl VIII. 80 000 Dukaten früher geliehener Gelder erließ und überdies gegen Venedig Beistand versprach, falls dieses den Frieden ablehne. Da der König eine Eroberung der Lombardei nie beabsichtigt hatte und an der Sonderunternehmung des Herzogs von Orleans kein Interesse besaß, so konnten diese Bestimmungen als äußerst vorteilhaft gelten. Moro, durch das massenhafte Erscheinen der Schweizer wohl erschreckt, trat damit von der antifranzösischen Liga, die er großenteils selber hervorgerufen hatte, wieder zurück und sagte Karl VIII. Unterstützung zu. Den Helfern der Franzosen, also auch den Bewohnern Novaras, die ihm nun wieder überliefert wurden, versprach er Straflosigkeit, und dem Herzog von Orleans für seine Kosten 50 000 Dukaten. Der Friede ward am 9. Oktober endgültig bestätigt. Während aber Moro trotz aller Zusagen die unglücklichen Novaresen durch Kontributionen, gerichtliche Untersuchungen und mehr oder minder unverhüllte Plünderung und Beraubung zur Verzweiflung trieb, so dass die Hauptschuldigen sich fortan in der Verbannung hielten, musste Karl VIII., dem durch das massenhafte Erscheinen der Schweizer zwar ein unverkennbarer diplomatischer Erfolg, aber auch eine schwere finanzielle Verlegenheit entstanden war, die bei diesen herrschende Unzufriedenheit zu beruhigen suchen. Die nach langem Zögern und Verhandeln trotz der Ablehnung Zürichs und Berns zu Stande gekommene Friedensgesandtschaft der Eidgenössischen Orte, die sich gegen Ende September in Martigny gesammelt hatte und am 3. Oktober, also zu spät für die eigentlichen Verhandlungen, nach

Ivrea gelangt war, hörte bereits dort von dem großen Zorn der Knechte, denen ein Monatssold bezahlt und gesagt worden war, der König bedürfe ihrer jetzt nicht mehr, außer, wenn sie nach Neapel zögen: dann wolle er ihnen für drei Monate Sold geben. Die Knechte widersetzten sich dem aber und verlangten in jedem Fall dreimonatlichen Sold, wie er einst im Vertrag mit Ludwig XI. festgesetzt war. Und als die Boten am 4. Oktober auf den Wunsch Karls VIII. nach Casale ritten, erfuhren sie von weiteren großen Ungebührlichkeiten, wie die Söldner „mit gar wilden Stampenyen hinhar zogen". Wo ihrer 200 oder minder gewesen, hätten sie je ein besonderes Fähnlein aufgerichtet und häufig doppelte Soldlisten angegeben, zum großen Missfallen des Bailli und der Franzosen. Nach der Aussage der Musternden seien ihrer über 25 000, „und meinen die Franzosen, dass die alle Welt möchten bezwingen". Der Bailli von Dijon und andere Herren seien übel zufrieden, dass der König den Frieden angenommen habe; „dann er meint, dass ein Kron von Frankrich hübschern Zug von Tütschen niemer überkombt". Die Zügellosigkeit dieser ganz verwilderten Haufen ward aber immer größer. Als die Hauptleute von der Ankunft der eidgenössischen Gesandten in Casale hörten, „haben si sich gar groblich lassen merken und gesprochen: well der Küng zu Casal mit uns tagen, so wellen aber si hie in dermass tagen, das er sin nit wurd lachen!" Als Karl VIII. diese Drohworte vernahm, schickte er eilends während der Nacht einen Boten nach Casale, um die Gesandten zu bitten, bei Tage nach Vercelli zu kommen. Als sie dies taten und darauf am 7. Oktober eine Audienz erhielten, verständigten sie sich zwar mit dem König sehr leicht; die Hauptleute aber erklärten, „si wellen mit unser tagen nütz schaffen haben, sunder für jeden Knecht drei Manotsold haben, oder aber si wellen in nit von Handen lassen, sunders so wellen si us dem Feld ziehen und in die Stadt Versel und die Stadt mit Gewalt inhaben mit sampt dem Küng, bis si für dry Manot bezahlt syen, mit vil groben Worten, das der loblichen Eidgnoschaft nit ehrlich ist". Als nun der Küng diese Wort hörte, ließ er ihnen sagen, „er well si bi diser Tagzyt lassen bezahlen für zwei Manet; umb den dritten well er inen lassen das Gelt gan Luzern schicken bis zur Liechtmess (2. Februar), und darzů gibt er inen die besten Wort, so er kann und mag". Allein auch

das half nichts, „sunders wellen si das Gelt also harbaben für die drei Manot". Umsonst, dass sich der Prinz von Orange, der Bischof von Sitten und andere ins Mittel legten. In der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober, nachdem Karl VIII. den Frieden ratifiziert hatte, rotteten sich seine Schweizer unter dem Klang der Trommeln zusammen und hielten, nach Kantonen geordnet, im Ring ihre Heergemeinden. Die einen rieten, den König und sein ganzes Gefolge gefangen zu nehmen, besonders alle Reichen, die andern stimmten dem bei, wollten ihn aber nur zur Bezahlung der einst mit Ludwig XI. vertraglich festgesetzten drei Monatssolde zwingen. Wieder andere rieten, dass man bloß auf die Umgebung des Königs, nicht auf diesen selber Hand lege, und erboten sich bereits zur Ausführung. Schon hatten sie zahlreiche Leute nach Vercelli hineingebracht, als Karl VIII., der während der Nacht von einem das Deutsche verstehenden französischen Hauptmann der Schweizer, de Lornay, gewarnt worden war, die Stadt verließ und sich nach Trino, auf das Gebiet des Markgrafen von Montferrat begab. Da über eine Erneuerung der einst von Ludwig XI. aufgerichteten Vereinigung erst beraten wurde, so befanden sich die meuternden Söldner mit ihrer Forderung in jedem Fall im Unrecht, ganz abgesehen davon, dass sie mit Ausnahme von Hinzug und Heimweg erst wenige Tage im Felde standen. Trotzdem ward weiter mit ihnen verhandelt; allein bevor man noch zu einem Entscheid gekommen war, nahmen die alten Reisläufer von Neapel ihre Führer, den Bailli von Dijon und jenen Hauptmann gefangen, um für die Heimkehr eine weitere Zahlung von 14 Tagen zu erpressen. Den andern wurden trotz allen Weigerns zuletzt doch alle drei Monatssolde versprochen, so dass die Gesamtausgabe sich auf reichlich 500 000 Francs belief, wenn sich die wirkliche Auszahlung auch freilich zum Teil noch Jahre lang verzögerte. Zu allem hinzu hieß es noch, die dem Frieden abgeneigten französischen Führer hätten sie dazu angestiftet.

Während nun Karl VIII., nachdem er so im Vertrag von Vercelli für den Augenblick von Moro alles Wesentliche erreicht hatte, am 21. Oktober den Weg nach Frankreich antrat, zogen im Lauf des Oktober die von ihm angeworbenen Knechte nach der Heimat zurück, trotz des reichen Soldes zum Teil in kläglicher Verfassung. Die von Neapel Heimkehrenden, soweit sie

nicht schon früher nach Hause gelaufen waren, brachten die furchtbare Krankheit mit, die, schon früher an einzelnen Stellen heimisch, doch erst von jetzt ab sich über ganz Europa verbreitete und mit um so wütenderer Heftigkeit auftrat, als die ärztlichen Hilfsmittel vorläufig gänzlich fehlten: umsonst, dass man die Kranken anfänglich wie Aussätzige isolierte. Die aus Novara Zurückkehrenden schleppten sich in doppelt elendem Zustande, gelb und abgezehrt, nach der Heimat zurück, wo noch lange das Sprichwort ging, „wann einer ein gelb Antlitz hatt, dass der Nächst zu im sprach: Ich mein, du syest auch zů gelben Wäbern gesin!" Zahlreiche starben auch jetzt noch vor Erschöpfung auf den Straßen. Von der strengen Bestrafung, welche die Obrigkeiten einst angedroht hatten, war bei der Massenhaftigkeit des Auszugs freilich kaum mehr die Rede. Im Gegenteil erwarteten die Regierungen das Zurückfluten zum Teil mit großer Besorgnis. Der Gegensatz der Städte und Länder, der im Stanser Verkommnis nur ungenügend überbrückt worden war, tat sich aufs neue kund: schon im September hatte ja der Ammann Reding von Schwyz auf der Luzerner Tagsatzung geäußert: „so der Tagen eins gemein Eidgnossen in das Feld kommen, alldann ein ganze Versammlung ze tund und ein Mehrs ze machen", sodass sich Bern mit Solothurn, Freiburg und Zürich bereits damals gegen Unruhen der heimkehrenden Knechte vorsah. Als dann in der zweiten Hälfte des Oktober der Durchzug wirklich erfolgte, sorgte es zwar für freundlichen Empfang und billigen Markt, erließ aber zugleich ein eigentliches Rüstungsaufgebot. Da die nach Hause Rückenden gleichzeitig alle möglichen Drohungen ausstießen, „besunders wo wir die unsern, mit inen, doch in kleiner Zahl, hinweggelaufen, strafen, . . . das si dem vor sin wellen", so bedeutete es kein geringes Wagnis, die trotz aller Verbote Weggelaufenen zu strafen. Bern hielt seine Verordnungen im Ganzen aufrecht; Zürich hob sie aber am 22. Oktober auf Bitten der Landschaft auf und begnügte sich mit einer Buße. Als man die Strafsummen jedoch einziehen wollte, begegnete man neuem Widerstand, einer heftigen Agitation, die zu stets wiederholten Begnadigungsbegehren führte, Schimpf- und Schmachreden gegen die Obrigkeit, die allen Verboten zu Trotz wieder Pensionen angenommen habe, und anderes. Zu eigentlichen Unruhen kam

es aber vor allem in Solothurn und Freiburg, wo die Knechte mit offenen Fähnlein in die Stadt zogen und die Anerkennung der Reisstrafen verweigerten. Die Räte mussten trotz allen Widerwillens dem Waldwasser seinen Lauf lassen und sich „zů diser Zit milter Regierung" unterziehen, und in den Länderorten war von irgendwelcher Bestrafung natürlich erst recht keine Rede.

Die Verflechtung der Eidgenossen in den Kampf der europäischen Fürsten um die Lombardei nimmt damit für einmal ihr Ende. Wenige Jahre später aber beginnt der Streit aufs neue, und eine heftige mailändische und französische Agitation in der Schweiz sorgte inzwischen dafür, die 1495 hervorgerufenen Gegensätze zu verschärfen. Die Kämpfe um Novara haben nun wohl schon als Fortsetzung der Bestrebungen, welche die Lombardei bereits beim Aussterben der Visconti den Orleans überliefern sollten, ihre Bedeutung; ihre hauptsächliche Wichtigkeit gewinnen sie indes als Vorbereitung zu der vier Jahre später einsetzenden französischen Eroberung. Während der von Karl VIII. fast mühelos gewonnene Süden der Krone schon nach wenigen Monaten wieder verloren ging, scheiterte der Handstreich des Feudalherrn zwar zunächst an der Eifersucht und mangelnden Unterstützung seines Königs. Wenige Jahre später aber nimmt Ludwig von Orleans mit den umfassenden Machtmitteln des Staates die Ansprüche wieder auf, die er zum erstenmal in Novara verfochten, und seine zwölfjährige ungestörte Regierung über die Lombardei beweist, dass es sich hier um Ziele handelte, die sich vom nationalen Gesichtspunkt aus vollkommen rechtfertigen. Wohl haben seine Nachfolger ein halbes Jahrhundert später den Versuch, in Italien Fuß zu fassen, in der Hauptsache wieder aufgegeben. Aber als die Krisis der Hugenottenkriege überwunden war, zeigte sich in der Politik Richelieus der selbe Grundsatz, wie in derjenigen Karls VIII., Ludwigs XII. und Franz I.: die Bekämpfung der Übermacht Habsburg-Spaniens, die sich am Ende des 15. Jahrhunderts wenigstens vorbereitet. Nur das Schlachtfeld, auf dem dieser Fundamentalsatz französischer Diplomatie zum Ausdruck kam, hatte sich inzwischen gewandelt. Wie im 17. Jahrhundert Deutschland, so zog aber am Ende des 15. und zu Beginn des 16. Italien die auswärtigen Mächte auf sich, und sein ungeheurer kultureller Einfluss gibt der rein politischen Notwendigkeit auch die höchste

geistige Berechtigung. Unter den Ursachen, die dem staatlich zusammenbrechenden Italien einen Einfluss auf ganz Europa gestatteten, der an die Hegemonie des von den Römern unterworfenen Griechenlands erinnert, [spielen die italienischen Kriege nicht die geringste Rolle. Indem sie die Völker des Nordens jahrzehntelang über die Alpen führten, bereiteten sie deren Durchdringung mit Geist und Kultur des [Südens vor, und selbst der deutsche Protestantismus, den Karl V. mit dem Untergang bedrohte, ist vorwiegend durch die italienischen Feldzüge Franz I. gerettet worden. So knüpfte sich das Größte der modernen Zeit vielfach an die italienischen Kriege. Was verfeinertem geistigem Genießen zunächst als beinahe gleichgültiges Ringen um die europäische Vorherrschaft erscheint, hat in Wahrheit die Entstehungsgeschichte dieses modernen Geistes tief beeinflusst. Indem wir die Anfänge dieser Kämpfe herausgriffen, stellten wir allerdings eine Episode dar, in der sich diese Zusammenhänge noch kaum andeuten. Mit jedem folgenden Jahr werden die Linien aber immer klarer. Von dem Zeitpunkt ab, in dem die Schweizer im Vordergrund des Geschehens erscheinen, hat sich die volle Gewalt der ganz West- und Südeuropa umfassenden Gegensätze enthüllt, und nach einem halben Jahrhundert unaufhörlicher Kämpfe erst fängt die in den Jahren 1494—1495 aufgeregte Welie wieder an sich zu beruhigen.

ZÜRICH ERNST GAGLIARDI

□□□

Winkelmann mag vielleicht auch das Gefühl für eine gewisse antike, fast heidnische Großartigkeit in der römischen Religion gehabt haben. In seiner Abwendung von dem verkrüppelten Protestantismus, unter dem er in seiner Jugend so oft gelitten, mochte er wohl denken, dass Rom sich mit der Renaissance ausgesöhnt hatte, während das protestantische Prinzip in der Kunst Deutschland um die höchste Tradition der Schönheit gebracht hatte.

Renaissance W. PATER

□□□

SUFFRAGETTES ET FÉMINISME

Je ne crois pas avoir l'âme d'un buveur de sang. Pourtant, j'avoue qu'à la place du gouvernement anglais, je laisserais sans remords Mme Pankhurst et ses émules mourir de faim, puisque tel semble être leur bon plaisir. Et en ce faisant, j'aurais conscience de rendre à la cause du féminisme, que je trouve infiniment intéressante, un signalé service. La tournure prise par le suffragisme en Angleterre est en effet un exemple, typique entre tous, du tort que peut causer à une cause juste une poignée d'énergumènes et de déséquilibrées. Et cet avis n'est pas celui d'un mâle isolé, disqualifié du reste du fait de son sexe. C'est celui de toutes les féministes, de toutes les suffragettes sincères et clairvoyantes que j'ai rencontrées. Toutes unanimement déplorent les excès des propagandistes par le crime, des grévistes de l'estomac. De même les libertaires éclairés — en général des idéalistes plutôt pacifiques — se rendent parfaitement compte du discrédit profond dans lequel les exploits des terroristes jettent les hautes et belles — trop hautes et trop belles peut-être — théories du communisme individualiste. Et pourtant la propagande par le fait se justifie beaucoup mieux du point de vue anarchiste que du point de vue féministe. On peut très bien admettre que dans une autocratie, lorsqu'il s'agit de tenir en respect une caste tyrannique campée au pouvoir et s'appuyant, pour régner, exclusivement sur la force et sur l'argent, il puisse être utile à un moment donné de faire trembler les maîtres en leur rappelant par de terribles exemples qu'ils ne sont pas à l'abri de la mort embusquée dans l'ombre. L'explosif est alors l'arme du désespoir, arme bien imparfaite, hélas! bien maladroite, qui frappe bien rarement celui qu'elle vise et fait au hasard bien des victimes innocentes. Mais l'histoire démontre que la terreur réussit parfois à arracher aux puissants des concessions qu'aucun autre moyen n'eût obtenues.

C'est que la bombe, si elle frappe à tort et à travers, vise cependant les vrais responsables. Elle peut manquer le véritable destinataire, mais au moins ne se trompe-t-elle pas d'adresse. En va-t-il de même lorsque d'imbéciles mégères incendient des gares, des tribunes de champ de courses, brisent des devantures

de boutiques, abîment la correspondance dans les boîtes aux lettres? A quoi riment de pareils attentats? A faire réfléchir les hommes? A terroriser les pouvoirs législatif et exécutif? S'imagine-t-on vraiment que dans un état constitutionnel il se trouvera un seul ministre responsable pour présenter une loi sous de pareilles menaces? Et s'il s'en trouvait un, si une loi de franchise était présentée dans de telles conditions, pense-t-on qu'il se trouverait un Parlement pour la voter?

Les attentats nihilistes avaient une excuse: l'énormité des maux endurés par un peuple immense, écrasé sous le joug de fer d'une bureaucratie toute puissante et sans entrailles. Il existait du moins un certain rapport de mesure entre le mal et le remède. Où est le rapport entre le but à atteindre et les moyens employés dans les attentats suffragistes? De quoi s'agit-il, en somme, pour Mmes Pankhurst et consortes? D'une simple extension de la franchise électorale, d'un nouveau pas en avant dans la conquête du suffrage universel. Cette extension de la franchise laisse la majorité des hommes indifférents; une fraction s'y oppose, une autre y serait plutôt favorable; la masse n'a pas d'opinion arrêtée. Et mon but, en écrivant ces lignes, est de convaincre mes lecteurs que cette masse flottante serait acquise à la réforme *le jour où il sera démontré que celle-ci est vraiment désirée par la grande majorité des femmes.* En tout cas il est parfaitement absurde de prétendre que dans l'ordre de choses actuel, la partie féminine de la population souffre de maux tels qu'ils justifient l'emploi de la violence. Aucune femme de sens rassis ne soutiendra que le sort du sexe le plus nombreux soit à ce point intolérable qu'il faille recourir au terrorisme pour l'y soustraire. Dans ces conditions, n'est-il pas évident que tout ce mouvement de propagande par le fait va à fin contraire, oblige les hommes, ne serait-ce que par dignité, à ne pas céder à la menace en une question où seule la justice a le droit de parler, et rejette dans le camp du suffrage masculin toutes les femmes de bon sens, parce que leur instinct leur dit qu'entre la loi de l'homme, si injuste soit-elle en principe, et la loi de femmes du type des suffragettes anglaises, la première leur offre plus de garanties, avec l'avantage d'éviter un saut dans l'inconnu.

* * *

L'erreur fondamentale des suffragettes est de croire que le triomphe de leur cause dépend de l'homme. Que dis-je? pas même de l'homme en général, de la population masculine dans son ensemble, pas même d'un Parlement masculin, d'une assemblée législative formée de représentants de la partie mâle de la nation, mais d'un cabinet, de tel ou tel ministre. C'est là une illusion tout à fait puérile. La législation n'a jamais été que le reflet des mœurs; elle se borne à enregistrer les décisions de la conscience collective. Toute loi qui prétend devancer cette conscience ou lui imposer une contrainte, manque de base profonde, n'est pas viable. Dans le domaine de la franchise électorale en particulier, l'étude de l'histoire prouve que toutes les fois qu'une nouvelle couche de la population s'est trouvée mûre pour les responsabilités, la franchise lui a bientôt été presque automatiquement étendue. Présentons cette vérité sous une autre forme plus tangible: toutes les fois qu'une catégorie de citoyens a pris conscience d'elle-même au point de désirer participer à la vie politique, elle a vu son désir assez promptement satisfait, et cela au prix d'un effort relativement minime. Et la conclusion s'impose: le jour où les femmes le voudront, elles voteront; la résistance des hommes pèsera moins que rien dans la balance. Si jusqu'ici elles n'ont conquis le suffrage que dans un petit nombre de pays, c'est tout simplement parce que dans les autres elles ne le désirent pas encore avec assez de force et d'unanimité. Ce ne sont pas les hommes qui leur barrent la route, ce sont elles qui restent inertes, qui n'éprouvent pas le besoin de participer à la vie politique. En usant de violence et d'intimidation vis-à-vis des hommes, les suffragettes commettent donc une erreur grossière: *Elles se trompent d'adresse.*

* * *

La propagande féministe parmi les hommes peut avoir son utilité, sa nécessité même, à titre accessoire. Sans doute ce sera un Parlement masculin qui aura à enregistrer la conquête définitive du suffrage pour la femme. Ce sera un ministre masculin qui soumettra la réforme à sa ratification. Mais lorsque nous en serons là, c'est que la victoire aura déjà été gagnée ailleurs. La propagande qui importe avant toute autre, c'est la propagande

parmi les femmes. Ce sont elles qu'il s'agit de gagner, et de ce côté-là, il y a presque tout à faire. Une avant-garde de linottes bien intentionnées est partie en guerre, croyant qu'il n'y avait qu'à marcher et que le genre féminin tout entier suivrait. Erreur fondamentale, erreur fatale. La grande masse des femmes — des femmes de chez nous en tout cas — est prodigieusement indifférente en matière politique. La conscience civique lui fait encore défaut. Ce n'est pas affaire de capacité; il est absurde de prétendre que la citoyenne moyenne soit intellectuellement inférieure au citoyen moyen. Pareille affirmation ne supporte pas l'examen. C'est civiquement qu'elle est inférieure. „La faute en est aux hommes qui lui refusent l'instruction civique", objectent les suffragettes. Possible, mais nous tournons dans un cercle vicieux. Pour que les programmes scolaires comportent l'instruction civique des filles, il faut d'abord que les femmes soient citoyennes. Tant qu'elles ne le seront pas, pareille discipline est sans objet. D'autre part, pour que les femmes conquièrent leur capacité de citoyennes, il faut que préalablement elles soient parvenues à la conscience civique. Et si l'école est dans l'impossibilité de les y aider, il faut que l'aide vienne d'ailleurs. Le grand objet de la propagande suffragiste doit donc être l'instruction civique de la femme, l'éveil chez la femme de la conscience civique, du désir, du besoin de participer à la chose publique. Donner le bulletin de vote à des femmes qui ne le désirent pas, qui n'en comprennent ni la signification ni l'importance, serait leur faire un cadeau qui pourrait être dangereux, qui ne le serait toutefois guère dans la pratique, parce qu'elles s'en serviraient probablement très peu. Mais cette abstention serait extrêmement regrettable, car le sexe féminin tout entier supporterait désormais la responsabilité des mesures auxquelles il aurait négligé de collaborer. Il perdrait tout droit à se prétendre tyrannisé par l'homme. Et la femme donnerait raison à ceux qui lui refusaient la franchise. Le jour où les femmes pourront voter, il est à souhaiter qu'elles votent et qu'elles votent beaucoup. A ce prix seulement leur concours pourra être utile et rendre les services qu'en attendent les partisans d'une législation sociale plus généreuse, plus humaine, plus sainement „sentimentale". Les féministes convaincus, dont je suis, comptent beaucoup sur le suffrage de la

femme pour l'amélioration du droit de famille, pour la lutte anti-alcoolique, pour la protection légale de l'enfant et de la mère. Ils appellent de leurs vœux, non le jour où l'extension de la franchise à toute une moitié de l'humanité aura enfin pris place au livre des lois, mais le moment, beaucoup plus important, où toutes les femmes auront enfin compris que cette extension elles y ont droit, et qu'il importe pour elles de la demander, de la revendiquer hautement, sans violences inutiles, mais avec une énergie froide et résolue.

Qui donc, à l'heure qu'il est, réclame le suffrage féminin? Quelques associations de combat constituées par une élite déjà parvenue à la conscience civique. Ces associations sont bien peu de chose comparées à l'énorme masse des indifférentes; elles ont avec cette masse trop peu de contact et ne peuvent raisonnablement être envisagées comme représentant le sexe féminin tout entier. Leurs revendications ne pourront être prises en sérieuse considération que le jour où elles seront devenues vraiment représentatives; le jour où un grand, un irrésistible mouvement d'opinion entraînera toutes les femmes à la conquête du suffrage.

C'est à créer ce mouvement que devraient tendre les efforts des suffragettes, ou plutôt de cette élite féminine déjà parvenue à la conscience civique. C'est à leurs sœurs qu'elles doivent s'adresser; c'est l'éducation de leurs sœurs qu'elles doivent entreprendre. Faire de chaque femme une citoyenne d'abord, tel devrait être le but de leur propagande. Pour les aider dans cette tâche, elles peuvent être assurées du concours de beaucoup de leurs frères; car parmi ces monstres d'hommes, voués à l'exécration du sexe faible par quelques Euménides d'outre-Manche, il en est plus qu'on ne croit de gagnés à la cause de la justice. Secouer l'indifférence des femmes, les éveiller au sentiment de leurs responsabilités vis-à-vis de leur sexe et de l'humanité est une tâche plus noble, et surtout plus urgente, que de lancer des pierres contre les vitres de Westminster ou de crier des sottises à M. Asquith.

Les peuples ont les institutions qu'ils méritent. Cela est vrai en détail comme en gros. Les femmes obtiendront le bulletin de vote le jour où elles le mériteront.

Vous connaissez l'*Ariane et Barbe-Bleue* de Mæterlinck: Ariane, qui personnifie la femme consciente, à l'avant-garde de son sexe, a entrepris de délivrer ses sœurs captives. Elle a brisé leurs chaînes; elles les a amenées à la lumière; grâce au concours du peuple, Barbe-Bleue a été réduit à l'impuissance. Et maintenant Ariane les invite à partir, à user de leur liberté reconquise. Pas une ne bouge; toutes restent dans la maison du maître et laissent leur libératrice s'en aller seule, désabusée et un peu méprisante. Elles prouvent par là que leur propre servilité, et non leurs fers, faisait leur esclavage.

Pourtant Ariane a tort de partir. Sa tâche n'est pas achevée: débarrasser de leurs chaînes matérielles les filles d'Orlamonde était relativement facile; plus essentiel est de leur inspirer l'amour et le désir de la liberté.

Conquérir pour la femme le suffrage dans les circonstances actuelles serait une conquête vaine. Nos Arianes ont mieux à faire: éveiller chez la femme la conscience civique qui dort; lui souffler cet altruisme agissant qui élargira leur horizon au-delà des limites de la famille jusqu'à celles de la vaste humanité.

LAUSANNE EDOUARD COMBE

□□□

N'y a-t-il pas du plaisir à tout critiquer, à sentir des défauts où les autres hommes croient voir des beautés? Sans doute; c'est-à-dire qu'il y a du plaisir à n'avoir point de plaisir.

Candide VOLTAIRE

*

M . . . disait qu'il y avoit tels ou tels principes excellens pour tel ou tel caractère ferme et vigoureux, et qui ne vaudrait rien pour des caractères d'un ordre inférieur. Ce sont les armes d'Achille qui ne peuvent convenir qu'à lui, et sous lesquelles Patrocle lui-même est opprimé.

Oeuvres choisies CHAMFORT

*

. . . la première condition d'un style est la convenance, la probité. Un grand style sur des idées petites, de grands ramages sur de petits moyens, voilà ce qui s'appelle emphase.

Le romantisme français LASSERRE

□□□

DRAMA UND BÜHNENBILD

I.

Es war einmal eine schlimme Zeit, da gingen die guten Kunstmaler weder durch den Fassadeneingang der Zuschauer noch durch die hintere Arbeitstüre der Bühnenleute ins Theater. Sie fanden es unerträglich, auf die von der bildenden Kunst vergessene Szene zu schauen. Von der Mitarbeit auf der Bühne waren sie darum so gut wie ausgeschlossen, weil das Theater — merkwürdig zu sagen — eine hochgradig konservative ästhetische (oder auch nur kunstgewerbliche) „Institution" ist, auf der sich die Grundmeinungen über Regie und Inszenierung von Darstellergeschlecht zu Darstellergeschlecht und von Direktionsgeneration zu Direktionsgeneration, unter Umständen selbst nach Art eines peinlichen Sprech-, Bewegungs- und Raumausstattungsreglements vererben. Wobei die Erkenntnis abhanden gerät, dass das Theater im Gegenteil eine außerordentlich wechselnde, fast aktuelle Kunstäußerung ist, bei der jedes schablonenhafte Beharren auf Überliefertem und bedingungslos Übernommenem genau so zum Unlebendigen und Epigonären führt, wie in der dramatischen Dichtung selbst, die immer versagt, wenn die Fühlung mit der Gegenwart fehlt und die alten Kunstmittel dramatischer Wirkung als leeres Gefäß für einen mangelnden geistigen Inhalt angewandt werden. Festzuhalten, dass der Verfall des Bühnenbildes in denjenigen Zeitabschnitt zu setzen ist, in dem die dramatische Dichtung, vor allem die auf dem Theater herrschende dramatische Dichtung in ein seichtes und stehendes Wasser gekommen war. (Die mittleren Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts!) Festzuhalten auch, dass der erste dramatische Dichter, der in Rede, Schrift und Tat das Herkommen wegzuschauern versuchte, der Musikdramatiker Richard Wagner gewesen ist. Er war (unter manchen von der Dichterseite, die minder vernehmlich, aber in stiller, gleichlaufender Weisheit fühlten) der größte Propagandist für die wesentlichste dramaturgische Forderung, die für die Theaterleiter zu formulieren ist: dass jedes dramatische Kunstwerk aus seinem eigenen Darstellungsgesetz verkörpert werden muss, und nicht den Zwingen und dem Zufall der Tradition auszuliefern ist.

II.

Von der Kennerschaft des heute Erreichten und gestern Gewesenen wird niemand abstreiten, dass Richard Wagner — misst man an dem Zustand, in dem er die deutschen Bühnen antraf — für seine Zwecke zwar ansehnliche Zugeständnisse erhielt, dass ihm aber die Helfer fehlten. Und so ist denn seine große dramaturgische Forderung sehr lange Theorie geblieben und sind selbst die Aufführungen seiner Werke in der Gegenwart nur in wunderseltenen Fällen Beispiele für neue Hoffnungen und Bahnen. Wie die Mehrzahl aller zeitgenössischen Opernaufführungen. An der Spitze aller fruchtbaren Versuche, die Oper mit dem neuen Inszenierungsstil zu vermischen, behaupten sich — mit reichlichem Abstand von anderen Anstrengungen — die Darstellungen der Musikdramen eines neueren Komponisten, Richard Straußens. Ein viel breiterer Bezirk, aus dem Taten zu nennen sind und folgerichtig weitergepflanzt wurden, von führenden Großstadtbühnen auf kleinere und kleinste Theater, ist das reine Drama. Und hier war es — der Name ist in keinem Zusammenhang zu umgehen, in dem je von der Neubelebung des Szenenbildes die Rede sein wird — ein Berliner Theaterdirektor, Max Reinhardt, der Leiter des deutschen Theaters und der Kammerspiele zu Berlin, der zuerst als einsamer Reformator, und bald mit großer Gefolgschaft benachbarter Bühnen vorgegangen ist. Er schnitt ab, wo andere angeknüpft hatten. Er knüpfte an, wo andere jeden Anschluss vermieden hatten: bei der neuen bildenden Kunst, bei den Wegmachern des Kunstgewerbes, die zwar längst in den Wohnhäusern, Gärten und Fabriken, aber noch immer nicht auf der Bühne Aufnahme gefunden hatten. Es kam dazu, dass die bildende Kunst vielleicht zu jener Zeit, da dies geschah, eben reif und willig geworden war, solche Aufgaben zu übernehmen. Sie hätte es wahrhaftig ein Jahrzehnt früher nicht vermocht, sich aus dem Kreis malerischer Sonderspekulation und dogmatischer künstlerischer Tätigkeit zu lösen, um sich helfend mit dem Theater zu verbünden, auf dem sich die Nachwirkungen einer verabschiedeten Historienmalerei, Anekdotenmalerei und farblos-luftlosen Landschaftsmalerei mit beinahe bewunderungswürdig zäher Kraft in Form von schlechten Kulissen und übel ausstaffierten Innenräumen zu behaupten schienen.

III.

Die Künstler Kruse, Corinth, Stern, Walser — einige Namen aus der (erst begonnenen) Geschichte der künstlerischen Szenerieschöpfung — hatten bezeichnenderweise keine gewaltigen Widerstände zu brechen. Als Reinhardt — im Laufe der ersten zehn Jahre des neuen Jahrhunderts — mit ihrem Beistand gezeigt hatte, was zu erfüllen war, frug sich vielmehr mancher ästhetische Denker, weshalb man so lange daran geglaubt habe, dass die künstlerische Einheit in historischer Dramen in erster Linie durch sachliche und wissenschaftliche Aufschlüsse (nach dem letzten Stand der Forschung) erzielt werden könnte. Die Neuen wiesen im übrigen (um beim Historischen zu bleiben, wo den jungen Inszenierern die größten Erfolge in den Schoß fielen) die von dem neunzehnten, dem Schul- und Lern-Jahrhundert erzeugten Werte nicht von sich ab. Aber mit Reinhardt sind sich inzwischen die Befehlshaber der künstlerisch geführten Bühnen darüber einig geworden, dass aus einem trocken aufgereihten historischen Kram keine Stimmungen blühen. (Welche Museumsmeinung der Fall der Meininger gewesen war.) Trotzdem berief man sich keineswegs auf die Maler der Vergangenheit, die von den Frührenaissance-Florentinern an bis in die Zopfzeit hinein Geschichts- und Bibelbegebenheiten fast immer nur im Kostüm ihrer Tage gemalt und sich nach der historischen Genauigkeit nie erkundigt hatten. Nur dass man das historische Element um einen Platz zurück und das künstlerische um einen Platz nach vorn rückte, wobei sich etwa der Leitsatz ergab, dass die Bühne nicht dazu da ist, um exakte Illustrationen für die Kulturgeschichte vergangener Zeiten zu liefern, vielmehr die Historie nur ein Vorwurf zur künstlerischen Bearbeitung der Szene nach der Wissenschaft von der Farbe und der Linie ist, auf die allein — immer im Rahmen der dramatischen Absicht, der Generalabsicht — das szenische Bild gestellt werden muss. Das Ergebnis des Schweißes war — andere Formen: neuerdachte Regieeinfälle, neue Ausdrucksmöglichkeiten für den Schauspieler dazugerechnet — ein ungeahnter Shakespeare, von dem vorher weder Dichter noch Bühnenleiter jemals geträumt hatten. War auch (man besehe den Reinhardtschen *König Ödipus)* ein neuer Sophokles, ein neuer Goethischer *Faust.*

IV.

Hier ungefähr (ich lege den Finger auf Shakespeareaufführungen, wo der Kostümfasching allzubunt über die Komödie wegwuchert, oder auf ein Königsdrama Shakespeares, wo das innere Geschehen durch die szenisch allzusehr ausgewachsene Schlachten- und Massenhandlung leidet, auf karusselhafte Bilder-Kunststücke mit der Drehbühne und andere Ausschweifungen im neuen szenischen Mittel) beginnen die Einwände, die Probleme, die Streitfragen. Es gab szenische Einfälle, die die dramatischen Gewichte verkleinerten, es kam zu einer Hypertrophie der Dekoration. Das Drama wurde dann Nebensache, und die szenische Ausgestaltung haftete als die festeste Erinnerung unter den Theatereindrücken. Man berief sich zur Begründung der Unzufriedenheit auf dokumentarisch und bildlich erhärtete Tatsachen aus der Theatervergangenheit.

Die Einwände bestehen zu Recht. Weder für Shakespeare, noch für Sophokles, noch für Goethe und andere Dramatiker haben die Neu-Inszenierer die letzte, die endgültig genügende Form gefunden. Sie sind selbst, mitunter, weiter abgeirrt, als frühere Interpreten. Gegen den Grundsatz, der bildenden Kunst ihren Teil an der Theaterwirkung zu sichern, besagt das nichts, und das wegleitende Verdienst der Reformatoren und derer, die um sie sind, wird dadurch nicht geschwächt. Bezeichnend, dass dieselben Neuordner auch die Träger der (etwas jüngeren) szenischen Bestrebungen auf *Vereinfachung* gewesen sind. Noch während die Kunstmaler auf der Bühne Feste feierten (und heute noch so feiern, dass ihr Werk auf offener Szene beklatscht wird), kam das Besinnen auf Dämpfung und Verminderung der dekorativen Zutaten, begann das Suchen nach andeutenden, *nur* andeutenden stilistischen Mitteln, durch die der Phantasie mehr Spielraum und dem Dichterwort mehr Macht gegeben werden soll.

Dieses das zweite Zeichen der szenischen Neuordnung mit Beistand der bildenden Künstler. Was hier vollbracht wurde, gehört zum Teil denselben Personen. Zum Teil einer großen Gruppe von Bühnenleitern, Regisseuren und Malern, die an den verschiedensten Stellen der deutschen Lande inzwischen auf den Plan getreten waren. Darunter völlig Eigene, Einfallsbeschenkte,

Schöpferische. Die tätige Bewegung ist allgemein geworden. Und das ist es, was der Zukunft das gute Licht gibt.

V.

Soziologisch ist hier einzuschalten, dass ein Mangel an *ästhetischen Gemeinsamkeitsgefühlen* die Bewegung hemmt.

Es herrscht noch keine rechte Übereinstimmung über eine ungeheuer wichtige Frage: Welche Stilmittel vor allem in Betracht kommen, um die Massen wiederum *in die Richtung der guten dramatischen Dichtung* zu zwingen, was zu tun ist, um den Sinn der theaterbesuchenden Menge für die *ernste* Dichtung zu schärfen, für die Notwendigkeit der Tragödie, für die Bereitschaft zur Hingabe.

Dass dabei die Form der szenischen Ausgestaltung erheblich mitspricht, ist außer Zweifel.

Dass wenig erreicht ist, wenn die Massen um der ästhetischen *Sensation* willen dem Rufe der Theaterleiter folgen, damit haben alle Kritiker der Zeit recht.

Aber es ist nicht zu übersehen, dass das, was heute ästhetische Sensation ist, morgen eingewachsen und Bestandteil des künstlerischen Allgemeinempfindens sein kann. Und der Einspruch Feindseliger, dass die neue szenische Kunst die genießende Einfalt verderbe, ist darum noch keine Erledigung der szenischen Künstler.

Wenn erst wieder der große und verzweigte Organismus des Theaters deutscher Zunge (der an Umfang nirgends in der Welt, wo Bühnenkunst getrieben wird, seinesgleichen hat) mit dem Stilgefühl, das er so lange entbehrte, in allen Adern duchblutet ist, wird es niemanden einfallen, über dem szenischen Rankenwerk die Dichtung zu vergessen; es wird dann wieder ein so reichlicher Vorrat an künstlerischer Kultur vorhanden sein, dass über die Kunstmittel zwischen dem Theater, das spendet, und den Menschen, die da nehmen, eine nur selten durchbrochene Einmütigkeit herrscht. Es wird auf beiden Seiten keine Versteinerungen mehr geben, weil sich aus dem Zusammenwirken aller künstlerischen Kräfte eine dauernde Fähigkeit zur Erneuerung von selbst ergibt. Damit diese erfreuliche Beziehung entsteht, ist eine Fortsetzung der Maler-Kunstarbeit auf der Szene eine Notwendigkeit.

VI.

Von Tatenmustern.

Nur handwerklich geführte Bühnen haben immer noch nichts aufzuweisen. Wo ein nur auch mittelstarkes Gewissen für die Zeitaufgaben waltet, in Städten bis zu 50,000 Einwohner herab, da sind Berührungen spürbar.

An weltstädtischen Theaterplätzen zwingt der Wettbewerb.

An kleineren Orten, wo weniger Geld gewagt werden darf, steht man nicht zurück.

Wie bei allen ästhetischen Unternehmungen, wo mit dem Begriff „Publikum" hauszuhalten ist (der vor dem neunzehnten Jahrhundert, wo der Stand und die Bildung der Kunstgenießer genau bestimmt war, nicht vorhanden gewesen war) ist *Takt* erforderlich: Man muss sich auf die Publikumsschichten einstellen. Kein Zufall, dass Otto Brahm, der verstorbene Leiter des Lessingtheaters, Schrittmacher für die dramatischen Analytiker, an der Bewegung nur mäßigen Anteil genommen hat. Er, von dessen Theater eine neue, verfeinerte Schauspielkunst ausging, blieb in diesen Dingen auf einer kühlen mittleren Linie, wohl wissend, dass die von ihm verfochtene dramatische Kunstrichtung durch eine augenfällige Wandlung der dekorativen Kunstmittel, mit denen seine Gemeinde nicht vertraut war, kaum bereichert worden wäre. So hielt er im Bühnenbild fast am Herkömmlichen, eher am Neutralen fest, (um nicht etwa die Spinnwebfeingliedrigkeit Ibsenscher Dialoge zu beeinträchtigen). Ein kommendes Geschlecht wird sich die (richtige) Einsicht Brahms auf seine Art zunutze machen und wägen wie er.

Nach diesem Muster sanftester Anwendung ein Zeugnis für eine fast monumentale Stilmöglichkeit aus den Mitteln der jungen szenischen Kunst: Reinhardts Zirkusaufführungen, Übertragungen plastischer und architektonischer Neukünste auf ein Riesentheaterhaus, wie es in dem mittelalterlichen Mysterienspiel *Jedermann* geschah, wo der Geist der Gotik (als höchste und feierlichste Ausdruckskunst, wie sie in der Überzeugung unserer ästhetischen Zeitgenossen wach ist), wieder lebendig gemacht wurde. Eine größere Entfernung von dem, was vordem unter Ausstattung und Bühnendekoration verstanden wurde, ist kaum denkbar. Jede Erinnerung an die Bühne von gestern fehlt. Der Geist des Mysterienspiels schafft eine mehrfach geteilte, versenkbar und verschieb-

bare Monumentalbühne. Alles Sichtbare, vom kirchenhaften Spitzbogengiebel der Hintergrundsbaute bis zur Gebärde der Personen, die, in der Mitte des amphitheatralischen Zuschauerraums, allseitig beschaut werden können, ist unter die gotische stilistische Einheit untergeordnet. Das Kostüm, die Massenszenen, das Menschliche und die Traumsphäre vereinigen sich zu einem kunstgeistigen Wunderbilde, wie es die Schaubühne der Vorgänger mit den alten Requisiten nie zu erfinden vermocht hätte. Die gewaltige und überzeugende Impression rührt davon her, weil völlig neue Illusionen entstehen, die in keiner Weise den verbrauchten Mitteln veralteter Regiekunst zu danken sind. Die Illusion ist auch darum so mächtig, weil sie nicht auf stümperhafte Naturvortäuschung ausgeht. Bühne und Spiel und wiederum Bühne und Spiel, aber in ein neues künstlerisches Reich gesetzt, und von allen Zügen peinlicher Wirklichkeitsnachahmung, dem Irrtum aller schlechten Realkunst, befreit.

Zwei Beispiele aus der letzten Vergangenheit der Züricher Bühne, die ein Nachweis für aufwandslose Erfüllungen sein sollen: Anzengrubers *Viertes Gebot* und Tolstois *Lebender Leichnam* auf der Schauspielbühne des Stadttheaters, beide Dramen ihrem Wesen nach nicht in üblicher Form abgespult, sondern aufs Szenenbildhafte gebracht, wobei im *Vierten Gebot* Erscheinung wurde, was uns heute am meisten angeht: Das volksmäßige Kultur- und Sittengemälde, und das tolstoische Fragment auf dem Hintergrunde abgetönter Vorhänge einen verketteten straffen epischen Zusammenhalt bekam.

Dies einige Willkürgriffe in einen reichen Stoff.

VII.

Für unabsehbare Felder malerischer, künstlerischer Betätigung auf der Szene ist abgesteckt. Kein Theater, keiner von den dramatisch Schaffenden wird leer ausgehen. Es wird, das belegt die Züricher Theaterkunstausstellung, aus lebhaften und begabten Händen verteilt. In der Geschichte der Künste wird diese Zeitwende darum genannt werden müssen, weil die Annäherung der bildenden Kunst an das Theater als eines der letzten Anzeichen für die ersehnte Vergemeinschaftlichung der Künste zu einer hoffentlichen neuen Kultur anzusehen ist.

ZÜRICH HERMANN KESSER

HOMER UND GERHART HAUPTMANN

Die besten Homeriden haben ihren Homer mit einer Interlinearübersetzung notdürftig gelesen, den Zünftigen aber war Homer im XVIII. Jahrhundert ein Buch mit sieben Siegeln. Für diese literaturgeschichtliche Tatsache steht auf der 393ten Seite seiner *Homerischen Untersuchungen* Ulrich von Wilamowitz ein. Das XX. Jahrhundert will sie durch Gerhart Hauptmann bestätigen, der an der städtischen Realschule in Breslau keinen Strahl der Sonne Homers einfing.

Dass aber grade Gerhart Hauptmann nach langer künstlerischer Odyssee mit dem Dulder Odysseus den Kreis der Schöpfung ausschreitet, gibt zu denken, denn mehr als Breitengrade und Jahrhunderte trennen ihn von den Griechen. Seine eigene Welt und ihre Geschöpfe stellen sich zwischen ihn und Homer. Die Weber glotzen verständnislos nach der Weberin Penelope; das liebe Proletarierkind Hannele Mattern wird an seinem deutschen Himmel mit dem Herrn Jesu und dem Lehrer Gottwald irre, wenn von griechischen Pantheon geflunkert wird; Rautendelein versteht nur schlesische Laute; Emanuel Quint begreift seinen Apostel Hauptmann nicht, der gen Hellas zog — und nicht nach Palästina. Hat Ibsen, haben Tolstoi und Dostojewsky: die ganze heilige russische Literatur uns und Hauptmann nicht verwandelt? Führt sich und uns der Dichter nicht irre, den die geschichtlich festgelegten sozialen Konflikte des XIX. Jahrhunderts zum dramatischen Dichter begabten, wenn sich unter seine Finger Stoffe schieben, die man heute Exerzitien halber von einem Metrum ins andere wirft? Die junge Generation, die im XVIII. Jahrhundert sich Homer verbündete, hatte nur die Zukunft vor sich, in die sie die Vergangenheit der homerischen Kunst hineintrug. Wenn Gerhart Hauptmann heute in den Schatten Homers tritt, liegt der Gedanke nahe: Da hat einer die alte und die neue Welt gesehen, seinen Pflug durch die Dichtung des Mittelalters gezogen, in der Reformationszeit sein Herz lodern lassen, sich die Seele des modernen Menschen erlistet, aber End der Ende hat er seinen eigenen Schatten verloren und borgte als armer Schlemihl den Strahl von der Sonne Homers. Eine Vergangenheit liegt hinter ihm, er will sich eine Zukunft erobern, in dem er in

den Schränken der Weltliteratur wühlt? Ist man in solchen Fällen Homeride, oder nicht ebenso gut Philologe und schreibt in Versen — aus handfertiger Gewohnheit?

Darf man sich Bestes versprechen, wenn ein Dichter an einen andern Dichter sich klammert? Wenn Gerhart Hauptmann zu Homer spricht wie Tasso zur Wirklichkeit Antonios:

> O edler Mann! Du stehest fest und still,
> Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.

Darf ein Kunstwerk auf anderen Voraussetzungen als der Erfahrung des Lebens sich aufbauen?

Kein Name und kein halbes Werk vermöchte diese Zweifel, die immer neue gebären, beschwichtigen. Nur ein außerordentliches Werk entkräftet sie, in dem Odysseus nicht bloß von Homers, sondern von Gerhart Hauptmanns Gnaden lebt. Wenn der Dulder Odysseus in unserer Gesellschaft geduldet und begriffen werden soll, so darf er kein Gattungsbegriff, muss mehr ein Nomen proprium für einen festumrissenen, haarscharf charakterisierten Menschen sein. Hauptmann wird also zeitgemäß und großzügig Odysseus in unser Zeitgefühl übertragen, indem er den typischen Dulder in einen charakteristischen wandelt. Felonie an Homer begeht er nur, wenn dieser charakteristische Odysseus sich nicht unter den Oberbegriff des typischen Odysseus Homers subsumieren lässt. Hier liegt das Problem dichterischer-*Übersetzung* in des Wortes wörtlichster Bedeutung und in dem Sinne: Einen Stoff aus *einer* Zeit in eine *andere* zu übertragen. Die Frage: ob Hexameter oder Blankvers wird den Dichter weniger, viel mehr die Handgelenke des Dichters bewegen. Der Dichter, dessen Zeit für das Epos sich nicht mehr, oder nur gelegentlich aus Kuriosität einstellt, wird das Epos dort aufs Korn nehmen, wo seine dramatische Ader sich nicht mehr verheimlicht. Die realistische Forderung unserer hastigen Zeit legt der Dichtung außerdem nahe, sich nur zwischen acht und elf Uhr Abends und nur dramatisch vorzustellen. Auf diesem Wege zum Drama aber verliert der Held seine epische Unschuld. Er wird im Drama ein *zeitgemäßer* Mensch, oder die Gründlinge im Parterre kehren ihm den Rücken.

* * *

Ein Dichter der jungen Generation wie Robert Faesi wird, wenn er sich nicht selbst verleugnen will, Odysseus und Nausikaa modellieren. Gœthe und Hofmannsthal werden für ihn nicht umsonst gelebt haben. Er wird Jugend und Schönheit in prächtige selbstgewählte Versgewänder hüllen. Den aber, der in den höheren Jahren steht, dessen eigener Sohn um Nausikaa freien könnte — man denke an Gœthes Plan! — ergreift das Los des alternden Odysseus. In dem zerschrumpften, zerlumpten, vernarbten Odysseus schlägt ein Dulderherz an die Rippen. Der in Schmutz starrende Bettler verlangt keinen Purpurmantel schöner Worte; soll er aber im Gesange eines modernen Dichters mächtig dahinschreiten, so muss sein Sänger die Pfützen so gut als die Himmelsleitern kennen. Ohne Verleugnung seiner naturalistischen Vergangenheit wollte und konnte Gerhart Hauptmann kaum anderswo dem Dulder Odysseus begegnen als im vierzehnten Gesange der Odyssee — im Hofe des Sauhirten Eumaios, die in jedem der zwölf Kofen „fünfzig der Wühler im Grund, der gelagerten Schweine" hegte. Wer Homer nicht kennt, steht dieser von allem Erdenjammer gebeutelten Gestalt Odysseus, wie sie Hauptmann schildert, fast unbefangener und gläubiger gegenüber, als der Homerleser, denn dieser hat ja im achtzehnten Gesange der Odyssee miterlebt, wie Pallas Athene den herrlichen Odysseus mit dem Zauberstab berührte:

> Ließ ihm verdorren das blühende Fleisch der gelenkigen Glieder
> Und vertilgte vom Haupt sein blondes Gelock und zog ihm
> Rings über sämtliche Glieder die runzlichte Haut eines Alten,
> Machte die Augen ihm blöd, die leuchtenden Sterne, und warf ihm
> Über den Leib ein Lumpengewand und garstigen Mantel.
>
> (Übersetzt von L. A. Schröder)

Der homerische Odysseus erscheint in der Maske auf dem Hofe Eumaios; dem Hauptmannschen dagegen ist die Bettlermaske Wesensform, er wäre „Schauspieler", wollte er sie verleugnen. In des Wortes urältester Bedeutung ist er *elend*, denn keine Athene leitet ihn; er muss sein Leben unbeschirmt weitertragen. Die Irrfahrt hat seine Seele aus den Angeln gehoben. Mählich nur schieben ihm die Worte und die Geberden der Menschen die reale Welt wieder unter die Sohlen. Er darf seinen Namen nicht nennen und bekennen, weil niemand auf den Helden verzichten will, um einen Bettler zu besitzen, weil dieser

Odysseus an sich selber, als einer tief zweideutigen Erscheinung irre wird, der die beglaubigenden Kräfte fehlen. So vergräbt er um ein Stück verschimmelt' Brot seinen Namen zwölf Klafter tief. „Niemand" ist er für den strahlenden Götterjüngling Telemach, der doch eine schwärmerische Nänie auf den Geist des toten Vaters klagt. Nicht aus List gebärdet er sich närrisch, aus Not verkehrt sich ihm die Welt. Er wird der ältere Bruder des Armen Heinrich: Ein Narr, der mehr erkennt als alle andern! Wie soll er sich dem Sohne beweisen und erweisen?

Wer denn lehrt ihn, den Sohn
Den Kern der goldnen Ruhmesfrucht erkennen,
Der ausgespien am Wege fault?
Wer bin ich? Ist
Nicht meine Tat vor mir entflohn und steht
Fern, zwischen Göttern, am gestirnten Himmel?
In Licht verhüllt, ein funkelndes Gestirn,
Fremd meiner Seele? Und ich hocke hier,
Ein Bündel schlechter Lumpen?

Eine Hülse, kein Kern mehr! So fühlt er sein Schicksal. Nichts unterscheidet ihn von dem Bettler, der um eine Hafersuppe wimmert, von Laërtes, seinem Vater. Hauptmann hat diese Begegnung erschütternd gestaltet: wie das Elend aus Vater und Sohn Schicksalsbrüder macht. Schwirrten bisher nur aus Worten des Argwohns vergiftete Pfeile nach dem Ohr Odysseus, so vergiftet der Anblick der geilen freilich herkömmlich gezeichneten Freierschar Penelopes sein Auge. Ein Widerspiel setzt ein: Telemach, der Starke, spürt sich den Freiern gegenüber schwach; Odysseus, der sich duckt, spürt in sich Säfte des Hasses und der Rache kochen, die seine Sehnen straffen. Mählich kehrt der Glaube an die eigene Kraft zurück. Der Blick in diese brutalen Wirklichkeiten gibt sie ihm wieder. Ein Dämon umkreist er den Sohn, erobert ihn, bevor Telemach ihn erkennt. Wie von jedem großen Thaumaturgos geht von ihm eine gewaltige seltsame Anziehungskraft aus. Seine Umwelt beginnt die wohlwollenden Ereignisse der Natur auf ihn zu deuten. Blitz und Donner werden seine Zeugen (die natürlich bei Gerhart Hauptmann von langer Hand vorbereitet sind). — Aber erkennen können jene, die dem Herzen Odysseus am nächsten standen, ihn nicht; denn seine äußere Erscheinung — ein Bettlermantel und ein in Schmutz

starrendes Runzelngesicht, die Haut — kurz die Kriterien der Welt: die *Oberfläche* spricht gegen den Helden Odysseus! nicht gegen den Dulder! Nicht Athene, sondern das Erdenkind Leukone erkennt sein Auge zuerst. Es bedarf vier Akte, bis Telemach das Wort „Vater" schluchzt. Das sei nicht gesagt im mitleidigen Hinblick auf die Griechen, denen ein *ἀναγνωρισμός* leichter fällt als uns, denn Nietzsches Zwischenbemerkung stimmt nachdenklich: „Die Griechen waren oberflächlich — aus Tiefe." Gewiss aber hat es ein moderner Odysseus schwerer; man will ihn nicht an einer Narbe, sondern an den Narben der Seele erkennen. In einer Welt von Skeptikern, die alle halb und ganz an Penelope zweifeln, reckt sich dieser unfreiwillige Skeptiker Odysseus ins Riesengroße, schlägt aus dem Zweifel den positiven Funken der rächenden ingrimmigen Kraft. Er kann die Sehne des Bogens straffen, aber nicht eher, als bis die Hybris der Freier ihm diese gewaltige Anstrengung erpresst; denn Heldentum ist kein freier Willensakt, nur Notwehr, Besitz des stärkeren Stachels.

Keine Frage, Hauptmann hat den Helden in der Schwäche lieber; der Glaube an die robusten Heroen fehlt ihm und uns. Die Schwachen sind die eigentlichen Moralisten der Leistung. Die Kraft des bogenspannenden Odysseus wirkt bei Hauptmann mehr als symbolische Andeutung. Der Freiermord auf der Bühne kann als Bleisoldatenmord erscheinen neben der großartigen Schilderung Homers. Hier dichtet das Epos so definitiv und so stark, dass das Drama nicht einmal Wirkungen weiterschwingen kann.

Hauptmanns dramatische Dichtung gibt die seelischen Korrelate zu den äußeren Erlebnissen Odysseus' (bei Homer). Man hat mit Recht, aber auch ohne Aufwand von Scharfsinn bemerken können, diesem Drama rolle der Vorhang zu früh herab; denn die Frage: „Was wird die Mutter sagen, Penelope?" deutet ja den Verzicht einer Lösung von Hauptmanns Seite an. Warum? weil er seinen Odysseus weit weg von homerischen Lösungen führen müsste. Sage man dreist, das moderne Drama ist viel zu diplomatisch, „Schlüsse zu ziehen", das moderne Drama kennt keine definitiven Abschlüsse, will das Leben nicht in einen Rahmen hineinlügen.

Wilamowitz hat den Schluss einer älteren Odyssee sich also konstruiert:

Aber die Dienerin führte den König und seine Gemahlin
Zu dem bereiteten Lager und trug die leuchtende Fackel;
Als sie die Kammer erreicht, enteilte sie. Jene bestiegen
Freudig ihr altes Lager, der keuschen Liebe geheiligt!

„Es heißt ja ganz und gar das Wesentliche in der Sage verkennen, wenn man den Odysseus leichter Hand durch sein bloßes Erscheinen, wie den Onkel aus Amerika im letzten Akt einer schlechten Komödie, der Schwierigkeiten Herr werden lässt, und wieder wie in der Komödie den Konflikt in eitel Zufriedenheit auflöst." Hauptmann ist gewiss nicht durch Wilamowitz zur selben Einsicht gekommen. Er hätte sie von Ibsen, ja von Hebbel her, der sich freilich persönlich auf die Seite Penelopes gestellt hätte, beziehen können. Wilamowitz hat den selben Argwohn gegen Penelope, den Pausanias und Hauptmann pflegen: Penelope lässt sich von Freiern Geschenke erweisen: „die treue Witwe ist natürlich treu. Das steht ja fest. Aber, aber, sie beträgt sich, wie sich Weiber immer betragen; sie weiß ganz gut, wie hübsch sie ist, sie weiß, wie man die Männer kirre macht und weiß die günstigen Chancen, dass so viele Liebhaber um sie schmachten, wohl auszunützen." Dieser extreme Zweifel verlautet auch auf den Lippen Hauptmannscher Gestalten. Aber, was Pflicht des Dichters ist, er lässt diesen Zweifel nur als Einzelmeinung in allen Nüancen gelten; schon der Gerechtigkeit wegen. Penelope kann sich ja nicht selbst verteidigen, weil sie im Drama nicht erscheint. Persönlich und leiblich! In Wirklichkeit begegnet man ihrem Bild auf Schritt und Tritt im Drama. Hauptmann hat die Abwesende stärker charakterisiert als manche der im Drama Anwesenden. Wenn zudem ein spannender Konflikt, der freilich von uns auszudenken ist, entsteht: Wie werden diese zwei verbundenen Menschen zu einander stehen, das jung gebliebene Weib zu dem von der Rute des Schicksals gepeitschten alternden Manne? Dieser Odysseus gehört in das Reich der „Einsamen Menschen"; denn er wird allein stehen. Seine Erlebnisse isolieren ihn von allen. Aber er wird die Einsamkeit mit feierlicher Entschlossenheit tragen, alles Erlittene und Erstrittene aus der Distanz verklären.

* * *

Der Inhalt oder Gehalt hat in diesem Drama Hauptmanns Siege über die Form erstritten. Herr Hofmiller in München, der eine geistreiche, bald stachlige, bald hymnische, an Irrfahrten erlebnisreiche Feder führt, wird unschwer aus „dem Bogen des Odysseus" eine Blütenlese trivialer Blankverse pflücken können. Er möge gleichzeitig aus Fr. Hebbels Werken die Banalitäten auf seine Feder spießen, damit wir andern lernen, wie gewöhnlich große Talente sein dürfen, um ungewöhnliche Wirkungen zu erzielen. Nicht verhehlt sei, dass die Glocken, die aus der Glockenspeise der Verssprache Hauptmanns gegossen wurden, herbe Klänge geben. Ist das Leben etwa immer ein reiner Glockenklang und Harfenschlag?

Leicht wäre zu helfen: Alessandro Moissi würde mit seinem Organe diese Verse hätscheln! Als ob dem hustenden, mit brüchiger Stimme behafteten Odysseus damit geholfen wäre? Nicht einmal mit Joseph Kainz. — So muss Hauptmanns Odysseus warten auf einen, der nicht „Rollen", sondern nur Menschen spielen kann. Auf *Albert Bassermann!*

Nichts spricht für die innere, in so viele Schwächen verhüllte Größe der Werke Hauptmanns, dass sie warten können — und aus der Entfernung fast immer besser erscheinen als am Premièrenabend: *Der Bogen des Odysseus* hat der wirklichen Bühne gegenüber versagt. Die Berliner geben für ein kritisches Wortspiel ein Stück preis, das hat der muntere Jacobsohn bewiesen, als er von „der Seekrankheit und der Seelenkrankheit des Odysseus" floskelte. Allein dies Werk Hauptmanns hat sehr viel mit der Seele zu tun, und Berlin als Ganzes, dies Berlin getünchter Frauen, ausgehöhlter Sklaven, das die Schicksalswürfel über das moderne deutsche Drama wirft, sollte hier nicht das letzte Wort sprechen; denn was hat Berlin mit Gerhart Hauptmann, einem schlechten Theatraliker und einem guten Seelentaucher zu schaffen? Was die Seele mit „der Insel und dem Paradies der Seelenlosen", wie der große Durchschauer Walter Rathenau — Berlin nennen musste!

ZÜRICH E. KORRODI

□□□

THEATER UND KONZERT

ZÜRCHER SCHAUSPIEL. In John Galsworthys Drama *Justiz*, das bei uns jüngst seine Aufführung erlebte, ohne einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen, zitiert der junge Rechtsanwalt Walter How, der im Gegensatz steht zu seinem streng juristisch ausgerichteten Vater (und Compagnon), bitter — so heißts in der Bühnenanweisung — den ersten Vers aus Porzias wundersamer Preisrede auf die Gnade: *the quality of mercy is not strain'd*, „die Art der Gnade weiß von keinem Zwang". Wie ein Motto steht das Wort da. Für den armen Schreiber William Falder, der eine Fälschung begangen hat, um einer geliebten, bitter unglücklich verheirateten Frau die Befreiung aus ihrem Ehejoch und ihr und sich das Glück der Vereinigung in fernem Lande zu verschaffen, würde Gnade statt Justiz nicht eine Prämie auf seine widerrechtliche Tat, sondern die Möglichkeit eines besseren Lebens an der Seite eines guten Weibes bedeuten: was das Gesetz verlieren würde, würde die Gesellschaft gewinnen. Statt dessen wird dem Gesetz seine Genugtuung, und die Gesellschaft wird eines trotz seinem Vergehen innerlich tüchtigen Gliedes beraubt, und ein Menschenleben wird in Stücke geschlagen. *Fiat justia, pereat mundus!* Vielleicht hätte zwar auch nach dem Strafvollzug Falder wieder ein brauchbarer Mensch werden können. Galsworthy zieht diese Eventualität mit in den Kreis seines Dramas. Dazu wären aber zwei Dinge nötig gewesen: man hätte der physisch wenig widerstandsfähigen, neurasthenisch belasteten Natur Falders im Zuchthaus Rechnung tragen und ihm die geist- und seelentötende Einzelhaft ersparen müssen. Zum andern: man müsste dafür sorgen, dass die Neueingliederung des Entlassenen in den sozialen Organismus möglichst reibungslos bewerkstelligt würde. Nach beiden Seiten tritt das Gegenteil für Falder ein. Ein Spezialunglück kommt dazu, das aber auch wieder unheimlich eng mit dem allgemeinen Tatbestand zusammenhängt: durch Falders Einkerkerung ist die von ihm geliebte Frau ihres sittlichen Haltes beraubt worden und auf einen Abweg gezwungen worden, der ihr einzig die Möglichkeit gewährt, mit ihren Kindern (nachdem sie von ihrem scheußlichen Ehemann endgültig fortgegangen ist) das Leben zu fristen. So zerstört die an Falder vollzogene Justiz, das Versagen der Gnade, auch ihr ethisches Leben. Dass Falder schließlich durch Selbstmord aus dem Dasein sich davonmacht, ist letzten Grundes belanglos. Sein höchstes Glück, die auf den Glauben an jene Frau gegründete Liebe ist doch endgültig dahin, und damit hat das Leben jeden Wert für ihn verloren.

Was steckt in diesem Drama? Edelste Tendenz war sein Vater. Es sagt nicht: die Justiz als solche ist schlecht; aber es sagt: mit dem starren Walten der Justiz ist nicht alles getan. *The quality of mercy* — das Wesen der Gnade — *blesseth him that gives and him that takes*, um nochmals Shakespeare zu zitieren. Sie wäre ein Segen für den armen Falder geworden, die Justiz ward sein Fluch.

Wir bekommen ein Widerstreben gegen solche Tendenzstücke, mag auch, wie bei Galsworthy, ein Dichter die Thesen zu lebendigen Gestalten und ergreifendem Geschehen verdichten, nie ganz los. Trotzdem wird das dramatische, das dichterische Schaffen überhaupt niemals

gänzlich auf diese lehrhafte, mahnende, strafende Funktion verzichten. Und unter Umständen können heilsamste Antriebe von solchen Werken ausgehen, die unter der Flagge des *l'art pour la vie* stehen. Nur auf die Kunst darf nicht verzichtet werden (wie dies etwa in den braven *Avariés* von Brieux der Fall ist, die man in deutschen Landen neuestens — auch in Zürich war's der Fall — in den Dienst des Kampfes gegen die furchtbaren Folgen unbedacht erworbener und nachlässig behandelter Geschlechtskrankheiten gestellt hat). Dass aber in Galsworthy eine dichterische Kraft steckt, daran ist nicht zu zweifeln. Und sein starkes soziales Empfinden, seine männliche Entrüstung über so viele Mißstände in unserm öffentlichen Leben sichert ihm obendrein unsere menschliche Hochachtung.

Ich kenne noch ein anderes Stück des Engländers (das gleichfalls Meyerfeld vorzüglich übersetzt hat): *Der Zigarettenkasten*. Bitter nennt er es eine Komödie. Da wird auch dem formalen Recht Genüge getan; und doch ist dieses Recht das schreiendste Unrecht; denn es ist Klassenjustiz, und um eines lumpigen Bourgeoissohnes willen wird eine arme Frau um ihren dürftigen Lebensunterhalt gebracht; und der Entwender des Zigarettenkastens ist um kein Haar schlechter als der Parlamentariersohn, der einer Dirne das Portemonnaie entwendet hat, und der straflos ausgeht, weil er eben der Sohn eines Unterhausmitgliedes ist. Hätte ich, vom Standpunkt der Bühnenwirksamkeit aus, zu wählen, ich würde diese Komödie vom Zigarettenkasten jenem Drama *Justiz* vorgezogen haben. H. TROG

NEUE BÜCHER

ALFRED HUGGENBERGER. *Die Stille der Felder*. Neue Gedichte. Verlag L. Staackmann, Leipzig 1913.

Man ist versucht, bei der Wertung dieser Gedichte die stoffliche Besonderheit der Entstehung und die bei dieser Entstehung überwundenen Schwierigkeiten in die Wage zu legen. Auch der geschulte Leser kann sich da nicht leicht ganz frei machen. Authentische Darstellung bäuerlicher Geschicke, Gedanken und Empfindungen, Hesse- und Scheffelsche Töne, hinterm Pfluge gefunden, ein Sensenschwinger, der seine eigene Gestalt dichterisch symbolisiert — das sind seltene Verhältnisse. Natürlich soll man aber die Bedeutung der Gedichte Huggenbergers von ihnen loslösen. Man kann es tun; es bleiben beträchtliche Gaben der Charakteristik, Lebensinnigkeit, Humor, ungezwungene Symbolik, Formtalent und lebhafte Naturempfindung.

Die Gedichte betrachten die Stille der Felder vom Standpunkte des Bauern aus. So ist diese nicht, wie in der Lyrik sonst meistens, Gegenstand der Sehnsucht, sie antwortet keinem Erlösungsbedürfnis, sie bedeutet nicht von Mühe und Sorge abgelöste reine Wonne. Jede Distanz zwischen dieser Feldeinsamkeit samt den zu ihr gehörenden ländlichen Gestalten und Geschicken und dem Dichter fehlt. Gleichwohl zeigt sie sich als eine Bedingung und Förderung wünschenswertesten Menschenglückes. Das macht den ethischen Wert des Büchleins aus. Ich teile die Gedichte in drei Gruppen: die Lyrik in der ersten Gruppe bekundet

ihren Ursprung aus der Stille der Stille der Felder durch Liebe zur Mediation, durch gelassene, kluge, aufmerksame, warm beschauliche, selbständig erfühlte Lebensauffassung, durch bewusst kräftige Resignation, andächtige Bescheidung, inniges Naturgefühl. Den Bauer im Dichter verrät sie nicht, weder mit der Form, noch dem Inhalt und Gehalt der Lieder. Sie zeugt von einer schönen und sehr harmonischen allgemein menschlichen Geistes- und Gemütsbildung. Sie verfügt über melodisch fließende Formen. Stromfahrt mit den waldduftigen Landschaftsbildern könnte für gute süddeutsche Poesie genommen werden. Die herzhaft volkstümliche kleine Ballade gelingt Huggenberger, desgleichen und ganz besonders das Scherzlied, das er mit mittelalterlichen Nachklängen aus Volkswitz und Wanderpoesie webt.

In der zweiten Gruppe stellt Huggenberger Bauern dar, ohne sich selbst innerhalb der Handlung als ihren Genossen einzuführen, von außen scheinbar, doch innerlich beteiligt und fest an sie geknüpft, mit der Schärfe und Liebe des verwandtschaftlichen Blickes. Anschaulich, einprägsam stehen die Gestalten an den Felderbreiten; sie bringen die Schwere des Bauernloses zum Ausdruck: die dumpf gefühlte Gebundenheit der Seele, den Druck der Sorge und des Arbeitsjoches. Die Psychologie des Bauern ist meisterhaft. Wo der Dichter in *Dorfgenossen* die drei Typen des Habsüchtigen, des Ehrsüchtigen und des wohlgelaunten Gutherzigen vorführt, sicher erfasst, fest umrissen, mit etwas Humor geschaut, zeigt sich die Eigenart seines Stils. Wie Bergbach und Föhnstoß fehlt die Leidenschaft in dem Büchlein. Doch fehlt sie nicht völlig. Der Dichter zeigt sie, wo sie ihren Mann zäh beherrscht: „Kein Äckerlein ist so mager und klein, Sein Auge hungert: Wärst du mein!" Der wanderlustige Jungbauer kann nicht in die Ferne ziehen: „Seinen Acker lässt keiner dem andern". Beweglich und stilrein klingt der Ausdruck bäuerlicher Sehnsucht, sie ruft lieblich durchblühten, schlicht und rein gezeichneten Heimatbildchen. („Dies Höflein müsst mein eigen sein!")

In der dritten Gruppe spricht der Dichter, die Hand am Pflug oder die Sense geschultert. Diese Gruppe birgt das gemütliche Schwergewicht, sie zeigt die eigentliche Besonderheit des Dichters, auch in seinem Verhältnis zur Natur, in der Art und im Ausdruck der Naturstimmungen; sie enthält die schönsten und originellsten Motive. Unter diesen Motiven ist auch das Huggenberger ganz besonders zugehörige, von seinem Gemüte durchgearbeitete, vom Gang des Bauern über das Feld, das ihm nicht mehr gehört. Originell und prächtig ausgeführt ist, wie der Mähder das Werk seiner Sense zuerst als Dichter beklagt, dann als Bauer gut heißt und schließlich im Sinne beider innig poetisch auslegt. Das Bauernschicksal lichtet sich in dieser Abteilung. Ein innerlich Befreiter, für seine idealen Werte Aufgeschlossener erlebt es. Die Treue an der Scholle, die Treue an den Menschen, die sie vordem bebaut haben, wird zum bewussten Glück. Der Begleitgesang der Grillen tönt der Arbeit. „Ich darf nicht stehn und lauschen, Die Sorge wacht auf Schritt und Tritt", sagt auch dieser Bauer, „Aber die Augen trinken, Das liebe Läuten wandelt mit." Dankbar gräbt er sein Bauernerbe, die „niebefreiten Lieder" der Voreltern aus der Furche. Er preist das Glück

unterm ländlichen Dache, die Landschaft im Frühtau, den Blumenflor des Gärtchens, die dörfliche Sonntagsstille, den altvertrauten Feldweg. Die lyrische Zartheit dieser Gedichte ist fühlbar echt, doch verschuldet sie es noch zuweilen, dass Stoff und Ausdrucksform sich nicht völlig decken. Es verirrt sich noch diese oder jene empfindsame Zeile in die kräftigen und stilgerechten Kundgebungen volkstümlicher Seele. Märchenton ist eine Stärke des Dichters; er fabuliert sinnreich, schalkhaft und mit trefflicher Wortwahl. Seine Tiergeschichten sind originell und anschaulich. Die innig durchfühlten Geschicke der Bäume werden ihm zu eindrücklichen Gleichnissen menschlichen Lebens. ANNA FIERZ

*

WILHELM G. HERTZ. *Ein Wanderer in der Wüste.* Gesänge. Delphin-Verlag, München.

Das albumartig geheftete Bändchen ist recht problematisch, wie alle Albums. In den etwa zwei Dutzend Gedichten konstatiert man leicht eine merkwürdige Mischung von Einflüssen. Bibel. Petrarca. Von den Zeitgenossen etwa Wilhelm von Scholz, Ernst Lissauer. In Formen gegossenes, nicht geformtes Gefühl. Meistens Sonette, dann Hymnen und „Psalmen".

Lissauers hymnische Gedichte sind überbordende Gedrängtheit. Davon fängt Hertz einen Vers auf wie:

Priester am Stein ich, besprechend das ewige Alte:
Neues, Schale brich! Schwingen enfalte!

Der bekannte lange Prosarhythmus aber:

Doch ein Fels ist mein Gott; seine Wände hallen wieder vom Echo meines Rufes.
Ein Wasser ist mein Gott, darin ich mein Ebenbild schaue

setzt ein ganz anderes Organ voraus. Man muss vermuten, dass keines der Organe Hertz angehört. Deswegen sind seine Bemühungen nutzlose Kreisgänge. Ein zweifelhaftes Bildmaterial

Wenn wilde Flut des Leibes Tau zerreißt,
Hält Liebesanker fest im Sturm, so schwör' ich

wird stammelnd vorgebracht:

Sturm heult, Zeit nagt, schäumende Woge frisst
Am starren Felsen: Hand des Weisen schreibt.

Dieser unglückliche Knappheitsrappel wirkt komisch:

Sturm reißt Anker, jagt Schiff wie Hund das Wild;
Blitz schlägt Baum, Freiheit bricht Kette der Not

oder

Herz bebend schlägt; eilender Atem keucht;
Läufer zum Ziele ich, vom Siege heiß.

Ob dem ehrlichen Ringen der Preis beschieden, wird vielleicht die nächste Sammlung entscheiden. Derweilen ist das beste, man betrachte diese Wüstenwanderungen als ungeschehen. JOSEF HALPERIN

BILDENDE KUNST

Im ZÜRCHER KUNSTHAUS ist bis zum 4. März Hodlers großes Wandbild, der *Reformationsschwur für das Rathaus Hannover*, ausgestellt in jener etwas kleineren Fassung, die unter dem Titel „Unanimité" im Pariser Herbstsalon Zustimmung und Widerspruch erregte. Doch ist auch dieses Stück, an dem der Meister gleichzeitig mit dem Original arbeitete, von gewaltigem Ausmaß, das aber durch die innere Größe des Stils und die konzentrierte Wucht des Aufbaus vollkommen gerechtfertigt ist. Wie in einem Brennpunkt sammelt sich nicht nur der Rhythmus

aller Linien, sondern die seelische Hochspannung aller Schwörenden in der Figur des Sprechers, dem Hodler den Ausdruck einer der bildenden Kunst bis heute fremden Anstrengung zur Sammlung geistiger Energie gegeben hat; es ist die Gebärde eines Gebets, das die Kraft hat, Götter zu zwingen.

Doppeltes ist Hodler in diesem Bild gelungen: die Schaffung eines riesigen, in sich selbst vollkommenen Ornaments aus menschlichen Leibern und ein Höchstmaß seelischen Ausdrucks, der schon in jeder einzelnen Gestalt steckt, durch die Wirkung der Masse, die zum Ornament geworden ist, aber eine solche Macht über uns gewinnt, wie sie sonst nur der Musik eigen ist. Das Prinzip ist das gleiche wie im Tag oder in der heiligen Stunde; neu ist nur, trotz der Marignanofresken, das heroische Thema und seine heroische Orchestrierung.

Neben solchem Donnerhall hört sich der kindlich reine Ernst Kreidolf wie ein leis Geflüster an. Und doch ist auch er ein reicher Schöpfer. Jeder kennt bei uns seine Kinderbücher mit ihren menschgewordenen Blumen und Käfern, mit ihrem süßen Plauderton, der uns in der Seele schmeichelt, soweit wir Kinder geblieben sind. Viel mehr als diese guten Reproduktionen geben uns zwar die Originale nicht. Wohl sind sie brave Arbeiten, lassen aber den Reiz einer besonderen Handschrift, einer Technik, die an sich Kunstwerte besitzt, ganz vermissen. Wo Kreidolf aus seinem Märchenland heraustritt, da bleibt er nur dann ein besonderer, wo er auf der Schwelle stehen bleibt und nach der Heimat seiner Phantasie zurückblickt: in den Kinderbildnissen. Worin er sich wie in allem, was er tut, auf seine Art ganz als treuer Schüler Albert Weltis erweist.

Ein eigenartiger Landschafter ist der Karlsruher Rudolf Hellwag; ihm hat es besonders der Park im Stile Lenôtre's angetan. Nicht das Werk der Natur, sondern das Werk des Menschen mit der bewussten Gliederung der Massen, mit dem Rhythmus, dessen Strenge wieder durch die frei wachsende Vegetation gemildert ist, gibt ihm den Stoff zu großen, delikaten, vornehmen Bildern. Die stille Großartigkeit dieser Kunst wird durch den bräunlichen Grundton gehoben, den Hellwag wohl von Ludwig Dill übernommen hat. Dass er aber diese bequeme Brücke zu guter farbiger Haltung nicht benötigt, zeigt er in einigen kleinen, im besten Sinne impressionistischen Strandbildern in den hellsten, zartesten Tönen, mit einer raschen Wiedergabe der Bewegung, wie man ihr am ehesten bei Max Liebermann begegnet.

Aus dem Münchener Franz Hoch mache ich mir nicht viel. Am Können fehlts ja nicht, aber an der Empfindung. Hier wird das Erbe der Impressionisten verschleudert, eilfertig und gleichgültig. Und auch der Luzerner Franz Elmiger liefert Dutzendware; dass er herausgebracht hat, wie man einen Schimmel duftig und durchsichtig darstellt, ist noch kein Grund, auf den Lorbeeren auszuruhen.

*

Die MODERNE GALLERIE TANNER überrascht mit einer Entdeckung: mit Alexander Wolf, der lange Jahre vergessen in einem Schaffhauser Dörflein malte. Ein gutes Stück aus seiner ersten Zeit: eine verhutzelte Betschwester mit Augenaufschlag, eindrucksvoll, unvergesslich, man darf von Leibl re-

den. Nachher Versuche verschiedenster Richtung, die durchblicken lassen, dass Wolf sich wenistens Ausstellungen ansah. Aber ein merkwürdiges Versagen in vielem, besonders vor feineren Köpfen.

Der KUNSTSALON WOLFSBERG hat sich neu eingerichtet: Wände in schwarzem Samt und in Gobelinstoffen. Wie darauf die Bilder von Verhœven, von Asselin, von Blanchet stehen, ist wirklich sehenswert. A. B.

TAGEBUCH

MONISMUS und CHRISTENTUM. Der Zudrang zu dem vom Monistenbund Zürich veranstalteten Religionsgespräch über *Monismus und Christentum* war ungeheuer. Dr. Maurenbrecher entwarf ein klares Bild vom Ideal, dem der in seiner Organisation noch junge Monismus zustrebt. Er zeigte, dass es schon längst Monisten gab, ehe das Wort geprägt war, wie es auch schon Jahrhunderte Christen gab, ehe sich die Bekenner des neuen Glaubens den Namen beilegten. In den vorliegenden Thesen hatte Maurenbrecher eine genaue Formulierung des Monismus versucht und mit bewusster Schärfe den Gegensatz zum Christentum herausgearbeitet:

„Monismus ist nicht ein neues Dogma oder eine neue fertige Welterklärung. Vielmehr ist Monismus, genau wie Protestantismus oder Christentum, ein geschichtlicher und kein philosophischer Begriff. Es ist die Bezeichnung dafür, dass eine neue Lebensstimmung oder Willensrichtung im Entstehen begriffen ist, die dem Christentum gegenüber etwas Neues darstellt, eine neue Kulturperiode der Menschheit.

„Der Unterschied der monistischen von der christlichen Lebensstimmung liegt in diesen drei Hauptstücken:

A. Der Monismus fasst den Weltgrund nicht mehr als persönlichen Willen, als Liebe, Vorsehung, Vater oder dergleichen, sondern als unpersönliches Geschehen, als Gestaltung, Entfaltung, Wachstum, Formung, Reifung oder dergleichen, jedenfalls aber als unbewusstes Geschehen.

B. Der Monismus fasst das Weltziel nicht als überweltliche Erlösung, ‚Reich Gottes' oder ‚Jenseits', sondern als Ordnung, Gestaltung, Wachstum im innerweltlichen Prozess selbst, aus den eigenen Kräften dieses Geschehens selbst herausgeboren. ‚Geist' ist für den Monismus nicht Gegensatz zur Natur sondern Produkt und Teilkraft der Natur.

C. der Monismus sieht das individuelle Ziel des einzelnen Menschen darum nicht mehr in der Seligkeit, jenseitigen Vollendung und ewigen Dauer seiner Person, sondern darin, dass er Kraft ist im Gesamtgeschehen, Teilkraft im Weltprozess, deren Wirkung bleibt, auch wenn das Individuum selber erlischt."

Das Christentum erfuhr durch Maurenbrecher keine von christlicher Nächstenliebe getragene Behandlung. Er nannte es wiederholt „klein, feige, eng, weichlich und unehrlich". Er warf ihm vor, dass es seine ganze Lebensauffassung aus Furcht vor der Wirklichkeit des Lebens auf eine Illusion aufbaue und blind an den Abgründen des Seins vorüberwandle, in der Hofnung, Gott werde schon für das Rechte sorgen. Leider waren einige Hiebe des Redners auch gar zu wuchtig und plump hingehauen und verfehlten bei allen die beabsichtigte Wirkung.

Während der Vortrag Maurenbrechers in der temperamentvollen Art eines Mannes gesprochen wurde, der mit glühender Begeisterung sein ganzes Ich für eine neue Idee einsetzt und in trotzigem Mute gegen alte Festungen Sturm läuft, war die Verteidigungsrede von Prof. A. Meyer vom Gefühl einer auf Jahrhunderte gegründeten Sicherheit getragen, die mit lässiger Gebärde, mit Ironie und lächelnder Erhabenheit den Stürmer anrennen sieht und ruhig wartet, bis er sich den Kopf an den Mauern blutig gerannt hat, um ihn hernach mitleidig in seine Festung aufzunehmen und ihn zu pflegen. Er brachte die Lacher auf seine Seite, indem er lächelnd die Wunden vorwies, die der Gegner dem Christentum durch allzu derbe Streiche beigefügt hatte und ironisch um das Mitleid der Hörer warb. Seine Rede wurde wiederholt durch laute Beifallskundgebungen unterbrochen.

Professor A. Meyer umschrieb in seinen Antithesen den Charakter des Christentums nicht weniger scharf als Maurenbrecher den des Monismus:

„Das Wesen des Christentums besteht nicht in der Weltanschauung und der Vorstellungsart, darin es entstanden ist und sich entwickelt, noch in einer Reihe von Lehren und sittlichen Vorschriften, sondern in dem ehrfürchtigen und freudigen Glauben Jesu von Nazareth, dass die Macht über alle Dinge ewige heilige Liebe ist, die auch uns zur Liebe, zur Gemeinschaft mit ihr und zum ewigen vollkommenen Leben berufen hat.

„Daher sprechen wir Gott als dem Quell unseres geistigen, persönlichen und sittlichen Lebens, als der Macht, die das Gute zum Siege und die Welt zur Vollendung führt, Persönlichkeit, Liebe, Wille und zielsetzende Weisheit zu. Ohne solchen Glauben entbehrt alles sinnvolle und sittliche Streben des sicheren Haltes und der Aussicht auf Vollendung unserer Persönlichkeit und Ewigkeit, weil wir nicht im Kleinen, Unvollkommenen und Hässlichen befangen bleiben wollen. Ohne die Anerkennung von Sünde und Gnade verfehlt man den Ernst der sittlichen Verantwortung, den wirklichen Tatbestand und das tiefste religiöse Erlebnis.

„Die moderne Weltanschauung, insofern sie auf besserer und klarer Weltforschung beruht, die moderne Kultur, soweit sie den Adel der menschlichen Persönlichkeit befreit und hebt, jeden technischen, sozialen und geistigen Fortschritt muss das Christentum begrüßen als einen bessern Einblick in das Wirken Gottes und einen Fortschritt zu seinem Ziele. Aber das Christentum bekämpft jede Behauptung, die das unergründliche Geheimnis der Welt und den wahren Wert des Lebens verkennt, jede Kultur, die den Geist zerstreut, niederdrückt und verheert, und den engen Sinn, der die lebendige Beziehung zum Weltgrund und die Aussicht auf Ewigkeit abschneiden will."

So anregend der Abend auch war, — er dauerte bis gegen ein Uhr — so ließ er doch unbefriedigt. Es ist stets unerfreulich, wenn Vertreter verschiedener Geistesrichtungen sich öffentlich schroff entgegentreten und ihre Gegensätze scharf herausarbeiten. Es wirkt immer wie geistiger Hochmut, wenn dann jeder die ganze Welt überzeugen will, dass er und nur er allein Recht habe. Wäre es nicht besser, in solchen Diskussionen über die im Wesen der Sache begründeten

Gegensätze wegzusehen und, anstatt sich zu bekämpfen, die Fäden herauszuwickeln, die an beiden Webstühlen verwoben werden können?

Letzten Endes sind Monismus und Christentum trotz aller theoretischen Widersprüche doch nicht so wesensfremd. Streben nicht beide Gemeinschaften nach dem gleichen Ziele, nach einer Höherentwicklung des Einzelnen und einer Veredlung der Menschheit? Ob der Monist sich mit irdischer Glückseligkeit begnügt, ob der Christ nach den himmlischen Gefilden ausschaut, das ändert nichts daran, dass sie an der Schwelle des Todes zusammentreffen und dahin gehen, wohin ein „Gott" sie führt. Bringt es diesem hohen Ziele näher, wenn der Monist dem Christentum vorwirft, dass es feige und unehrlich sei, oder wenn der Verteidiger des Christentums überlegen lächelnd dem kaum geborenen Monismus entgegenruft: Wir haben Männer in unserem Lager, Christus, Paulus, Augustinus, Luther, Calvin . . . Was hast du geleistet!? Du stellst prahlerische Wechsel auf die Zukunft aus! — Haben wohl die Sophisten in Athen dem in heiligem Eifer rasenden Paulus nicht hohnlächelnd das selbe zugerufen? — Religionen werden nicht gestiftet. Religionen wachsen und zwar wächst jede aus der andern heraus und wenn sie lebenskräftig ist, wächst sie über sie hinaus. So wuchs das Christentum über das Judentum und das Heidentum hinaus und so kann der Monismus, wenn er lebenskräftig ist, aus dem Christentum herauswachsend über das Christentum herauswachsen und seine Mission erfüllen. CORRAY

EINE KURZE RICHTIGSTELLUNG sei zu dem Artikel *Die Wandmalereien der Universität* im Heft vom 1. Februar gestattet: von den erstprämierten Entwürfen Huber und Bodmer habe ich den von *Hermann Huber* in meiner Besprechung — in der Tagespresse — *nicht* abgewiesen. Es ist in Hubers Kunst etwas, das sich wesenhaft von Hodlers und Amiets Kunst abhebt und durchaus sein Eigentum ist. Deshalb empfinde ich Sympathie für seine Kunst, schon seit geraumer Zeit. Deshalb empfand ich auch seine Prämierung als völlig berechtigt. Sehr unrecht aber will es mir vorkommen, wenn die Zürcher Regierung, wie es scheint, die Lösung des Konfliktes in merkwürdigen Kompromissen sucht. H. TROG

*

EIN PREISAUSSCHREIBEN, das zwischen dem Schrifttum und Handel und Gewerbe eine neue einwandfreie Brücke schlagen will, erlässt das Seidenhaus *Adolf Grieder & Cie.* in *Zürich.* In höchstens 50 Druckzeilen soll „Das Beste über die Seide" gesagt werden, in Poesie oder Prosa. Jeder kann sich in deutscher Sprache bewerben. Die Preise stufen sich in 500, 300, 150 und 50 Franken. Der letzte Einsendungstermin ist der 31. März 1914. Preisrichter sind die Herren: Paul Block, „Berliner Tageblatt", Berlin; Fritz Martin, „Neue Zürcher Zeitung", Zürich; Fritz Müller, Schriftsteller, Cannero; Ernst Zahn, Schriftsteller, Göschenen; Frau Ricarda Huch, Schriftstellerin, München. Nähere Bedingungen können kostenlos bezogen werden von *Adolf Grieder & Cie., Zürich* (doppeltes Briefporto nach der Schweiz).

Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750
Redaktor in Bern Dr. HANS BLÖSCH, Bümpliz.

GROSS-STADT

Von ROBERT FAESI

Über die Mauern weg und Giebel und Dächer
Seh ich aus meinem engen Großstadtfenster
Den Schatten eines Turmes luftig durchbrochen
Geruhig sich in den goldenen Himmel heben.

Da heiß ich meine Seele hinüberfliegen;
Vom Mauerkranze soll sie nach allen Seiten
Mit freiem Blick und unersättlicher Freude
Über das Meer der Häuser und Wälder schweifen.

O die wir in engen Kammern niedrig wohnen,
Wir zielen mit unserer Sehnsucht nach den Türmen.
Wohl, wessen Seele Flügel hat zu fliegen!
Wohl, wem ein Turm noch ragt am Horizont!

□□□

ZUR LAGE

(Schluss)

OSTALPENBAHN UND EISENBAHNSCHULD

Die Ostalpenbahnfrage machte seit letztem Sommer keine wesentlichen Fortschritte. Im Herbst fanden verschiedene Volksversammlungen zugunsten der Greinabahn statt, so in *Truns* und *Ilanz*, die von über tausend Personen besucht waren, wodurch die Behauptung, als sei der Kanton Graubünden in der Ostalpenbahnfrage einig, Lügen gestraft wurde. In beiden Versammlungen wurde der Bau der *Greinabahn* befürwortet und die Freude darüber ausgesprochen, „dass die politischen und ökonomischen Interessen des Vaterlandes mit den vitalsten Interessen der Surselva zusammenfallen".

In Altstätten fand eine große Gegendemonstration zugunsten einer Splügenkonzession statt. Die Verhandlungen trieben dort einige sonderbare Blüten. Einer der Wortführer bemerkte unter anderm:

> Freilich ist es eine tief schmerzliche Erscheinung, dass gerade jene Eidgenossen, welche schon seit Dezennien des Genusses der großen Vorteile eines internationalen Schienenweges sich erfreuen, einer selbständigen Ostalpenbahn am meisten Hindernisse in den Weg legen. Das sind die *Gesättigten*, die *beati possidentes*, die nach leckerem Mahle dem Hungrigen predigen, wie wohl das Fasten dem Organismus sei.

Und noch ein weiteres Bild brauchte der Redner:

> Drei Freunde haben sich gelobt, einander helfend ihr Land der Kultur zu erschließen. Dem ersten und dem zweiten ist der dritte redlich zur Seite gestanden; jetzt aber muss er zusehen, wie die andern säen und ernten und goldene Garben binden, während ihm niemand helfen will. *Das kann, das darf nicht die Rechtsauffassung der Eidgenossenschaft sein.*

Es zeugt von einer merkwürdigen Gesinnung, wenn man das Eintreten für *nationale* Interessen überhaupt niemand mehr zutraut, weder den einen, die vom Bund etwas glauben fordern zu müssen, noch den andern, die eisenbahnpolitisch sich befriedigt erklären können.

Wir sind also glücklich so weit gekommen, dass keiner mehr dem andern eine ehrliche nationale Gesinnung zutraut. National denken kann man nur noch als „gesättigt", und man darf so lange regional denken, bis man „gesättigt" ist. Das ist der Grundsatz,

der als Nutzanwendung aus solchen Aussprüchen hervorgeht, ein Grundsatz, an dem unser Land mit Sicherheit früher oder später zu Grunde gehen wird, falls er weiter Schule macht.

Auch die Greinafreunde haben kein Recht, die Gegner antinational zu schelten. Ihr Projekt mag vielen antinational erscheinen; damit ist nicht gesagt, dass seine Vertreter antinational denken. Man muss sich auf beiden Seiten vor Verdächtigungen hüten.

Im übrigen wurde in Altstätten beschlossen:

1. Die Versammlung *verlangt* — solidarisch mit Behörden und Volk des Kantons Graubünden — die endliche Einlösung des der Ostschweiz gegebenen Wortes und somit die *Konzession der Splügenbahn.*

2. Sie ist bereit, uneigennützig wie bisher an dem *Ausbau der Bodensee-Toggenburgbahn* als Zufahrtslinie zur Gotthardbahn mitzuwirken, in der sicheren Erwartung, dass Toggenburg und Linthgebiet mithelfen zum Bau einer selbständigen Ostalpenbahn.

3. Sie ersucht den *Regierungsrat*, aus führenden Männern der verschiedenen Landesteile eine *Konferenz* einzuberufen, um auf Grund der angeführten Vorschläge zu einer *einheitlichen sankt-gallischen Ostalpenbahnpolitik* zu gelangen.

An den Bundesrat wurde in echtem St. Galler-Pathos folgendes Telegramm gesandt:

Das in Altstätten versammelte Volk von der Quelle des Rheins bis zum Bodan setzt in den hohen Bundesrat der schweizerischen Eidgenossenschaft das volle Vertrauen, er werde die wohlverbrieften Rechte der Ostschweiz einlösen und den Bau einer selbständigen Ostalpenbahn baldigst fordern und verwirklichen helfen. Es versichert Sie, hochgeachteter Herr Präsident, hochgeachtete Herren Bundesräte, der treueidgenössischen Gesinnung das ganze Volk vom Jungrhein.

Diese Kundgebungen sind insofern erfreulich, als sie vielleicht den Bundesrat veranlassen werden, die spruchreife Konzessionsfrage endlich an die Hand zu nehmen, sei es, um eine Splügenkonzession zu befürworten, sei es um die Konzession abzulehnen und grundsätzlich den Staatsbau anzustreben, zunächst ohne Stellungnahme zu den einzelnen Projekten. So würde wenigstens eine klare Lage geschaffen und nicht nur die Eidgenössischen Räte, sondern das ganze Volk stände vor einer zur Erörterung reifen Tatsache.

Zu bedauern ist der Unfug, der mit dem Wort „selbständige Alpenbahn“ auch in Altstätten getrieben wurde. Weder die Berner Alpenbahn noch die Splügen- oder Greinabahn sind „selbständige“

Alpenbahnen in der vollen Bedeutung des Wortes. Und zwar deshalb nicht, weil ihr Einzugsgebiet sowohl im Norden als im Süden so stark in die Gotthardzone übergreift, dass sie ohne den Verkehr, den sie dem Gotthard entziehen, gar nicht leben können. Damit ist nicht gesagt, dass diese Bahnen keinen neuen Verkehr heranziehen, aber nicht in genügendem Maße, um als „selbständige" Alpenbahn gelten zu können, wie die Gotthard-, Brenner- oder Mont-Cenisbahn.

„Unselbständig" ist eine Alpenbahn nicht in erster Linie deshalb, weil sie für ein paar Stationen eine andere Alpenbahn benützt, wie die Splügenbahn von Como, die Greinabahn von Biasca oder Bellinzona an die Gotthardbahn, wie die Berner Alpenbahn von Brieg an die Simplonroute, sondern weil sie aus ihrem Einzugsgebiet nicht genügenden *neuen* Verkehr heranzieht und deshalb ganz oder teilweise von dem Verkehr einer andern Alpenbahn zehren muss. Das ist auch bei der Splügenbahn der Fall, die im Norden das gleiche und im Süden großenteils das gleiche Einzugsgebiet hat wie die Greina. Ähnlich verhält es sich bei dem Lötschberg. Alle drei Bahnen sind von der Gotthardzone abhängig und insofern nicht selbständig.

Das Wort „selbständige Alpenbahn" steht in keinem gesetzlichen Aktenstück. Die Erfinder dieses Ausdruckes wollen damit offenbar den Gedanken ausdrücken, die Ostalpenbahn müsse direkt nach Italien führen und dürfe, wie die Splügenbahn, jedenfalls erst auf *italienischem* Boden in die Gotthardbahn einmünden.

Den Verhandlungen der Eidgenössischen Räte über die Nachsubvention für die Gotthardbahn vom August 1878 ist klar zu entnehmen, dass dem Gesetzgeber bei Aufstellung des Artikels 3 des Eisenbahngesetzes von 1872 durchaus kein bestimmtes Projekt, keine sogenannte „selbständige" Alpenbahn vorschwebte. Der jetzige Leiter des Eisenbahndepartements, Bundesrat Forrer, sagte damals:

> Wir wissen alle, was wir mit unserem Beschlusse gemeint und gewollt haben. Wenn der Simplon zustande kommt, und wenn es im Osten gelingt, einen Alpenpass nach Italien *oder nach dem Tessin* zu überschienen, so wollen wir links und rechts auch viereinhalb Millionen geben.

Der Vizepräsident des Nationalrates und Berichterstatter der Kommission, Klein, führte aus:

Die Kommission hat nämlich gefunden, dass für den Fall, dass man die Subventionen auf internationale Alpenbahnen beschränkt, gerade diejenigen ausgeschlossen werden könnten, welche am ehesten Aussicht haben, zustande zu kommen und am ehesten ein Recht auf Subvention haben. *Es sind das diejenigen Alpenbahnen, die möglicherweise andere Teile der Schweiz mit der Gotthardbahn verbinden.* So wäre der *Lukmanier* zum Beispiel durch die Bezeichnung des Herrn Weck ausgeschlossen, weil der Lukmanier den Kanton Graubünden nicht direkt mit dem Ausland in Verbindung setzen, sondern an die *Gotthardbahn anschließen* würde.

Und Forrer fügte wieder hinzu:

Ich glaube, wenn wir sagen, eine Alpenbahn von internationalem Charakter, so werde dasjenige vermieden, was Herr Klein befürchtet; denn es ist unzweifelhaft, dass, wenn eine Bahn wie diejenige von Graubünden nach dem Gotthard zustande kommt, sie Anspruch auf diese Subsidie hat, *weil der internationale Charakter derselben evident ist, wenn sie auch nicht selber international ist.* Ich werde daher vorschlagen, zu sagen: „je für eine Alpenbahn von internationalem Charakter im Osten und Westen der Schweiz."

Bundesrat Welti äußerte noch folgendes:

Wenn Sie sich auf diesen Artikel 3 berufen, so glaube ich, sind Sie wiederum auf dem rechten Wege, indem dieser Artikel wiederum nicht voraussetzt, *dass durch eine Alpenbahn im Osten und Westen eine direkte Verbindung zwischen schweizerischen und ausländischen Bahnen erstellt wird,* sondern dessen Voraussetzung nur dahin geht, dass durch eine solche schweizerische Bahn, welche die Eidgenossenschaft unterstützt, ungefähr in dem Sinne, wie es eben von Herrn Wirth-Sand auseinandergesetzt worden ist.

Aus allen diesen Reden geht klar hervor, dass der Anspruch der Ostschweiz auf eine sogenannte „selbständige" Alpenbahn rein aus der Luft gegriffen ist.

Die Ostalpenbahnregion hat rund 630 000 Einwohner ohne Zürich, Tessin und Schaffhausen, wie dies hier früher ausgeführt wurde. Von diesen 600 000 Seelen haben über 300 000, mehr als die Hälfte der eigentlichen Ostschweiz, ein nachweisbares Interesse an der *Greinabahn mit späterem Ausbau der Tödibahn.* Selbst bei der Annahme, diese erfolge erst nach Jahrzehnten, hat man kein Recht, diesen Gegenden durch die Splügenbahn *für immer* die *Möglichkeit* abzuschneiden, je an eine internationale Bahn zu gelangen. Es betrifft dies vor allem die Ortschaften an der Bodensee-Toggenburgbahn, an der Rickenbahn und im Kanton Glarus, die so gut zur Ostschweiz gehören als Graubünden und das St. Galler Rheintal. Auch sie haben Rechtsansprüche, die

berücksichtigt sein müssen. Es gibt kein Recht auf den Splügen, sondern nur ein *Recht auf eine Ostalpenbahn.*

Dass die Splügenbahn nur der *halben* Ostschweiz dient, hat man zwar in letzter Zeit eingesehen. Man beschwört die Freunde einer Greina-Tödibahn, der Splügenidee zum Durchbruch zu verhelfen, und als Dank verspricht man ihnen, die Bodensee-Toggenburgbahn unmittelbar mit der Gotthardbahn zu verbinden, sei es durch eine neue Strecke Rapperswil-Sihlbrugg, sei es durch einen Tunnel Pfäffikon-Goldau. *Wer* das machen soll, wird nicht gesagt. Dass eine Bergstrecke nach Sihlbrugg keine Lösung für einen Anschluss an eine internationale Bahn bedeutet, ist ohne weiteres klar, so erwünscht sie vielen als Touristenbahn sein mag. Der Bundesrat hat mit Botschaft vom 14. März 1905 ganz entschieden Stellung gegen das von ihm als unwirtschaftlich bezeichnete Projekt genommen und die Bundesversammlung hat ihm beigestimmt. Annehmbarer wäre ein Tunnel Pfäffikon-Goldau (womit allerdings die Südostbahn ruiniert würde); brächte man aber überhaupt je das Geld zusammen, um ihn zu bauen, so wäre es doch viel vernünftiger, es für die *Tödibahn* bei Seite zu legen, die direkt in die Greinabahn einmündet. So könnte man den Langensee mit dem Linthtal und dem obern Zürichsee verbinden, was besonders wasserwirtschaftlich für den Kanton Zürich von größter Bedeutung wäre und auch militärisch größere Vorteile als die Strecke Pfäffikon-Goldau böte. Glaubt man übrigens, wenn der Splügen die Bundesbahnen jährlich *um Millionen* schädigen wird, die Bundesbahnen werden dann noch Mittel haben, um auch diejenige Hälfte der Ostschweiz zu befriedigen, die vom Splügen wenig oder gar nichts hat? Auf diese Hilfe könnte sie ewig warten.

Die Tödibahn wird vom *nationalen* Standpunkt aus ihre Berechtigung allerdings erst erhalten, wenn sich für die Gotthardbahn eine dritte Schienenlegung lohnen würde, und das kann noch lange gehen. Auch da zwingt der Stand der Eisenbahnschuld zu allergrößter Vorsicht. Selbst wenn man den Bau der Greinabahn früher oder später wagen dürfte, so kann es lange gehen, bis man auch den der Tödibahn aus Bundesmitteln riskieren darf. Es ist deshalb falsch und tendenziös, wenn den Baukosten der

Splügenbahn die der Greina- *und* Tödibahn gegenübergestellt werden; die Greinabahn ist bekanntlich viel billiger.

Soll die Tödibahn vorher gebaut werden, so müssen die interessierten Kantone St. Gallen, Appenzell, Thurgau, Zürich, Schwyz, Glarus, Schaffhausen, Tessin schon tief in die Tasche langen. Auch Graubünden ist für das Oberland daran interessiert. Vom *regionalen* Standpunkt aus ist die Tödibahn das einzige Mittel, um der *ganzen* und nicht bloß einem *Teil* der Ostschweiz wenigstens für die *Zukunft die Möglichkeit zu sichern, einmal auch ihren Anteil an der versprochenen Ostalpenbahn zu erhalten.* Diese ist der *ganzen* Ostschweiz versprochen und nicht bloß dem Rheintal und einem Teil von Graubünden. Für Wil, Weinfelden, Frauenfeld, Wattwil ist die Strecke nach Mailand durch den Tödi um rund 45 km näher als durch den Splügen. Sogar für St. Gallen macht der Unterschied etwa 35 km aus, für Herisau gegen 50 km. Mit Tödi-Greina gewinnt Zürich rund 45—50 km gegenüber dem Splügen und etwa 12 km gegenüber dem Gotthard. Die Tödi-Greinabahn hat somit für mindestens die Hälfte der Ostschweiz eine große Bedeutung und es ist wohl anzunehmen, dass sich die erwähnten Kantone die Erstellung der Tödibahn etwas kosten lassen. Dass die Bundesbahnen sie je allein erstellen werden, ist nicht wahrscheinlich. Die Tödibahn ist in gewissem Sinne eine *internationale Regionalbahn,* die in erster Linie einmal die Aufgabe haben würde, den Verkehr zwischen den noch nicht an einer Alpenbahn gelegenen Teilen der Ostschweiz und Italien zu vermitteln. Der große *internationale* Verkehr zwischen Deutschland und Italien bleibt dem Rheintal als der althistorischen Talstraße gewahrt. Herold, der Sekretär der Bodensee-Toggenburgbahn, bemerkt in einem Bericht an seine Direktion:

> Wir haben also im vorstehenden gesehen, dass die tarifarische Kraft der Gebirgsverbindung Romanshorn-Ricken-Tödi-Greina nicht so groß wäre, als *dass sie die natürlichen Vorteile der vorzüglichen Talverbindung, welche sich mit der Rheintallinie bietet, wettmachen könnte.*
>
> Der Wert einer Tödibahn für die Bodensee-Toggenburgbahn kann aber auch nicht durch Vorteile für den Personenverkehr eine bessere Begründung erhalten. *Der große Verkehr, auf den es allein ankommt, geht über die großen Linien und über die Zentralpunkte.* In dieser Hinsicht kann die Stadt Chur mit ihrem großen Hinterlande von keiner künftigen internationalen Ostalpenbahnverbindung ganz umgangen werden. Etwaige abkürzende Verbindungen, von Zürich ebenso wie von Konstanz oder von Romanshorn

her, mögen über eine Tödilinie geschaffen werden wollen und es mag an ihnen auch die Bodensee-Toggenburgbahn beteiligt sein: in den meisten Fällen würden sie wohl durch Stillager im Angesichte des Greinatunnels wettgeschlagen!

Eine Tödibahn könnte nur dann Bedenken erregen, wenn eine Privatgesellschaft sie baute, die sich mit der Bodensee-Toggenburg- und Mittelthurgaubahn gegen die Bundesbahnen verbünden würde. Davon ist keine Rede. Die Tödibahn wird von den Bundesbahnen unter Mitwirkung der beteiligten Kantone und Gemeinden oder gar nicht gebaut. Es steht nichts im Wege, heute schon Zusicherungen für die spätere *Verkehrsteilung* zwischen Rheintal und Tödibahn zu geben, wie man es zwischen Gotthard und Lötschberg gemacht hat. Nach der bernischen Redeweise „alles üse" treibt man in der Schweiz keine Eisenbahnpolitik. Wenn man nach *diesem* Grundsatz im Kanton St. Gallen eine „Einigung" in der Ostalpenbahnfrage herbeiführen will, so wird diese Einigung keine guten Früchte zeitigen.

Die Zentralschweiz hat sich die Verkehrsteilung mit der Lötschbergroute auch gefallen lassen müssen. Basel, Bern und Zürich werden nichts dagegen machen können, wenn dank dem Ausbau der Rheinschiffahrt und anderer Faktoren und dank dem Bau einer Ostalpenbahn die Bodenseegegend sich zu einem Eingangstor ersten Ranges nach der Schweiz und zu einem wichtigen Durchgangspunkt nach Italien herausgestalten sollte. Also soll man in St. Gallen, Chur und im Rheintal auch den andern Mit-Ostschweizern etwas gönnen und sie nicht ohne Not der *einzigen* Möglichkeit berauben wollen, jemals an eine internationale Verbindung mit Italien zu gelangen.

Sicher ist, dass die Ausführung des Splügenprojektes dem Bund die dem Referendum unterliegende *Verstaatlichung der Bodensee-Toggenburgbahn* nicht erleichtern wird. Ganz anders die Greinabahn; sie hat, wirtschaftlich gesprochen, für den Kanton St. Gallen in Verbindung mit einer spätern Tödibahn als *Ganzes* einen bedeutend höhern Wert als die Splügenbahn, und ohne Tödibahn annähernd denselben. Auch die Entwicklung des Kantons Graubünden hängt nicht von der Lösung dieser Alpenbahnfrage ab. Er hat dank dem Ausbau der Rätischen Bahnen in den letzten zehn Jahren größere wirtschaftliche Fortschritte gemacht als irgend ein Gotthardkanton.

Die internationale Bedeutung, die der Splügen zu allen Zeiten gehabt hat, verkennen wir keinen Augenblick, auch nicht gewisse Vorteile für die Verbindung mit dem adriatischen Meer, obwohl sie gewaltig überschätzt werden. Aber *nationale* Gründe zwingen uns, eine andere Lösung zu suchen: einmal die oben erwähnten, weil die Splügenbahn nur der halben Ostschweiz Befriedigung gibt und militärisch große Gefahren bietet, während die Greinabahn in Verbindung mit einer spätern Tödibahn der *ganzen* Ostschweiz Anschluss an eine internationale Bahn gewährt und für die Landesverteidigung von größter Bedeutung ist.

* * *

Ein weiterer Grund ist der *Stand der Eisenbahnschuld*, die weder den Bau noch die Konzessionierung von bedeutenden Konkurrenzbahnen gestattet, welche die Verzinsungs- und Amortisationsfähigkeit der Bundesbahnen schwächen.

Es wurde schon in den Juliheften von *Wissen und Leben*, Band XII, S. 449 und 521, nachgewiesen, dass sich ohne Ostalpenbahn und ohne Verstaatlichung der Berner Alpenbahn die *nicht* getilgte Bahnschuld in den nächsten zehn Jahren um eine *halbe Milliarde* vergrößern und die zweite Milliarde in absehbarer Zeit übersteigen wird, wenn man sich nicht vorsieht.

Man hat gesagt, das sei übertrieben oder allzu pessimistisch, und auch in den Räten machten sich solche Stimmen kund. Wir wollen daher die Sache näher begründen. Zugegeben, dass man auch eine steigende Schuld in Friedenszeiten leicht verzinsen wird, *so lange wir das Bundesbahnnetz ertragsfähig erhalten können*. Das kann sich aber ändern, wenn wir der wichtigsten Linie des Landes, dem Gotthard mit seinen Zufahrten, eine Konkurrenz schaffen, die die Bundesbahnen nicht zu ertragen vermögen, und hierin beruht die Schwierigkeit *jedes* Ostalpenbahnprojektes. Als man 1872 die Ostalpenbahn versprach, hatte die Schweiz so gut wie keine Schulden. Seither wurden die fünf Hauptbahnen verstaatlicht, wodurch wir bis Ende des Jahres 1912 eine nicht getilgte Eisenbahnschuld von 1416,4 Millionen, mit Einschluss der schwebenden Schulden von 1481 Millionen Franken bekamen. In den Jahren 1913 und 1914 sind für nicht weniger als 107 Millionen Bauten veranschlagt worden; außerdem stellen

sich die bis 1914 beschlossenen aber noch nicht ausgeführten Bauten auf rund 200 Millionen, was jeder an Hand des Budgets von 1914 selbst ausrechnen kann. Über den Stand von Ende 1912 hinaus beträgt also die *amtlich* in Aussicht genommene Erhöhung des Baukontos die runde Summe von über 300 Millionen, wovon nur ein Achtel durch den Betrieb gedeckt werden dürfte; es bleiben somit 260 Millionen durch Anleihen zu decken.

Mit dieser Summe von rund 260 Millionen ist man aber noch lange nicht fertig. Es kommen große Bauten in Betracht, die vorausgesehen sind und die nicht oder nur zu ganz geringem Teil auf Betriebskonto fallen. So der Umbau des *Genfer* Bahnhofs mit der spätern Verbindung beider Genfer Bahnhöfe, so die vertragsgemäße jährliche Abzahlung für den Bahnhof Cornavin von rund 500 000 Franken bis 1958. Dann der Umbau und die Erweiterung der Bahnhöfe in *Basel* (Rangierbahnhof), Zürich, Romanshorn, Luzern, Olten, Chur, Freiburg. Ferner die noch nicht veranschlagten, aber projektierten und zum Teil schon begonnenen zirka 300 Kilometer *Doppelgeleise;* die Tieferlegung und das zweite Geleise des *Monte Cenere;* die zum Ausbau des Gotthards gehörende Doppelspur *Brunnen-Flüelen* usw. Dazu kommt das Laufende für die Stationen von 1915 an, das Rollmaterial nach 1915, das sich für Jahre hinaus gar nicht berechnen lässt, aber in viele Millionen geht.

Man übertreibt nicht, wenn man die noch *nicht* veranschlagten, aber projektierten und sicher bevorstehenden Bauten für die nächsten zehn Jahre auf 250 bis 300 Millionen berechnet; diese Summe kommt zu den schon veranschlagten, aber noch nicht verausgabten zirka 260 Millionen hinzu. Das sind im Ganzen 500 bis 550 oder jährlich 50 bis 55 Millionen, die zu den 1481 Millionen der *nicht* getilgten Schuld von 1912 hinzukommen. Das stimmt zu dem Kommentar, mit dem die Generaldirektion die auf rund 59 Millionen bezifferte Bausumme von 1914 begleitet; *„es kann eine Verminderung der Bauausgaben noch auf lange Zeit hinaus nicht erwartet werden."*

Von 1903 bis 1912 sind durchschnittlich 5,6 Millionen jährlich getilgt worden, zuletzt rund 10 Millionen, während das Baukonto jedes Jahr um 30 Millionen Franken gestiegen ist.

Auch wenn man annimmt, dass in den nächsten zehn Jahren 12 bis 15 Millionen Franken getilgt werden können ohne die Gewinn- und Verlustrechnung allzu sehr zu belasten, so sehen wir trotzdem einer *Zweimilliardenschuld* entgegen, wenn man sich nicht gewaltsam Einschränkungen auferlegt, von der Verstaatlichung der Berner Alpenbahn und der Bodensee-Toggenburgbahn, von einer Ostalpenbahn nicht zu reden. Man sagt, das Baubudget müsse auf 25—30 Millionen Franken jährlich herabgesetzt werden [1]). Das wird in den nächsten zehn Jahren, so wie alles eingeleitet ist, schwer halten.

Eine solche Schuldenlast ist für eine kleine, von lauter Großstaaten umgebene Republik keine harmlose Sache. Werden nun noch im Osten und Westen den Bundesbahnen zwei *uneinträgliche* Alpenbahnen im Betrage von etwa 300 Millionen angehängt, so kann man der weitern Entwicklung der Dinge nur mit großer Sorge entgegensehen.

Jede Ostalpenbahn drückt auf das Ergebnis der Bundesbahnen. Da ist es doch selbstverständlich, dass man *diejenige* Bahn in Aussicht nimmt, die dem Betrieb und dem Ertrag am wenigsten schadet, bei ungefähr gleichen oder noch höhern wirtschaftlichen Vorteilen.

Man sagt nun, gerade weil der Baukonto der Bundesbahnen übermäßig belastet sei, so müsse man auf Erteilung einer Konzession halten, die den Bundesbahnen keine Bauverpflichtungen auferlege, und da komme nur der Splügen in Frage, weil nur bei diesem die Möglichkeit bestehe, auf Grund einer Konzession gebaut zu werden. Wir wollen das nicht bestreiten, aber in erster Linie kommt es nicht auf die Baukosten an, sondern auf den *Betriebsausfall.*

Wir möchten zur weitern Klarstellung der Sache folgende Stelle aus dem Anleihensprospekt der Eidgenossenschaft für das 60 Millionen-Anleihen anführen:

Alle derart ausgegebenen Obligationen bilden *direkte Schuldverpflichtungen der Schweizerischen Bundesbahnen, für deren Verbindlichkeiten indessen die Schweizerische Eidgenossenschaft mit ihrem ganzen Vermögen haftet.* Auf Ende 1913 belief sich die gesamte *konsolidierte* Anleihensschuld der Bundesbahnen, nach Abzug der Tilgungen pro 1913, auf Fr. 1 494 425 350,

[1]) In diesem Fall würde die ungetilgte Eisenbahnschuld um 1962 nach Rechnung des Departements anderthalb Milliarden betragen.

zu welchem Betrage nun noch das neue 4% Anleihen mit Fr. 60 000 000 hinzutritt, so dass sich ein Total von Fr. 1 555 425 350 ergibt, welche eine jährliche Zins- und Amortisationslast von zurzeit Fr. 61 130 646 repräsentieren.

Dazu kommt noch die Zinsenlast der schwebenden Schulden, die 64,6 Millionen Franken auf Ende 1912 betrugen.

Mit dem eben aufgenommenen 60 Millionenanleihen *steigt die Schuldenlast der Bundesbahnen auf 1554 Millionen,* ohne die schwebende Schuld, woran Ende 1913 gegen 70 Millionen Franken amortisiert waren. Die jährliche Zinsen- und Amortisationslast beläuft sich auf über 61 Millionen Franken, *die in der Hauptsache aus den Betriebsüberschüssen gedeckt werden müssen.*

Die aus Betriebsüberschuss und Zinsenlast sich ergebende *Marge* ist, was den Bundesbahnen übrig bleibt, um unter anderm Extraforderungen des Personals, Einbußen aus der Verstaatlichung unrentabler Bahnen oder auch aus der Konzessionierung internationaler Konkurrenzbahnen usw. zu decken. Die Entwicklung der Marge in den letzten Jahren war folgende in Millionen Franken:

	Betriebs-überschuss	Zinsen- und Amortisationslast	Marge	Ertrag verfügbarer Kapitalien
1912	69,172	61,310	7,862	5,11
1911	71,864	58,564	13,300	4,83
1910	70,473	55,757	14,716	4,74
1909	53,980	51,779	2,211	3,037
1908	41,170	45,660	— 4,490	3,478
1907	46,495	46,628	— 0,144	4,073

Die Marge zwischen Betriebsüberschuss, Zinsen- und Amortisationslast bildet einen zuverlässigen Gradmesser für die finanzielle Lage der Bundesbahnen.

Um ein richtiges Bild der ungefähren disponibeln Mittel *nach* erfolgter Verzinsung und Amortisation zu erhalten, muss zu den oben genannten Beträgen für die Marge noch der Betrag der *verfügbaren Kapitalien* hinzugerechnet werden, der sich nicht so stark ändert. Je kleiner die Marge zwischen Betriebsüberschuss und Zinsen- und Amortisationsbetrag wird, desto gespannter wird die allgemeine Finanzlage. 1909 betrug die Marge nur noch 2,2 Millionen Franken, 1908 sogar *minus* 4,490 Millionen Franken, 1907 minus 0,144, daher die scharfen Sparmaßregeln in den Jahren 1909 und 1910.

Die Verstaatlichung der Gotthardbahn und die Besserung der wirtschaftlichen Konjunktur haben dann 1910 und 1911 die Lage verbessert, wobei besonders die Angestellten das Schäflein zu scheren wussten. Es sind seit 1912 zirka *15 Millionen Franken mehr an Besoldungen Ausgegeben worden.* Das erklärt das Sinken der Marge von 1911 auf 1912 um fünf einhalb Millionen.

Die Marge wird auf Ende 1913 noch mehr sinken. Der Betriebsüberschuss 1913 ist geringer als der von 1912, *trotz Erweiterung des Bundesbahnnetzes* durch die Jura-Neuchâteloisbahn seit dem 1. Juli und durch Genf-La Plaine seit 1. Januar 1913.

Es hat allen Anschein, als ob die Marge 1914 noch mehr zusammenschrumpfe, denn der Januar verzeigt einen Ausfall des Betriebsüberschusses von fast anderthalb Millionen.

Mit was für Mitteln will man unter solchen Umständen die Einbußen decken, die sich aus dem Bau einer Ostalpenbahn, aus den unmittelbar oder für später bevorstehenden weitern Verstaatlichungen von *unrentablen* Bahnen ergeben müssen? Die führenden Politiker in Zürich, St. Gallen und Graubünden, die so energisch für eine Splügenbahn eintreten, sollen doch zuerst einmal *diese* Frage beantworten.

Man braucht die von den Bundesbahnen berechneten Einnahmenausfälle im Falle der Erteilung einer Splügenkonzession oder des staatlichen Baues lange nicht voll vorzurechnen, so steht fest, dass *die Marge infolge schwerer Ausfälle in der Betriebsrechnung durch die Splügenkonkurrenz bald aufgezehrt würde,* auch wenn die Bundesbahnen keinen roten Rappen für den Bau der Splügenbahn ausgeben müssten.

Dass sich große Einbußen ergeben *müssen*, geht aus folgendem hervor: die Strecke Basel-Chiasso beträgt rund 320 km, Chiasso-St. Margrethen über die Greina 250 km; bis Buchs sind dann etwa 212 km Bundesbahnstrecke zu rechnen. Anders beim Splügen. Dort geht der Verkehr erst an der Grenze bei Andeer auf die Bundesbahnen über; es sei denn, dass ein Staatsvertrag Campodolcino oder Chiavenna als Übergangsstation bestimme. Von der Grenze bei Andeer bis St. Margrethen sind rund 130 km, von der Grenze bis Buchs, wo der Verkehr von Österreich abgenommen werden kann, bloß 90 km, gegen 320 km Basel-Chiasso und 293 km Schaffhausen-Chiasso! Wird die Splügenbahn von einer Privat-

gesellschaft gebaut, so gehen weitere zirka 50 km ab für die Strecke Chur-Grenze; es bleiben also 40 resp. 80 km gegenüber 320 km Basel-Chiasso. Dass das mit Rücksicht auf den Verkehr, der dem Gotthard entzogen wird, einen Einnahmenausfall ausmacht, der in die *Millionen* geht, ist für jeden Laien einleuchtend, auch wenn sich keine bestimmten Beträge genau ausrechnen lassen.

Auch die Greinabahn ergibt eine Einbuße, wenn auch nicht so groß wie beim Splügen. Aber sie bietet wenigstens *nationale* und nicht bloß regionale Vorteile. Sie schafft die Möglichkeit, dass im Lauf der Zeit die *ganze* Ostschweiz und nicht bloß das Rheintal und ein Teil von Graubünden an eine nach Süden führende Alpenbahn angeschlossen wird; sie verbindet das *schweizerische* Ende des Langensees *mit dem Bodensee* und eventuell mit dem *Zürichsee*. Sie lenkt die italienischen Binnenschiffahrtsbestrebungen nach dem Langensee hin; sie schließt den politisch und wirtschaftlich so schwer gefährdeten Kanton Tessin besser an die Schweiz an und ist uns strategisch von größtem Vorteil im Gegensatz zur Splügenbahn. Die Splügenbahn dagegen stößt den Kanton Tessin von uns ab und ladet Italien geradezu ein, seine Binnenschiffahrt auf den ganz italienischen *Comersee* statt auf den schweizerisch-italienischen Langensee zu richten.

Den Verkehr von Süd nach Nord und umgekehrt können die Bundesbahnen bei der Greinabahn viel mehr in der Hand behalten, die keine Staatsverträge benötigt, und die auf *Schweizerboden* die Gotthardbahn verlässt, und nicht auf italienischem Boden wie die Splügenbahn bei Como. Man hat daher auch größere Garantie, dass der Verkehr *wirklich* durch das Rheintal geht und dass auch die *schweizerischen* Bodenseehäfen möglichst viel von der neuen Entwicklung profitieren. Die Gefahr ist vorhanden, dass die deutschen Bodenseehäfen den Löwenanteil davontragen.

Zu den Einbußen durch eine Ostalpenbahn, ganz besonders durch eine Splügenbahn treten die Einbußen, die durch die Verkehrsteilung zwischen Gotthardbahn und Berner Alpenbahn entstehen und die sich erst noch entwickeln werden.

„Aber die *nationale Politik ist nicht identisch mit den Fiskalinteressen der Bundesbahnen*. Was vom Standpunkt der letzten ein Passivum bedeutet, ist für die nationale Wohlfahrt unter Um-

ständen ein Aktivum," hat man in Altstätten gesagt. Das kann unter Umständen wahr sein, aber erste Voraussetzung bleibt, wie gesagt, stets die *Amortisation und die Verzinsung unserer Staatschulden* und speziell unserer Eisenbahnschuld, und die ist *nicht* gesichert, wenn man die Bundesbahnen gerade mit *zwei* Verkehrsablenkungen belastet, der einen im Westen, die bereits besteht und die auf Grund von erteilten Konzessionen und ausgeführten Bauten mehr oder weniger freiwillig zugestanden werden musste, und dann noch einer zweiten, viel gefährlicheren im Osten, deren Vermeidung wir in der Hand haben.

Wir können nicht begreifen, wie man dem Bundesrat zumuten will, bei dieser Sachlage die Verantwortung zu übernehmen, der Bundesversammlung die Konzessionierung der Splügenbahn zu beantragen, welche mit Hilfe von schweizerischem, deutschem und italienischem Geld eine *Umgehungslinie* um die Schweiz bewirken wird, von der die Schweiz wenig Nutzen hat und die das finanzielle Gleichgewicht der Bundesbahnen und des Landes ernstlich gefährdet.

Es würde dies allem ins Gesicht schlagen, was Bundesrat Forrer selbst vor nicht sehr langer Zeit im Ständerat in treffender Weise ausgeführt hat: die erste Forderung für eine richtige schweizerische Eisenbahnpolitik bestehe darin, dass alles getan werde, um ihr auf den bestehenden Linien den Nord-Südverkehr zu erhalten.

BERN J. STEIGER

□□□

Für die Produktion bedeutet die Fülle der Einfälle und Bilder gar nichts — sie kann auch ein Fiebernder haben — nur die treffsichere Einsicht in die Gestaltbarkeit und Ergibigkeit eines Einfalles entscheidet, vorausgesetzt, dass es der Einfall eines Genies ist und aus der unergründlichen Tiefe stammt, aus der die schönheitstrunkenen Ideen der ewigen Kunst emportauchen.

LINA FREY

□□□

MÄCEN UND KÜNSTLER

EIN ERDACHTES GESPRÄCH VON PAUL ERNST

Personen: Konrad Fiedler, Hans von Marées, später Frau Fiedler
Ort: Das Arbeitszimmer Fiedlers

Fiedler (dozierend): Man nimmt gewöhnlich an, dass ohne die Kunst (so gut wie ohne die Religion und andere geistige und ethische Mächte) das Leben eine Einbuße erleiden würde; das ist aber nebensächlich; das Wesentliche ist, dass das Weltbild ohne die Kunst unvollständig sein würde.

Marées: Sie haben recht, lieber Fiedler, ich bin nun so weit gekommen, dass ich das malen kann, was ich will. Aber ich kann auch wohl sagen, dass ich diese ganzen Jahre hindurch höchstens einmal minutenlang an anderes gedacht habe. Das Schwierige ist, dass man überhaupt damit anfangen muss, erst sehen zu lernen. Die Menschen können ja alle nicht sehen; ich habe es früher auch nicht gekonnt.

Fiedler (weiter dozierend): Die anschaulichen Vorstellungen der Menschen sind nicht stichhaltiger als ihre Begriffe; es herrscht in bezug auf sie dieselbe Macht des Herkommens, dieselbe Trägheit, die sich zufrieden gibt, wenn das Überlieferte nur hinreicht zum Gebrauch des täglichen Lebens. Der Künstler tut in betreff ihrer nichts anderes als der Denker, der sich in Opposition gegen die Meinung seiner Zeitgenossen findet und ihnen eine neue Wahrheit verkündet.

Marées: Richtig, sehr richtig! Wo haben Sie nur solche Gedanken her! Das ist großartig gesagt, das eröffnet einem ganz neue Gesichtspunkte! Als Maler, sehen Sie, da philosophiert man ja nicht, dazu hat man nicht den Kopf; man malt seine Bilder und denkt, nun sehen die Leute sie an. Aber das ist eben der Fehler. Die Leute verstehen gar nicht, was man will!

Fiedler (immer noch dozierend): Eine künstlerische Individualität zu verstehen ist weit schwerer als die eines Denkers und Forschers, denn dieser spricht die Sprache, die jeder spricht, jener aber unterscheidet sich gerade dadurch von andern, dass er eine andere Sprache spricht.

Marées' Sprache spricht: . . . Sie meinen, wenn man malt? Natürlich! Großartig! Das ist es ja eben, man malt, und die Leute stehen davor und sagen: was soll denn das eigentlich wieder einmal vorstellen?

Fiedler (auf dem Höhepunkt philosophischer Begeisterung): Das Urteil eines Laien über Wahrheit eines Kunstwerkes bezieht sich gar nicht auf die Vollkommenheit der Kunstform, sondern auf Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung seiner eigenen rohen Vorstellungsform mit der gleichfalls rohen Vorstellungsform, die ihm durch das Kunstwerk hervorgerufen wird.

Marées: Ich muss Sie umarmen, Fiedler! Sie sind der erste Mensch, den ich treffe, der nicht selber Maler ist und der weiß, was Kunst ist. Sie sprechen ja für unsereinen etwas schwerverständlich, aber ich habe Sie doch kapiert! Wundern Sie sich nicht, dass Sie mich so gerührt sehen (er wischt sich eine Träne ab); ich glaube, ich bin sonst nicht weichlich, ich habe meinen von Haus aus elenden Kadaver so dressiert, dass er jetzt alles leisten kann, was ich von ihm verlange; aber so lange Jahre habe ich doch immer einsam leben müssen! Ohne Ihre Unterstützung wäre ich ja überhaupt krepiert. Mir liegt doch nichts daran, viel Geld zu verdienen; was soll ich denn damit! Wenn ich zu essen habe, und Modell, Atelier und Farben bezahlen kann, dann bin ich ja zufrieden, alles andere ist ja für einen vernünftigen Menschen nur Belästigung. Aber sehen Sie, wenn man da nun ein Bild verkaufen möchte, dass man einmal ein Jahr lang ruhig arbeiten kann, und man sieht dann, dass die Leute überhaupt nicht wissen, um was es sich handelt . . . Wie glücklich sind Sie doch, dass Sie hier sorgenlos leben können, nur mit Ihrer Philosophie beschäftigt . . .

Fiedler (denkt): Jetzt berechnet er im Stillen, was ich jährlich ausgebe und findet, mindestens die Hälfte davon müsste ich eigentlich ihm schicken . . . Aber es ist unanständig, dass ich so etwas denke.

Marées: Ich will Ihnen meinen Plan eröffnen. Eine Anzahl Männer treten zusammen und geben mir die Summe, die ich für ein Jahr brauche, als Darlehen. Ich muss mich jetzt etwas rühren können; ich kann jetzt nicht als Diogenes leben; Sie ver-

stehen, wenn ich einen großen Schlag führen will, so muss ich weit ausholen können, und das kann ich nicht in einer kleinen Bude, wo ich gleich an die Wand stoße. Dieses Jahr setze ich dann alles ein, was ich kann; da schaffe ich etwas, das meinem Vaterland ewig zu Ruhm und Ehre gereichen wird. Antworten Sie noch nicht, ich bin noch nicht zu Ende. Ich habe mein Leben längst fortgeworfen. Gelingt mein Plan nicht — gut, dann kann ich auch heute den Schauplatz verlassen, ohne mich zu schämen, denn ich weiß, was an mir lag, das habe ich getan.

Fiedler: Lieber Marées, ich begreife ja ihre Stimmung; Sie haben eben ein Werk vollendet, wie Sie sagen; ich bin auch immer der Ansicht gewesen, dass ich Ihnen eine Gelegenheit bieten müsse, das, was Sie sich in mühevoller Laufbahn errungen, auf die höchste Probe zu stellen; aber ich würde mir sehr unaufrichtig vorkommen, wollte ich Ihnen verhehlen —

Marées: Dieses Mal ist es so; ich kann mich doch nicht über mich selber täuschen!

Fiedler: Sie haben das schon oft gesagt, lieber Marées, und gerade man selber täuscht sich am meisten über sich. Ich kenne Leben und Menschen besser wie Sie, glauben Sie mir; nicht nur die innere, auch die äußere Befreiung ist nur langsam, sehr langsam möglich.

Marées (denkt): Du verdammter salbungsvoller Spießer, wenn du vorsichtig in der Wahl deiner Eltern bist oder eine reiche Frau heiratest, dann geht die äußere Befreiung bei dir nur sehr langsam vor sich! Und der Mensch ist noch einer der besten; schließlich bin ich ihm doch zu Dank verpflichtet!

Fiedler: Wie ich meinen Anteil an Ihrer äußeren Existenz immer verstanden habe, wissen Sie; den Ansprüchen einer schöpferischen Natur an das Leben habe ich mit meinen doch nur beschränkten Mitteln allein Genüge zu tun doch nie unternehmen können; ich wollte nur die Zeit der innern und äußern Kämpfe erleichtern.

Marées: Dass ein einziger Privatmann die Opfer bringt, ist ja unter keinen Umständen zu verlangen. Es handelt sich um rund fünfzehnhundert Taler, und ich dachte, dass drei Männer die Summe zusammenschießen könnten. Wenn Sie, wie das na-

türlich wäre, als der Erste einträten, dann wäre der Zweite wohl schon gefunden. Weshalb haben Sie damals nicht die paar Stunden Eisenbahnfahrt gemacht und sind nach Rom gekommen, als Sie in Florenz waren? Ich hatte die Zähne zusammengebissen, alle Kränkungen aus meinem Herzen, alle Beleidigungen aus meinen Ohren entfernt, ich wurde meiner Kraft gewahr und malte die Lebensalter, widmete Ihnen das Bild als Hochzeitsgabe, und Sie konnten nicht die paar Stunden Bahnfahrt machen, es sich anzusehen! Sie wundern sich, dass es nicht fertig geworden ist? Sie, der einzige Mensch, der damals das Bild verstehen konnte, und der keine Lust hatte, es sich nur anzusehen? (innerlich: Was mache ich denn, das verzeiht seine Eitelkeit mir ja nie — ach, ich kann nicht anders!) Was will ich denn jetzt von Ihnen? Nichts, als die Erlaubnis, Sie, meine Nation, die Welt beschenken zu dürfen!

Fiedler: Ich habe jahrelang mit einer Selbstüberwindung, die mir nicht leicht geworden ist, jede Empfindlichkeit Ihnen gegenüber unterdrückt; ich wollte ein Verhältnis nicht zerstören, von dem ich von vornherein wusste, dass es mir wichtige Verpflichtungen auferlegen würde . . .

Marées: Gut, gut, es bedarf der vielen Worte nicht. Verzeihen Sie die Belästigung. Sie brauchen nicht zu fürchten, dass Ihre Weigerung mich verzagt macht. Wer das erduldet hat, was ich erduldet habe, der geht nicht feige aus einem Kampf. Ich scheue nicht die Selbsterniedrigung, meine Arbeit muss fertig werden, und so werde ich denn betteln gehen.

Fiedler: Sie haben selbst den Bann gebrochen. Sie verlangen zu viel von anderen Menschen.

Marées: Nicht ein Hundertstel von dem, was ich von mir selber verlange. Aber wie könnte ein Mann wie Sie das verstehen!

Fiedler: Wie?

Marées (denkt): Dieses triviale Vieh, diese Schreiberseele, welche die gleichgültigen Aussprüche, die in meinem Atelier beim Malen zufällig fallen, sorgfältig sammelt, in philosophischen Kauderwelsch übersetzt und dann als tiefsinnige Weisheit von sich gibt — nein, das darf ich dem armen Kerl nicht sagen, der ginge ja kaput, wenn er das wüsste; schließlich: was kann er dafür, dass er ein Spießer ist; man soll sich eben mit solchen Leuten nicht abgeben! (Laut): Es war immer mein Bestreben, dankbar zu sein; denn

Dankbarkeit ist eine Tugend, deren nur die paar anständigen Menschen fähig sind, die es bis jetzt in der Welt gegeben hat. Das war der Grund, dass ich zu Ihnen kam mit meiner Bitte: ich wollte mich mit Ihnen noch mehr verpflichten.

Fiedler: Ich kann es meinem Stolz nicht abgewinnen, auf Ihre Anklage zu antworten. Der Verpflichtung, die ich übernommen habe, werde ich nach wie vor nachkommen. Aber es ist wohl für uns beide besser, wenn wir unsern persönlichen Verkehr nicht mehr fortsetzen, nachdem Sie die Bande des Zartgefühls, in denen er sich halten müsste, zerrissen haben.

Marées (draußen vor der Tür): Eigentlich kann er einem doch leid tun. Was hat er nun von seinem Geld! Ich bin wohl zu grob gewesen? Man kann schließlich von solchem Mann nicht verlangen, dass er sich als Mittel für etwas Höheres fühlt, er hält nun einmal sich selber für das Wichtigste auf der Welt; im Grunde ist ihm die Malerei ja auch gleichgültig, was er sagt, ist ja nur so Gerede; diese Leute müssen immer etwas denken und darüber sprechen oder schreiben; aber was sie denken, das ist schließlich ganz gleichgültig.

Fiedler (allein): Ich habe ja natürlich nie auf Dankbarkeit gerechnet — (tief, tief unten in seinem Bewusstsein): Ich bin damals aus kindischem Hochmut, aus Machtgefühl nicht nach Rom gefahren. (Es schießt ihm so schnell durch den Kopf, dass er gar nichts davon weiß): Sollte ich Marées beneiden?

Marées (plötzlich auf der Straße stehen bleibend): Mit Fiedler ist es also auch nichts. Die jungen Leute, die zu mir kommen, glauben ja natürlich an mich; aber das ist eben Suggestion. Wodurch unterscheide ich mich eigentlich von einem Verrückten, den man einsperrt? Wir tun Beide Dinge, die den andern Menschen als unsinnig vorkommen. Wie? Ist es denn möglich, dass alle andern Menschen falsch urteilen und ich allein richtig? Bin ich nicht vielleicht wahnsinnig? (Die Tränen steigen ihm auf.) Ach, es ist ja so furchtbar schwer: ich bin allein.

Frau Fiedler (die inzwischen in das Zimmer ihres Gatten getreten ist): Hat er dich wieder aufgeregt? Du Guter, denke doch nicht so viel an andere, denke doch auch einmal an dich selbst und was du deiner Familie schuldig bist. Du bist doch nicht allein.

□□□

DIE TÜRKEI ZUR ZEIT IHRER HÖCHSTEN MACHTENTFALTUNG

Nach längerer Pause haben wir im vorigen Jahr wieder einen Türkenkrieg erlebt. Monatelang waren die Blicke ganz Europas auf die Vorgänge auf dem Balkan geheftet, und alle Fragen der auswärtigen Politik traten einen Augenblick vor dem Probleme zurück, wie sich das künftige Schicksal der europäischen Türkei gestalten werde.

Ähnliches war schon in früheren Zeiten öfter der Fall gewesen. Aber wie ganz anders lagen damals die Verhältnisse!

In den letzten Monaten hat die Welt eine Zeit peinlicher Ungewissheit durchlebt, weil sie fürchtete, die Teilung der Beute, die die christlichen Sieger der geschlagenen Türkei abgenommen, könnte kriegerische Konflikte unter den Mächten zur Folge haben. In früheren Jahrhunderten bangten die Völker, wenn sie von Kriegen der Türken hörten, um ihre eigene Existenz. Jeder neue Feldzug des Sultans drohte den Tag näher zu rücken, an dem auch das letzte Stück christlicher Erde seinem Joche unterworfen würde. Es sind noch keine drei Jahrhunderte her, seitdem diese Türkenpanik nachgelassen hat. Das ganze Zeitalter der Reformation war von ihr erfüllt. Goethe lässt im *Faust* seine städtischen Philister sich darüber freuen, wenn sie hören, wie „hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen". Aber diese Worte passen nur in die Zeit des Dichters, nicht in die Epoche, in der das Drama spielt. Den Frankfurter Bürger seiner Jugend hat Goethe sicherlich oft so reden hören, wie die klassischen Verse es ausdrücken; der *historische* Faust aber, der Zeitgenosse Luthers, hätte unter deutschen Stadtbürgern schwerlich einen gefunden, der zu den goetheschen Gestalten hätte Modell stehen können.

Wenn das damalige Publikum die Nachrichten aus der Türkei mit größerer Begierde verschlang als die aus irgend einem andern Lande, so folgte es dabei nicht einem Zuge behaglicher Neugier und fühlte sich durchaus nicht in der Rolle des uninteressierten Zuschauers. Die Vorgänge in der Türkei griffen vielmehr nach allgemeiner Auffassung an die Existenz der Christenheit selbst.

Es erschien nur noch als eine Frage der Zeit, wann der Großtürke den christlichen Reichen, die bisher seinen Heerscharen noch hatten widerstehen können, ebenfalls den Garaus machen würde. Nur ein Wunder, meinte man, könne die Christen retten. Luther, dessen politisches Denken durch den Horizont des damaligen deutschen Kleinbürgers begrenzt ist, erhob sich mit donnernden Worten gegen die „läppische und lässige" Haltung der Könige und Fürsten. Ob sie denn nicht wüssten, was für ein mächtiger Herr der Türke sei, „dass ihm kein König oder Land, es sei welch es wolle, allein gnug widerzustreben, es wolle denn Gott Wunderzeichen thun"? Das Beten gegen den Türken gehörte zu den verbreitetsten Pflichten der Geistlichkeit; in Zürich ist über drei Jahrhunderte lang — von 1455, dem dritten Jahre nach der Eroberung Konstantinopels, bis 1780 — täglich die große Glocke am Großmünster geläutet worden, um zum Mittagsgebet gegen die Türken aufzufordern.

In einem merkwürdigen Gegensatz zu dieser Türkenpanik der Massen steht nun aber die Haltung der damaligen christlichen Regierungen. In ihren für die Öffentlichkeit bestimmten Proklamationen sprechen sie allerdings häufig genug von der türkischen Gefahr. Geistliche und weltliche Regierungen wussten, dass es kein populäreres Schlagwort gab, um die Opposition ihrer Untertanen gegen neue Lasten zu überwinden, als wenn sie darauf hinwiesen, die Kriegssteuer diene dem Schutze des Landes vor den Ungläubigen. Die offiziösen Publizisten verwandten den Großtürken in den hundert Jahren, die als die Zeit der höchsten Machtentfaltung der Türkei gelten können, etwa in den Jahren 1460 bis 1560, ebenso häufig als Nothelfer wie ihre Nachfolger im siebzehnten Jahrhundert den Konfessionalismus oder im neunzehnten das Nationalitätsprinzip. Eine Regierung musste sich schon in einer ganz verzweifelten Lage befinden, wenn sie sich entschloss, offen mit dem Großtürken anzubinden. Nichts hat dem internationalen Ansehen Frankreichs im sechzehnten Jahrhundert so geschadet wie das Bündnis, das sein König Franz I. mit dem Erbfeinde der Christenheit, dem türkischen Sultan, abschloss, um sich der Übermacht Kaiser Karls I. zu erwehren.

Aber alle diese Tiraden der Regierungen waren nur für die Galerie bestimmt. In Wirklichkeit dachten und handelten sie

ganz anders. Mochte das Volk noch so sehr vor dem Ansturm der Türken zittern, die militärischen und politischen Praktiker glaubten nicht an eine türkische Gefahr im populären Sinne des Worts. Die Regenten der von dem Vorstoß der Osmanen zunächst bedrohten Länder wie Ungarn, Polen, Österreich und Venedig haben zwar vielfach die übrige Christenheit zu Hilfe gerufen und dabei ihre Lage in den schwärzesten Farben geschildert. Aber wenn man das tatsächliche Verhalten dieser Regierungen untersucht, so sieht man rasch, dass sie weit davon entfernt waren, ihren Kampf gegen die türkische Ausdehnungspolitik für aussichtslos zu halten und dass sie auch für den Fall, dass sie von Europa im Stiche gelassen würden, ihre Sache nicht für verloren ansahen. Die Politik der übrigen Staaten vollends hat auf die Türkengefahr so gut wie gar keine Rücksicht genommen. Die Herrscher der europäischen Großstaaten haben nicht einmal dafür gesorgt, dass die an die Türkei unmittelbar anstoßenden Länder sich ungestört ihrer Hauptaufgabe, der Bekämpfung der Ungläubigen, widmen konnten. Sie haben im Gegenteil das stärkste Bollwerk der Christenheit, die Republik Venedig, durch Angriffskriege und feindliche Koalitionen so sehr geschwächt und in Atem gehalten, dass die Türken schließlich sogar Morea und beinahe den ganzen westlichen Balkan haben erobern können. Auch wenn die Existenz eines christlichen Staates auf dem Spiele stand, haben sie immer nur lässig und ungenügend Hilfe geleistet.

Welche Auffassung stand nun mit den Verhältnissen im Einklang? Waren die Volksmassen im Recht, die im Sinne Luthers die Bewahrung Europas vor dem türkischen Joch einem Wunder, nach unserer Ausdrucksweise einem Zufall zuschrieben? Oder haben die Regierungen die Lage richtig beurteilt, wenn sie nicht einmal durch die türkische Gefahr zu einer Konzentration der christlichen Machtmittel, zu einem antitürkischen Staatenbund zu bewegen waren?

Eine Antwort kann nur durch eine eingehende Analyse des türkischen Wehr- und Verwaltungswesens zur Zeit der höchsten Machtentfaltung des osmanischen Reiches gegeben werden.

Jedermann weiß, dass die Türken ihre Eroberungen nur ihrem Schwert zu verdanken haben. Der kriegerische Nomadenstamm

aus der turkmenischen Sandwüste um Bochará, der das türkische Weltreich gegründet, hat seine Herrschaft Völkern aufgezwungen, die nicht nur in Religion und Kultur, sondern auch in ihrer militärischen und politischen Organisation auf einer höheren Stufe standen. Es können also nur militärische Leistungen den Grund zu den gewaltigen Erfolgen der Türken gelegt haben. Worin bestanden nun diese und worin ist speziell die Erklärung dafür zu finden, dass die türkischen Heerscharen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert der Schrecken christlicher Armeen waren und große altchristliche Gebiete wie den Balkan und Ungarn für Jahrhunderte dem christlichen Europa abgewannen?

Fragt man gewisse moderne Autoritäten, so ist die Antwort auf diese Frage nicht schwer zu finden. Es heißt da etwa, der Grund der militärischen Superiorität der Türken sei in den kriegerischen Eigenschaften der *Rasse* zu suchen. Der echte Türke, genügsam, ausdauernd, militärisch gesinnt, sei, besonders mit dem sonstigen Völkergemisch des nahen Orients verglichen, der geborene Soldat. Seine angestammten kriegerischen Qualitäten hätten ihm natürlicherweise die Herrschaft über die Griechen und Slawen des Balkans verschafft; sein schlichter, vornehmer Nationalcharakter habe ihn dann befähigt, diese seine Herrschaft mit Ehre und Würde zu führen.

Diese Theorie ist außerordentlich bequem und besticht durch ihre Einfachheit; sie hat leider nur den Fehler, dass sie mit den historischen Tatsachen durchaus im Widerspruch steht. Sie mag Touristen und Gelegenheitshistorikern imponieren; wer nur einigermaßen in der türkischen Geschichte Bescheid weiß, kann sie nicht anders als mit Lächeln aufnehmen. Denn gerade das Gegenteil ist wahr. Die großen Siege der Türken sind von Truppen erfochten worden, die weder türkisch noch genügsam noch der militärischen Qualität nach hervorragend waren.

Die Truppen, mit denen die Türken das christliche Europa bedrohten, *bestanden nicht aus Angehörigen des türkischen Stammes.*

Den Kern der Armeen, mit denen die Sultane von Konstatinopel Ungarn eroberten und Wien belagerten, bildete nicht der türkische Soldat der Legende; er bestand vielmehr ausschließlich aus den von modernen Autoritäten als unkriegerisch verschrienen

christlichen Völkern des Balkans. Die Hauptmasse lieferten Griechen, Slawen und Albanesen. Nur aus diesen wurden die gefürchteten Janitscharen geformt, die Truppe, die in der Türkei geschaffen wurde, als sich die überlieferte barbarische Kriegsorganisation gegen europäische Armeen als unzureichend erwies.

Die Rekrutierung der *Janitscharen*, des einzigen ständigen Teils der türkischen Armeen, erfolgte nach einer ebenso einfachen wie wirkungsvollen Methode. Jedes fünfte Jahr unternahmen die Agenten des Sultans eine Aushebungstour durch die christlichen Bezirke, musterten die Söhne der Bauern und wählten aus diesen den fünften Teil zum Dienst im Janitscharenkorps aus. Den Vorzug erhielten natürlich die Kinder, die sich durch kräftige Konstitution und Schönheit auszeichneten. Die ausgehobenen Knaben, die Blüte der griechischen und slawischen Bevölkerung, wurden dann zwangsweise zu Muselmanen gemacht und unter der Oberleitung des Sultans im Waffenhandwerk erzogen. Das gemeinsame Leben und die einheitliche Schulung, der sie unterworfen wurden, verfehlte nicht, sie rasch gänzlich ihren Volksgenossen zu entfremden. Sie wurden in ihrer Mehrzahl ihrer Gesinnung nach vollständig zu Türken; viele waren fanatischer als die Osmanen selbst und sahen mit Verachtung auf ihre christlichen Verwandten herab; sie fühlten sich nicht mehr als Griechen oder Serben; sie waren nur noch Janitscharen. Durch ihre künstliche Zusammensetzung des Janitscharenkorps hatte es die türkische Regierung erreicht, dass bei den Ausgehobenen keine Verbindung mit einem bestimmten Land oder Volk mehr bestand. Der Janitschare, der weder heiraten noch ein Gewerbe ausüben durfte, der nirgends anders als in seinem Zelt oder seiner Kaserne wohnen durfte, besass keine andere Heimat als das Lager, keinen anderen Vorgesetzten als seinen Offizier. Er war in keinem anderen Staate Bürger als in seinem Korps; er hatte keinen anderen Beruf als den des Kriegers. Er war mit seiner ganzen Existenz an das Janitscharenkorps gebunden; hätte er desertieren wollen, er wäre zugrunde gegangen wie ein Fisch, den man aufs Trockene setzt

Diese türkischen Truppen waren nun aber nichts weniger als *genügsam*.

Die Janitscharen erhoben vielmehr stets Anspruch auf regelmäßige reichliche Verpflegung und haben es durchgesetzt, dass

ihre Ansprüche von der Regierung erfüllt wurden. Das ganze türkische Staatsbudget war darauf zugeschnitten, den Lebensunterhalt der ständigen Armee sicherzustellen. Der regelmäßige Sold war sehr hoch und wurde nach schweren Waffentaten durch einen Anteil an der Beute noch erhöht; die Sätze übertrafen in beiden Fällen die Normen, die damals der Bezahlung von Söldnern zugrunde gelegt wurden. Wichtiger war, dass dieser Verpflegungsapparat in einer damals sonst unerhörten Art glatt funktionierte. Es kam in den guten Zeiten des türkischen Reiches nicht vor, dass Proviantlieferung und Soldauszahlung monatelang aussetzten, wie es in den Söldnerheeren der christlichen Staaten beinahe die Regel war. Schon die Ausrüstung und Dienstsprache der Janitscharen deutete darauf hin, dass die osmanische Regierung der Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse die größte Sorgfalt zuwandte. Auf der weißen Filzmütze der Janitscharen stack statt eines Pompons ein Löffel, der die Mannschaft daran erinnern sollte, dass sie das Brot des Sultan esse. Der Regimentsoberst hieß „Tschorbadschi-Baschi" dass heißt „Ober-Suppenmacher", die Offiziere unter ihm wurden als „Aschti-Baschi" (Oberkoch) und „Sakkabaschi" (Oberwasserträger) bezeichnet. Den Sammlungspunkt der Truppen bildeten weniger die Fahnen als die Töpfe, in denen die Truppen ihre Suppe und ihren „Pilaf" (Reis mit Fleisch) kochten. Diese Töpfe oder „Ortas" nach der türkischen Bezeichnung wurden bei den Paraden zur Schau getragen; eine Truppe, die sie verlor, galt als entehrt und als offenes Aufstandszeichen wurde es aufgefasst, wenn die Töpfe umgestürzt wurden.

Die Truppen waren nicht einmal im *Trinken* genügsam, wo sie doch als Muhamedaner Enthaltsamkeit hätten erwarten lassen. Trotz des Koranverbotes und trotz ihrer Erziehung im Islam waren sie starke Weintrinker und besaßen sogar eigene Weinschenken in Konstantinopel, in denen dem Becher tapfer zugesprochen wurde. Sie taten übrigens damit nichts anderes als die große Masse der Türken. Erst das Aufkommen des Kaffees, das in die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zu setzen ist, und noch mehr das Eindringen des Tabaks, den die Türken um 1600 von den Europäern übernahmen, haben den trotz Muhamed außerordentlich stark verbreiteten Genuß des Weines in den

muhamedanischen Ländern eingeschränkt. Konstantinopel war zur Zeit der höchsten Machtentfaltung der Türkei voll von betrunkenen Türken und die Zahl der türkischen Wirtshaushocker war sehr groß. Die Versuche einzelner fanatischer Sultane, das Weintrinken der Janitscharen zu beseitigen, endigten mit einem kläglichen Misserfolge. Die Tatsache mag mit den Theorien moderner Apostel der Hygiene im Widerspruch stehen; — aber der wahrheitsliebende Historiker muss bekennen, dass der Niedergang der türkischen Macht zeitlich mit dem Ersatz des Alkohols durch das Nikotin und zugleich mit dem partiellen Ersatz des christlichen Soldatenmaterials durch türkisches zusammenfällt. Unbefangene Kenner des modernen Orients haben übrigens auch sonst schon darauf hingewiesen, dass der Wechsel der Genussmittel den muhamedanischen Ländern nicht nur von Vorteil gewesen ist. Sie haben mit Recht bemerkt, dass der Hang des Orientalen zu beschaulichem Nichtstun durch die Pfeife in bedenklicher Weise gefördert worden ist.

Diese Truppe verdankte schließlich ihre Erfolge nicht spezifisch *militärischen Qualitäten.*

Die Janitscharen waren zuverlässiger bezahlt und besser verpflegt als die Söldner der christlichen Fürsten; aber was taktische Schulung betrifft, waren sie ihnen nicht gewachsen. Die kompeten zeitgenössischen Beurteiler sind darüber einig, dass die türkische Infanterie der Fechtart nach weniger ausgebildet war als die christliche. Ein venezianischer Staatsmann jener Zeit, der Konstantinopel aus eigener Anschauung kannte, hat dies so deutlich wie möglich formuliert: „Der Vorzug der türkischen Heeresmacht, heißt es da, liegt darin, dass die Mannschaft nicht aus Mietlingen besteht, das heißt aus dem Ausland für eine gewisse Zeit in Sold genommen wird, gleich den Schweizern oder Angehörigen anderer Länder, die von einem Fürsten angeworben werden, und dass sie auch nicht von einem ausländischen Herrscher auf Grund eines Bündnisvertrages geliefert wird. Truppen, die man auf diese Weise erhält, sind sehr unbequem und man riskiert mit ihnen Ungehorsam, Untreue und Betrügereien (das heißt Soldhinterziehungen, unrichtige Angaben über die Höhe der Mannschaftszahl und dergleichen). Mit der türkischen Armee steht es ganz anders. Sie gehört dem Sultan zu eigen, ist nicht

regimentsweise aus dem Ausland bezogen, sondern aus den verschiedensten Ecken des Reichs in früher Jugend zusammengelesen und gehört dank der ununterbrochenen Soldzahlung (das heißt dank dem Umstande, dass der Sold nicht nur für die Dauer eines Feldzuges bezahlt wird) und ihrer eigentümlichen Disziplin gänzlich dem Sultan zu. Daraus entspringt der große Vorteil, dass sie gehorsam und treu sind und Mannschaft und Offiziere sich kennen. Ferner sprechen sie nur eine Sprache, was ebenfalls recht bequem ist (der Venezianer denkt hier an die häufigen Streitigkeiten, die in den christlichen Söldnerheeren zwischen den Angehörigen verschiedener Nationalitäten auszubrechen pflegten). Auf der andern Seite besitzen die Janitscharen weder taktische Ausbildung noch Disziplin noch die den christlichen Soldaten eigentümliche Verschlagenheit. Sollten gleichstarke Heere von christlichen Söldnern und Türken miteinander zutun bekommen, so wären die Türken sicherlich im Nachteil."

Das Urteil, das der venezianische Staatsmann über die türkischen Truppen abgab, ist mehr als die persönliche Meinung eines einzelnen. Es wird durch die geschichtlichen Ereignisse durchweg bestätigt und die Jahrhunderte, die seitdem dahingegangen, haben keine Tatsache zu Tage gefördert, die geeignet wäre, die Richtigkeit dieser Charakteristik in Zweifel zu ziehen. Die militärische Superiorität der Türken beruhte letzten Endes nur darauf, dass der Sultan über ein Korps verfügte, das wenigstens in Kriegeszeiten unbedingt gefügig war und durch ein vortreffliches Finanzwesen bei guter Laune erhalten wurde, während die christlichen Fürsten mit unzuverlässigen fremden Truppen arbeiten mussten, die infolge der unregelmäßigen Soldzahlungen beständig zur Meuterei geneigt waren. Es ergibt sich daraus auch ohne weiteres, dass der Erfolg den Türken nur so lange treu bleiben konnte, als die christlichen Staaten an der im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert üblichen Organisation des Wehrwesens festhielten. Ich denke dabei nicht nur an die Institution der Söldnertruppen. Die Türken haben einen Teil ihrer Siege auch dem Umstande zu verdanken, dass sie mit ihrem Janitscharenkorps zum ersten Male seit den Zeiten der Römer die militärische Schwerkraft wieder auf die Infanterie verlegten; sie

haben noch früher als die Schweizer die mittelalterliche Rittertaktik zugunsten der wirksameren modernen Fechtart aufgegeben.

Nun liegt allerdings der Einwand nahe, dass diese Auffassung der Dinge dem militärischen Genie der türkischen Nation Unrecht tue. Wenn auch die Mannschaft des türkischen Elitekorps ausschließlich aus Nicht-Türken bestanden habe, so sei doch wenigstens die Gründung der Janitscharen selbst als eine große Leistung des türkischen Geistes zu bezeichnen und das Oberkommando habe schließlich doch in türkischen Händen gelegen. Dieser Einwand ist zum Teil richtig, aber auch nur zum Teil. Es trifft allerdings zu, dass die Organisation des Janitscharenkorps, soviel wir wissen, türkischer Initiative entsprungen ist, und dieses Verdienst wird niemand schmälern wollen. Man könnte freilich darauf hinweisen, dass die Idee nahe lag und gleichsam durch die Verhältnisse geboten wurde. Die Türken bildeten in den eroberten europäischen Landstrichen nur einen ganz geringen Bruchteil der Bevölkerung; sie konnten ihre herrschende Stellung nur behaupten, wenn sie ihre numerische Schwäche durch einen Soldatentribut aus den unterworfenen christlichen Massen ausglichen. Aber es war trotzdem eine große Tat, dass der Gedanke, der diesem genialen Ausnutzungsprojekt zugrunde lag, nun auch wirklich ausgeführt wurde. Der Fall, der durch die Türkenherrschaft in Europa geschaffen wurde, war ja durchaus nicht singulär. Es ist auch sonst mehrfach vorgekommen, dass ein kleiner, nomadisierender Kriegerstamm ein großes, ihm in der Kultur überlegenes und im Glauben abweichendes Volk unter seine Botmäßigkeit gezwungen hat. Aber in keinem anderen Falle hat das herrschende Volk durch eine so originelle Erfindung dafür gesorgt, dass das zahlenmäßige Missverhältnis nicht zu einer militärischen Dekadenz, zu einer Schwächung des Staates gegenüber dem Auslande führte.

Weniger Gewicht kann man dem zweiten Einwand beilegen. Zwar können selbst die Sultane, die aus dem Geschlechte Osmans stammen mussten, nur als Halbtürken gelten; denn unter ihren Müttern finden sich Russinnen, Albaneserinnen, Cirkassierinnen usw. Aber unter den höheren Beamten und Offizieren gab es sicherlich eine ganze Reihe echter Türken. Nur waren diese gerade zur Zeit der höchsten Machtenfaltung des Reiches viel

weniger zahlreich als man gewöhnlich annimmt. Die türkischen Sultane haben, als sie den byzantinischen Verwaltungsmechanismus übernahmen, auch den griechischen Amtsadel in großem Umfange beibehalten. Viele christliche Familien haben damals ihren Glauben abgeschworen, um der türkischen Regierung ihre Dienste anbieten zu können. Ferner haben unter denen, die zuerst vor diesem Schritte zurückschreckten, viele ihn später nachgeholt. Gerade aufgeweckte, politisch und militärisch begabte Köpfe, die innerhalb der den Griechen allein noch offen stehenden kirchlichen und Handelskarriere nicht verharren mochten, haben sich in großer Anzahl dem türkischen Regime zugewandt. Es war dazu nie zu spät; denn die türkische Regierung kannte kein Misstrauen gegen Renegaten. Sie hat sogar, wenn es nicht anders ging, *Christen* bis zu den obersten Stellen zugelassen, wie in jener Zeit einmal den natürlichen Sohn eines venezianischen Patriziers. Sie fragte nie nach Abstammung oder Familie. Noch in höherem Grade als unter Napoleon war jedem Talente freie Bahn geöffnet. Von 48 Großwesieren entstammten nur 12, also nur ein Viertel, muhamedanischen Eltern, und dabei ist erst noch zu bedenken, dass muhamedanisch nicht mit alttürkisch gleichgesetzt werden darf, dass die muhamedanischen Eltern vielmehr zu einem guten Teile ehemals griechischen oder slawischen Familien angehört haben können. Gerade die bedeutendsten Wesiere des großen Sultans Solimans des Prächtigen, des Zeit- und Bundesgenossen des französischen Königs Franz I., waren *nicht* türkischer Herkunft. Drei waren Albanesen, zwei Dalmatiner und einer ein Bosniake; noch als Großwesier hat dieser seinen slawischen Ursprung durch seinen Beinamen „Sokol“ oder der „Falke“ deutlich bezeichnet. Die türkische Flotte wurde damals nach einander von einem Christen aus Kleinasien, einem Kroaten, zwei Lesbiern und einem Albanesen kommandiert. Ebenso hielten sich die Wesiere und die übrigen Würdenträger des Reiches mit Vorliebe christliche Diener, von denen dann wieder ein Teil zu den höchsten Stellen des Staates gelangte. Nicht die Reinheit des Blutes, sondern ganz im Gegenteil die absolute Vorurteilslosigkeit der türkischen Regierung in allem, was Abstammung und Rasse betraf, die sozusagen demokratischen Grundsätze, die bei der Auswahl der Beamten obwalteten, sind für die Erfolge der Türken zu einem guten

Teile verantwortlich zu machen. Die Gefahr, dass wichtige Stellen im Staate von unfähigen Mitgliedern privilegierter Familien ersessen wurden, war in der Türkei geringer als in den christlichen Ländern.

Die Vorteile dieses liberalen Regierungssystems sind damit noch nicht einmal erschöpft. Dank ihren toleranten Verwaltungsgrundsätzen hat die Türkei auf alle freier gesinnten und in ihrer Heimat zurückgesetzten Bevölkerungsschichten der Christenheit eine nicht geringe Anziehungskraft ausgeübt. Moderne Türkenschwärmer schätzen die Türkei wegen ihrer romantischen Behaglichkeit und der Poesie ihres ruinenhaften Staatswesens. Ihre Freunde im sechzehnten Jahrhundert dachten ganz anders. Sie fühlten sich durch ihre modernere, rationellere und auch humanere Regierungspraxis zu ihr hingezogen. Liest man die Schriften Luthers, so ist man verwundert, zu sehen, mit welcher Heftigkeit der Reformator glaubt, gegen die zeitgenössischen Türkenschwärmer losziehen zu müssen, und aus seinen vehementen Äußerungen ergibt sich, dass er seine Gegner nur mit Scheingründen widerlegen kann. Was ließ sich Beweiskräftiges einwenden, wenn die Türkenfreunde die religiöse Toleranz des Großtürken der Inquisition und den Glaubenskriegen des damaligen Europa vorzogen? Und wenn Luther gegen das „münzerische Wesen" der Türken wetterte, das heißt das türkische Regime mit den Projekten eines wiedertäuferischen Bauernführers auf eine Stufe stellte, so lag gerade darin, dass die Türkei die Kastenprivilegien deutscher Kleinstaaten nicht kannte, die Anziehung begründet, die sie auf darniedergehaltene Existenzen ausübte.

Jedenfalls waren unter den christlichen Völkern, die der Türkei zunächst wohnten, nur wenige der Ansicht Luthers, wenn man von der Klasse der Herrschenden absieht. Auf dem Balkan und in Ungarn zog die Bevölkerung die türkische Herrschaft der habsburgischen im allgemeinen bei weitem vor, und selbst die kluge Verwaltung der Republik Venedig hat es nicht verstanden, populärer zu werden als das türkische Regime.

ZÜRICH E. FUETER

(Schluss folgt)

□□□

PHILIPPE MONNIER

Si jamais vocation d'écrivain fut impérieuse, c'est bien celle de Philippe Monnier. Il ne se croyait pas fait pour autre chose que pour écrire. Comme Flaubert dit de Bouilhet, il était de ces êtres singuliers pour qui „les accidents du monde, dès qu'ils sont perçus, apparaissent comme transposés pour l'emploi d'une illusion à décrire, tellement que toutes les choses, y compris l'existence, ne semblent avoir d'autre utilité." Il fut ainsi dès son enfance et toujours considéra le monde, la nature, la vie, l'homme enfin, comme des choses qui sont faites pour l'art. Bref, il était artiste dans le sens le plus exclusif du terme.

Un tel être devait détonner à Genève, ville d'austère labeur où l'art a toujours été mis au service des idées, et je crois bien que les nombreux Zacharie qui vivent dans la cité considéraient un peu le fils Monnier comme un hurluberlu. Il ne dressait point, en effet, de statistiques ou de bilans, ne réunissait point de plantes dans un herbier, ne présidait aucun comité, ne dirigeait pas de classe: il faisait des vers.

Poète, Monnier le fut jalousement. Il faut l'avoir connu vers ses vingt ans pour savoir tout ce que son âme recélait de poésie. L'une de ses premières œuvres est une pièce lyrique, *Par les bois*, qu'il fit jouer à une soirée d'étudiants, à Belles-Lettres. Qui ne se souvient de cette délicieuse fantaisie shakespearienne, ailée, vibrante, rimée à la Banville? Personne ne savait comme Philippe Monnier claironner un beau vers. Je le vois encore, le béret incliné sur sa tête chevelue dont les longues boucles descendaient sur ses épaules à la manière d'un roi Mérovingien. De sa voix chantante, légèrement emphatique, il lançait dans le ciel:

> Un frais parfum sortait des touffes d'asphodèle,
> Les souffles de la nuit flottaient sur Galgala . . .

ou encore:

> Et Ruth se demandait
> Quel Dieu, quel moissonneur de l'éternel été
> Avait, en s'en allant, négligemment jeté
> Cette faucille d'or dans le champ des étoiles.

Tout ce passé revit dans le charmant volume de vers, *Rimes d'écoliers* (1891), qui fut son livre de début. Et pourtant il prétendait que c'était l'adieu fait à la poésie des vers:

Bruits de pipeaux qu'un souffle emporte
Pleurs de rosée et de printemps —,
Mais les chansons ont fait leur temps
Mais l'école a fermé sa porte.

L'école avait peut-être fermé sa porte, mais les chansons n'avaient point fait leur temps. Philippe Monnier se contenta de leur donner une autre forme. Dans les années qui suivent, on le voit publier deux volumes d'esquisses et de portraits, *Vieilles femmes* (1895) et *Jeunes ménages* (1899), où, tour à tour lyrique et sentimental, ironique, malicieux et gai, il crée ces délicieuses figures, Fleur de Mauve, tante Luce, Sylvestre Lapalud, Mademoiselle, La Cigale, qui sont parmi les plus délicates créations de son imagination. Monnier n'avait peut-être pas le don d'inventer des histoires, mais il avait le don plus rare de voir et de rendre les choses.

Combien y a-t-il de gens, disait Théophile Gautier, qui, en entrant dans une chambre, savent voir la couleur du papier? Philippe Monnier savait toujours voir la couleur du papier et il savait voir bien autres choses encore. Ce myope était un homme pour qui le monde réel existe. Aucun détail n'échappait à son œil pénétrant. Il avait le sens des nuances. En quelques traits il fixait un lieu ou un paysage, le salon rococo de tante Luce, la vieille ferme genevoise aux tuiles courbes, le verger fleuri aperçu à travers la claire-voie. Et, se rendant compte que sa vocation était non de raconter, mais de peindre, il se mit à peindre et devint historien.

Ce fut par l'Italie qu'il commença et par la Renaissance. Il faisait un séjour à Florence. Il vit tout, les monuments, les œuvres d'art, les hommes. Curieux et fureteur il remonta dans le passé et voulut connaître l'origine des choses. Alors à ses yeux émerveillés se déroula le Quattrocento sur lequel il fit un beau livre[1]). Philippe Monnier avait le goût de l'érudition. En toutes choses il fallait qu'il remontât aux sources, qu'il touchât la date sûre, le détail vérifié, le document incontestable. Mais quelle vie il savait donner à cette matière inerte! L'histoire sous sa plume devenait, comme pour Michelet, une résurrection.

[1]) *Le Quattocento.* Essai sur l'histoire littéraire du XVme siècle italien 2 volumes. Paris, Perrin, 1901.

Et comme il savait bien saisir l'essentiel, le significatif. En quelques traits il campe ses personnages et nous fait de merveilleux portraits du prince, du condottiere, du spadassin, du prélat, du frère prêcheur, de la matrone, de l'homme du peuple. Dans des tableaux curieusement fouillés, il fait revivre avec une rare vérité la Naples des Aragon, la Florence de Laurent le Magnifique, la Rome des grands papes, Ferrare au temps des d'Este.

Et encore le Quattrocento n'était pas l'époque historique la plus congruente au génie de Philippe Monnier. Sa nature plus délicate que forte était moins attirée par les siècles de puissante sève animale que par les siècles de civilisation raffinée et un peu alanguie. A cet égard le XVIIIme siècle français avait toutes ses préférences. Il faut l'avoir entendu parler des *poetae minores* de ce siècle ou de ses peintres comme Fragonard, Watteau ou Chardin pour voir avec quelle intensité il sentait cet art pétri d'élégance et de grâce. A défaut du XVIIIme siècle français, sujet trop vaste pour qu'on pût l'embrasser dans un livre, il se mit à étudier la Venise du XVIIIme siècle.

Ce sujet qu'il devait traiter quelques années après son retour d'Italie, il le porta longtemps dans sa tête et dans son cœur[1]). Je me souviens que la première idée lui en vint quand il était étudiant. Nous venions de lire le *Théophile Gautier* d'Emile Bergerat où en quelques lignes se trouve évoquée la prestigieuse cité: „C'est le dix-huitième siècle avec ses mille corruptions, ses élégances, son esprit et son insouciance du lendemain, dans le cadre le plus luxueux, sur le fond le plus féerique qui se soit jamais présenté à l'imagination d'un poète, qui ait défié la palette d'un coloriste." Enthousiasmé, il s'écria: „C'est le livre que je veux faire!" Et l'on sait avec quel art il a étoffé sa matière.

Entre temps, rentré à Genève et ressaisi par les choses genevoises, Monnier n'eut d'abord d'yeux que pour les affaires de sa ville natale. Son séjour d'Italie eut cela de bon qu'il lui fit comprendre à quel point il l'aimait. Comme Dickens qui à Rome regrettait à Noël les brouillards de Londres, Monnier à Florence eut l'âpre nostalgie de la grise et austère cité qu'il appelle quelque part „l'exquise cité de Décembre, à la bise aux aiguilles

[1]) L'ouvrage parut en 1907 à Paris et à Lausanne. Il fut couronné en 1908 par l'Académie française.

coupantes, à la robe de brume estompant les contours". Aussi, plein d'allégresse dès qu'il en foule le sol, il se met à raconter son histoire. Il le fait dans trois livres qui restent ce qu'il a écrit de plus exquis, les *Causeries genevoises* (1902), où est retracé l'histoire des mœurs de la cité, le *Livre de Blaise* (1904) qui raconte l'histoire de l'Ecole, si caractéristique de la vie genevoise, *Mon village* (1910) qui est un tableau de la vie rustique.

Car Monnier genevois est à la fois citadin et campagnard. Il naquit dans la vieille ville, ce quartier de places tranquilles, de rues décentes aux anciens hôtels spacieux et calmes que bâtirent, voilà des siècles, des architectes qui étaient des homme de goût. Et revenu se fixer dans ce décor de solitude, de silence et de regrets des choses passées, c'est dans cette élégance discrète des vieux pignons, des rampes en fer forgé délicatement ouvragé, des hautes fenêtres à guillotine, des fontaines à l'eau couleur de mousse, des jardins clos étagés en terrasse, qu'il décrivit les mœurs de la cité nouvelle.

Et qu'on n'aille point croire qu'il vit ces mœurs au travers d'un idéal suranné. Monnier, poète, est débordant de sympathie pour toutes les manifestations de la vie. Avec quelle joie d'artiste il peint les quartiers populaires aux maisons périmées et richement culottées, les apprentis, les balandriers, les échoppes et mansardes, les hôtelleries aux enseignes multicolores, les trappons de caves qui s'ouvrent à fleur de terre. Par dessus tout le ravit Saint-Gervais qu'il décrit „le faubourg laborieux, gouailleur, narquois, gourmand, grouillant de mioches, de commères, d'oiseaux, de fleurs, d'artisans et de petits chiens; le faubourg des enfonces et des enfilades, des cours riches de suie; le faubourg du bon peuple qui pousse le soufflet et la varloppe, manie le burin ou la gouge, élève des canaris et des capucines, fréquente l'estaminet et fait le change".

Puis, dans *Mon village*, Monnier évoque la vie campagnarde des vieilles communes genevoises, nous décrit „sa vieille maison de paysan plantée au milieu du pré, avec sa grange en plein cintre, son soli de sapin rougi par les années, son écurie tournée au couchant, son petit escalier extérieur sous l'auvent incliné, la robe de feuilles vertes, de rosiers et de clématites qui la re-

couvre, la cour où picorent les poules, la pompe et le tilleul dont les branches basses s'inclinent sur le banc de molasses usées et scellé à même la paroi, à côté de la porte." Et autour de cette maison que reconnaissent tous ceux qui y ont trouvé une si cordiale hospitalité, il peint la vie rustique des hommes, les bêtes qui rentrent de l'abreuvoir, le vitrier qui passe, le rémouleur qui va de porte en porte quérir l'ouvrage et s'établit sous le tilleul, près du lavoir, les femmes qui à la tombée de la nuit frappent dans leurs mains pour rappeler leurs poules; ou bien le village lui-même avec ses chemins bordés de ronces et de chèvre-feuille, son petit cimetière envahi d'herbes qui se blottit autour de l'église, sa gentilhommière déchue, sa commanderie abandonnée, son marché qui remplit la grenette de cochons, de cotonnades, de cages à poulets, de terrailles de fromages et d'odeurs. Dans tous ces tableaux on sent une âme de campagnard qui, forcé de vivre en ville, garde la nostalgie des grands horizons et du calme des champs. „Au fond quand on y pense, dit-il avec regret, si peu de chose suffit à notre bonheur. On va, on vient, on court; on cherche avidement des motifs ou des spectacles; et l'on oublie que le bonheur est là sous la fenêtre avec la grive qui y chante."

* * *

Philippe Monnier n'avait pas seulement la nostalgie des champs, il avait aussi la nostalgie du passé. Cette âme de poète aimait à vivre avec les choses qui ont vécu. De la Genève du présent il remontait volontiers à la Genève de l'histoire dont il connaissait les moindres recoins, la Genève épiscopale aux foires fréquentées par les Lombards, la Genève de Calvin „l'homme au serre-tête noir, à la face jaune, à la barbe longue comme un fil", la Genève du XVIIme siècle, active pépinière de théologiens et de juristes, la Genève du XVIIIme siècle, bourdonnante et fiévreuse, passionnée de politique, la Genève de la Révolution et de l'Empire qui contre vents et marées sut maintenir intactes les deux institutions vitales de la cité, l'Eglise et l'Ecole, et surtout la Genève de la Restauration pour laquelle Monnier avait un véritable culte.

S'il aimait tant cette Genève, c'est qu'il croyait que là s'étaient le mieux affirmées les qualités de la race. Après

la dure contrainte de la domination napoléonienne, la république se retrouve et veut jouir de son bonheur. Toutes les querelles sont oubliées, il n'y a plus qu'une âme et qu'un cœur. „Avec la liberté rendue, dit Monnier, il semble que plus d'air entre dans les poitrines, que plus de sang se met à courir dans les veines, qu'un mouvement plus rapide et plus joyeux entraîne la République vers des destinées nouvelles. Elle s'ingénie, s'industrie, s'applique, se développe dans tous les sens, se signale dans tous les domaines, se distingue par tous les côtés."

C'est cette histoire que Philippe Monnier voulait écrire quand la mort le surprit. Il la possédait à fond, car elle avait été la grande passion de sa vie. On peut dire qu'il en avait tout lu et tout scruté. Il en connaissait les hommes, les monuments, les livres, les portraits, les vieux meubles, les costumes et les gravures. Dans ses mains avaient passé une foule de papiers jaunis, lettres, mémoires, documents de familles. Et de tout cela il avait composé dans son cerveau le plus beau tableau qu'on pût faire.

Heureusement que tout n'a pas été perdu de ce tableau. Dans l'hiver de 1908 à 1909, Philippe Monnier fit dix conférences sur la Genève de Töpffer. Ceux qui les ont entendues en ont gardé un souvenir inoubliable. Jamais l'écrivain ne fut plus brillant, plus séduisant, plus persuasif. Et s'il improvisait dans la joie, on sentait derrière une documentation puissante. Ceux qui ont vu travailler Monnier savent qu'il élaborait patiemment ses sujets dans sa tête. De là la forme définitive qu'il leur donnait quand il prenait la plume. Ayant dicté ces conférences à son secrétaire, on les retrouva dans ses papiers et on put les publier[1]).

C'est la famille, aidée d'amis, deux pasteurs lettrés, MM. Gampert et Genequand, qui a fait cette publication. On a donné le manuscrit tel quel, et il se trouve que c'est une œuvre très littéraire. Ce n'est parfois qu'un crayon, mais combien expressif! Monnier qui burinait tant son style, n'eût sans doute rien ajouté d'essentiel à cette ébauche où il se donne avec une fraîcheur, une spontanéité qui se serait peut-être atténuée dans une œuvre plus travaillée. Je ne sais pas pourquoi ces fragments me font songer aux pensées de Pascal. Je ne veux évidemment point

[1]) *La Genève de Töpffer*, Genève, Jullien 1914.

établir de parallèle entre deux œuvres si différentes; mais par ses raccourcis puissants, Monnier fait souvent songer au grand prosateur du dix-septième siècle.

Monnier nous a dit lui-même pourquoi il appelait son livre *la Genève de Töpffer* „C'est, dit-il, qu'il ne raconte ni l'histoire politique ni l'histoire économique, ni l'histoire religieuse, sociale ou littéraire, mais les mœurs." Et il ajoute: „Ces mœurs, c'est Töpffer, le vieux maître disparu, qui les a le mieux décrites, le mieux aimées, en a fait le mieux aimer le charme modeste, la douce honnêteté, les vertus paisibles dans ses romans, ses nouvelles, ses articles, et qui les a le mieux défendues dans son *Courrier: Mon bon petit gouvernement*, écrivait-il en pleurant, le 22 novembre 1841, à Auguste de la Rive".

Ce bon petit gouvernement de la Restauration, Monnier l'adore aussi. Il trouve qu'il y eut à ce moment, pour servir la République, une phalange incomparable d'hommes d'Etat, de savants, de penseurs, de lettrés, tous ardemment patriotes et mus par cet unique souci de rendre à Genève la place qu'elle occupait autrefois dans le monde. On sait combien ils y réussirent. En quelques années la cité se métamorphose. Elle redevient la ruche bourdonnante et active qu'admirait Voltaire et qu'il comparait à une cité de Myrmidons où ergotent vingt-cinq mille raisonneurs. Les institutions scientifiques ou celles de bienfaisance s'y multiplient. Il n'est obscur citoyen qui ne veuille avoir sa part à la tâche. Et Genève de nouveau crée et rayonne sur le monde.

C'est ce travail que Monnier étudie non en pages abstraites, mais en tableaux vibrants de couleur. Il fait d'abord le tableau de la ville. Elle est encore ceinte de remparts et garde quelque chose de la rusticité de jadis. On bat et on refait les matelas sur les places. On étend du linge sur la Treille. Des poules picorent au Bourg-de-Four. A Rive, autour des hôtelleries, on voit des pataches du Faucigny, des berlingots crottés de hobereaux, des paysans des Bornes à cheveux à queue et habit de ratines, des faces réjouies de curés, des bonnets ronds de Savoyardes, des bonnets de mousseline brodés de Vaudoises. Des multitudes d'étrangers passent à ce moment à Genève, „Anglais à casquette de loutre, à redingotes de serge blanche et longues guêtres de casimir; carricks, spencers, palatines, châles — quan-

tité de châles — rouges, bleus, jaunes ou bien vert clair avec une petite bordure lilas."

Ce même talent de peindre, Monnier le garde quand il étudie la vie politique et la vie intellectuelle de la cité. On voudrait pouvoir citer ses portraits des grands hommes d'alors, Ami Lullin, Sismondi, Pyramus de Candolle, Pictet de Rochemont, Guillaume Favre, Etienne Dumont, Lullin de Châteauvieux, Bellot, Pierre Huber, Auguste de la Rive, Adolphe Pictet. Tous ces hommes, selon les paroles de Mme Necker de Saussure, sont des noms européens. Ils le sont même si bien qu'ils ont créé un organe encyclopédique et cosmopolite, la *Bibliothèque universelle*, chargée de faire connaître au monde les idées et les choses de l'étranger. „Nos voisins Vaudois, dit Philippe Monnier, ont souri quelquefois, sans méchanceté d'ailleurs, de ce titre audacieux la *Bibliothèque universelle de Genève*. Ils ont eu tort. La *Bibliothèque universelle* était bien universelle et, étant universelle, elle fut bien un jour de Genève."

Nous ne pouvons suivre Philippe Monnier dans le tableau qu'il fait de la vie religieuse ou dans celui plus brillant encore de la vie de société. Ses pages sur l'aristocratie — incarnée surtout par Bonstetten, hôte de passage qui finit par s'incruster dans la ville chère à son cœur —; sur les femmes genevoises qu'il décrit instruites, réfléchies, mais dénuées d'imagination; sur la bourgeoisie, lettrée, probe et gausseuse; sur le peuple qu'il retrouve aussi à Saint-Gervais, sont excellentes. Des gens qui ont mal lu son livre, voudraient faire de lui un admirateur exclusif de l'aristocratie. Quelle erreur, c'est bien plutôt avec le peuple qu'il sympathise. Je me souviens de la joie qu'il manifestait, quand, étudiants, nous faisions des tournées au Faubourg, chez la mère Tant-Pis ou au cabaret Jacques. Cette joie on la retrouve dans le chapitre grouillant de vie qu'il a écrit sur Saint-Gervais et qui fait songer pour la rutilance à une Kermesse de Téniers. Oyez plutôt:

Au faubourg, dit-il, la vie est cordiale, presque rurale. On vit en plein air, loin des maisons trop sombres et trop tristes, dans la familiarité de la rue, devant les seuils où les femmes s'installent, sur des chaises basses, à coudre, à tricoter des bas, à éplucher des légumes pour leur soupe. Des jeunes filles jouent sur les pavés pointus au volant ou aux grâces. Devant le trou noir d'une allée, des gamins disent leur *empro*; des messagers, leur boîte en fer blanc à la main, s'arrêtent autour du chanteur de com-

plaintes, du joueur d'orgue de Barbarie, du saltimbanque, du montreur d'ours. Des cabinotiers en blouse, l'abat-jour vert sur le front, traversent la chaussée. Des dialogues s'engagent avec les femmes du marché: on s'assied sur une courge et l'on cause. Des polissons s'abadent au fil du Rhône, du moulin Pélaz au pavillon de Sous-Terre, et, en plongeant, ils poussent leur cri: *Thiaou! Mon fond!* Des cris retentissent: *A la greube! au raisson! aux chantemerles! aux séraces! aux bonnes tommes! aux belles féras!* Des rondes se tournent dans le crépuscule qui tombe: celle du *Rosier,* du *Rossignol,* de *l'Ane* . . . Passent des types connus qui profilent sur le mur leur silhouette falote. Passe Rey, de Cornavin, dit Trimolet, battant le briquet, dit Septante-sept, les jambes en serpette, dit la Matoque, dit la Griote, dit Babylone . . . Et partout il y a des ribambelles d'enfants, à crier, à sauter, à se pousser, à suivre le tambour de la garde soldée, à escorter Francou, à galavarder autour des fontaines, à s'amuser comme ils peuvent, avec rien, avec leurs doigts, avec leur joie, à jouer au corbillon ou à chanter à l'escargot:

Escargot biborgne,
Montre-moi tes cornes! . .

Que nous voici loin de la Ville-Haute! Que nous voilà loin encore des Rues-Basses! Il y a des estaminets, des débits de tabac à l'enseigne de la carotte, des boutiques de barbier à l'enseigne du plat à barbe. Il y a des caves. Il y a des odeurs de victuailles et de mangeaille. Il y a des écritaux où c'est écrit dessus: *Ici on loge à pied!* Des hardes sont suspendues à des cordes. Des fleurs s'épanouissent dans des toupines, et dans l'ombre des arrière-cours, sur les grisailles des balandriers, se profile la grâce d'une balsamine . . . Tout grouille de mouvement, d'allégresse et de vie. On sent un peuple plus près de la nature et plus près des origines, un peuple instable, mobile, spontané, inquiet, tumultueux et turbulent; un peuple ayant la tête près du bonnet, l'enthousiasme, l'indignation, la colère spontanée; un peuple qui s'en va à la statue de Jean-Jacques comme à un lieu de pèlerinage et qui, comme les Allobroges d'autrefois, *semper nova petentes*, demande toujours des choses nouvelles, qu'aucune discipline ne morigène et qu'aucune victoire ne satisfait; qui se cabre, puis qui s'abandonne; qui se révolte, puis qui s'oublie.

En face de la colline où l'on prie, c'est la colline où l'on travaille et où l'on s'insurge; quelque chose comme sous la Convention, le Faubourg Saint-Antoine à Paris, l'antithèse, le correctif et le tourment de la Ville-Haute.

J'ai tenu à citer cette page car elle est bien expressive de l'art de Philippe Monnier. Son style, toujours plastique, net et direct, n'a rien de la grisaille romande; par son vocabulaire concret il se rattache à la grande tradition française, à celle de La Bruyère, de Voltaire, de Flaubert et d'Anatole France. Monnier est un de nos grands écrivains romands et, à l'heure actuelle, il est, avec Ramuz, le seul qui ait chance de durer.

Et ce qu'il faut souligner aussi dans cette œuvre c'est le haut esprit dont elle s'inspire. Narrant la Révolution de 1846, Monnier ne cèle point les fautes de l'aristocratie genevoise qui fut aussi obtuse et fermée aux leçons de l'expérience que les aristocraties des autres pays. Et, relevant le fait, il ajoute:

Les affaires publiques, où elle témoigne, où elle a témoigné de tout temps un tel dévouement et un tel patriotisme, qu'elle a faites siennes par une longue tradition, sont regardées par elle comme des intérêts de famille. Et cela est très beau. Mais il s'en suit qu'elle n'aime pas beaucoup que les autres s'en occupent, qu'elle renie à s'expliquer, que volontiers elle décide et règle tout sous le manteau de la cheminée. — Et il y a des gens qui pensent que les affaires publiques ne sont pas la chose d'un seul mais le soin de tous.

Ainsi revit la grande âme de Philippe Monnier qui pouvait avoir ses préférences politiques mais qui sut toujours s'élever au-dessus des disputes des partis. C'est la leçon qu'il tire de son étude et il la donne à méditer à ses concitoyens. „J'ai pensé, dit-il, qu'à l'époque oublieuse et pressée qu'est la nôtre, il ne serait peut-être pas tout à fait inutile de faire le bilan de nos trésors. J'ai pensé qu'on y trouverait peut-être non un exemple à suivre — car le passé est le passé et jamais rien ne se répète — mais une source d'émotion salutaire, un contact tonifiant, des raisons d'admirer et des raisons pour agir".

Les morts ont aussi à faire entendre leur voix. Ecoutons celle de Philippe Monnier. Son livre est un acte.

ZURICH ANTOINE GUILLAND

□□□

Notre civilisation pressée, notre civilisation maussade et sans nuances distingue le majeur du mineur, l'homme de l'enfant, l'étudiant du collégien; elle n'accorde point de place, elle ne réserve point d'espace à Chérubin. Nos lois, nos programmes et nos grammaires ont tué Chérubin. Sur quel banc peut-il s'étendre et sous quel arbre peut-il rêver? De l'adolescent svelte et espiègle qui égrène sa petite chanson aux échos bleus du bois, nous avons fait un être hybride et faux, déclassé et ridicule, surtout malheureux puisqu'il n'est chez lui nulle part, qui a honte, se cache et se dépêche. Il se presse de sortir de son âge et de sa condition; il joue à l'homme; il discute ou plutôt il ergote; il hausse la voix et se pavane à la Corra; il singe ses aînés; il est insupportable. De l'âge frais comme une idylle, de l'âge neutre et ingénu et indécis comme un Avril, nous avons fait l'âge ingrat. Hé! aucun âge devrait-il être ingrat, et chaque saison n'a-t-elle pas sa lumière?

Le Livre de Blaise PHILIPPE MONNIER

HERMANN BURTE

Wer ein paar Seiten von Hermann Burte gelesen hat, wird wissen, dass dieser Dichter ein ganz eigener ist. Die Probe mag gefallen, sie mag aber auch befremden; sie wird sicher die Neugier des unvoreingenommenen Lesers wach rufen. Über Hermann Burte zu schreiben, ist leicht und verlockend, zugleich aber auch schwer und abschreckend: leicht, weil über ihn so viel und so Merkwürdiges zu sagen ist; schwer, weil man sich seiner Sache, im Guten sowohl als im Bösen, nie ganz sicher fühlt. Je mehr ich ihn studiere, desto mehr schwankt mein Urteil, desto heftiger fühle ich mich sowohl angezogen als auch abgestoßen. Er ist ein hochbegabter Dichter, dem die herrlichsten Sachen gelingen, der aber darauf auszugehen scheint, seine aufrichtigsten Bewunderer irre zu machen.

Seine Werke bilden eine ebenmäßige Gruppe von fünf. Am Anfang und am Ende steht je ein dramatischer Band, daneben je ein Band Gedichte; das Mittelstück aber bildet ein Roman. Hermann Burte nimmt also die drei Hauptsitze der Dichtkunst für sich in Anspruch, will Dramatiker, Lyriker, Epiker sein. Dieses Streben kennzeichnet ihn. Er ist von den Kühnen, Hochgemuten einer, und jede Zeile, die er geschrieben hat, bezeugt und verrät es. Weiter muss erwähnt werden, dass er im Hauptberuf als Maler wirkt, und dass er allem Anschein nach auch in der Musik kein Stümper ist. Das kann man Vielseitigkeit nennen.

Die *Drei Einakter*, mit denen Hermann Burte zuerst hervortrat, lesen sich ganz angenehm. Sie sind voll drolliger Einfälle, gleichviel, ob der Stoff komischer oder tragischer Art ist. Das zweite Stück, die „Liebestragödie“ *Donna Ines*, vornehmlich ist so geraten, dass man bis zum Ende unschlüssig bleibt, ob man es mit einem Trauerspiel oder nur mit einer blutigen Posse zu tun habe. Die Fabel ist allzu wild und unglaublich, und so schauerlich, dass sie tatsächlich ins andere Extrem, die Posse, überschlägt: man muss lachen, ob man will oder nicht.

Viel ernster zu nehmen sind *Der kranke König*, ein „Königsdrama“, und das Lustspiel *Das neue Haus*. In diesen gibt sich der wahre Hermann Burte bereits deutlich zu erkennen. Sie sind in Versen — das Lustspiel in gereimten — geschrieben, und das

verrät den Sucher der strengen, der höhern Form. Vor allem aber verdienen sie Beachtung, weil sie die Grundzüge seiner Weltanschauung enthalten. Im *kranken König* ist die Handlung durchaus symbolisch gedacht, und dadurch wird der übernatürliche Zauber, auf dem sie sich aufbaut, erträglich. *Das neue Haus* ist nichts als ein lustiger Schwank, worin ein reiches Mädchen ihre falschen Freier entlarvt und den echten, rechten Mann findet. Ein alter, bekannter Stoff, zudem mit den bekannten, althergebrachten Mitteln bewältigt; aber anziehend durch die Frische der Gedanken und des Ausdrucks. Es finden sich darin Stellen, die sich dem Leser überaus anschaulich darbieten, mit einer gewissen Überlegenheit in Ton und Gebärde; auf der Bühne müssten sie vortrefflich wirken. An übermütigen Seitensprüngen fehlt es allerdings auch hier nicht, und der Unvollkommenheiten sind viele. Es kommt etwas zu oft vor, dass der Dichter seinen Gedanken nicht zu Ende denkt, oder sich dessen, was er sagt, nicht ganz bewusst zu sein scheint:

> Sie wissen ja, stellt sich das Unglück ein,
> Ist es anhänglich und kommt nie allein."

Das „anhänglich" ist hübsch, aber nachher knackt's und klirrt's: das Gefäß des klaren Sinnes geht in die Brüche. Und so könnte man aus den letzten zwanzig Versen des Stückes einen ganzen Strauß von Flüchtigkeiten pflücken.

Als Hermann Burte seine drei Einakter schrieb, war der Künstler in ihm noch nicht ganz erwacht. Sie verraten mehr Anlage als Können, und hohes Wollen mehr nur im Unternehmen als im Ausführen.

Das Buch trägt die Jahrzahl 1907. Erst nach drei Jahren trat Burte mit einem neuen Werk hervor, mit dem Sonettenzyklus *Patricia*. Seine Form besingt der Dichter so:

> Komm her, du freister der Gedankenrecken!
> Ich will in strenggefügte Form dich kleiden,
> Nicht, wie Prokrustes, was zu lang, beschneiden,
> Noch, was zu kurz ist, auseinander strecken.
>
> Doch soll dein Körper reinlich sich bescheiden!
> Das Kleid wird seine Schöne nicht verdecken,
> Vielmehr sie steigern, alle Kraft erwecken,
> Bis Form und Stoff sich nimmer unterscheiden.

Tu' an die Stücke! Schwatze nicht von Freiheit! —
Der Panzer drückt, allein im Druck ist Haltung,
Er soll nicht locker sitzen, soll dich pressen.

Der bunten Menge wirre Vielerleiheit
Erliegt der Einform schlagenden Gestaltung,
Und wer dich sah, der kann dich nicht vergessen.

Er sucht sich unter allen die strengste, anspruchsvollste Form aus; der herkömmliche Typus des Sonetts mit der Reimfolge abba abba ist fast überall durch den schwerern mit abba baab ersetzt. Dem Druck, der ihm Haltung geben soll, entwindet er sich etwa durch gewaltsame Reime (umschmogen, von schmiegen), durch Umgehung des Reims (wovon ein ungeheuerliches Beispiel das Sonett an Nietzsche, durch unverständliche Neubildungen: „Sein Soll dafür soll etwas Freude *gaben* . . . Bis der Verjährungstag heran sich *wahlt*"). Hermann Burtes Künstlerschaft steht auch in diesem Buch noch auf schwachen Füßen. Er kann lang auf seinen Wert pochen, indem er schreibt:

Des Menschen Wertmaß heiß ich: Was er wollte . . .

Wer so willig weicht und sich um die kleineren Schwierigkeiten herumdrückt, hat nicht das Höchste gewollt. Mindestens zwanzig von diesen Sonetten, die ein stärkerer Künstlerwille zu prachtvollen Gedichten gezwungen hätte, sind durch Nachlässigkeiten entstellt; das erneute Studium des Buches hat in mir eine Art Unlust, eine bittere Enttäuschung hinterlassen. In der Erinnerung waren mir die Sonette immer schöner, glanzvoller geworden, ihre Mängel blasser, ihre Herrlichkeiten umso leuchtender: das Wiedersehen hat das Bild zerstört. Nicht dass ich an der dichterischen Gewalt große Abstriche zu machen hätte; nach wie vor muss ich sie bewundern. Aber die, wie mich dünken will, unnötigen Mängel sind mit erschreckender Deutlichkeit hervorgetreten. Besonders schlimm sind die wuchernden Binnenreime:

Bis mir das Herz vor Schmerz zu Erz geworden . . .

Bespeit die Zeit aus Neid mit feiler Tücke . . .

Dabei geschieht es oft, dass dem Klingklang der Sinn geopfert wird. Weniger häufig finden sich Übertreibungen wie die folgenden Zeilen:

Doch oh! schon kommt vom Horizont gezogen
Der Donnerwolke schonungsloses Drohn;
Beklommen kommen Schwäne von den Wogen,

Der Sonne hoher Bronnen stockte schon, —
Apoll zog voller Groll zum Ohr den Bogen
Und bot dem Hohn der Niobe den Lohn.

Steckt da wohl ein Sinn darin?

Wahrlich, es dürfte kaum eine zweite große Dichtung geben, der sich solch ernste Mängel vorwerfen lassen. Aber sie bleibt groß trotz allem, und man wird Hermann Burte nicht der Überhebung zeihen, wenn man sieht, dass er mit dem Größten der Großen wetteifert: mit Shakespeare selber. Als rein äußerliches Zeichen dafür gibt er 154 Sonette, genau so viele als wir von Shakespeare besitzen; als innere Beweise könnte man zahlreiche Parallelen anführen. Auch bei Shakespeare gibt es gründlich verfehlte Strophen, und wenn man vorläufig auch nicht behaupten darf, der Deutsche könne sich mit dem Engländer messen: sicher ist, dass man sie neben einander nennen darf, ohne zu erröten. Burte besingt, wie sein Vorbild, eine große, aussichtslose, unglückliche Liebe — eine Liebe des niedrig gebornen Mannes zum unerreichbar hohen Weib. In das Gewebe seines Dramas flicht er seine Weltanschauung und alle Erlebnisse seiner Seele ein. Er überzeugt uns leicht von der Größe seines Stoffes. Sogar in seinen verfehlten Teilen lässt uns das Gedicht über die Begabung des Dichters nicht im Zweifel. Der Gedanke ist fast immer poetisch, poetisch ist auch die Gebärde, der eigenartige Schwung und Zug, der in den Sonetten herrscht. Wie tölpisch oder gewalttätig der Dichter gelegentlich seine Sprache handhaben mag, er ist doch ihr Meister; es gelingen ihm wundervolle Wirkungen des Wohlklangs und der Bildhaftigkeit. Als Beispiel des schlichten Ernsts, der vielen dieser Vierzehnzeiler den reinsten Adel verleiht, sei folgendes Gedicht angeführt:

Die Leiche, die der Rhein ans Ufer schwemmte,
Will Holbein, wie sie ist, zum Bild gestalten.
Des Dolches Pforte glutet aus dem kalten
Gelbgrauen Körper, den das Wasser schlämmte.

Er malt den Tod und lässt das Leben walten,
Das höhere, in tote Form gestemmte.
Er malt den Ernst: das rhythmisch ungehemmte
Geheime Spiel von Licht- und Raumgewalten.

So stellt er dar in reinlichem Gesetze
Der Wahrheit fürchterliche Majestät
Und fragt nicht, ob ein Weicher sich entsetze.

Erasmus kommt; um seine Lippen geht
Das Schlangenlächeln: „Dass es nicht verletze,
Schreib auf das Bild: Jesus von Nazareth."

Und nicht minder hoch sind Gedanken und Stil der folgenden Verse:

Der nächtge Himmel war ein ungeheuer
Weithin gebautes Erntefeld des Herrn.
Einst ging er aus und säte Stern an Stern,
Ein wurfgewohnter Weltensamenstreuer.

Der Böse sah den Himmlischen von fern,
In Neid und Missgunst brennend. In der Scheuer
Lag ihm das Giftkorn, und als ungetreuer
Unkrautverteiler warf er Kern an Kern . . .

Die *Patricia*-Sonette Hermann Burtes, das darf man kühn verkünden, sind trotz ihrer Mängel das bedeutendste Sonettenbuch der deutschen Literatur, auch wenn wir aus den 154 nur fünfzig die Probe bestehen lassen.

Die Auslese könnte aus dem neuesten Gedichtband, der *Die Flügelspielerin* heißt und 77 Sonette bringt, um eine Anzahl Glanzstücke vermehrt werden. An Kraft und Schwung, an Wuchs und Reichtum der Gedanken, an dichterischer Gewalt steht die neue Sammlung nicht hinter der ältern zurück. Was der Dichter hier bietet, ist wiederum eine Offenbarung seines Wesens. Wer bisher im Zweifel gewesen wäre, ob der *Patricia*-Roman oder der *Wiltfeber* auf wirkliche Erlebnisse gegründet seien, wird hier Gewissheit finden. Diese Sonette geben den wogenden Gefühlen und Gedanken Gestalt, die im Dichter beim Spiel einer großen Klavierkünstlerin lebendig werden. Dabei steigen die Gestalten jener beiden Bücher in sein Bewusstsein empor: „Es war einmal, an einer weißen Küste" — geht auf *Patricia:*

Gedächte wohl mein Herz der Herrin heute,
Wenn über deiner Nase nicht erschiene
Die gleiche steile, mitleidlose Kerbe?

Diese und mehrere andere Stellen beziehen sich auf die blonde Geliebte Wiltfebers. Hermann Burte lebt seine Gedichte, er dichtet sein Leben. Von solchem Tun handelt das Sonett *Seelensuche*:

Was kann ein Mensch von seinem Wesen sagen?
Hat je der Spiegel selber sich gespiegelt?
Am letzten Tore, immerdar verriegelt,
Hat jeder Stirn und Fäuste wund geschlagen.

Die besten haben ihre Scham entsiegelt,
Gewagt, sich selber mutig auszufragen,
Gehofft, den Leichenstücken abzujagen,
Was lebend allzu tief lag eingetiegelt . . .

Aber auch in der neuen Gabe findet der Sucher nach Vollendung nicht seine Befriedigung. Der Dichter erfüllt nicht, was er selber fordert:

Die Kunst ist Arbeit, Arbeit. Nie gelingt
Ein Werk im Schwung, im Schwall, im Lotterglücke:
Genie ist Fleiß, der in die Tiefe dringt.

Kein Dichter sang je, wie der Vogel singt.
Erst wer bezwang der Gegenstände Tücke
In Lust bewusst, ist Meister unbedingt.

Hermann Burte hat nicht bewusst genug mit der Tücke der Gegenstände gerungen. Er ist nicht wählerisch, nicht aufmerksam genug im Gebrauch der Wörter. Das erste, sonst tadellose Sonett, wird entstellt durch den Vers: „Gebiert aus Wüstenein sie (die Musik) rein die Welt." Im eigentlichen wie im übertragenen Sinne kann nur eins das andere, nie aber eins ein anderes aus einem dritten gebären. Welcher Art die Mängel des Werkes sind, möge eine Stelle zeigen, wo sie gehäuft auftreten: die Schilderung, wie die Spielerin ihr Spiel beginnt:

Empor die Stirn! Hinab die Finger jetzt!
Und jene atemlose bange Stille
Des menscherfüllten Saales lag zerfetzt;

Denn siegreich drang durch jede Ätherrille,
Von keinem Gegenstande mehr verletzt,
Mit Sommersonnenkraft hervor ihr Wille.

„Menscherfüllt" ist eine unmögliche Bildung. Wenn das Bild der „zerfetzten Stille" erträglich sein soll — und es kann es — so dürfte es nicht heißen „lag" zerfetzt, weil das zu starke Verb dem Bild Gewalt antut; „war" würde besser hineinpassen. Dann die „Ätherrille". Rille muss unsereins schon im Wörterbuch nachschlagen. Das Wort scheint niederdeutsch zu sein und ungefähr das zu bedeuten, was Rinne. Mit Äther verbunden, ergibt es — was wohl? Und wie kommt der Äther in den menschenvollen

Konzertsaal hinein, was hat er mit dem Gegenstand zu schaffen? Im gleichen Sonett findet sich noch die Wendung: „Du *saßest* an *den* Flügel . . .“, was gewiss bei vielen Lesern Anstoß erregen wird. Einmal schließt ein Sonett mit der gequälten Zeile: „Dann ward ich erzen, fühllos wie die Stele.“ Andere Reimworte dünken mich zu mindesten sehr gewagt.

Die Flossen scheinen knochenlose *Stumpen* . . .
Dann stürzt er sich in seinen tiefen *Gumpen.*

Ganz unnötig, durch keinen Reim erzwungen, verwendet Burte zweimal „aben“ für nieder:

. . . kauern zum Trinken aben am gewellten Bach . . .

Und schnoben aben durch den rauhen Wasen . . .

Ist die Vermeidung eines Hiatus, n-n, ein solches Schicklichkeitsopfer wert, wo ein gleichbetontes, gut deutsches, nicht unschönes „nieder“ zur Verfügung steht?

So verdirbt Hermann Burte mutwillig, „mit Lust bewusst“, wie er so gern sagt, seine schönen Gedichte. Er will auch nicht glauben, was seit Jahrhunderten in der Dichtkunst als Grundsatz gilt, nämlich dass Binnenreime schlecht klingen und der Schönheit des Gedichtes nicht nützen sondern schaden:

Dein sanfter Gang, der weder knappt noch mähdert,
Nein, bebend, schwebend wiegewogig federt,
Erklang und schwang wie Sang der Eurydike. (4)

Binnenreime sind eine Art von Übertreibung; Übertreibung aber ist ein Abweichen von der Wahrheit, und wo die Wahrheit aufhört, bleiben auch Kunst und Schönheit aus.

Es ist leichter, die Mängel hervorzuzerren als die Schönheiten aufzudecken. Jene drängen sich auf, diese muss man herausfühlen. In diesen neuen Sonetten trifft man auf Schönheiten von solch mannigfacher Art, dass man nicht daran denken kann, sie einzeln anzuführen oder gar zu belegen. Meine Kritik bedeutet nicht eine allgemeine Herabminderung des Werkes, sondern sie ist eher eine Huldigung an den Dichter, dem wir damit sagen wollen: du gibst uns so Vortreffliches, dass wir nicht an dein Unvermögen glauben können; von dir wird uns nur das Vollendete befriedigen.

Im Mittelpunkt von Hermann Burtes Schaffen steht der Roman *Wiltfeber, der ewige Deutsche; die Geschichte eines Heimat-*

suchers. Dieses Buch ist, je nachdem, über oder unter aller Kritik. Mit den gewöhnlichen Maßstäben darf man den Roman nicht messen wollen. Es ist übrigens weder ein Roman noch eine Geschichte. Man entdeckt darin weder eine fortschreitende Handlung noch irgend welche Entwicklung. Der Stoff: ein Tag, ein einziger, wohlverstanden, wenn auch von vollen vierundzwanzig Stunden und zur Zeit der größten Tageslänge — ein Tag aus dem Leben eines jungen Mannes. Ein Tag so furchtbar, so unerhört, dass es nicht Wunder zu nehmen braucht, wenn er dem ewigen Deutschen das Leben kostet. Die Ewigkeit dieses Helden ist wohl eben an einem andern Ort zu suchen. Diese Stoffwahl ist von der Gewalttätigkeit Hermann Burtes nur ein kleines Beispiel. Der Roman enthält so viele Ungeheuerlichkeiten, dass man nicht begreift, wo für das Wohlgewachsene, Vernünftige, Gebändigte noch Raum bleiben soll. Aber man darf eben beides nicht scheiden wollen. Auf Schritt und Tritt sieht man aus Missgestalt Ebenmaß werden, Natürlichkeit sich zur Fratze verzerren. Auch der Gehalt wirkt abwechselnd hinreißend und abstoßend, fordert zum Widerspruch heraus und redet aus dem Herzen. Darf man da tadeln, darf man da loben? oder auch nur den Versuch machen, zu unterscheiden, was Natur und Kunst, was Übertreibung und Grimasse sei? Eine große Zeitschrift hat in dem Roman nur die verkörperte Nörgelei gesehen (kann das der *Kunstwart* gewesen sein? dann war es wohl derselbe *Kunstwart*, der Alfred Huggenberger den typischen „Feld-, Wald- und Wiesendichter" genannt hat; weiß der Himmel, mit was für einem Aufwand von Originalität); zahlreicher waren allerdings die Stimmen, die den Sieg des Buches verkündeten, und die Kleist-Stiftung hat den Dichter dafür mit ihrem Preise bedacht.

Der *Wiltfeber* ist nicht nur ein ungewöhnliches Buch, sondern ganz sicher auch ein starkes, wirksames Buch. In meinem Gedächtnis sind die großen Szenen unauslöschlich eingegraben: die nächtliche Heimkehr Wiltfebers, die Stunden auf dem Friedhof, die Morgenfrühe mit dem Abenteuer am Bach, dem Wiedersehen mit der einstigen Geliebten; das Heidenhaus und der alte Wittich; dann die sich jagenden Eindrücke des Tages: das Gauturnen, der Gottesdienst, die Betstunde der Stündeler, die Szene am Fluss, die in der Grotte mit der Geschichte des untergegangenen Bauern-

hofes, das Schulfest im Städtchen; schließlich der schwüle Abend, wo Wiltfeber, von den Ereignissen des Tages übermannt, äußerlich und innerlich erschöpft, seinem Unstern folgt und um Mitternacht, vom Blitz erschlagen, stirbt. Ja, alle diese Dinge leben in mir; ich brauche sie nicht nachzulesen, aufzufrischen, um darüber zu schreiben; ich kann mir nicht vorstellen, wie sie je verblassen könnten. Was schadet es da, wenn ich von dem Gerede über Nietzsche und den *Reinen Krist* keine Ahnung mehr habe? Dieser Teil des Werkes war tot von Anbeginn. Da ist mir der beißende Spott viel lieber. Und er verliert in der Erinnerung nichts von seiner Schärfe. Über viele und vieles ergießt er sich; es dürfte wenig Leser geben, die sich nicht getroffen fühlen müssten. *Wiltfeber* ist ein aufbegehrerisches, aufweckerisches, aufrührerisches Buch, darin es wie von einem Ungetüm tobt und brüllt und das uns ahnen lässt, wie schlecht wir uns hinter unserer Gesinnung und Gesittung verschanzt fühlen, wenn ein kühner Angreifer naht. *Wiltfeber* ist nicht ein künstlerisches, nicht ein „schönes", vielleicht nicht einmal ein gutes oder ein wahres oder gesundes Buch, aber ein starkes Buch und ein lebendiges. Es wurde aus der Zeit für die Zeit geschrieben: überdauert es die Zeit, so wird es einst als das Buch dieser Jahre gelten.

Ein Tendenzroman, und für die Zukunft geschaffen? Warum nicht? Fast alle Romane, die am Leben geblieben sind, waren Tendenzromane. Es gehört nur dazu, dass hinter der Tendenz eine überragende Persönlichkeit stehe — ein Rousseau (den Burte hasst), ein Pestalozzi, ein Gotthelf, um nur die größten zu nennen — ein Mensch von wahrer Ursprünglichkeit, aus dem die Natur unvermittelt zu uns spricht. Ich glaube, dass Hermann Burte das ist. Nicht weil er sich so geberdet. Wenn er im Prophetenton orakelt, ist man davon am wenigsten überzeugt; seine allzugroße Sicherheit macht uns irre. Das Werk verdankt seine Bedeutung andern Eigenschaften. Der krankhafte Held — den uns der Dichter als einen wahrhaft gesunden Menschen glaubhaft machen möchte — dieser Wiltfeber ist ein ergreifendes Bild von dem gequälten Seelenzustand der Besten unsrer Zeit. In ihm sind alle hohen Ziele, alle edlen Zweifel, all die tolle Überhebung, all der nagende Unmut (aus dem Gefühl unserer Erbärmlichkeit geboren) der Heutigen verkörpert. Er ist der Mensch, dem seine

Haut zu eng geworden ist und der sich notgedrungen wie ein Erstickender benimmt, schnappt und überschnappt. Er will die Zeit beschämen, und siehe, er selber trägt die Schandmale der Zeit, ausgeprägter als irgend ein im Fleische Lebender. Darin besteht der Reiz, die zwingende Gewalt seiner Erscheinung: er spiegelt in voller Klarheit, was in vielen von uns vorgeht, was uns beunruhigt. Solch ein Buch war Goethes Werther für seine Zeit. Was verschlägt es, wenn wir auch beim besten Willen nicht überall Schritt zu halten vermögen, wenn wir uns stellenweise abwenden und das Haupt verhüllen möchten? Mir ist, als sähe ich in diesem großen Prosagedicht eine Fahne entfaltet. Sollen wir tun wie der Stier, vor dem das rote Tuch geschwungen wird, oder lieber wie die Streiter, die ausziehen, wenn das Feldzeichen flattert?

Zwar ich möchte keinem zumuten, dem Wiltfeber durchweg Heerfolge zu leisten. Er stürmt gegen alles an, was uns gewöhnlicheren Menschen hoch und heilig ist. Von den politischen und sozialen Anschauungen Hermann Burtes darf man fast nicht reden; sie sind das äußerste, was man sich denken kann. Der Roman und die *Patricia* stimmen darin überein. Ein Staatswesen, das sich auf Volksrechte gründet, gibt es nach ihm nicht. Rechte besitzt nur der Fürst, und der darf sie mit niemand teilen, sondern muss unbeschränkt herrschen. Wer ein Amt annimmt und ein Staatsgehalt bezieht, ist von vornherein ein Schuft. Vom Wählen und von Volksvertretungen weiß er folgendes:

Von allen Lügenspielen dieser Erden
Erscheint mir keines also schal und kläglich,
So schamlos tierisch, seelisch unzuträglich,
Wie die geheime Urnenwahl der Herden.

Bei Mächten, deren Dasein wir gefährden,
Die wir beneiden und bespein unsäglich,
Von denen wir Genüsse fordern täglich,
Soll uns ein Mensch zum Wünschvertreter werden.

Seit Gott erlag der keifenden Verneinung,
Fettfüttert man im Heiligtum ein zinnen
Rohblechgefäß, ergötzt, mit offner Meinung.

Mit feierlichen Mienen, wie bei Eiden,
Taucht hintern Vorhang Gleich und Gleich, sich drinnen
Für Esel oder Langohr zu entscheiden.

Die Behörden, die weltlichen wie die geistlichen, setzen sich aus Fetzeln und Büffeln zusammen. Goethe war ein roher Mensch, sein *Faust* ist eine Pfuscherei. Der Gedanke an Rousseau muss einen anständigen Menschen mit Ekel erfüllen. Von Deutschland heißt es in den Sonetten:

„Wie hieß es doch? Der Dichter und der Denker
Erlauchtes Volk? — Man soll es fürder heißen:
Mischmasch der Splitterrichter und der Stänker."

Das alles sind Übertreibungen; sie mindern den Wert der Werke gewaltig; die Gedichte und die Stellen des Romans, die uns solches bescheren, sind hässliche Entstellungen und zwingen uns fast, an der Aufrichtigkeit des Dichters zu zweifeln.

Hermann Burte wird nicht bei diesen verzweifelten Ansichten stehen bleiben; denn er ist ein Wahrheitsucher trotz allem. Die spätern Gedichte lassen bereits einen Wandel erkennen. In der *Flügelspielerin* spricht er wohl noch von den Menschen als von „Bestien ohnegleichen"; noch immer grollt und flucht er ihnen. Aber es gibt doch Dinge der Gegenwart, die Gnade finden: er besingt in mehreren Gedichten das elektrische Kraftwerk, die Wunder der Technik. Und sehr auffallend dünken uns von ihm die Sonette, die den Arbeitern gewidmet sind:

BRÜDER

Ihr Brüder, tief im Lärmen der Fabriken,
Im Steinbruch, auf der See, vor Grubenwänden,
Mit runden Rücken, Schwielen an den Händen,
Die Mörtel schleppen, Ofenglut beschicken;

An Wehren, Schranken, auf den Führerständen,
An Kesseln müsst ihr nach Signalen blicken,
In Kellern frieren, bang in Gasen sticken,
Als wär't ihr Stoff, euch in den Stoff verschwenden.

An Hoffnung arm, zur Freiheit außer Stande,
Müsst ihr den Wechsel toter Dinge treiben,
Die Sorgen drohend über euch wie Schlingen.

Ihr Brüder, lieben Brüder, Volk im Lande,
Ich muss den Wandel deiner Seele schreiben:
Das Hohelied der Untern will ich singen.

Das sind die Brüder, die mit Wiltfeber zum Gauturnen antraten und dabei seinen Spott und Hohn herausforderten. Hier dünkt uns der Dichter menschlicher und der Wahrheit näher.

Es bleibt uns noch übrig, das neue fünfaktige Schauspiel *Herzog Utz* zu betrachten. Es entstand um dieselbe Zeit wie die *Flügelspielerin*; dem Geiste nach aber gehört es zu den frühern Büchern Burtes. Er hat uns hier den Gottesgnaderich nach seinem Herzen geschaffen: der Herzog, der sein Land ins Unglück bringt und in den Aufruhr hineintreibt, hat recht. Damit er Recht behalte, darf keiner der Menschen um ihn ein Ehrenmann sein. Seine Räte: Schufte, soviele es ihrer sind; sein Busenfreund: ein Schuft; das Weib, das ihn erlöste: ein Ungeheuer. Nur neben Schuften und Ungeheuern erscheint der Gottesgnaderich erträglich. Wenn je einer eine überspannte Idee durch die reine Darstellung dieser Idee lächerlich gemacht hat, so ist es Hermann Burte hier gelungen. Er geht so weit, dass er das Schauspiel, das sich auf historische Tatsachen gründet, der Idee zuliebe auf eine Art Lüge ausklingen lässt. Damit der Fürst von Gottesgnaden Recht behalte, ist es notwendig, dass er siegreich aus jedem Konflikt hervorgehe; darum steht der Herzog am Ende als triumphierender Held da, gleich einem, der sich die Welt unterwerfen wird. Aber der geschichtliche Utz verliert durch die im Drama dargestellten Ereignisse Thron und Krone, vom eigenen Volk verjagt!

Aber auch wenn die Geschichte dem Dichter Recht gäbe, könnten wir an seinen Herzog Utz nicht glauben. Er rührt uns nicht, er überzeugt uns nicht. Und doch wäre, menschlich genommen, sein Fall außerordentlich dramatisch. Ein leidenschaftlicher junger Mann wird von Staats wegen an ein Weib verheiratet, das ihm widerwärtig ist; dabei liebt er die Tochter seines Marschalls, die er seinem Busenfreund zur Frau gibt. Aber was tut er? Er zwingt den alten Vater, ihm die Tochter, er fleht den Freund auf den Knieen, ihm die Gattin zu verkuppeln. Die Sache soll geschichtlich sein; man darf also nicht behaupten, sie sei an und für sich unwahrscheinlich. Man wird nur feststellen, dass es dem Verfasser nicht gelungen ist, sie glaubhaft zu machen. Dass der Herzog sich so hinreißen lässt, erscheint nicht als ein Beweis von der Gewalt seiner Liebesleidenschaft, sondern seiner sittlichen Haltlosigkeit. Er tut es unvermittelt: noch ehe wir Ursula kennen, bevor er weiß, was sie zu dem Antrag sagen würde. Er behandelt das Weib als eine Sache, und das setzt ihn von vornherein ins Unrecht. Ebenso wenig überzeugt uns Ulrich nachher,

bei seiner Umwandlung zum weibgefeiten Selbstbezwinger. Die Verachtung, womit er seine Umgebung nach seinem Fall behandelt, macht ihn geradezu lächerlich; denn er tut fast nichts anderes, als um Verzeihung bitten und sich entschuldigen, wenn er nicht gerade von seinem Gottesgnadentum redet. Auch die übrigen Personen befriedigen nicht. Warum muss Ursula sich im Schlussakt so gemein machen (sie möchte sich dem Mörder ihres Mannes an den Kopf werfen; sie fleht ihn förmlich an, sie gleich zu besitzen!), und war doch vorher ein edles Weib? Was sollen wir von dem alten Thumb halten? Er spielt eine Hauptrolle, aber man kann sich nicht entscheiden, ob man sich ihn als edel oder als lächerlich vorzustellen habe.

Kann man nach solchen Vorbehalten noch behaupten, der Dichter besitze das Zeug zu einem Dramatiker? Das ganze Unglück des Stückes ist der unmenschlichen Auffassung von Fürstenrecht und Fürstenart zuzuschreiben; sie ist es, die alles andere gefälscht hat. Hermann Burte sollte es sich zur Warnung nehmen und von bewusster, erzwungener Übertreibung ablassen. Nirgends wirkt sie so verhängnisvoll, wie im Drama.

Das Drama hat seine starken Seiten; sein Verfasser hat gerettet, was zu retten war. Die Handlung hat Zug und Schwung, und sie ist außerordentlich straff geführt. Schlag auf Schlag folgen sich die wirksamen Szenen. Die Gliederung des Stoffes ist sehr geschickt, so dass die Teilnahme nirgends ermattet. Ulrichs Regierungsnöte, sein eheliches Unglück, der verhängnisvolle Kniefall vor Hutten füllen den ersten Akt. Im Mittelpunkt des zweiten steht Ursula, Huttens Frau: sie vernimmt zuerst von ihrem Vater, dann von ihrem Mann, was der Herzog von ihr verlangt; diese Auftritte sind etwas zu breit geraten. Der dritte Akt bringt den ersten Höhepunkt: Ursula begibt sich zu Utz, aber nicht, um ihm willfährig zu sein — trotzdem sie ihn liebt — sondern um ihn zur Besinnung zu bringen, was ihr auch gelingt; Hutten verrät der Herzogin und diese gleich darauf dem schlimmsten Feind Ulrichs, wie dieser sich erniedrigt hat. Im vierten Aufzug treten die Hauptpersonen alle einander gegenüber: im vollen Rat macht Sabine das Geschehene kund; der Herzog vernimmt den Verrat seines Freundes. Der letzte Akt zeigt, wie er sich an dem Verräter rächt: auf der Jagd erschlägt er ihn; dann folgt leider die schmähliche Szene,

wo Ursula sich ihm angesichts der blutigen Leiche ihres Gatten preisgeben möchte, und von ihm fortgejagt wird. Die Nachricht von Sabinens Flucht bestärkt den Herzog in seinem Trotz; er entlässt die Ritter, die ihm ihren Dienst künden — er behandelt sie als Lumpen, wiewohl sie sich ehrenhaft benehmen —, und mit der hochmütigsten Gebärde tritt er schließlich ab. Der Schluss scheint mir ganz misslungen.

Das Stück füllt 200 Seiten; man wird, um es bühnenfähig zu machen, kürzen müssen. Wiewohl nicht behauptet werden kann, dass der Dichter nicht streng bei der Sache bleibe, so ist doch auch wahr, dass die Reden fast durchweg zu wortreich sind. Gewiss, es steckt Gehalt darin, und die Sprache lässt nichts zu wünschen übrig. Hermann Burte erweist sich hier als vollendeter Meister der Rede. Je weiter man sich hineinliest, desto eindringlicher empfindet man die Pracht, den Reichtum, die Gewalt des Organs, zu dem der Dichter sein Deutsch ausgebildet hat. Das Schauspiel ist in gereimten Versen verfasst, wie schon der Einakter *Das neue Haus*. Die Reime fließen dem Dichter scheinbar mühelos. Stellen, wo dem Sinn Zwang angetan wird, finden sich nicht häufig; höchstens dass manchmal etwas hinzukommt, was ohne den erforderlichen Reim wohl ausgeblieben wäre. Etwas anderes ist die Frage, ob nicht die Regelmäßigkeit des Reims und der Verszeilen dem Ganzen verhängnisvoll werden könnte. Die Reimwörter wirken wie Hammerschläge im stetig gleichmäßigen Takt; der Sprecher wird geradezu gezwungen, sie zu betonen.

Doch, wie dem auch sein mag: der *Herzog Utz* ist mit allen seinen Mängeln ein bedeutendes Werk. Der Dichter hat es sich so schwer als möglich gemacht durch die Wahrung der klassischen drei Einheiten (eine kleine Verschiebung des Schauplatzes im 5. Akt ist belanglos), durch die Wahl der gebundenen Form und durch den Reim. Es sei ihm hoch angerechnet.

Die Unvollkommenheiten in Hermann Burtes Werken sind solcher Art, dass man sie verurteilen kann, ohne dem Dichter allzu viel zu nehmen; das Vertrauen zu ihm besteht in voller Kraft weiter. Er strebt nach dem Höchsten, er nimmt sich die Größten zum Vorbilde. Großes ist ihm gelungen, Größeres wird ihm gelingen, wenn sich seine Kunst erst geläutert hat.

Der Name ist ein Pseudonym. Der Rheinwinkel hinter Basel, Johann Peter Hebels Wiesenthal (Blankethal im *Wiltfeber* ist Burtes Gegend, und er rechnet Holbeins toten Christus im Basler Museum zu den Sieben Wundern seiner Heimat. Ein Basler verlegt seine Bücher. Von Basel sagt Wiltfeber nicht ohne Ergriffenheit, es sei seine geistige Vaterstadt. Von dem, was ihn und sein Volk von uns scheidet, heißt es am gleichen Ort: „Nicht nur im Boden geht die Grenze, stecken die Steine, trennt sich Land von Land: sondern auch zwischen den Hirnen der Leute gleicher Rasse und gleichen Glaubens ist eine Grenzscheide errichtet und vertieft, und sie geht wie alle Grenzen senkrecht bis ins Unendliche."

Gewiss, wir diesseits teilen nicht alle Gedanken dieses Alemannen von jenseits. Und doch heimelt es uns aus seinen Büchern an. Wir fühlen die alte Verwandtschaft heraus, und wir sind umso eher geneigt, zu ihnen zu stehen. Bei Hermann Burte gilt es sich zu entscheiden, Partei für oder wider zu nehmen: wir sind für ihn.

BASEL ERNST DICK

□□□

Alle Werke Hermann Burtes sind im Verlag von Karl Gideon Sarasin in Leipzig erschienen.

THEATER UND KONZERT

ZÜRCHER SCHAUSPIEL. Von unserem Theater ist nichts zu vermelden. So mag es gestattet sein, zur Abwechslung einmal von zwei andern Schauspielen zu sprechen, die zur Zeit viel Beachtung bei uns finden. Von den *Marionetten* und dem *Kinetophon*.

Im Rahmen der Theaterkunstausstellung hat man dem Marionettentheater Münchner Künstler einen reizenden Raum eingerichtet. Dreimal im Tag wird gespielt. Und siehe da! wir erleben, dass diese Vorstellungen außerordentlich gut besucht sind, so gut, dass es sich — wie bei dem Puppenspiel *Faust* — empfahl, im Voraus die Billette zu bestellen. Und vor einigen Jahren, als derselbe Herr Paul Brann da war mit denselben Marionetten, in einem großen Saal des Baur-en-ville, da wollte in die Frequenz kein Zug kommen, allen Bemühungen der Presse zum Trotz. Die Zeit scheint damals für diese Kunstgattung noch nicht reif gewesen zu sein, eine Beobachtung, die man ja auch bei andern Gelegenheiten macht. *Mieux vaut tard que jamais*. Es liegt nicht in meiner Absicht, im Einzelnen auf die Stücke, die gegeben wurden, einzugehen. Dass Pocci wieder zu Ehren gekommen ist, versteht sich von selbst. Die *Zauber-*

geige, das *Eulenschloss, Kasperl als Porträtmaler* gehören zum eisernen Bestand des Puppentheaters; schon dass sie der Jugend sich treffend anpassen, macht sie wertvoll. Ein besonderer Genuss war das *Faust*-Puppenspiel. Unbezahlbar ist hier die Zauberwelt, die Welt der Drachen und Teufel anschaulich gemacht. Ein Fabelwesen wie der Teufel Auerhahn ist ein wahrer Fund. Die Szene, da Hans Wurst als Diener bei dem Teufelsbeschwörer Faust die Höllenwesen durch Aussprechen des Berlicke, Berlacke erscheinen und verschwinden lässt, gehört zu den komischten Dingen, die man auf der Bühne überhaupt erleben kann.

Ein immer neues Erstaunen bereitet die Ausdruckskraft der an dem System der Fäden zur Aktion gebrachten Puppen. Man erlebt da etwas sehr Wichtiges: die Bedeutung des Gestus als solchen. Diesem Gestus sind durch die Art des Mechanismus gewisse komplizierte Bewegungen versagt; dafür wirken die einfachen um so intensiver, ja so intensiv, so völlig klar und lebendig, dass man an die Abweichungen von der strengen Naturwahrheit gar nicht denkt, noch mehr: dass man über der Ausdrucksenergie der Bewegungen die völlige Passivität oder besser die absolute Unveränderlichkeit des Gesichtsausdrucks, der Mimik, ganz vergisst. Eine Anzahl Schlüsse ergibt sich daraus: es kann etwas — in der Kunst — wahr wirken, was nicht im Wald- und Wiesensinne naturgetreu ist, ja es kann diese Wahrheit sogar noch stärker, noch überzeugender sein: weil eben das Wesentliche, das Entscheidende gerade durch diesen Verzicht auf die differenzierende Einzelheit, auf das Wechselnde, auf die Übergänge, auf das individuell Bedingte weit schärfer herausgetrieben; weil das Konstante, das Typische zum Bewusstsein gebracht wird. Es will uns oft nicht einleuchten, wie die Griechen zu der alle Mimik ausschaltenden Maske für ihre Bühne greifen konnten. Im Marionettentheater können wir sehen, dass der Komplex der Bewegungen des Schauspielers reich und sprechend genug ist, um auf die Künste des das innere Erleben und die Wirkung der äußern Geschehnisse spiegelnden und kommentierenden Gesichtsausdrucks zu verzichten; ja, um die Illusion zu wecken, als ob sich mit der Lebhaftigkeit und typischen Wahrheit des Gestus auch die leblose Maske (der Puppenkopf) belebe.

Noch eins: wenn die Kunst gewisse Wirkungen (der unbedingten Deutlichkeit, der klar und stark sprechenden Konturen, der besondern Wucht eines Bewegungsmotivs) erreichen will, darf sie auch vor Übertreibungen, vor Abweichungen von der dem Philister (und Zeichnungslehrer) so heiligen Exaktheit nicht zurückschrecken. Sie muss den Mut zu einer Synthese haben, die sie aus ihrer eigenen Formphantasie bezieht, und die ihr keine Naturkopie bieten kann. An der öden Momentaufnahme hat man kontrollieren können, wie schlecht es etwa mit der Darstellung bewegter Pferde in der Kunst bestellt ist, und von der Wiedergabe des Schreitens zum Beispiel gilt dasselbe. Und doch gibt der Künstler das Lebendige, der Momentphotograph das Leblose. (In Rodins Kunstunterhaltungen mit Gsell, die man französisch lesen sollte, aber auch deutsch lesen kann, findet man wertvolle, entscheidende Hinweise auf diese Tatsache; und Rodins Kunst ist gerade in ihren Synthesen so groß, wie die Hodlers, dem Kunstkindsköpfe nachrechnen, dass ein wirklicher Mäher nicht genau so mähe,

wie der von dem Künstler gezeichnete und gemalte. Man denke!)

So kann uns das Marionettentheater in mancher Hinsicht von einem öden Naturalismus in der Kunst heilen. Für das wirkliche Theater ist bedeutsam die Einsicht, dass der Gestus stets das Wichtigste für die Bühnenwirkung bleiben wird, Gestus im Sinn der ausdrucksvollen Sprache des ganzen Körperlineaments (wenn man diesen Ausdruck gestatten will). *The Mask* ist die Zeitschrift Gordon Craigs betitelt. Kein Wunder, dass dieser gedankenreiche enthusiastische Reformator der Bühne für die Marionetten so viel übrig hat. Florenz, wo er arbeitet und seine Schule errichtet hat, ließ ihn die Berührung mit den Marionetten nie verlieren.

Auch im *Kinetophon* sieht man wie im Marionettentheater Menschen agieren, die so tun, als ob die Sprech- oder Singstimmen oder die Musiklaute von ihnen hervorgebracht würden. Und doch ist das alles etwas ganz anderes. Statt der Puppe, die einen runden Menschen darstellt und sich in einem messbaren Raume dreht, zeigt uns der Film auf der Fläche das Bild von Menschen und Räumen und Sachen. Keinen Moment wird man sich einbilden, dass das Wirklichkeit sei. Und nun fangen, dank dem neuesten Erfinderstück des genialen Edison diese auf die Fläche projizierten Menschen und Tiere an zu sprechen, zu singen, zu musizieren, zu bellen; diese bewegte Bildwelt wird laut. Das Grammophon hat eine Allianz mit dem Kinematographen eingegangen. In Zukunft brauchen also in den blödsinnigen Kino-Dramen nicht mehr Legenden unter dem Bild zu erscheinen, auf denen man etwa einen in dem Drama eine wichtige tragische Rolle spielenden Brief lesen kann: die betreffende Person, die diesen Brief schreibt oder erhält, wird ihn laut zum besten geben. Das wäre entschieden ein Vorteil. Unkünstlerisch bis in die Knochen ist natürlich auch diese neue Erfindung. Die schon jetzt erreichte Präzision im Zusammengehen von Bild und Laut, von Augen- und Ohrenschmaus (welch letzterer freilich inbezug auf Orchesterwiedergabe zurzeit noch eine raffinierte Marter bedeutet) — diese Präzision sei willig anerkannt. Aber wie gähnend langweilig ist das alles. Es wird freilich gesagt: man denke sich, welch wertvolle Dokumente — zum Beispiel für die Orientierung der Nachwelt über berühmte Redner, Schauspieler, Sänger — mit dieser Erfindung beigebracht werden können. Meinetwegen! Nur von Kunst soll man uns nicht sagen. Denn Kunst ist Auswahl, Extrakt, Steigerung, Ordnung, Klarheit, Notwendigkeit. Der ingeniöse Mechanismus das Kinetophon ist von alledem das Gegenteil; denn er ist platt und glatt ein Abklatsch der Wirklichkeit, was aber die wahre Kunst nie ist, auch die der Marionetten nicht.

H. TROG

ZÜRCHER SCHAUSPIEL. Gestatten Sie mir, die Ausführungen *Dr. Trogs,* welche unter diesem Titel in der ersten Februarnummer Ihrer Zeitschrift erschienen sind, durch ein paar Feststellungen ins richtige Licht zu rücken.

Im zweiten Teil seines Artikels beschäftigt er sich mit meinem Waldmann-Drama und entwickelt einen schematischen Gedankenorganismus für *„ein Waldmann-Drama, wie ER es sich etwa vorstellt“*, nachdem er in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 15. Januar mit aller Bestimmtheit, als handle es sich um eine unumstößliche Tatsache, behauptet hat:

„Hans Waldmann lässt sich nicht dramatisieren".

Damit straft er seine erste Kritik selber Lügen.

Wer sodann „seinen" Gedankenorganismus mit dem Inhalte meines Werkes vergleicht, gibt ohne weiteres zu, dass derselbe nicht einen einzigen Gedanken enthält, der in meinem Werke nicht zur *Darstellung* gelangt wäre.

Endlich: die leitenden Gedanken in Trogs Aufsätzchen (zweiter Teil) sind nichts als recht *freundliche Erinnerungen* an einen im Archiv der *Neuen Zürcher Zeitung* ruhenden Auszug aus einem von Prof. Andreas Heusler in der Basler Aula gehaltenen Vortrag über Hans Waldmann Einer dieser Gedanken Heuslers stehe hier: „Solche Kraftnaturen sind überall am Missbrauch ihrer überschwellenden Kraft, an ihrer *Hybris* zugrunde gegangen." ADOLF VÖGTLIN

*

L'ANNONCE FAITE A MARIE à Genève. La destinée littéraire de M. Paul Claudel est singulière. Considéré comme un poète de génie par les lettrés, il est inconnu — ou presque — du public. M. Paul Claudel, il est vrai, n'a jamais recherché les suffrages de la foule; il n'a rien fait pour attirer sur son œuvre, déjà considérable, l'attention des critiques influents. Un d'entre eux, M. Paul Souday a confessé que les représentations de *l'Annonce faite à Marie* au théâtre de l'Oeuvre ont été „pour la plupart des spectateurs, peut-être même pour quelques critiques, une véritable révélation . . ."

Certainement *l'Annonce faite à Marie* n'est point une œuvre banale, certainement elle est lourde de sens, certainement elle n'est point de la famille des pièces de M. Wolf ou de M. Capus. En la présentant au public de Genève, le Théâtre de la Comédie avait assumé une tâche très lourde. Il est juste de dire qu'il en a été récompensé . . . *L'Annonce faite à Marie* est la seconde version d'une œuvre plus ancienne et plus simple: *La jeune fille Violaine*. Voici quelques mots sur cette première forme du chef-d'œuvre de Claudel:

Par bonté, parce qu'il a du chagrin, Violaine Vercors a donné un baiser à Pierre de Craon, l'architecte. Mara Vercors l'a surprise, elle va raconter ce qu'elle a vu à Jacques Hury qui doit épouser Violaine à la St-Michel. Mara agit par jalousie, car elle aime Jacques Hury. Violaine ne se défend pas; par faiblesse et par bonté elle laisse à Mara son droit d'aînesse et son fiancé. Elle se retire dans la forêt de Chinchy, après que sa sœur l'a aveuglée d'une poignée de cendres. Elle est agréable à Dieu par ses vertus, elle a le pouvoir de faire des miracles. Elle rend la vue à l'enfant de Mara, mais celle-ci, croyant que son mari pense toujours à sa première fiancée, la tue, et Violaine meurt en pardonnant à ses ennemis.

L'Annonce faite à Marie est une œuvre plus riche, plus touffue, plus profonde. D'abord nous ne sommes plus dans les temps modernes, mais à la fin du quinzième siècle. „Tout le drame, dit M. Claudel, tout le drame se passe à la fin d'un moyen-âge de convention, tel que les poètes du moyen-âge pouvaient se figurer l'antiquité . . ."

Le rideau se lève sur une des granges de Combernon, ferme d'Anne Vercors, lequel est un paysan libre, relevant du seul couvent de Monsanvierge. Pierre de Craon, le célèbre „Maçon", l'admirable constructeur de cathédrales, a voulu forcer

Violaine, et Dieu pour le punir lui a donné la lèpre. Ce ne fut pour lui qu'un instant de folie, et il s'est profondément repenti. Violaine ne lui en veut pas; elle lui a pardonné, et c'est pour le lui dire qu'elle l'attend, au petit jour, car il doit prendre à cheval la Route Royale qui mène à Reims, où il construit la cathédrale de Sainte Justice. Elle lui apprend en même temps qu'elle va devenir la femme de Jacques Hury qu'elle aime. Et Pierre de Craon s'exalte: il dit la beauté de ses cathédrales, la splendeur de ses œuvres futures. Mais au moment de se séparer, Violaine, voyant Pierre si malheureux, s'approche de lui et lui donne un baiser sur la bouche... Mara Vercors, la „noire" Mara, surprend ce baiser . . .

Le second tableau nous conduit dans la cuisine de Combernon. La mère allume le feu, et, assis près d'elle, le vieux et riche paysan Anne Vercors lui parle du mariage de Violaine. Il la donne à Jacques Hury qui sera à la place du garçon qu'il n'a pas eu. Cette affaire réglée, Anne Vercors confie à sa femme son grand projet. „Je pars" s'écrie Vercors, „je pars pour Jérusalem, chez le Roi des Rois". Anne Vercors se sent trop heureux, il ne se sent point assez méritant pour gagner le royaume de Dieu. Alors que tout est misère autour de lui, tout prospère dans sa maison. Et après avoir présenté Jacques Hury aux serviteurs, et distribué une dernière fois le pain, Anne Vercors prend sa besace de pélerin et s'en va. Le père parti, le malheur s'abat sur la maison. Mara a raconté à Jacques Hury le baiser de Violaine à Pierre de Craon. Jacques apprend d'ailleurs la vérité de la bouche de Violaine. Non seulement elle a baisé Pierre sur la bouche — „il était si triste, et j'étais si heureuse . . ." Mais encore elle est lépreuse à son tour . . . Le „maçon" lui a communiqué sa maladie. Violaine se retire à la léproserie de Geyn, et c'est là que nous la retrouvons huit ans plus tard la nuit de Noël. Les gens de Chevoche frayent une route pour le Roi qui doit passer par là pour se rendre à Reims, conduit par une pastourelle. — Mara survient avec son enfant mort dans les bras, et demande à Violaine de lui rendre la vie. Violaine proteste qu'elle n'est point une sainte. Elle prend cependant l'enfant dans ses bras. Les cloches de Noël sonnent, et Mara lit les trois Nocturnes de l'Office de Noël. A ce moment les trompettes sonnent, et l'on entend des cris: „Vive le Roi!" Et Mara continue à lire; l'enfant bouge, il est ressuscité, et sa mère le prend dans ses bras, mais, s'écrie-t-elle „ses yeux étaient noirs, et maintenant ils sont devenus bleus comme les tiens . . . Et quelle est cette goutte de lait que je vois sur ses lèvres . . ."

Puis nous sommes de nouveau transportés à Combernon, dans la grande cuisine. Quelqu'un appelle et entre, c'est Pierre de Craon, qui rapporte Violaine mourante. Il l'a trouvée ensevelie sous une charretée de sable dans une carrière. Une main criminelle a préparé cela . . . Pierre de Craon explique à Jacques Hury qu'il n'est plus lépreux, „que le mal s'est réduit d'année en année, et qu'il a disparu . . ."

On étend Violaine sur la table, et Jacques Hury s'agenouille en lui demandant pardon. Il comprend tout maintenant, et le sacrifice de Violaine, et sa maladie, et la haineuse jalousie de Mara. Elle se tait et Pierre de Craon l'emporte . . . La

scène reste vide; la porte du fond s'ouvre, et dans l'aube grise, apparaît, vieilli, courbé, tout blanc, Anne Vercors qui revient de Palestine.

Le dernier tableau est d'une admirable sérénité. Anne Vercors a tout appris, et pourtant il ne se révolte point. Tout vient de Dieu, et tout doit être accepté comme venant de Dieu. Jacques Hury, le paysan naïf et borné, s'abandonne à sa douleur et ne comprend point le calme de son beau-père. Mais Anne, sur le seuil de la mort, rend grâces au Dieu Tout-Puissant. Ce dernier tableau, que quelques critiques ont trouvé un peu long, est cependant le plus beau du drame, celui où se révèle la doctrine suprême de Claudel: croire et renoncer. Anne Vercors sur le seuil du Grand Mystère ne songe qu'à Dieu, et qu'à sa Patrie retrouvée; Jacques Hury pardonne bien à Mara, mais il ne se soumet point et pleure; Pierre de Craon, l'esprit pur, le bâtisseur aux conceptions sublimes, exalte à nouveau son œuvre. Je ne sais rien de plus grandiose que ce dernier acte de *l'Annonce faite à Marie*, non point seulement par la force de la pensée, mais encore par la magique beauté du verbe.

Et tandis que Pierre de Craon dit son rêve sublime, Anne Vercors se loue de la Patrie sauvée

Et l'Angelus du soir sonne maintenant à la fin de la pièce, comme l'Angelus du matin a sonné au début de la pièce et „fait à Marie l'annonce accoutumée ...“ Les trois notes de l'Angelus sont „recueillies dans le Sein de la Vierge sans péché!“

*

Une analyse, si consciencieuse fût-elle, de *l'Annonce faite à Marie*, ne saurait en exprimer la grandeur, la puissance et l'émotion. C'est une sorte de mystère écrit par un auteur aussi croyant que les auteurs de mystères du Moyen-âge, c'est une œuvre d'art et une œuvre de foi. Evidemment tous les épisodes de *l'Annonce* ont un sens profond et mystique, et trouvent leur explication dans la doctrine catholique.

Il est un reproche que les gens superficiels — et parmi ces gens superficiels, il faut hélas compter quelques critiques — font au théâtre de Claudel, comme à d'autres œuvres dramatiques d'une inspiration élevée et noble, et qui est de n'être point à proprement parler du théâtre, c'est-à-dire, de manquer de qualités dramatiques. Il est assez étrange que l'on ait pu adresser ce reproche à Claudel. *L'annonce faite à Marie*, est, techniquement, de l'excellent théâtre. Le Prologue, le départ de Vercors pour la Palestine, son retour, l'adieu de Violaine sont, à ce point de vue, admirables. Les personnages ne sont point des entités, ni des machines chargées de répéter les paroles de l'auteur, ils vivent d'une vie intense et humaine. Hury, le paysan simple et borné, Anne Vercors le riche métayer, instruit, et maître chez lui comme un seigneur sur sa terre, Pierre de Craon, qui rappelle quelque peu le Solness d'Ibsen, Mara la fille têtue et méchante, Elisabeth la mère dévouée et faible, et Violaine, si humaine, si pure, si émouvante . . .

M. Paul Claudel est un animateur autant qu'un lyrique, et il faut bien se garder de laisser s'accréditer ce renom d'obscurité et de difficulté qu'on a voulu lui faire. *L'Annonce faite à Marie* est une œuvre profondément catholique et française, mais largement humaine . . .

GEORGES GOLAY

MITTEILUNGEN

DES SCHWEIZ. SCHRIFTSTELLERVEREINS (S. E. S.)

COMMUNICATIONS DE LA SOCIÉTÉ DES ÉCRIVAINS SUISSES (S. E. S.)

Hauptversammlung. Sonntag, den 15. Februar fand die Jahresversammlung in Zürich statt. Das Belvoir erwies sich mit seinem vornehmen und ruhigen Hause, der ehemaligen Villa Alfred Eschers, die jetzt durch die Stadt als beliebte Restauration zugänglich gemacht worden ist, und mit dem wundervollen Park als ein passender und angenehmer Zusammenkunftsort. Schade, dass nicht mehr Kollegen von auswärts, namentlich aus der französischen Schweiz, sich die Gelegenheit zu nutze machten, die Stätte, an die sich ja durch Karl Stauffer und Lydia Escher denkwürdige Erinnerungen aus dem Kunstleben knüpfen, kennen zu lernen.

Übrigens war die Versammlung dennoch stattlich besucht, ja bei ihren 31 anwesenden Mitgliedern, die bisher best frequentierte Zusammenkunft des Schriftstellervereins. Außer den Vorstandsmitgliedern: den Herren Ernst Zahn, Paul Seippel, Jakob Bosshart, Robert Faesi, Frau Maja Matthey, hatten sich eingefunden die Damen: Lilly Haller, Clara Holzmann-Forrer, Käthe Joël, Berthe Kollbrunner-Leeman, Johanna Siebel, Maria Waser-Krebs, Lisa Wenger; die Herren: Albert Baur, Hans Blösch, Hans Bodmer, Ernst Bovet, Jakob Bührer, Ernst Eschmann, Heinrich Federer, Max Geilinger. Otto von Greyerz, Jakob Hartmann, Alfred Huggenberger, Adolf Keller, Eduard Korrodi, Meinrad Lienert, Fritz Marti, Alfred Schär, Hans Trog, Conrad Uhler, Adolf Vögtlin.

Ernst Zahn leitete die Geschäftssitzung; sein ausführlicher Jahresbericht, der über die Tätigkeit des Vorstands eingehend referierte und das abgeschlossene Geschäftsjahr die Periode der Vorarbeiten und des Unterbauens nannte, wurde genehmigt, ebenso die Jahresrechnung der Kassiererin Frau Matthey. Das Vereinsvermögen ist seit der Generalversammlung vom 17. Mai 1913 um 700 Fr. gestiegen. Der Großteil der Ausgaben fällt auf Drucksachen, Porti und Reiseentschädigungen für die Vorstandsmitglieder. Das Budget für 1914 wird sich ungefähr gestalten wie das des Vorjahres, wenn nicht, wie zu erwarten ist, durch Anstellung eines Sekretärs und Erschließung neuer Einnahmequellen eine wesentliche Änderung eintritt. Zu Rechnungsrevisoren wurden ernannt: Ernst Eschmann und Th. Aubert.

Da die Bestimmungen unsrer Statuten, die nicht schweizerischen Schriftstellern den Beitritt nur als außerordentliche Mitglieder gestatten, diese jedoch sehr beschränkte Rechte genießen, von mancher Seite als etwas zu rigoristisch und unbillig empfunden wurden, brachte der Vorstand einen Abänderungsvorschlag ein. Aus einer langen und interessanten Diskussion, die sich daran knüpfte, ergab sich die einmütige Überzeugung, die nationale Grundlage des Vereins sei wie bisher zu wahren, doch wurde der Antrag des Vorstandes mit einigen Modifikationen fast einstimmig angenommen.

§ 5 wird von jetzt an lauten:

„Als *ordentliches Mitglied* kann in den Verein aufgenommen werden, wer Schriftsteller ist. In der Regel ist der Bewerber durch ein Mitglied einzuführen. Die Aufnahme erfolgt durch Beschluss des Vorstandes, gestützt auf einen zu erbringenden Qualifikationsausweis, bestehend in gedruckten Werken, welcher bei den

Bewerbern in Wegfall kommen kann, die schon durch ihre Veröffentlichungen vorteilhaft bekannt sind.

„*Schweizerbürger* werden durch Mehrheitsbeschluss des Vorstandes aufgenommen. Für Schriftsteller *fremder* Nationalität, die sich um schweizerische Eigenart verdient gemacht haben, oder sonst in engen Beziehungen zum schweizerischen Schrifttum stehen, und die obigen Anforderungen erfüllen, ist Einstimmigkeit des Vorstandes erforderlich. Die Zahl der Schriftsteller fremder Nationalität, die aufgenommen werden dürfen, bleibt auf ein Zehntel des Bestandes an ordentlichen Mitgliedern beschränkt; das passive Wahlrecht steht ihnen nicht zu."

Der Vorstand erhielt Vollmacht zur Weiterführung der Verhandlungen in der Sekretariatsfrage.

Seine bisherige Stellung zum „Schutzverband schweizer. Schriftsteller" wurde gutgeheißen.

Man beschloss den Eintritt in die „Schweizerische Schillerstiftung" mit einem Jahresbeitrag von 100 Fr., die in höchst verdankenswerter Weise zum großen Teil von unserm Mitglied, Frau Lisa Wenger, aufgebracht werden.

Nach mehr als dreistündiger Arbeit setzte man sich mit einigen Gästen zu Tisch. Die Wegverhältnisse hatten den Ausflug nach Meilen nicht erlaubt, doch heiterte der Himmel auf und die Gesellschaft schöpfte auf der aussichtsreichen Terrasse im Park eine Weile frische Luft, bis sie sich beim schwarzen Kaffee wieder vereinigte, um den Vortrag von Robert Faesi über *Geld unp Geist im Schrifttum,* das heißt über das Zusammenspiel und Widerspiel der materiellen und ideellen Mächte in der heutigen Literatur zu hören.

Ein ansehnlicher Teil der Gesellschaft fand sich um fünf Uhr im Kunstgewerbemuseeum zusammen, wo Albert Baur mit seiner sachkundigen Führung durch die Theaterkunstausstellung dem anregenden harmonisch gestimmten Schriftstellertag einen würdigen Abschluss gab.

*

Assemblée générale. L'assemblée annuelle a eu lieu le dimanche 15 février à Zürich. On n'aurait pu choisir un lieu de réunion plus agréable que le parc magnifique et la maison tranquille et distinguée de Belvoir, qui fut autrefois la résidence d'Alfred Escher, achetée par la ville et transformée en un restaurant assez fréquenté. C'est dommage qu'un plus grand nombre de nos collègues des autres cantons, notamment de la Suisse française, n'ait pas profité de cette occasion de voir des lieux auxquels se rattachent avec le souvenir de Karl Stauffer et de Lydia Escher les évènements les plus tragiques de la vie artistique de la Suisse.

L'assemblée fut cependant la plus nombreuse qu'on ait vue; 31 membres étaient présents. Outre le comité, composé de Messieurs Ernst Zahn, Paul Seippel, Jakob Bosshart, Robert Faesi, et de Madame Matthey, étaient présents: Mesdames Lilly Haller, Clara Holzmann-Forrer, Käthe Joël, Berthe Kollbrunner-Lehmann, Johanna Siebel, Maria Waser-Krebs, Lisa Wenger; Messieurs Albert Baur, Hans Blösch, Hans Bodmer, Ernest Bovet, Jakob Bührer, Heinr. Federer, Max Geilinger, Otto von Greyerz, Jacob Hartmann, Alfred Huggenberger, Adolf Keller, Edouard Korrodi, Meinrad Lienert, Fritz Marti, Alfred Schär, Hans Trog, Conrad Uhler, Adolf Vögtlin.

M. Ernest Zahn présida la séance. Il fit un rapport détaillé sur l'activité du comité durant l'année précédente,

qu'il appela „période de préparations et de fondations". Ce rapport, ainsi que celui de la caissière, Madame Matthey, sur les comptes de l'année dernière ont été adoptés.

La fortune de la Société s'est augmentée de 700 francs depuis l'assemblée générale du 17 mai 1913. La plus grande partie des dépenses consiste en imprimés, en frais postaux et en indemnités de route pour les membres du comité. Le budget de 1914 sera à peu près semblable à celui de l'année dernière, si la nomination d'un secrétaire et de nouvelles ressources n'y apportent aucun changement. Messieurs Ernst Eschmann und Th. Aubert ont été nommés vérificateurs des comptes.

Plusieurs personnes furent d'avis que nos statuts se montraient bien rigoureux à l'égard des écrivains étrangers en ne les admettant que comme membres extraordinaires, qui n'ont que des droits très limités. Aussi le comité proposa-t-il quelques modifications, qui donnèrent lieu à une longue et intéressante discussion. Tout le monde fut d'avis que la Société devait garder le caractère national qu'elle a eu jusqu'à présent. Cependant la proposition du comité fut adoptée presque à l'unanimité.

Désormais le § 5 sera conçu:

„Pour faire partie de la Société comme *sociétaire*, il faut être écrivain. Dans la règle, le candidat doit être présenté par un membre de l'association. Le comité décide de l'admission du nouveau membre sur l'examen de ses titres, consistant en œuvres publiées. Le candidat qui s'est acquis une notorité littéraire peut être admis sans autre examen.

„Pour les *citoyens suisses* le comité décide à la majorité; pour les écrivains d'origine *étrangère*, qui s'intéressent à notre esprit national, qui ont des affinités avec la littérature suisse, et remplissent d'autre part les conditions stipulées ci-dessus, une décision unanime du comité est nécessaire. Le nombre des écrivains de nationalité étrangère qui peuvent être admis comme membres de la S. E. S., ne doit pas dépasser le dixième du chiffre total des membres ordinaires. Ils ne sont pas éligibles au comité."

Puis le comité reçut de pleins pouvoirs pour régler la question du secrétariat.

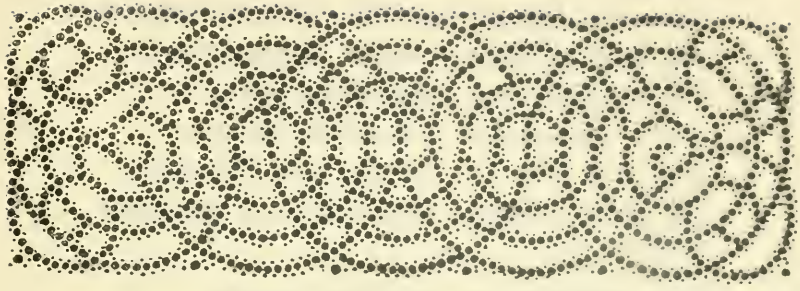
Son attitude vis-à-vis du „Schutzverband schweizerischer Schriftsteller" fut approuvée.

On décida d'entrer dans la „fondation Schiller" avec une contribution annuelle de 100 francs, que l'on doit en grande partie à la générosité de Madame Lisa Wenger.

Après un travail de plus de trois heures, on se mit à table avec quelques convives. Le temps n'avait pas permis l'excursion à Meilen. Pourtant le ciel s'éclaircit et la compagnie put aller prendre le frais et admirer la vue sur la terrasse, jusqu'à ce qu'elle s'assemblât de nouveau pour le café et la conférence de Robert Faesi, intitulée *Geld und Geist in Schrifttum* qui traita de l'influence qu'exercent la puissance de l'Argent et la puissance de l'Idee sur la littérature actuelle.

Une partie considérable de la Société se réunit à cinq heures au musée des Arts et Métiers, où elle visita l'exposition du théâtre sous la conduite d'un guide compétent, M. Albert Baur. Ce fut une fin digne d'une réuion aussi animée et aussi cordiale.

Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750
Redaktor in Bern Dr. HANS BLÖSCH, Bümpliz.



DIE LAUTE

Von KONRAD FALKE

Weilt, liebes Mädchen, still auf dir mein Blick,
Träumt sich der Sinn in alte Zeit zurück:
Als ob einst zu den Ufern der Garonne
Du schrittest leicht durch Feld und Morgensonne;
Hoch hinten ragte deiner Väter Schloss,
Schimmernd vor dir die Flut zum Meere floss.

Braun war dein Haar, das lichte Schläfen kränzte,
Braun auch dein Augenpaar, das schelmisch glänzte;
Du wandeltest in feinem Takt und Schritt,
Und traulich flog dein Lieblingsvogel mit;
Leis übers grüne Gras hinschleifend wallten
Des braunen Kleides goldgestickte Falten.

Vom Hals hing dir die Laute vor die Brust,
Rosig das Band wie deiner Wangen Lust:
In Ahnung lächelnd regtest du die Hände,
Ob lieblich sich der Ton zum Liede fände;
Dein Finger prüfte bald der Saiten Klang,
Bald strich er ordnend Stirn' und Lock' entlang.

Schon der Akkord, das Spiel von schlanken Armen,
War Aug' und Ohren wie ein Liebeskarmen;
Du lauschtest selig, süßer Sänge voll,
Der Laute und dem Ruf, der ihr entquoll,
Dieweil in Knie und Fuß aus dem Gewande
Der holde Rhythmus sprach, der dich entwandte.

Sanft tratest du, von der Musik gewiegt,
Ans Bord, wo sich des Wassers Fülle schmiegt:
Der goldne Reif, den du durchs Haar gezogen,
Sah spiegelnd zu dir auf aus glatten Wogen;
Mit zarten Nüstern sogst du Blütenhauch,
Den Ruch der weißen Pracht auf Baum und Strauch.

Und hell dann in das Rauschen der Garonne
Sangst du des Freundes Lied von Lenz und Wonne.
Wie klang es doch im Garten und im Tal?
Wie drang es jubelnd in den Rittersaal?
So klang es: „Al entrant del douz termine,
Del tans nouvel que naist la flours d'espine . . .“

— — — — — — — — — — —

Lass gut sein, Kind, wir leben jetzt im Norden,
Und Welt und Tag sind winterlich geworden!
Doch liegt im Gärtchen Nacht und tiefer Schnee,
Hell ist's und warm in deinem Atelier:
Rot glänzt der Ampelschein auf Helm und Schildern
Und auf den rings gestellten Frühlingsbildern.

Als rost'ger Schmuck beschirmt den Liebespfühl,
Was einstens Wunden schlug im Schlachtgewühl;

Das süße Licht, das damals du genossen,
Ist farbig wieder deiner Hand entflossen:
Zur Kunst erhoben lebt um uns die Zeit,
Da ich als Troubadour um dich gefreit.

Was sich auch tausendfach seither begeben,
Die Masken wurden alt, jung blieb das Leben!
Es singt ein Lied, das ewig neu ertönt
Und jedem sanft sein Pilgerleid versöhnt:
Rührt Liebe uns mit leichten Silberschwingen,
So Kuss wie Lachen hold zusammenklingen.

Du bist kein vornehm Ritterfräulein mehr
Und ich kein Lehensmann mit Schwert und Speer;
Ein Traum nur führt dich in die alten Zeiten,
In die mein Vers und Reim dich heimgeleiten.
Doch horch — wenn unser Jubelruf sich fand,
Was klingt? Es ist die Laute an der Wand.

Mein tiefer Ton weckt ferner Wälder Rauschen,
Und deinem hör' ich helles Echo lauschen.
Ja, nimm sie sanft, die einstmals dir gefiel,
Und schmieg dich an zu neuem Saitenspiel!
Zweistimmig, und doch wie aus Einem Munde,
Beginnen wir: „In einem kühlen Grunde . . ."

LA QUESTION DE LA RÉFORME ÉLECTORALE

Le peuple suisse est à la veille de prendre une décision touchant le mode d'élection du Conseil national. Depuis treize ans, les points de vue opposés se sont suffisamment rapprochés, du moins dans une grande partie du pays, pour que l'on puisse espérer aboutir cette fois à une solution mûrie et définitive du problème, qui commence à devenir encombrant pour notre vie politique, le travail de nos représentants devant nous intéresser davantage, semble-t-il, que le mode de leur élection. Si nous voulons nous délivrer du byzantinisme, éviter de sacrifier le fond à la forme, et nous attaquer à des problèmes plus urgents parce que vitaux, nous nous emploierons à trouver une solution positive, consistant dans la réforme du système électoral actuel.

Mais par quel moyen? direz-vous. C'est ici que se pose une question de méthode fort importante, décisive peut-être. Pouvons-nous borner notre étude à l'examen de deux systèmes électoraux opposés, chevaux de bataille des doctrinaires? Ou, laissant plutôt à l'arrière-plan les considérations aprioristiques, ne devons-nous pas plutôt étendre notre investigation, sans parti-pris, à tous les systèmes électoraux connus? Alors que les cantons nous fournissent un précieux et merveilleux laboratoire d'expériences sociologiques, allons-nous faire œuvre de philosophie doctrinaire ou de science expérimentale? A-t-on vraiment tout dit sur ce sujet? Il nous semble que dédaigner les conclusions de la pratique équivaudrait pour le peuple suisse à renier une de ses meilleures traditions et à priver notre système fédératif d'un de ses avantages les moins contestés.

I. LE SYSTÈME MAJORITAIRE

Or, si nous nous plaçons au point de vue de la sociologie expérimentale, comme des conditions politiques présentes, on doit convenir que les jours du système majoritaire pur, tel que nous le connaissons en Suisse, sont comptés.

A vrai dire, nous aurons garde de méconnaître les grands services qu'il a rendus à notre pays. Le régime majoritaire per-

met le gouvernement d'un parti, c'est-à-dire donne à celui-ci les assises nécessaires pour réaliser des desseins d'une certaine portée. Il obvie au grand défaut des démocraties, qui est de vivre au jour le jour. Ses adversaires oublient trop souvent qu'un parlement n'est pas une académie, encore moins une parlote, et que s'il doit recueillir les avis les plus divers, il a aussi besoin de la faculté d'agir.

Le système majoritaire pur convient excellemment aux périodes de révolution pacifique, où les passions sont déchaînées dans la rue, où les partis politiques, cantonnés dans des principes irréductibles, sont séparés les uns des autres par des cloisons étanches, par des fossés infranchissables, où le plus fort doit s'assurer le pouvoir à tout prix, coûte que coûte, où l'Etat enfin ne doit pas craindre de se personnifier dans un parti, qui accapare brutalement tous les mandats, toutes les fonctions, tous les honneurs. Il faut être alors d'un côté de la barricade. A des époques et dans des pays moins troublés, quand les discussions paisibles ont succédé à la tourmente, on peut médire de ce système politique, que l'on a appelé *jacobinisme*, et plus récemment *combisme*. Il n'en reste pas moins que sans le jacobinisme aucun progrès sérieux, à certaines époques, n'est possible, et que si, notamment, nous n'y avions eu recours dans la période qui a suivi 1848, notre démocratie aurait été loin de réaliser tous les progrès qui ont été accomplis depuis 64 ans. Nous devons même songer à la nécessité inéluctable qui pourrait nous obliger à recourir de nouveau à des moyens de gouvernement qui méritent le nom de „radicaux".

Néanmoins, on est forcé de reconnaître qu'à une époque où les groupements politiques s'opèrent selon des jugements variant d'après le temps et le lieu, où la vie politique est faite de nuances, où les traditions de famille et de parti en arrivent à jouer un rôle presque aussi considérable que les convictions, le jacobinisme, et par conséquent aussi le système majoritaire pur qui l'incarne, ne laissent pas de présenter de graves inconvénients.

Dans les régions rurales, en effet, ce système aboutit souvent à rendre impuissantes ou même à annihiler les minorités et, avec elles, la lutte des idées sans laquelle on ne saurait con-

cevoir de vie politique véritable. Dans les régions industrielles ou commerçantes, au contraire, l'apaisement tend à favoriser l'éclosion de nouveaux partis, et l'on voit fréquemment les partis extrêmes, estimant les faveurs plus haut que les principes, se coaliser contre le parti le plus fort. Nous assistons aux tentatives et, le cas échéant, à la victoire de coalitions qualifiées non sans raison „d'immorales". Le système électoral dit majoritaire peut ainsi aboutir à l'instauration du règne des minorités, tandis que le parti le plus fort en est réduit à la portion congrue.

Il est deux moyens pour le parti le plus fort d'écarter semblable éventualité. 1° Il peut chercher à absorber insensiblement le moins vivace des partis de minorité qui, généralement, ne s'y prête que trop volontiers. C'est ainsi que, en Suisse, la moitié de l'ancien centre est passée insensiblement avec armes et bagages dans les rangs du parti radical. Mais cette absorption ne manque pas de déplacer fortement l'axe du parti de majorité, au risque de le faire dévier de ses principes et de lui faire perdre l'équilibre. 2° Sans absorber la moins vivace des minorités, il peut se résigner à lui faire des concessions volontaires, en espérant être payé de retour. On attend de cette minorité qu'elle soit bien sage, qu'elle ne critique plus qu'avec des ménagements infinis la politique du gouvernement. La majorité n'admet ses candidats que s'ils ont fait preuve d'une certaine complaisance envers elle. Une fois nommés, elle les menace incessamment de déchéance s'ils disent trop crûment ce qu'ils pensent. On anémie et l'on fausse ainsi la vie politique.

A ceux qui doutent encore de la nécessité d'accorder aux minorités une représentation légale, il nous suffit de rappeler deux faits. D'abord, que le système majoritaire pur est sorti des mœurs à tel point qu'il n'est presque plus pratiqué intégralement. Le parti de majorité qui voudrait aujourd'hui accaparer une députation tout entière serait accusé d'intransigeance au point de s'aliéner une partie de l'opinion publique. Ensuite, de par la loi fédérale du 30 mars 1900, qui admettait au second tour de scrutin le choix à la majorité relative, on a déjà fait un sérieux accroc à ce système majoritaire pur. On est ainsi entré dans la voie des accommodements et des tempéraments. Depuis treize

ans l'orthodoxie majoritaire est morte, nous n'avons donc plus à nous inquiéter d'elle pour lui préférer un système plus rationnel.

II. LA REPRÉSENTATION PROPORTIONNELLE

On sait que les partisans les plus actifs d'une représentation légale des minorités ont le plus souvent cru trouver la solution dans la R. P., qu'ils considèrent volontiers comme une panacée. Je renonce à exposer ici les différents systèmes en présence, ceux qui sont appliqués jusqu'ici en Suisse ne différant que par des nuances, et persone ne songeant à introduire chez nous le système belge, qui annihile l'indépendance des électeurs au profit des comités de partis. On peut faire à la R. P., telle que nous la connaissons chez nous, deux genres d'objections:

1°. *Objections de principe.*

En premier lieu je ne crois pas que la R. P. accorde aux différents partis une représentation équitable, c'est-à-dire proportionnelle à la force réelle de leurs adhérents. Mon sentiment est que M. Louis Dumur, ancien directeur du Jura-Simplon, docteur ès sciences et en philosophie, est dans le vrai en affirmant que la R. P. donne au parti de majorité une représentation de 9,5% trop faible, tandis que le système majoritaire ne lui accorde qu'un supplément de 7%. S'il m'est impossible de refaire ici l'argumentation de M. Dumur, qui nécessite un arsenal d'arguments de mathématicien, je puis toutefois indiquer sur quel point essentiel il se sépare nettement des proportionalistes. Ceux-ci, à l'exemple de la plupart des citoyens, ne prennent pas garde à une anomalie propre à tous les systèmes de scrutin de liste. Cette anomalie consiste à croire qu'il est indifférent, pour un électeur, de porter sa voix sur un seul député, tandis que dans l'arrondissement voisin, il exercerait son pouvoir électoral sur vingt députés. Supposons deux circonscriptions voisines de chacune cent électeurs, ayant à élire chacune un député. Le pouvoir électif de chaque électeur est de $^1/_{100}$. En toute équité 51 électeurs peuvent désigner un député. La réunion des deux circonscriptions en une, élisant deux députés, a pour effet pratique d'augmenter ou de diminuer ce pouvoir électif, ce qui, en admettant le principe de l'égalité des citoyens entre eux, est une

absurdité. Il faut donc admettre avec M. Dumur[1]) que si le scrutin de liste accorde à l'électeur le droit de porter sur son bulletin de vote autant de candidats qu'il y a de délégués à élire, c'est uniquement dans le dessein de préciser les intentions du collège, qui, sans cela, resteraient insuffisamment définies.

Or, lorsque l'électeur émet un second suffrage, après en avoir déjà inscrit un premier sur son bulletin, son pouvoir électif n'est plus intact, et la valeur de ce second suffrage, équivalente au pouvoir électif restant à l'électeur à ce moment et qui ne porte plus que sur un seul délégué, au lieu de deux, est évidemment égale à la moitié de la valeur du premier suffrage.

„Au point de vue pratique, il suffit évidemment de compter chaque suffrage en tête de liste ou de premier rang pour *un*, tandis que ceux de second rang le seront seulement pour un *demi-suffrage*." Il en résulte que, pour qu'un parti ait droit à un siège sur deux, il faut qu'il recueille les $^{3}/_{7}$ des suffrages, et non le $^{1}/_{3}$ seulement comme le veut la R. P.

Dès que l'on suit M. Dumur sur ce terrain, ce qui nécessite, je le reconnais, une réflexion prolongée et la connaissance des mathématiques, on peut lire tout au long sa brochure, qui n'a jamais été réfutée, et pour cause! Malheurement, le „système rationel" que nous propose M. Dumur, pour être mathématiquement parfait, est trop compliqué pour être appliqué aisément.

En second lieu, il est un principe proportionaliste que l'on ne peut admettre sans de sérieuses réserves, celui qui veut que toute minorité disposant du quotient ait un droit moral à être représentée. On raconte qu'à Genève ceux qui pratiquent professionnellement ce que l'on désigne, par un gracieux euphémisme, le vagabondage spécial, ont failli une fois être représentés au Grand Conseil. En tous cas, la R. P. ne rend pas la chose impossible. De même, surtout avec l'avenir que nous réserve l'envahissement du pays par les étrangers, il peut se former dans nos centres frontières des groupements pratiquement antipatriotes, pangermanistes, irrédentistes, pangallistes etc. Or seuls sont dignes d'être représentés les partis prêts à assumer les responsabilités du pouvoir. Il ne faut pas craindre d'obliger les grou-

[1]) Louis Dumur, *La Réforme électorale*, Lausanne, 1910, page 7.

pements nouveaux à faire antichambre avant de pénétrer dans les Parlements. S'ils portent en eux-mêmes une destinée, ils ne redouteront pas cette période d'attente au cours de laquelle ils ne peuvent que se mûrir et se fortifier s'ils subissent victorieusement l'épreuve. S'il est des partis nouveaux dont on puisse exiger en quelque sorte une période de carence, d'autre part il peut en être d'autres vieillis, tombés en pourriture, qui se survivent en quelque sorte à eux-mêmes, et dont la disparition de la scène ne peut être qu'un bienfait. M. Brüstlein disait autrefois que la „R. P. est la béquille que réclament les partis moribonds." Il y a beaucoup de vrai dans ce propos.

2°. *Objections d'ordre pratique.*

Nous groupons sous ce titre quelques réflexions que nous inspirent les expériences faites jusqu'ici en Suisse.

1°. Le résultat d'une élection effectuée selon la R. P. manque de clarté. Avec le scrutin majoritaire, on sait au moins à quoi s'en tenir sur les sentiments du peuple à l'égard des programmes électoraux et des questions du jour. Mais quand, à la suite d'une élection au Grand Conseil genevois, je lis que les démocrates (conservateurs protestants) ont perdu un siège, les radicaux officiels deux, tandis que les radicaux de droite et les socialites en ont gagné chacun un, je cherche vainement dans ce résultat une indication sérieuse pour le législateur.

2°. Le grief fait à la R. P. d'être un agent de morcellement des partis n'est que trop justifié. Ce défaut est apparu d'abord dans la Suisse romande, à Genève où l'esprit est peut-être plus prompt qu'ailleurs. Mais l'exemple de Bâle montre que tôt ou tard il intervient avec l'application de la R. P. Ce n'est qu'une affaire de temps et de circonstance, chaque grand parti réunissant des éléments divers, que seule soude la nécessité de luttes en commun. Bien plus, la R. P. est un agent de désagrégation nationale; car, tandis qu'à l'heure actuelle ceux qui mettent au premier plan les visées des petits groupements sont condamnés à l'impuissance, avec la R. P. ceux qui seront le mieux écoutés seront sans doute les particularistes les plus violents. Par exemple, avec la R. P. et la formation de partis agrarien radical ou

conservateur, les chefs du mouvement agrarien actuel ne manqueraient pas d'être taxés rapidement de modérantisme et d'être remplacés par de plus purs. Autre exemple: A Genève, sous le régime majoritaire, il y avait certes dans le parti radical un centre et deux ailes; un jeune radical se sentait tout d'abord radical et ensuite seulement membre de son aile gauche; avec la constitution d'un parti jeune-radical indépendant, cet électeur se sent tout d'abord jeune-radical et ensuite seulement membre du parti radical.

3⁰. La R. P. ne réalise une équité apparente qu'avec un seul collège, les „restes" de plusieurs collèges n'étant pas pris en considération. C'est ainsi qu'en Belgique, depuis un certain nombre d'élections, le bloc de gauche obtient une fois sur deux la majorité absolue des suffrages, ce qui n'empêche pas la majorité cléricale de se maintenir. De même aux dernières élections saint-galloises, les conservateurs ont obtenu deux députés de plus que les radicaux, bien que ceux-ci eussent réuni plusieurs milliers de suffrages de plus que leurs adversaires.

4⁰. Avec la R. P., l'ordre dans lequel les députés d'un parti sont élus est moins fixé par ses adhérents que par ceux du parti adverse. Par exemple X. radical, perd dans son propre parti trente voix, ce qui le ferait échouer, mais comme il obtient les suffrages de cinquante socialistes, il passe haut la main.

5⁰. La R. P. offre libre jeu à quantité de manœuvres louches et déloyales à l'intérieur même des partis. Comme il suffit souvent d'une voix pour faire passer ou échouer un candidat, le rang de ceux-ci prend une importance abusive. Dans un cas que nous connaissons, on avait décidé, par exemple, de porter deux candidats en vue de satisfaire une certaine catégorie de citoyens, mais en donnant un mot d'ordre en sous-main en vue de les faire biffer au grand jour de l'élection. Ajoutez à ces intrigues perfides l'intervention des partis adverses, et l'on voit quelle somme de gâchis peut représenter une élection selon la R. P.: Ce n'est plus la photographie du corps électoral, c'en est la caricature grimaçante! Si, dans nos cantons, le système proportionnel a généralement été appliqué honnêtement par les partis politiques, on n'en reste pas moins exposé, sous ce régime, à des pratiques inquiétantes.

6°. Mentionnons l'influence déplorable de la R. P. concernant la qualité intellectuelle et morale des élus. Avec la R. P., il faut se garder de choquer une catégorie considérable de citoyens. Il devient dangereux de s'attaquer aux abus que pourraient commettre les mastroquets, les propriétaires d'immeubles, les automobilistes, les tenants de l'industrie hôtelière etc. Ainsi peut-on constater que la plupart du temps ceux qui viennent en tête de liste sont des prudents, dont le plus grand art consiste à ménager la chèvre et le chou, tandis que les hommes de valeur et de caractère descendent au rez-de-chaussée ou à la cave, à moins qu'ils ne soient rejetés dans le grand panier des blackboulés.

Signalons enfin que si l'on ne rétablit que difficilement le scrutin majoritaire là où il a été remplacé par la R. P., ce n'est point un argument péremptoire en faveur de ce dernier système. Car la R. P., avec laquelle un parti ne risque que le gain ou la perte de quelques sièges, est sans contredit le régime du moindre effort, et une fois qu'il est passé dans les mœurs, il devient difficile de réaccoutumer le corps électoral à des luttes plus risquées, mais aussi plus nettes et plus glorieuses.

III. AUTRES SYSTÈMES DE REPRÉSENTATION DES MINORITÉS

Mais la R. P. n'est pas le seul système de représentation légale des minorités. Laissons de côté le vote limité et le vote cumulatif qui présentent aussi, à côté d'avantages incontestables, des inconvénients signalés.

Restent, à notre sentiment, deux systèmes trop peu étudiés jusqu'ici: le vote supplémentaire et le vote gradué.

1°. *Vote supplémentaire.*

Ce système se trouve formulé de la façon suivante dans un amendement présenté à la commission parlementaire française, le 20 mai dernier par le ministre Barthou: „Chaque électeur dispose d'autant de suffrages qu'il y a de députés à élire dans la circonscription. Il peut souligner par un trait le nom d'un candidat auquel il est alors compté un suffrage de plus.

„Si plusieurs noms sont soulignés sur une même liste, seul entre en compte le suffrage supplémentaire attribué au premier nom."

Mais il faut admettre, pour le cas, fréquent en Suisse, de vastes arrondissements, que l'on pourrait souligner un nom par six députés à élire.

Exemples: 6 députés à élire:

							V. Sup.	R. P.
(2 $^{7}/_{14}$)	A	3500 suffrages	*3600*	*3500*		*6950* (2)	3	2
(2 $^{2}/_{14}$)	B	3000 „	*3050*	*6000* (2)	2950		2	2
(1 $^{8}/_{14}$)	C	2000 < „	*4200* (2)				1	2

Ici le parti le plus fort, le parti A, obtient la moitié des sièges, bien que n'ayant pas la majorité absolue. Avec la R. P. les trois partis auraient obtenu chacun trois députés. Sous le système majoritaire, le parti A aurait pu succomber sous une coalition de B et de C. Ce système est donc particulièrement favorable au parti le plus fort au-dessous de la majorité absolue.

Prenons le cas où le parti A possède la majorité absolue:

							V. Sup.	R. P.
(3,4)	A	5500 suffr.	*5600*	*5500*	*5500*	*10900* (2)	4	3
(1,9)	B	3000 „	3050	*6000* (2)	2950		1	2
(1,2)	C	2000 < „	*4200* (2)	2000			1	1

Ici, avec la R. P., le parti qui groupe la majorité absolue des électeurs n'aurait pas la majorité absolue des élus. Avec le vote supplémentaire, il obtient quatre députés sur six, les trois partis principaux sont représentés sans que les minorités aient eu besoin de recourir à des coalitions. On voit combien ce système est à la fois simple et sage.

2°. *Le vote gradué.*

Un autre système fort présentable de représentation légale des minorités consiste dans le vote gradué. Dans ce système, on multiplie le chiffre des voix obtenues par le candidat en tête de liste par le nombre des députés à élire, celui du suivant par ce nombre moins un, et ainsi de suite jusqu'à un. Lorsque cinq sièges sont vacants, les multiplicateurs sont ainsi 5, 4, 3, 2, 1.

Exemple: 5 députés à élire:

							V. Grad.	R. P.
A	450	*2250*	*1800*	*1350*	900	450	3	2
B	300	*1500*	1200	900	600	300	1	2
C	250	*1250*	1000	750	500	250	1	1

Le parti A, bien que n'ayant pas la majorité absolue des électeurs, obtient celle des sièges; néanmoins les trois partis sont représentés. Le résultat se rapproche sensiblement de celui du vote supplémentaire. Le vote gradué est toutefois un peu moins favorable au troisième parti.

Exemple: 6 députés à élire:

						V. Grad.	R. P.
A	1500	*9000*	*7500*	*6000*	*4500* etc.	4	(3)
B	1000	*6000*	*5000*	4000	3000 etc.	2	(2)
C	700	4200	3500 etc.			0	(1)

						V. Sup.
A	1500	*1600*	*1580*	*1500*	*2900* (2)	4
B	1000	1100	*2050* (2)	950	900	1
C	700	*1400* (2)	700			1

On voit qu'avec le vote gradué le quorum, pour six députés est presque de 23%, ce qui permet, à vrai dire, de représenter les courants importants de l'opinion et engage les partis à ne pas se fractionner.

Remarquons que ces deux systèmes, entre lesquels il est permis d'hésiter, assurent une représentation légale aux minorités, suppriment ainsi le côté le plus choquant du système actuel, tout en n'offrant aucun des inconvénients de la R. P. que nous avons signalés plus haut. Ici, les fractions des grands partis n'ont pas d'intérêt à entrer en lice isolément. Donc absence du virus de désagrégation et mise en évidence, comme dans le système majoritaire pur, des grands courants nationaux. D'autre part, comme le calcul est basé non sur l'ensemble des suffrages afférent à chaque parti, mais sur le nombre de voix obtenues par les candidats, l'ordre dans lequel ceux-ci sortent de l'élection ne prend pas cette importance excessive qui encourage des manœuvres suspectes.

Dans ces conditions, ces deux systèmes fort ingénieux ne solliciteront-ils pas l'attention des citoyens qui désirent sincèrement une réforme électorale, sans se laisser hypnotiser par une prétendue panacée dont M. Jules Destrée a déjà démontré, ici même, les graves inconvénients? Les états-majors des grands partis ne manqueront pas de se dire que ces esprits indépendants sont peut-être plus nombreux qu'on se l'imagine et que ce sont eux qui décideront le jour du scrutin.

BERNE RICHARD BOVET

WALDECK-ROUSSEAU

Il a l'intelligence trop ouverte, l'âme trop haute pour prétendre enfermer la France dans les frontières d'un groupe.
A. MILLERAND

Der Name Waldeck-Rousseau wird von den Franzosen mit Ehrfurcht und Stolz genannt. Er war der Besten einer, den das moderne Frankreich hervorbrachte. Und das will etwas heißen in einem Lande, wo die politischen Talente am Wege blühen. Er hatte vor allem Eins, was den wahren Staatsmann ausmacht: den Sinn für das Mögliche und die Bravour, es aufrecht und furchtlos durchzukämpfen. Ein Politiker großen Stils, keine schwächliche Kompromissnatur, wie sie so häufig sind in einem Zeitalter, wo die materiellen Interessen die politischen Ideale verdunkelt haben. Dabei ein Mann von auserlesener juristischer, sozialer und literarischer Bildung. Im Jahre 1908 hat Henri Leyret ein großangelegtes Werk über das politische Wirken des Staatsmannes veröffentlicht, ein Buch, das zum Besten gehört, was die politische Literatur der letzten Jahre hervorgebracht hat, und nun ist bereits wieder eine Würdigung Waldeck-Rousseaus erschienen[1]). Das Buch von Paul-Reynaud will keine minutiöse Darstellung der Politik Waldecks geben, es stellt den Menschen in den Vordergrund, von dem Milleraud in dem Vorwort sagt: „Ce Breton méditatif et timide, qui jusqu'au bout vécut replié sur lui-même, jaloux de dérober au dehors l'intimité de ses sentiments . . ."

Paul-Reynaud verfügt über alle Künste einer feinen, wirksamen Personendarstellung. Er schildert warm, lebenswahr und plastisch, hebt die Persönlichkeit wirksam aus dem chaotischen Durcheinander der Tatsachen ab, die ihrer Wirksamkeit zu Grunde lagen. In jedem einzelnen Falle kommt ein fein abgewogenes subjektives Urteil heraus. Alles zieht in raschen Bildern vorüber: die Kindheit, die Jugend- und Studentenjahre, der Advokat, der Minister in den Kabinetten Gambetta und Ferry, der Abgeordnete, Senator, der Ministerpräsident. Die Gliederung des Stoffes hält nicht allen Einwänden Stand, aber eines muss an dem Buche

[1]) Paul-Reynaud: *Waldeck-Rousseau.* Verlag Bernard Grasset, Rue des Saints Pères, Paris.

bewundert werden: die weise Beschränkung, die souveräne Meisterung des Materials. Bietet uns also Paul-Reynaud zu wenig Tatsächliches, das die wahre Bedeutung des Staatsmannes erkennen ließe, so entschädigt dafür die frische, von Unabhängigkeit und Wohlwollen zugleich getragene Schreibweise.

Waldeck-Rousseau erreichte in seiner politischen Wirksamkeit dreierlei: er brachte die Gewerkschaftsgesetze durch, schuf das Vereinsgesetz, nahm den Kampf mit den religiösen Kongregationen auf und trat in der Schicksalsstunde der dritten Republik an die Spitze der Geschäfte. Was er damals in der großen Politik leistete, gereicht ihm zum unvergänglichen Ruhm: in der Zeit der Dreyfus-Wirren machte er furchtlos die Pläne der Jesuiten und Generalstäbler zu schanden. Von der Dreyfus-Affäre geht ein neues Frankreich aus. Die entlarvte Reaktion zieht sich in den Schmollwinkel zurück, sie ist gleichsam zur parlamentarischen Ohnmacht verurteilt. Das Zentrum, politisch, religiös und wirtschaftspolitisch in verschiedene Gruppen gespalten, wird zu einem höchst unsichern Faktor im politischen Leben des Landes. Die in ihm vor allem vertretene Großbourgeoisie ist durch allerlei Rücksichten gebunden, wagt nicht für eine in letzter Linie ihre materiellen Interessen berührende Volkspolitik einzutreten und möchte doch auch nicht ganz im Fahrwasser der Reaktion segeln. Unterdessen rafft die demokratische Linke alle ihre Kräfte zusammen, weist den Klerikalismus in die Schranken zurück und bietet schließlich der Welt das grandiose Schauspiel der Trennung von Staat und Kirche.

Pierre Marie Waldeck-Rousseau war kein Radikaler, ein Antiklerikaler mit beschränkter Haftpflicht; da, wo er mit der Kirche zusammentraf nahm er den Kampf auf, weniger aus Hass gegen die Kirche, sondern als Regierungsmann, der nicht dulden wollte, dass Kirche und Möncherei im modernen Staat besseres Recht für sich in Anspruch nehmen. Das waren die Erwägungen, von denen sein Vereinsgesetz ausging, das die Orden den Vorschriften des gemeinen Rechtes unterstellte. Die Union républicaine, der er zugehörte und die auch die sogenannten „Progressistes", ein Konglomerat von Leuten, die alles beim Alten lassen wollen, umschließt, ist Waldeck-Rousseaus Politik nur zögernd, zum Teil gar nicht gefolgt. Er musste sich auf die Linke und die äußerste

Linke stützen, wollte er die Gefahr beschwören, die dem Lande drohte. Etwas anderes gab es nicht, denn die Dreyfus-Affäre ließ keine Zweifel, nach welchem Ziel die Reaktion marschieren wollte. Das Schlagwort des biederen ängstlichen Thiers: „entweder Sozialismus oder Katechismus" übte auf einen Waldeck-Rousseau nicht die geringste Wirkung aus. Obwohl gemäßigter Republikaner, neigte er doch lieber zum sozialen Republikanismus, der, wie Albert Thomas im Februarheft der *Revue politique internationale* ausführt, seine Tradition aus der französischen Revolution herleitet und eine Solidarität mit den ökonomisch gedrückten Volksschichten betätigt.

Dem Radikalismus war Waldeck-Rousseau innerlich wohl so wenig zugetan wie dem Klerikalismus. Die Befähigung der radikalen Partei, sich durch praktische Politik auf längere Dauer die Macht zu erhalten, erschien ihm zweifelhaft. Aus seiner Abneigung gegen lärmenden Antiklerikalismus, gegen alle Sektiererei und lautes Demagogentum machte er nie einen Hehl. Die Politik Clemenceaus, sein verblendeter Kampf gegen Gambetta, der halsstarrige Doktrinarismus dieser Sorte Radikaler war ihm im Innersten zuwider. Er wollte für die Republik vor allem eine richtige Schonung ihrer Kräfte, ein weises Maßhalten beanspruchen. Aus diesem Geiste heraus sprach er die Worte (1885): „Il y a pour la République un droit supérieur à tous les autres: le droit de vivre, et un devoir qui est au-dessus de tous les devoirs, celui de se défendre." Und im Jahre 1900: „Est-ce que pour tout régime, quel qu'il soit, il n'y a pas des règles communes, des principes de l'ordre public et de conservation sociale supérieurs à tous les régimes?"

Was bewog Waldeck im Jahre 1897 die Zügel der Regierung zu ergreifen? Er erkannne, dass nur heroische Anstrengungen aus der unheilvollen Krise herausführen konnten, die durch die Dreyfus-Affäre über die Republik hereingebrochen war. Die engeren Gesinnungsgenossen Waldecks sahen zögernd seiner Mission entgegen, während Radikale und Sozialisten mit Ruhe sich seiner Führung anvertrauten. War er auch nicht einer der Ihrigen, so hatten sie doch keine Ursache, in die republikanishe Gesinnungstreue des Staatsmannes den mindesten Zweifel zu setzen.

Nie hatte Waldeck-Rousseau um persönlicher Ambitionen willen seine politische Vergangenheit entehrt. Sein Republikanismus war nie laut, nie phrasenhaft, aber dafür um so echter. Noch unter dem Kaiserreich schrieb er dem Komitee zur Organisation der republikanischen Partei von St. Nazaire, er wünsche eine Vereinigung aller Republikaner ohne Unterschied des Standes: „Je n'admets pas, je ne puis voir sans douleur cette division des républicains lettrés et des républicains ouvriers. Je ne reconnais aucune aristocratie, pas plus celle de l'opinion que celle de la naissance, et je crois que la plaie la plus vive de notre parti est cette défiance soigneusement entretenue par l'Empire entre les classes bourgeoises et les classes ouvrières . . . J'ai tout autant d'horreur pour la défiance du paletot que pour celle de la blouse."

Waldecks Rede war einfach und schmucklos; vor allem von wunderbarer Klarheit. Feind aller Phrase führte er die Hörer stets ohne Umschweife auf den Kern der Dinge. Eine subtil abwägende Gescheitheit verband sich mit elegant schmiegsamer Ausdrucksform. Er sprach gemessen, kühl, leidenschaftslos. Paul Reynaud sagt von dem Redner: „Il descend par les grandes avenues de la pensée vers la solution qu'il propose; ses auditeurs sont surpris et charmés d'avoir éprouvé le plaisir exceptionnel de penser, tant il est vrai qu'on se lasse de tout sauf de comprendre." Und Maurice Barrès: „Ceux qui n'aiment pas l'éloquence goûtent sa façon de parler. Il est supérieur à Jules Favre, Gambetta et Jaurès, en ce que, les choses médiocres, il les dit à mi-voix."

Barrès fügte bei: „Waldeck-Rousseau abuse des périphrases." Wozu Reynaud bemerkte: „C'est vrai. On ne parle pas la langue d'Anatole France; on arrive à l'écrire quand on a sa patience et son génie. Un orateur, appelé à monter à la tribune à l'improviste, a besoin d'avoir à sa disposition un certain nombre de moules dans lesquels il coule sa pensée. L'abondance de Waldeck-Rousseau était nourrie de ces formules abstraites qui sont les élégances toutes faites du langage."

Waldeck-Rousseau schrieb seine Reden nie; er hielt sich an Stichworte und um diese herum kristallisierte sich die Form. Aus dem Beifall machte sich der Redner anscheinend nichts. Er überraschte Anhänger und Gegner durch die Reserve, die er auch dem Erfolf gegenüber bewies. Der Staatsmann durchschritt stets

rasch die Couloirs und zeigte sich zeremoniell und gemessen. Er wollte weniger die Menschen als vielmehr ihre Ideen kennen lernen. Dieser kühle Schweiger war im Innersten sicherlich Menschenverächter; er konnte weder feierlich noch pathetisch werden. Halbwegs ist er's doch einmal geworden. In einer Rede bei Anlass der Katastrophe von Saint-Mandé verfiel er in leichtes Pathos: „L'inégalité est un fait de nature et de civilisation, l'humanité l'a trouvée dans son berceau; elle accompagne l'homme collée à ses flancs et jusque dans la mort tantôt cruelle et tantôt clémente, tantôt glorieuse et tantôt obscure; elle met son sceau impitoyable sur sa destinée."

Ein totkranker Mann — Krebskrankheit zermürbte seinen Organismus — focht er die letzten Kämpfe mit den Kongregationen aus; er wusste, dass es für ihn keine Rettung mehr gab. Das große gesetzgeberische Werk des Ministeriums Waldeck-Rousseau kam so am 1. Juli 1901 zum Abschluss. Eine staatsmännische Tat ersten Ranges! Nach dreijähriger Tätigkeit trat Waldeck freiwillig von der Macht zurück. Als Vollstrecker der von ihm geschaffenen Gesetze schlug er dem Präsidenten der Republik den radikalen Senator Combes vor. Die ungeschickte Politik des Vatikans verstärkte die antiklerikalen Strömungen und führten zur Trennung zwischen Kirche und Staat. So weit wollte Waldeck nicht gehen, das verstieß gegen sein Programm; allein die Kampfeslust der Radikalen und Sozialisten war so mächtig, die Provokationen der Kirche so schwerwiegend, dass der Bruch mit Rom nicht mehr aufzuhalten war, sondern auf der Linie der logischen Weiterentwicklung der Dinge lag. Im Senat erhob sich der Schwerkranke gegen die Politik seines Nachfolgers, doch die Wogen des Kampfes waren längst über den Mann mit dem kränklichen gelben Gesicht hinweggegangen, über den Philosophen, der einsam in den Couloirs rauchend sich erging. Ein Kuraufaufenthalt am Kap d'Ail brachte vorübergehende Erleichterung. Waldeck-Rousseau schrieb von dort aus seinem ehemaligen Minister des Auswärtigen Delcassé und beglückwünschte ihn zur französisch-englichen Verständigung. In diesem Briefe bewegte ihn die Erinnerung an Gambetta. Dann trat wieder eine Verschlimmerung im Befinden des Staatsmannes ein. Am Morgen des 10. August 1904 machte seine Familie einen letzten verzwei-

felten Versuch, das kostbare Leben zu retten. Eine chirurgische Autorität Deutschlands sollte auf operativem Wege dem Patienten Erleichterung bringen. In seinem Landhause zu Corbeil verbrachte der Kranke auf der Chaise-longue ausgestreckt die letzten Tage im Zustande einer schleichenden Agonie. Ein müdes Lächeln spielte um die Lippen und das Feuer in den Augen war beinahe erloschen. Der Patient nahm Abschied von Personen und Sachen. Der Chirurg erschien an der Türe: „Herr Präsident, wenn es Ihnen beliebt." Waldeck-Rousseau legte die Cigarette weg und sprach: „Allons, c'est pour le grand voyage."

Man trug in weg. Er fiel in Bewusstlosigkeit und wachte nicht mehr auf.

ZÜRICH PAUL GYGAX

□□□

Dilettantismus und Mittelmäßigkeit sind übrigens symptomatisch nicht unwichtig und schon darum nicht aus dem Auge zu lassen. Denn nicht an Liebe zur Sache, um die er doch den Fluch verlorener Arbeit und der Lächerlichkeit auf sich nimmt, nicht einmal an Begabung, nur am formenden Talent und der Möglichkeit, sich mit den Kunstregeln zu stellen, fehlt es dem Dilettanten. Er zeigt den herrschenden Geist in seiner Verzerrung und wirkt darum so peinlich und fratzenhaft. Was ihm aber bei aller ursprünglichen Begabung unzugänglich ist, eben das eignet sich die Mittelmäßigkeit mühelos an und übt es mit der glücklichen Gedankenlosigkeit der in sich und in ihrem Gott Befriedigten. Sie verwässern das vorhandene Gedankenmaterial; ein Schauspiel, das demjenigen unter Umständen sogar ein Ergötzen sein kann, der sich seine eigenen Verdienste um Findung und Aufschürfung weiß. Sie trägts aber auch dahin, wo es in seiner ursprünglichen Härte und Herbheit niemals hätte aufgenommen oder verdaut werden können. Das sind die Misteldrosseln und die Krametsvögel der Kunst. Freilich, ob die Vermehrung der Mistel notwendig ist, mag der Forstwirt sagen.

Vom Schaffen J. J. DAVID

□□□

DIE TÜRKEI ZUR ZEIT IHRER HÖCHSTEN MACHTENTFALTUNG

(Schluss)

Der letzte Entscheid über die Zugehörigkeit eines Gebietes lag freilich nie bei solchen Gefühlen. Kehren wir daher zur Besprechung der *realen* Machtmittel der Türken zurück.

Wir kennen die türkische Infanterie und ihre Kerntruppe, die Janitscharen. Wie stand es nun mit den übrigen Teilen der türkischen Militärorganisation?

Es ist da zu sagen, dass die türkische Armeeverfassung eine der einseitigsten gewesen ist, die die Geschichte kennt. So gut wie alle Kräfte des Staates und der Finanz waren auf die Unterhaltung einer starken Infanterie konzentriert. Alle andern Gebiete der Kriegstechnik wurden nur ungenügend oder gar nicht kultiviert. Es ist hier nicht der Ort, auf die Gründe einzugehen, die dieses Missverhältnis herbeigeführt haben mögen. Sicher ist nur das eine, dass auf allen Gebieten, die eine höhere technische Ausbildung voraussetzten, die türkische Armeeverwaltung nur geringes geleistet hat. Der niedrige Kulturzustand des alten Nomadenstammes zeigt sich nirgends deutlicher als in der mangelhaften Fürsorge für *Artillerie* und *Flotte*. Die Türken haben das Geschütz- und Marinewesen nicht grundsätzlich vernachlässigt. Sie haben sogar verhältnismäßig große Summen dafür verwendet und eigneten sich die Errungenschaften der europäischen Technik wenigstens so weit an, dass sie im Kampfe mit anderen orientalischen Staaten wie Ägypten, Syrien und Persien damit Erfolge erzielen konnten. Aber europäischen Armeen waren sie nicht gewachsen. Sie verstanden es zum Beispiel nicht, Mauern kunstgerecht aufzuführen, und für ihre Minen und Kanonen mussten sie Ausländer heranziehen. Ihr technisches Verständnis reichte nicht einmal so weit, dass sie sich dabei an die rechte Schmiede wandten. Die Periode der größten türkischen Machtentfaltung fällt in eine Zeit, da die französische Belagerungsartillerie der aller anderen Völker überlegen war. Damals haben die Franzosen die raschen Eroberungszüge unternommen, in denen ihre ausgezeichneten Geschütze die feindlichen Städte und Festungen in

unerhört kurzer Zeit zur Übergabe zwangen, während die Einfälle fremder Armeen in Frankreich in der Regel schon an dem ungenügendem Artilleriematerial der Angreifer scheiterten. Es war die Zeit, da die Republik Venedig ihre Geschützmeister anwies, ihre Kanonen genau so anzufertigen, wie sie für den König von Frankreich fabriziert würden. Die türkische Regierung war weniger gut informiert. Unter ihren Artilleristen treffen wir die Namen deutscher Büchsenmacher, griechischer und italienischer Minierer, aber keinen Franzosen. Es kann darnach auch nicht Wunder nehmen, dass die Türken als Belagerer immer nur mittelmäßiges geleistet haben; es ist jedermann bekannt, das ihre Angriffe auf Österreich regelmäßig schon an den festen Mauern der Stadt Wien zerschellt sind.

Kaum anders stand es mit der *Flotte*. Die Türken haben zwar große Mittel dafür aufgewendet, und Staaten, die nur über eine geringe Marine verfügten, wie Frankreich oder auch Spanien, haben nicht ganz mit Unrecht auf die türkischen Streitkräfte zur See mit Besorgnis hingeblickt. Aber mit den großen Seestaaten der Christenheit konnten es die Türken nie aufnehmen. Nur inkompetente Staatsmänner ließen sich durch die große Zahl der türkischen Schiffe über die innere Schwäche der türkischen Flotte täuschen. Cervantes bemerkt allerdings an einer berühmt gewordenen autobiographischen Stelle des *Don Quijote*, dass erst die Schlacht bei Lepanto, der bekannte große Sieg der vereinigten christlichen Flotten über die türkische im Jahre 1571, den allgemeinen Glauben an die türkische Unbesiegbarkeit zur See zerstört habe. Aber dieser Ausspruch ist unrichtig. Die spanischen Militärs und Diplomaten mögen erst durch die Schlacht bei Lepanto über die Stärke der türkischen Flotte eines besseren belehrt worden sein; sachverständige Beurteiler wie die Staatsmänner, die die Republik Venedig in Konstantinopel vertraten, haben schon lange vorher die Unbrauchbarkeit der türkischen Flotte in den grellsten Farben geschildert. Und ebenso gut wie die Venezianer wussten die Türken selbst, wie es mit ihrer Flotte bestellt war. Ihre Admirale hatten schon lange vor Lepanto strenge Ordre, sich mit den Venezianern in keinen offenen Kampf einzulassen, und nur diese vorsichtige Haltung dürfte verhindert haben, dass die Katastrophe von Lepanto nicht viel früher eingetreten ist.

Dazu war die Türkei für die Marinestreitkräfte, die sie besaß, noch ganz von Fremden abhängig. Weder türkische Seesoldaten für die Bemannung noch türkische Handwerker für die Ausrüstung der Schiffe waren aufzutreiben. Die türkische Regierung hat nie den Versuch gewagt, aus den unterworfenen christlichen Völkern, speziell den seegewohnten Griechen, ein Schiffstruppenkorps zu bilden, das den Janitscharen hätte an die Seite gestellt werden können. Nun bestand allerdings in dieser Beziehung zwischen ihr und den meisten christlichen Großstaaten kein so starker Unterschied, wie ein moderner Beurteiler meinen könnte. Über eigentliche Kriegsflotten verfügten damals nur Handelsstaaten wie Venedig und Genua, die der Korsaren wegen ihre Waarentransporte von kriegsmäßig ausgerüsteten Schiffen begleiten lassen mussten: andere Staaten wie vor allem Frankreich griffen im Falle eines Krieges mit einer überseeischen Macht zu demselben Notbehelfe wie die Türkei und nahmen Piraten in ihre Dienste. Aber *ein* Unterschied bestand doch. Die Türkei war in viel größerem Umfange als europäische Staaten auf die Anwerbung landesfremder Elemente angewiesen. Sie konnte nicht wie die Könige von Frankreich und Spanien auf dem Umwege eines militärischen Protektorats über Genua die Verfügbarkeit über eine große Flotte erlangen. Auch ging es immerhin noch *über* die Usancen christlicher Regierungen hinaus, wenn sogar das *Ober*kommando über die türkische Flotte einem ausländischen Potentaten wie dem berüchtigten algerischen Korsarenfürsten Barbarossa überlassen werden musste. Wenn der türkische Sultan bei den Eroberungszügen zu Land seinen christlichen Gegnern dadurch überlegen war, dass er sich auf eine ständige Infanterie verlassen konnte, so war das Verhältnis bei den Kämpfen zur See gerade umgekehrt. Hier konnten wenigstens *einige* christliche Staaten dem Großtürken eigene Flotten entgegenstellen, während der Sultan von ausländischen Mietlingen abhängig war. Es ist wohl nur diesem Umstande zuzuschreiben, dass die Republik Venedig trotz der Inferiorität ihrer militärischen Machtmittel mehrere Jahrhunderte lang den Türken den Besitz Moreas und des dalmatinischen Küstenlands hat streitig machen können.

Man kann noch weiter gehen und behaupten, dass neben der mangelhaften artilleristischen Ausrüstung die Schwäche der

Türken zur See schließlich allein Europa davor bewahrt hat, den öfter befürchteten Existenzkampf mit der Türkei aufnehmen zu müssen. Es ist gewiss nur der geringen Leistungsfähigkeit der türkischen Flotte zuzuschreiben, wenn der häufig prophezeite türkische Eroberungszug nach Italien nie über bescheidene Versuche hinausgekommen ist. Es war der begreifliche Wunsch der Türken, das Land in ihren Besitz zu bringen, in dem sich der Sitz des christlichen Kalifen befand. Jeder neue Sultan rief, wenn die feierliche Zeremonie der Säbelumgürtung vorbei war, den Janitscharen die Worte zu! „Wir sehen uns wieder beim roten Apfel", was die türkische Bezeichnung für die Stadt Rom war. Aber die Sultane wussten viel zu gut, wie wenig ihre Flotte für eine solche Expedition vorbereitet war, als dass die ewige Stadt je vor einem Angriff der Janitscharen hätte zittern müssen.

Aus diesem Grunde haben die Türken ihre Ausdehnungspolitik auch viel mehr nach Osten und Süden als nach Westen orientiert. Nur die Phantasie der europäischen Volksmassen bildete sich ein, dass der Sultan von Konstantinopel Tag und Nacht auf die Unterwerfung der Christenheit sinne. In Wirklichkeit haben die Feldzüge gegen Venedig und Ungarn nur einen geringen Teil der türkischen auswärtigen Politik in Anspruch genommen, und viel ausgedehnter als die Gebiete, die den Osmanen in Europa zufielen, waren die Eroberungen, die in Syrien und Persien, in Ägypten und Tripolis gemacht wurden. In diesen Gegenden, in denen ihnen keine modern ausgerüstete europäische Macht gegenüberstand, haben die Türken die gewaltigen Erfolge errungen, die ihr Reich zur ersten Großmacht der Zeit erhoben haben.

Die türkische Regierung wusste also wohl, warum sie ihre ganze Kraft auf die Landarmee konzentrierte. Es bleibt nun nur noch die Frage zu beantworten, auf welche Weise sie die *Mittel für den Unterhalt ihrer Infanterie* aufbrachte.

Wir bekommen dabei ein Meisterstück türkischer Staatskunst und Ausnützungspolitik zu sehen. Das osmanische Herrschervolk hat es ebenso gut verstanden, seinen Untertanen das Gut wie das Blut zum Ersatz für die eigene Untätigkeit abzunehmen.

Am wichtigsten waren die finanziellen Leistungen der *Griechen.*

Es gehört zu den Fables convenues der modernen öffentlichen Meinung, dass die Griechen der Neuzeit keine anderen Tugenden als die eines Krämervolkes besäßen. Dieselben Europäer, welche die zu einem guten Teile griechischen oder von Griechen abstammenden türkischen Beamten und Soldaten als Muster türkischer Vornehmheit und politischer Weisheit preisen, dem Islam also eine beinahe magische Umwandlungskraft zutrauen, — dieselben Europäer können sich in Herabsetzung der griechischen Nation nicht genug tun. Es ist nun hier nicht der Ort, auf eine Diskussion über den Charakter der modernen Griechen einzutreten; wohl aber muss vom historischen Standpunkt aus betont werden, dass gerade die abstoßenden Züge, die man mit Recht oder Unrecht den Griechen der Neuzeit vorwirft, als eine natürliche Folge der türkischen Oberherrschaft bezeichnet werden müssen. Die Griechen wurden durch die türkische Eroberung in eine ganz ähnliche Lage gedrängt wie die Juden im christlichen Europa des Mittelalters. Der Grieche war, wenn er Christ bleiben und sich nicht der kirchlichen Karriere widmen wollte, von jeder anderen als einer erwerbenden Tätigkeit ausgeschlossen. Es stand ihm in diesem Falle keine Stelle im Staat, in der Armee, in der offiziell gepflegten Wissenschaft offen. Wer vorwärts kommen wollte, sah sich allein auf den Handel angewiesen. Anderseits wurde dank der Vorurteilslosigkeit, mit der die türkische Regierung Renegaten behandelte und mit Rücksicht auf die numerische Schwäche der türkischen Bevölkerung behandeln *musste*, dem Griechentum durch Bekehrungen zum Islam beständig von seinen besten Kräften entzogen. Während die staatliche Aushebung zu dem Janitscharenkorps der griechischen Landbevölkerung den kräftigsten Teil ihres Nachwuchses raubte, nahmen die Ehrenstellen und finanziellen Vorteile, die den zum Muhamedanismus Übertretenden erwarteten, den wohlhabenden städtischen Schichten fortwährend einen Teil ihrer strebsamen, politisch oder militärisch begabten jungen Generation weg. Es ist nicht merkwürdig, dass die Griechen unter diesen Umständen in der Hauptsache zu einem Krämervolk geworden sind; es ist im Gegenteil erstaunlich, dass die griechische Nation trotz dieses ununterbrochenen Aderlasses die Lebenskraft bewahrt hat, von der die letzten hundert Jahre in so glänzender Weise Zeugnis ablegen.

Diese Umbildung der Griechen ist ferner dadurch befördert worden, dass die türkische Herrschaft die Handelstätigkeit der Griechen sehr wirksam unterstützt hat. Die Griechen genossen dank der osmanischen Militärmacht wieder den Schutz eines starken Staatswesens. Die türkischen Beamten mochten im einzelnen noch so oft erpresserisch gegen die christlichen Untertanen vorgehen; die türkische Verwaltung als solche hat sich in ihrer guten Zeit nie dem Gedanken verschlossen, dass nur unfähige Staatsmänner die Henne schlachten, die die goldenen Eier legt. Da der regelmäßige Betrieb des Staatshaushaltes vor allem auf den Steuern und Zöllen der Griechen beruhte, so hatte die Pforte einen unmittelbaren Vorteil daran, den griechischen Kaufmann zu begünstigen. Vorzugszölle schützten ihn gegen seinen gefährlichsten Konkurrenten, den italienischen Geschäftsmann; der Ausländer hatte in der Türkei bis zum vierfachen der Taxe zu bezahlen, die dem Griechen für Ein- und Ausfuhr der Waren auferlegt war. Dazu kam die relativ große Sicherheit des Verkehrs, die durch die Vereinigung großer Landstriche in *eine* Hand herbeigeführt worden war und die sich vorteilhaft von der Kleinstaaterei der späteren byzantinischen Zeit unterschied, und der Schutz, den die türkische Flagge den griechischen Handelsschiffen verlieh. Der griechische Kaufmann in Konstantinopel, Saloniki und Smyrna, der zu byzantinischen Zeit von Venezianern, Genuesen und Pisanern an die Wand gedrückt worden war, konnte unter der osmanischen Herrschaft sein Haupt wieder erheben. Der Verkehr war in den griechischen Häfen so belebt, wie es seit vier Jahrhunderten nicht mehr der Fall gewesen war. Die Kaufleute des Abendlandes haben seit der Türkenherrschaft nie mehr die dominierende Stellung in der Levante einnehmen können, die die Italiener im Mittelalter besaßen.

Neben den Abgaben der Griechen bildete den wichtigsten Einnahmeposten im türkischen Budget die Steuersumme, die von der *jüdischen* Bevölkerung abgeliefert wurde. Auch hiebei darf man den Türken nicht nur das Verdienst zuschreiben, dass sie es verstanden haben, ihre Untertanen besonders raffiniert auszuplündern. Man wird im Gegenteil ihnen nachrühmen müssen, dass sie zum Unterschied von den christlichen Fürsten der Zeit ihre Juden mit kluger, staatsmännischer Milde geschröpft haben.

Die überlieferte Toleranz des Islam vereinigte sich mit nüchternen finanziellen Erwägungen. Weil die türkische Regierung die Juden besser behandelte als es die christlichen Mächte taten, wurde ihr Reich zur Zeit seiner höchsten Machtentfaltung ganz eigentlich zum Zufluchtsort der in den christlichen Ländern verfolgten wohlhabenden Israeliten. Die reichen und arbeitsamen Juden, die in Spanien von Königtum und Inquisition vertrieben wurden, flüchteten in Massen nach der Türkei. Gegen 30 bis 40 000 Juden aus Spanien sollen sich damals in Konstantinopel und 15 bis 20 000 in Saloniki niedergelassen haben. Der türkische Staat hat dabei sicherlich kein schlechtes Geschäft gemacht. Schon christliche Zeitgenossen haben sich in diesem Sinne ausgesprochen und sogar behauptet, der Sultan habe die jüdische Einwanderung geradezu begünstigt; es wird erzählt, er habe die spanische Regierung verlacht, die durch die Ausweisung dieser wertvollen Untertanen ihr Land schwer geschädigt habe. Die Erzählung wird kaum historisch sein; aber sie dürfte beweisen, dass bereits damals christliche Staatsmänner die türkische Toleranz als eine der Quellen betrachtet haben, aus denen der türkische Staatsschatz gespeist wurde.

Natürlich erhob die türkische Regierung noch andere Abgaben neben denen, die von Griechen und Juden gezahlt wurden. Aber es kann trotzdem kaum bezweifelt werden, dass die Steuern dieser beiden Völkerschaften den größten und sichersten Teil der türkischen Staatseinnahmen bildeten und dass es vor allem der griechischen und jüdischen Erwerbstätigkeit zuzuschreiben ist, wenn der Sultan für den reichsten Fürsten Europas galt und sein Einkommen das Karls V., der sich doch auf die handeltreibenden Niederlande stützen konnte, um das doppelte übertroffen haben soll. Diese nie versagende Geldquelle hat aber dem Janitscharenkorps die sichere finanzielle Basis geschaffen, die den Söldnerarmeen der christlichen Staaten in der Regel abging.

Im übrigen darf man die Toleranz der Türken nicht überschätzen oder an modernen Zuständen messen. Wenn Griechen und Juden das türkische Regiment dem christlichen vorzogen, so beweist dies mehr *gegen* die damaligen christlichen Staaten als *für* die türkische Verwaltung. Die andersgläubige Bevölkerung, also vor allem die Mitglieder der griechisch-orthodoxen Kirche, wur-

den in der Türkei kaum besser behandelt als bei uns im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Juden. Sie wurden geduldet, aber verachtet und zum Teil auf skurrile Weise ausgenutzt. Er erinnert an Anekdoten, die von aufgeklärten Despoten im Verkehr mit jüdischen Untertanen erzählt werden, wenn man liest, dass der Patriarch von Konstantinopel verpflichtet war, die — echten oder falschen — christlichen Reliquen um hohen Preis zu kaufen, die der Sultan von seinen Kriegszügen mitzubringen die Gnade hatte. Es war den Griechen verboten, Pferde zu halten, die mehr als vier Dukaten Wert hatten; vor jedem Muslim mussten sie absteigen und es kam dabei vor, dass ihnen der Muslim das Pferd einfach fortnahm. Wer als Grieche auf einem Maulesel ritt, um dieser Unannehmlichkeit zu entgehen, durfte von türkischen Straßenjungen ungestraft mit Steinwürfen und Schmähworten verfolgt werden. Wenn im Hause eines Christen Feuer ausbrach, wurde der unglückliche Geschädigte noch mit einer horrenden Geldstrafe belegt. Aber so sehr Griechen und Juden auch unter den Maßregeln der türkischen Behörden zu leiden hatten, — wie wenig hatte dies doch zu bedeuten, wenn sie an die Verfolgungen und Bedrückungen dachten, die ihrer in christlichen Ländern gewartet hätten! In der Türkei gab es weder Zwangsbekehrungen noch Inquisitionsgerichte noch offiziell geduldete Pogroms, weder Hexenprozesse noch Ketzerverbrennungen.

Das Leben und Treiben war in der Türkei im übrigen von dem in den christlichen Staaten nicht so verschieden, wie Unkundige meinen könnten. Vieles von dem, was die Gegenwart als spezifisch türkisch empfindet, war damals in den christlichen Staaten ebenso zu finden. Der Begriff der *orientalischen Türkei* existierte damals noch nicht. Leben und Verkehr wickelten sich in der Türkei nicht in langsamerem Tempo ab als in Europa. Die Rechtspflege war in der Türkei nicht grausamer; sie zeichnete sich nur zu ihrem Vorteil durch ein rascheres Verfahren aus. Die Anzahl der Sklaven war kaum größer als in andern südeuropäischen Ländern. Das theologisch gebundene Unterrichtswesen und die Geltung des heiligen Rechts im Staatsleben der Türken hatte seine genauen Analogien im damaligen Europa. Die türkischen Hochschulen glichen ihrem Studienbetrieb und

ihrer Methode nach den europäischen Universitäten wie ein Ei dem anderen. Der einzige tiefer greifende Unterschied dürfte in dem Institut der Polygamie zu finden sein. Und auch den darf man nicht überschätzen. Der Moslem aus dem Volk begnügte sich schon damals meist mit *einer* Frau und die vornehmen Kreise in Europa huldigten in der Praxis kaum weniger der Polygamie als die türkischen Sultane und Wesiere. Sie gingen nur etwas weniger offen vor.

Vergleicht man mit dem soldatisch einfachen Zuschnitt des konstantinopolitanischen Hofhaltes die Zustände im damaligen Frankreich, wo der ganze Hof Franz I. kaum etwas anderes als *ein* illegitimer Harem war, so werden auch geschworene Vorkämpfer der Monogamie nicht ohne weiteres den Hang zur Üppigkeit bei dem orientalischen Volke stärker ausgeprägt finden. Auch darf in diesem Zusammenhange darauf hingewiesen werden, dass manche wenig erbauliche Affären der damaligen Christenheit wie die chronischen Ehescheidungen des Königs Heinrichs VIII. und die Doppelehe des hessischen Landgrafen vermieden worden wären, wenn die christlichen Fürsten ebenso wie ihr Kollege in Konstantinopel das Recht gehabt hätten, mehrere Frauen in ihrem Serail zu vereinigen, anstatt im Falle der Absetzung einer Sultanin zu dem umständlichen Mittel einer Hinrichtung greifen zu müssen.

Ich denke, die am Anfange aufgeworfene Frage lässt sich nach allem, was seither ausgeführt worden ist, leicht beantworten. Das Volk war sicherlich im Irrtum, wenn es die Existenz der Christenheit durch den Großtürken bedroht glaubte. Auf der anderen Seite aber waren seine Proteste gegen die Uneinigkeit der Mächte durchaus am Platze. Es lag nur an den Streitigkeiten der europäischen Großstaaten, wenn der türkische Sultan die Fortschritte machen konnte, die der Christenheit einen bedeutenden Teil ihres Gebietes kosteten. Die temperamentvollen Strophen, mit denen Ariost im *Rasenden Roland* zur gemeinsamen Vertreibung der Türken aus Europa auffordert, waren ebenso berechtigt wie sie ungehört verhallten.

Der Fall des türkischen Reiches ist daher weniger von Europa, als von innen gekommen. Es hat sich dort ereignet, was in militaristischen Staaten gerne einzutreffen pflegt: die Armee, von

der der Staat abhing, hat sich schließlich allmächtig gemacht und alle Gewalt an sich gezogen. Die Janitscharen haben wie die Prätorianer im alten Rom ihrem Kaiser die Herrschaft aus den Händen genommen, und was dem Staate dienen sollte, hat den Staat egoistischen Tendenzen zuliebe vernichtet. Palastrevolution folgte auf Palastrevolution, bis zuletzt der Großwesier zu einer Kreatur des allmächtigen Korps wurde. Das türkische Regime hatte von jeher auf einer seltenen Personalunion beruht. Es setzte voraus, dass der oberste Regent zugleich auch der höchste General sein konnte. Diese Bedingung konnte in der Türkei besser erfüllt werden als anderswo, weil eine Erblichkeit der Krone in dem schematischen Sinne der modernen Zeit nicht existierte. Aber sie schuf doch schwierige Situationen und sobald es einem Intriganten gelang, einen schwachen, das heißt einen militärisch unbegabten Herrscher auf den Thron zu setzen, so war das Unglück da. Zwischen legitimer und militärischer Macht brach ein Konflikt aus, der zur Anarchie führen musste. Dies vor allem, noch mehr als das Erstarken der europäischen Staaten, hat schließlich das türkische Reich in die Defensive gedrängt, in der es sich seit mehr als hundert Jahren befindet.

ZÜRICH E. FUETER

□□□

Wie könnte ich, für den es einzig auf Kultur oder Barbareien ankommt, wie könnte ich eine Nation hassen (die französische) die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Kultur verdanke!

Zu Eckermann GOETHE

*

Die natürlichen Gesetze werden wir nimmer einschränken, mögen sie uns noch so unbequem sein; aber es liegt doch ein Wertmesser in der edlern oder unedleren Haltung mit der wir ihre Schicksalsverkettung verfolgen.

Renaissance W. PATER

□□□

GRUNDBEGRIFFE DER WANDMALEREI

Die Wandmalerei hatte von jeher im Norden einen schweren Stand. Von Italien, wo sie am längsten und eifrigsten gepflegt worden war, holte man sich Anschauung und Begriff ihrer Formen und Zwecke. Aber der Bereich ihrer Möglichkeiten war eingeschränkt, seit die Renaissancetheorie und die glänzende Entfaltung namentlich der vatikanischen Kunst feste Grenzen für ihre Normen aufgestellt hatte. Man vergaß, dass gerade die Raffaelsche Praxis nur einen Teil der Prinzipien, die für ihr Wesen gelten, befolgt hat und dass durch sie im Grunde nur die Lösung eines einseitigen Gedankens gebracht wurde. Ein großer, weiter Bereich ihrer Kunst war durch die römischen Werke der großen Meister ausgeschaltet und verbannt.

Laienwelt und Kritik leben aber bis heutigen Tages von der Kenntnis und Bewunderung nur dieses einen glänzenden Kapitels. Alles andere ist kaum erkannt und nur wenig in die lebendige Vorstellung eingedrungen.

Deshalb sei versucht, hier den Grundbegriffen nachzugehen und das Doppelreich der Monumentalmalerei auch in dem fast vergessenen Teil des Flachstiles zurückzugewinnen.

Die Wandmalerei ist Wandschmuck. Es ist für unsere Betrachtung ganz gleichgültig, ob dieser Schmuck in Frescotechnik, Mosaik, Plattenbelag, in gewirkten Teppichen oder sonst einer zeichnerischen und malerischen Form erfolgt, wenn wir auch hauptsächlich die Malerei auf nassem Kalkbewurf im Auge behalten werden.

Immer aber hängt der Wandschmuck, wie das Wort richtig bezeichnet, von der Wandfläche der Mauer ab. Diese ist entweder ein Teil der raumumschließenden Mauer beim Innenraum oder die Außenfläche eines raumgestaltenden Bauwerkes beim Außenbau. Auf jeden Fall gehört die Mauerfläche als Raumgrenze zum Raum selbst, mag er nun ein künstlich geschaffener Innenraum sein oder der allgemeine Raum, gegen den sich das Bauwerk mit seiner plastischen Form abhebt und isoliert.

Das Wandgemälde ist also auf die Wand aufgetragen und bildet einen integrierenden Teil ihrer Erscheinung, wobei der konstruktive Zweck der Mauer einstweilen außer Betracht bleiben soll. Die Hauptsache ist, dass die Mauerebene die erste Daseinsbedingung und den materiellen Grund des Wandgemäldes bildet.

Nun ist der Zweck der Mauer ein doppelter: einmal der der Raumumfassung, wobei sie die äußere Form, gleichsam die Haut des Mauerkörpers bildet.

Dann aber ist sie der stützende und tragende Teil der auflagernden Deckenkonstruktion, also des Balken- und Sparrenwerkes für ein Dach oder der Träger einer Flachdecke oder eines Gewölbes.

Aus diesem konstruktiven Zweck der Mauer ergeben sich zwei Richtungsmomente für die Kräfte, die die Ausdehnung der Fläche bezeichnen und die Wirkungslinien der statischen und mechanischen Kräfte: die horizontale Breitenrichtung und die vertikale Höhenrichtung.

Die künstlerische Logik wird daher auf diese Funktion der Kräfte auch bei der illusionären Aufgabe der Wandbemalung oder -Bekleidung Rücksicht nehmen müssen, wenn nicht ein besonderer Dispens vorliegt.

Es ist der natürliche Zwang zur Flächengestaltung und Flächenbewahrung, der sich aus dieser primären Aufgabe der Mauer- und Wandbemalung ergibt. Da die Flächenbegrenzung der Mauer nichts anderes ist als eine Ebene, so hat die Wandmalerei nichts anderes zu erfüllen als den konstruktiven Zweck der Mauer in dem Charakter ihrer Malereien festzuhalten. Der Sprachgebrauch selbst erkennt diesen ursprünglichen Zweck an, indem er den einfachen Überzug der Mauer mit einer einzigen Farbe oder Tünche und die lediglich dekorativen Verzierungen der Wand durch Ornamente als „Flachmalerei" bezeichnet.

Es ist selbstverständlich, dass die gestaltende Kunst bei dieser einfarbigen, monotonen und gleichmäßigen Übermalung nicht beharren kann, sondern dazu übergeht, sowohl die Richtungsmomente der Höhe und Breite zu markieren als auch das Auf und Nieder des Kräftespiels im Sinne der stützenden und lastenden Funktionen wie das Weite und Breite der fortlaufenden Wandfläche zum Ausdruck zu bringen. Dabei kommt es nicht darauf an, ob das ge-

schieht in der Form der Abstraktion durch Ornamente, die sich in der Vertikale und Horizontale bewegen, oder durch symbolisierende Verkörperungen wie der Säule oder der Karyatide, die sich recken und strecken. Wie dem auch sei, so berührt die Wandmalerei mit diesem Anfang ihrer Aufgabe den Formenschatz der Architektur und wird wohl auch gelegentlich von ihm Entlehnungen machen oder ihn ausbeuten.

Für unsere Betrachtung ist es wichtig, das Eine festzustellen: dass nämlich in dieser primären Sphäre der Flachcharakter, der sich aus der Mauerstruktur ergibt, wirksam bleibt auch für die Wandbemalung. Selbst wenn sie also körperliche und räumliche Gebilde darstellt, wie Stämme, Säulen oder sonst irgend welche Träger- und Stützenformen, so wird der optische Eindruck des Flächenhaften darin doch immer obwalten müssen.

Der Flachcharakter ist zwar ein abgeleitetes Prinzip; aber er hat, einmal angenommen, bindende Kraft für die ganze Welt, die auf der Wandfläche unter dem Pinsel des Malers entsteht. Figuren und Tiere und alles Sachliche und Dingliche, ebenso alles Landschaftliche und Räumliche unterliegt ihm. Er ist ein Tyrann. Er hat aber auch schöpferische Kräfte eigner Art. Wenn er auch alle Erscheinungen der Frische und Unmittelbarkeit des Lebens beraubt, verleiht er ihnen dafür eine Kraft und Allgemeingültigkeit, die ein überindividuelles Dasein zur Folge hat. In gewissem Sinne schließt er den Individualismus aus. Er nähert alles Lebendige dem Schemen. Ebensoviel als er der Körperlichkeit nimmt, legt er der linearen Kontur zu. Der Umriss spricht fast allein. Aber da alle Umrisszeichnung eine Tendenz zur Abstraktion hat, so ist es nur folgerichtig, wenn sie dem natürlichen Eindruck immer mehr entzogen wird und einer eigenen, gleichsam übersinnlichen Rechnung unterliegt. Um ihrer selber willen erhält die Linie als schemenhafte Kontur ein Eigenleben, das in der abstrakten Region bleibt und an das natürliche Urbild eine immer schwächere Erinnerung bewahrt. Sie kann stilisiert werden wie ein Ornament, wenn der Maler beherzt genug ist, um einer begrifflichen Klarheit willen abstrakt zu bleiben und Sinn und Wesen seiner Darstellung auf den gedanklichen Kern zurückzuführen. Auch die Abstraktion ist eine Leidenschaft, die schließlich alles Leben tötet und alles Geschehen leugnet. Aus den Flächenkräften der

Wanddarstellung gewinnt sie den Vorrat von Ausdrucksmitteln, dessen sie bedarf, um begrifflich eindringlich zu wirken. Sie lebt in dem Hadesbereich, wo alles, was erscheint, unter der Schwelle des Natürlichen bleibt, aber alles, was gedacht und abgeklärt ist, über der zeitlichen Bedeutung des Einzelfalles steht. Sie ist der Vampyr, der dem Lebendigen Blut und Seele aussaugt. Aber die Auferstehung, die unmittelbar folgt, trägt das Moment der Ewigkeit in sich, weil das Zufällige, Momentane und Persönliche wie ein Niederschlag verloren gegangen ist. Es bleibt nur eine Formel übrig, die die gesamte Potenz der Willens- und Seelenkräfte ausdrückt. Das Scheinleben dieser zweidimensionalen Existenz ist doch kein ohnmächtiges Schattenbild.

Das Flächenprinzip ergibt sich aber auch als eine natürliche Folge nicht bloß der Mauer, sondern des Raumes, dessen Hülle und Begrenzung sie ist und dem sie daher erst Form und Gestalt gibt. Denn der Raum gewinnt erst Körper nicht durch eine organische Entwicklung von innen heraus, sondern durch eine Abgrenzung von außen her. Freilich ist es ebenso klar, dass der Raum als eine geformte Einzelexistenz nur begriffen werden kann von innen heraus, niemals von außen. Es ist gleichsam ein kristallinisches Gebilde, dessen Wesen und Gestalt sich nur dem Blick vom Mittelpunkt aus erschließt, obgleich es als plastischer Körper und begrenzte Form ein Ding im allgemeinen Raume ist und daher auch durch seine Außenform Gestalt und Bedeutung hat. Es gibt also für die Wandbemalung außer der Höhen- und Breitenrichtung noch ein drittes Richtungsmoment von einem optischen und funktionellen Werte, das seinerseits ebenfalls wirksam ist in dem Kräftespiel, aus dem sich der Funktionenkomplex der Wand zusammensetzt. Dieses dritte Moment ist die Beziehung zu dem Raum selbst, eine Relation nach innen, gleichsam auf den wirklichen oder gedachten Mittelpunkt des Raumes hin, wobei gleich gesagt sei, dass dieses Richtungsmoment, das aus den gegenseitig sich bedingenden Höhen- und Breitenrelationen der Ebene heraustritt und die Tiefenbewegung anschlägt, durch die Wandebene in seiner Bewegung nicht aufgehalten zu werden braucht, infolgedessen ebensogut diesseits wie jenseits derselben Spielraum hat und denselben ausnützen kann. Es ist das eigentliche Moment der Unendlichkeit. Denn während die Wandfläche durch ihre

Begrenzung als Mauer auch die Höhen- und Breitenrichtung der Bemalung begrenzt, kann für die Tiefenbewegung keine Begrenzung gedacht werden, wenn nur der Raum hinter der Mauer durch die illusionistischen Mittel der Perspektive ins Ewigferne erweitert wird.

Aber der von den Mauern umfasste und durch sie gebildete Raumkörper, also seine architektonische Form, bestimmt selbst über die Raumgrenzen hinaus die Bewegung der Tiefenachse.

Es ist nämlich leicht einzusehen, dass immer dann, wenn das Raumgebilde als solches in seiner klaren Begrenzung und scharf abgesetzten Form der Hauptwert in der künstlerischen Rechnung ist, wie etwa bei den Innenräumen der antiken Tempel und Basiliken, die Wandbemalung die Grenzwerte um so schärfer betonen muss und den Flachcharakter um so strenger bewahren wird. Wenn aber durch weite Raumfluchten und unbestimmte Perspektiven der gestaltete Raum sich annähert der Unendlichkeit und Unbestimmtheit des allgemeinen Raumes, wie bei den Raumgestaltungen des Barock, dann ist auch die Wandmalerei der Verpflichtung enthoben, klare und nicht durchbrochene Grenzen zu schaffen; sie kann dann den Bewegungsdrang in die Tiefe, der häufig genug schon durch die Architektur, durch Säulenstellungen, Wandvertiefungen und raumüberhöhende Mittel sein Genüge findet, sich voll ausleben lassen. Sie ist alsdann völlig frei, die Illusion so weit zu treiben, dass sie den Raum diesseits und jenseits der Wand, also Innen- und Außenraum — von denen der erste architektonisch real, der zweite nur illusionistisch vorhanden ist — in Eins verbindet. Sie kann die Ebene der Wandfläche wegmalen; sie vollzieht damit einen in der Kunst immer wiederkehrenden Prozess der optischen Täuschung, indem sie die Materialität der Mauer- und Wandfläche durch die malerischen Mittel der Perspektive und Illusion verschleiert und wie auf der Bühne den wirklichen Raum nach allen Seiten hin erweitert, wobei es ihr überlassen bleibt, die Übergänge und Grenzen zwischen Raumkern und Raumferne in jedem beliebigen Grade der Deutlichkeit zu behandeln.

Es sind also zwei wesentlich verschiedene Prinzipien, die die Wandmalerei beherrschen: das erste ist bestimmt durch die Flächenkräfte, die die konstitutiven Elemente der Ebene sind und

einen konservativen Charakter haben, da sie den Pragmatismus der architektonischen Raumgrenzen durch ihre realen oder symbolischen Darstellungsmittel zum Ausdruck bringen. Wir wollen es das Stabilitätsprinzip nennen. Es ist ein konstantes Prinzip.

Das andere ist bestimmt durch das Richtungsmoment der Tiefe, sowohl zum Raumkern hin, als von ihm weg. In dieser schwankenden, unbestimmten und nicht einmal bestimmbaren Begrenzung liegt das Moment der Bewegung. Alle Beziehungen der Aufmerksamkeit und des Interesses werden von dem Raumkern bis zu der begrenzenden Wandfläche oder darüber hinaus in die Tiefe gezogen. Das Stabilitätsprinzip ist damit durchbrochen.

Man kann sich den Raum aus lauter Schichten zusammengesetzt denken, die eine hinter der andern in unendlicher Folge. Durch das Stabilitätsprinzip wird eine von diesen Schichten materialisiert und optisch fassbar; alle Schichten davor und dahinter sind dadurch ausgeschlossen. Anders bei der Tiefenbewegung des zweiten Prinzipes. Durch die Raumerweiterung diesseits und jenseits der Stabilitätsschicht werden alle übrigen Schichten, so weit die Tiefenachse reicht, in die malerische Rechnung mit hineingezogen. Je nach der Form der Raumerweiterung kann die optisch festgelegte Schichtenfolge verschiedenartig abgestuft sein, ihre Mächtigkeit ist eine relative. Man kann bei ihr Vorder-, Mittel- und Hinterbühne unterscheiden, wenn es sich um architektonische oder landschaftliche Prospekte handelt; schließlich folgen die Ausblicke ins Unbegrenzte, auf Ebene, Meer und Himmel weit hinaus. Diese Folge von Schichten, die man übrigens gewöhnlich gleichsam im Grundriss betrachtet und als Vorder-, Mittel- und Hintergrund bezeichnet, kann zwar durch stabile Formen dargestellt werden, durch Architekturglieder oder durch landschaftliche Elemente wie Bäume, Felsen, Berge, schließen aber dennoch das Moment der Ruhe aus, da die vor- oder rückwärts schreitende Aufmerksamkeit in der Tiefe hin- und hergeführt wird. Das Charakteristikum der Bewegung ist für dieses Prinzip das Entscheidende. Wir wollen es daher das Prinzip der Fluktuation nennen. Es ist ein motorisches Prinzip.

Dieses zweite Prinzip hat sich neben der eigentlichen Flächenbemalung der Vertikalwände noch eigens ein Ausdrucksorgan ge-

schaffen in der Kuppel- und Deckenmalerei; und in diesem Bereich ihrer eigensten Aufgabe ein oft sehr lebhaftes Tempo der Bewegung angeschlagen und die Raumerweiterung bis in die Unendlichkeit der Himmelshöhen getrieben. Die motorischen Kräfte der Wandmalerei haben sich dabei zu einer Aktivität außerordentlicher Art entfalten können.

Bisher sind nur die Richtungsmomente der Wandmalerei betrachtet worden. Es blieb dabei außer Betracht, durch welche Formen der Ornamentation architektonischer, figuraler oder räumlicher Art diese Richtungsmomente sich verkörperten und zur Darstellung gelangten. Es gibt aber außer ihnen noch geistige Momente, die die Wandmalerei bestimmen. Jeder architektonisch gestaltete Raum ist nämlich nie inhaltsleer oder geistig tot. Er hat vielmehr, wie schon das Kräftespiel der Funktionen deutlich macht, ein inneres Leben. Er umschließt eine Seele. Wie er nur von innen her fassbar ist in seinem Plan, seinem Bau und all seinen konstitutiven Mitteln und illusionären Wirkungen, so haben auch alle seine Formen, die realen Glieder, wie die Funktionen derselben alle insgesamt eine Beziehung zu dem schöpferischen Bewusstsein, das gleichsam mit dem mathematischen Mittelpunkt oder Wirkungszentrum identisch ist.

Jeder Raum hat seinen praktischen und ästhetischen Zweck nur in Beziehung auf ein Individuum, das in ihm lebt und dessen künstlerische Bewusstseinserweiterung eben der Raum ist. Es ist gleich, ob dieses Individuum ein Einzelwesen oder Kollektivwesen ist, eine Menge, eine Gemeinde oder auch nur eine Idee, etwa das Göttliche ist — die Hauptsache bleibt, dass in diesem geistigen Zentrum sich alle Achsen des architektonischen, des räumlichen und linearen, des perspektivischen und planimetrischen Systems schneiden. Alle Flucht-, Kraft- und Funktionslinien streben darauf zu, wie sie auch davon ausgehen. Am deutlichsten kommt dieser geistige Wirkungsmittelpunkt zur Darstellung in den Zentralbauten, weil er bei ihnen stabil ist. Aber auch bei allen Longitudinalbauten, wo dieses Zentrum sich gleichsam in der Hauptachse fortbewegt und damit die Relationen zu dem Gesamtsystem sich immerfort verschieben, ist doch diese zentrale Geistigkeit die eigentlich raumgestaltende Macht.

Von ihr aus finden Projektionen des Bewusstseins, des Willens der geistigen Haltung, der Zweckbestimmung, der persönlichen Bedeutung, des repräsentativen Anspruches, kurz der gesamten Machtsphäre auf die Wände statt. Form und Inhalt werden nur von hier aus klar, weil sie auf diesem Zentrum beruhen. Alle Energien, die in dem System ausgespielt sind, haben in diesem geistigen Bewusstsein ihren Brennpunkt.

Welcher Art nun auch immer die Formen sein mögen, in denen das Stabilitäts- und das motorische Prinzip der Wandmalerei dargestellt sind, so bekommen sie doch erst ihren Sinn durch dieses dritte Prinzip, das wir das dynamische nennen wollen, denn es begreift die geistige Macht, die den ganzen Organismus beseelt.

In der einfachsten Ornamentation einer Wandfläche ebenso wie in der kühnsten Flächenmalerei einer weiten Perspektive ist das dynamische Prinzip wirksam, freilich auf verschiedene Weise. Es tritt zurück, wenn die Flächenkräfte sich hervordrängen; es wächst mit der Energie des motorischen Prinzips, es triumphiert, wenn die figurale Malerei im Dienste der historischen Verherrlichung oder der gedankenreichen Symbolik und Allegorie den Plan beherrscht. Dann spiegelt sich das Wesen der geistigen Macht, die den Raum bewohnt, in mannigfachen Brechungen und vervielfältigt damit die Idee, die den Raum erfüllt.

Untersuchen wir im Einzelnen das Verhältnis des dynamischen Prinzipes zu den beiden andern, so ergibt sich im Wesentlichen folgendes: die rein architektonischen Grundkräfte der Raumgestaltung, die am wirksamsten in der Raumharmonie des Zentralraumes, wie etwa im Pantheon, erscheinen, sind so überlegen, dass nur die Flächenkräfte sich in ihrem Dienste, freilich auch nur gedämpft, entfalten können. Man kann sagen, dass die kristallinische Raumform mit ihrem Bedürfnis nach harten Grenzen und scharfen Konturen auch das dynamische Prinzip für das figurale Wandbild einengt, wenn nicht völlig ausschließt. Je unumschränkter der Architekt ist und je mehr er auf sich und seine Arbeit hält, desto schwerer hat es das dynamische Prinzip, sich Geltung zu verschaffen. Die Räume, die die dynamischen Kräfte am schönsten haben erblühen sehen, wie die sixtinische Kapelle und die vatikanischen Stanzen, sind räumlich durchaus gleichgültige Werke. Die sixtinische Ka-

pelle ist ein toter Raum voll hochgespannten Lebens. Wände und Decken reden und erzählen von höchsten und letzten Dingen; aber selbst die Kraft Michel Angelos hätte versagen müssen, wenn die Architektonik der Kapelle über diese einfachsten Formen der Maurer- und Zimmermannsleistung auch nur ein Weniges hinausgegangen wäre.

Die dynamischen Kräfte der Ideenmalerei und Gedankenkunst vertragen sich sehr wohl mit den Flächenprinzipien der Stabilität und mit den motorischen Kräften der weitgetriebenen Raumfluchten. Gerade der Flachcharakter in der Wandmalerei, verbunden mit der ornamentalen Rhythmik des Umrisses, hebt die abstrakte Allgemeingültigkeit der Darstellung, wie sie besonders für religiöse Stoffe vom Mittelalter gewählt wurden. Giottos Kunst ist die klar umrissene Flachmalerei, in der sich reine Gedankentiefe und demütige Herzenswärme ohne Verlust an Kraft und Bedeutung einer naturfremden Abstraktion der Wirklichkeit unterordnen. In ihr waltet eine metaphysische Eindringlichkeit der Bildwirkung, die die Schwelle der Naturwahrheit kaum berührt. Ihr unerschöpflicher Gehalt an echter und ewiger Wahrheit beruht auf dem Gleichgewicht, das zwischen der weltfernen Deutlichkeit des Natürlichen und der körperlosen Klarheit des Gedanklichen hergestellt ist und in der flachen Räumlichkeit seiner Bilderscheinung wie in einem eigensten Medium erhalten bleibt.

Die Welt der religiösen Kunst hat immer dann, wenn sie die übernatürliche Schlichtheit ihrer Gedanken und Empfindungen darbieten will, sich dieser Urform der Darstellung bedient. Indem sie das Irdische und Reale unter dem Druck der Flächenkräfte auf beinahe symbolische Formen zurückführte, blieb ihr die volle Dynamik zur Verfügung für den hehren Inhalt, den sie offenbarte. Diese Beziehung zwischen Abstraktion und Flächendarstellung ist eine so enge, dass sie sich mit dem Korrelat *Gedankenkunst und Flachmalerei beinahe identifiziert.* Wer in der modernen Kunst die Namen Carstens, Cornelius, Genelli, Puvis de Chavannes, Marées und Hodler mit einander verbindet, wird finden, dass sich in diesen neuesten Beispielen jene alte kunstgeschichtliche Erfahrung, von der eben die Rede war, wiederholt. Die dynamischen Kräfte der geistigen Macht werden die psychische Steigerung in dem ideenerfüllten Raum um so höher

treiben, je mehr die Darstellung unter der natürlichen Schwelle des Plastischen und Räumlichen bleibt. Treten aber alle Ausdrucksformen des Wirklichen an ihre Stelle: die vollrunde Körperlichkeit, die räumliche Tiefe, die perspektivische Illusion — kurz Menschen von Fleisch und Blut auf der Mutter Erde, leibhaftig und seelenstark — dann können nur jene übersinnlichen Mächte der Idealität, wie sie an der volta Ereignis geworden sind, die Abstraktionsfähigkeit der Flächenkräfte entbehrlich machen.

In Verbindung mit den motorischen Kräften der Raumfluchten verfügt das dynamische Prinzip über eine ergiebige Unterstützung zur Steigerung des Illusionismus. Die einfachste Lösung auf diesem Gebiet ist die bühnenmäßige Wirkung des Proszeniums. So sind die quattrocentistischen Wandgemälde von Masaccios Zinsgroschen bis zu Rafaels Schule von Athen durchgeführt.

Unter dem Einfluss der nordischen Interieur-Malerei des Altniederländischen Rahmenbildes nimmt zwar auch das italienische Fresco bei Ghirlandajo und anderen den Charakter der Stubenheimlichkeit an; aber die allgemeine Tendenz führt zur Prachthalle und zur großräumigen Kirchenweite, wobei die Renaissancearchitektur in der Wandmalerei Triumphe vorwegnimmt, die ihr in Wirklichkeit noch vorenthalten waren. Aber selbst die Fernbilder hoher Kircheninterieurs genügen nicht dem Tiefenzwang, so dass meist noch Durchblicke in den offnen Himmel als letzter Fluchtpunkt sich anschließen.

Eine große Sorge für die Ausstattung der Bühnenszene mit ihren großen Hallen und Säulengängen bildet die Vermittlung zwischen dem gemalten Proszenium und dem wirklichen Innenraum. Im Laufe der Barockkunst schwindet allmählich die Scheu vor groben Täuschungen. Hinter der gemalten Balustrade auf dem Parkprospekt, von dem aus die Sommerlüfte in den Saal zu dringen scheinen, spinnt sich ein gesellschaftliches Leben zwischen den Salongästen hüben und den gemalten Komödianten drüben ungezwungen an. Oder es drängen sich in den Kirchen auf Kuppel- und Deckenprospekten die Wolkenmassen über die Marmorgesimse der Kuppelfassung auf die Altargiebel herab und bilden dann den natürlichen Boden für himmlische Heerscharen, deren Massen bis zum Zenit in unabsehbare Höhe aufsteigen. Die motorische Phantasie kennt keinen Anfang und kein Ende

und verbindet in schrankenloser Folge das Fernste mit der naïven Optik des lebendigen Zuschauers inmitten all der Illusionsmagie. Die Wände fliehen, die Decke hebt sich, Geisterhände reißen die Schranken nieder zwischen diesseits und jenseits. Nachdem erst einmal die gesamte Maschinerie der Erd- und Himmelsbühne in Bewegung geraten ist, setzt nicht selten ein Sturmwehen ein, das Himmelfahrten, Auferstehungen und Krönungsakte zu einem halsbrecherischen Unternehmen macht. Die Dynamik der motorischen Illusion arbeitet vornehmlich gern mit dem Grenzenlosen, auch darin, dass sie ungezählte Figurenmassen auf die Bühne bringt, die schon durch ihre Menge verwirren und in die Vorstellung des Unbegrenzten fortreißen; überall Drang, Flucht, Bewegung, Auflösung im Unendlichen.

Das dynamische Prinzip steht in unmittelbarer Beziehung zum Kulturinhalt der Zeit. Sind die künstlerischen und literarischen Kräfte hoch entwickelt, so kann wohl das gesamte geistige Leben in bedeutsamen Repräsentanten von der Kunst auf *einer* Bühne versammelt werden. Geschichte und Gegenwart, die geistigen, rechtlichen und politischen Grundlagen der Macht können sich als historisch repräsentative Gestalten um die geistige Figur des Stifters stellen, der den künstlerischen Werken durch seinen Befehl Dasein gegeben hat. In den Stanzen wohnt nicht der Mediceer Leo X., sondern das Papsttum der Renaissance. Die Gestalten- und Gedankenwelt der Sixtinischen Decke ist ausgespannt nicht über der Hauskapelle im Vatikan, sondern über dem religiösen Bewusstsein, das sich aus der Verbindung von Humanismus und Christentum gebildet hat. In den Wandgemälden Wilhelm von Kaulbachs spiegelt sich die bürgerliche Bildung des deutschen Volkstums, wobei die Nähe von Universität, Kunstsammlung und Berliner Intelligenz sowohl bei der historischen Weite der Auffassung wie bei der frostigen Pose mitgewirkt haben. In den Malereien Ferdinand Hodlers liegt die dynamische Funktion in der Gemeinsamkeit und Schicksalsnotwendigkeit des Erlebnisses, das die persönliche Einzelexistenz nur als ein paralleles Glied in der Gesamtheit auffasst. Kein Moderner hat so viel Gewalt des Ausdruckes entwickelt als er, indem er mit Hilfe von Symmetrie und Eurhythmie das allgemeine Schicksal als die fortreißende Gewalt schildert, in der das Einzelwesen als Individualität untergeht.

In diesen drei Prinzipien gehen alle Beispiele der Wandmalerei aller Zeiten auf. Es sind damit wie ich glaube, Gesichtspunkte gewonnen, die jedes Denkmal verständlich machen in seinem Verhältnis zu den Grundfragen der Kunst, unabhängig von Schulzusammenhängen, biographischen Voraussetzungen und allgemeinen Kulturströmungen.

BERN ARTUR WEESE

□□□

PERSEPHONE

Holdselige Nymphe, du gleichest den blühenden Blumen
Im rötlichen Lichte der untersinkenden Sonne
Auf den herrlichen Auen der nysischen Gefilde.

Für deine Mutter den duftigsten Strauß zu pflücken,
Brachest du alle die herbstlichen Wiesenblüten
In einem seltsam unwiderstehlichen Drange.

Du wähntest die gelb und lila gefärbten Blumen
In voller Pracht des frühlingartigen Glanzes
Auf grünende Fluren gestreut von der lieblichen Göttin.

Du sogst an den giftigen gilbenden Blütensternen
Und hauchtest tief in die Kelche den reinen Atem,
Geschlossenen Auges in unseligem Wahne.

Du fühltest das Blut in heißen Händen schwellen
Und deine Glieder in fiebrigem Schauer ermatten
Und eine Betäubung den schwächlichen Leib durchdringen.

Langsam, in letzter Erstarrung erbleichte dein Antlitz,
Die gewelkten Narzissen entfielen ins Wasser,
Umschwimmend alsdann die ertrunkene Nymphe.

CASPAR WILLY STREIFF

□□□

HEINRICH FEDERER

Heinrich Federer gehört mit in die erste Linie der Schriftsteller, die das heutige schweizerische Schrifttum charakterisieren. Gerade weil er über das typisch Schweizerische hinauswächst. Wohl wurzelt er fest und unverkennbar in seinem Heimatboden, aber seine Bedeutung und seine Wirkung erstreckt sich weit über die Grenzpfähle. Wir dürfen stolz sein, dass er einer der Unsern ist und dies auch immer wieder betont, aber wir dürfen ihn nicht für uns beanspruchen. Wir haben auch nicht nötig, ihn mit patriotischem Maßstab zu messen, um ihn als einen wackern Mitkämpfer am großen Kulturwerk des deutschen Schrifttums zu lieben und zu rühmen. Seine Meisternovelle *Sisto e Sesto* wiegt eine mehrfache Jahresausbeute des ganzen deutschen Büchermarktes auf, und wir müssen schon auf Mörikes *Mozarts Reise nach Prag* zurückgreifen, um dem schmalen Bändchen ein Werk von ebenso fein ziselierter liebenswürdiger Kunst an die Seite zu stellen. Es ist unstreitig das Beste, was Federer bisher geschrieben hat und charakterisiert seine künstlerische Eigenart wohl am treffendsten: sein außerordentlich fein kultiviertes Sprach- und Stilgefühl, sein warmes, aller Kreatur entgegenschlagendes Herz, seine durch innere Kämpfe geläuterte Weltanschauung, seinen goldenen Humor, diese feinste Blüte inneren Reichtums.

Gleich das erste Buch, mit dem Federer spät erst hervortrat, seine *Lachweilergeschichten,* ließen alle diese Vorzüge erkennen und wiesen ihm den Platz an, den andere schwer erkämpfen müssen und den er seitdem so unbestritten sich zu behaupten wusste. Es sind nur einige kleine Erzählungen, nicht alle gleichwertig, nicht alle einwandfrei, nicht außerordentlich, nicht verblüffend, aber überzeugend. Man las aus dem Buch heraus die liebenswerten und sympathischen Züge eines Mannes, der uns einlud, in seinen wohlbestellten Garten einzutreten. Man wusste, hier würde einem keine tropisch überhitzte Treibhausluft engegenschlagen; hier wartete kein wildes Chaos aufgerissenen Bodens, dichten Gestrüpps und sumpfiger Tümpel, aus denen man sich die Blüten zusammensuchen musste. Man würde an sorgsamer Hand auf wohlgepflegten Wegen und weislich angelegten Weglein herumgeführt zwischen den Blumenbeeten und den Heckensträu-

chern. Ein munterer Gärtner hatte hier mit kluger Hand die Farben verteilt, aus reichem Überfluss den kräftigen Samen ausgestreut, hatte da und dort mit der Schere barocke Formen zugestutzt, launige Irrgärtlein angelegt, da und dort auch ragende Schattenbäume gepflanzt, und auf all die Herrlichkeit schien aus heiterem Himmel die wärmende Sonne.

Solche Erwartungen weckten der *Nachtwächter Prometheus*, *Der gestohlene König von Belgien*, und *Die Manöver*. Die nachfolgenden Romane entsprachen ihnen nicht ganz. Man fand darin alle diese Dinge wieder, aber aus einer andern Perspektive geschaut. Der anmutig plaudernde Erzähler wuchs zum ernsten Schilderer. Die kleinen Geschichten, von denen man noch reichen Nachschub erwartete, genügten Federer nicht mehr. Wohl zersprang ihm beim großen Guss mitunter die Form, weder *Berge und Menschen* noch *Pilatus* sind von der einwandfreien, abgerundeten Geschlossenheit, die die kleinen Erzählungen auszeichnet; aber wenn das dem Künstler in vieler Augen vielleicht etwas Abbruch tat, so wuchs dafür der Mensch. Hier offenbarte sich dafür etwas Großes und Ganzes von beneidenswerter innerer Fülle. Man mochte *Pilatus* als Kunstwerk ablehnen, als einen Rückgang zu dem vorangegangenen Roman empfinden; aus beiden trat einem die liebenswürdige, festgegründete Persönlichkeit entgegen. Man mochte mit ihr hadern, man musste sie lieben. Zur Bewunderung zwang dann das kleine Meisterwerk *Sisto e Sesto*. Eine frei schaltende Künstlerphantasie hat hier auf einem historischen Hintergrund ein Kulturbild gezeichnet, mit wenigen meisterhaften Strichen umrissen und mit einer Überfülle feinster Kleinarbeit ausgemalt zu einer überzeugenden Lebendigkeit und Wahrheit, die von einem überragenden Künstlerwillen Zeugnis ablegten. Hätte Federer nur dies eine schmale Bändchen geschrieben, man müsste ihn den Besten zuzählen.

Mit seinem neuesten Buch der *Jungfer Therese* knüpft Federer wieder an seine ersten Erzählungen an. Er nennt das Werk eine *Erzählung aus Lachweiler*. Aber es ist ein neuer, ein anderer Geist, der daraus sprüht. Die Erzählung spielt sich auf dem gleichen liebenswürdig schweizerischen Hintergrund ab wie seine ersten Geschichten. Der Unterton ist der selbe: köstliche Daseinsfreude und goldener Humor; aber sind die Lachweilergeschichten

einer munteren Erzählerfreude entsprungen, so strömt aus der *Jungfer Therese* der schwerere Atem eines Bekenntnisbuches; aus der beruhigenden und wohligen Perspektive einer objektiven Distanz, die mit versöhnendem Lächeln auf durchgerungene Kämpfe zurückschaut. So will und so verlangt es die künstlerische Eigenart Federers. Dass er sich dadurch um die zündende Gewalt bringt, die ein miterlebtes Herzensdrama ausübt, das mag man bedauern; man kann und wird es nicht von ihm verlangen. Federer ist keine Kampfnatur, die einen mit unerbittlicher Konsequenz durchgeführten Tendenzroman als Fehdehandschuh hinwirft. Seine sonnige Daseinsfreude verlangt nach einem Ausgleich mit dem Bestehenden, das Leben und die hehre Natur der Schweizerberge sind zu schön, als dass sich darin nicht sollte zufrieden leben lassen, und so wirft er sein reformatorisches Buch ins Feuer. Man kann dem Verfasser dieses Ausklingen des Buches als schwächliches Paktieren verübeln, man kann aber darin auch einen Ausdruck gesunder bodenständiger Kraft erblicken, je nach dem Standpunkt des Beschauers. Wer selber nicht zum Fanatiker geboren ist, wird sogar Federer beistimmen, wenn er seinen Kaplan, in dem es jugendlich modernistisch gärt, besiegt werden lässt von der derben gesunden Menschlichkeit der Jungfer Therese, die unangefochten von des Gedankens Blässe ihren Weg gradaus geht und dabei einen schlichten, heldenhaften Seelenadel beweist, der das Herz erobert. Man hat das Gefühl, dass sich Federer in diesem Buch eigene innere Kämpfe von der Seele geschrieben habe und liest die Geschichte deshalb mit doppeltem Interesse und Anteil. Dass dabei nicht nur eine objektivierende Distanz, sondern auch die Federer eigenen Einzelschönheiten in kräftigen Vergleichen, klugen Beobachtungen und stimmungssatten Landschaftsschilderungen einen goldenen Schein über die Erzählung breiten, mag ihrer unmittelbaren Wirkung vielleicht etwas Abbruch tun; wir sind dafür dankbar, denn um so reiner weht dafür darin die reine Luft absoluter Kunst. Diese künstlerischen Vorzüge heben das Buch auch aus dem konfessionellen Nährboden in das lichte Reich des künstlerisch Schönen. Die katholische Schweiz hat bisher nur wenige literarische Führer hervorgebracht; um so mehr freut es uns übrige Schweizer, dass sie uns neben Meinrad Lienert noch Heinrich Federer geschenkt hat. HANS BLOESCH

□□□

KIRCHGANG IN ITALIEN

Von GUSTI SCHMIDINGER

Auf einem der tausend Hügel, die das Vorrecht haben, in die toskanische Landschaft hineinzuschauen und eine einzigartige Ansicht tausendmal zu wiederholen, ohne dass sie den Beschauer je ermüdet, steht eine von den vierzehn Kirchen der Markgräfin Mathilde von Tuszien, eines der vierzehn Gebete, die diese glaubensstarke Frau in Stein verewigen ließ. Über die Gründung des Kirchleins geht eine bedeutsame Sage. Als unter inbrünstigen Gebeten der erste Stein in den Grund gesenkt wurde und der Bischof mit dem Weihwasser das Kreuzzeichen darüber machte, wurde ein lautes Seufzen vernehmbar, das sich dreimal wiederholte; dabei hob sich der Stein dreimal ein wenig, genau so, als wäre es eine menschliche Brust gewesen, aus welcher das Seufzen kam. Worauf der Bischof und all die Andächtigen nicht wenig erstaunt und erschrocken gewesen, jener aber bald die Erklärung gefunden hatte: es sei dies das Seufzen eines Vorfahren der frommen Gräfin, einer armen Seele, die durch die gottgefällige Stiftung von ihrer Pein erlöst und in die Versammlung der Seligen berufen worden sei. Diese Deutung fand viel Beifall und die Bewohner des kleinen Dorfes unter dem Hügel schätzten sich glücklich, dass gerade ihre Kirche zu dem Wunder auserkoren worden war.

Es liegt noch heute ein Dorf an der Stelle, obwohl wenig mehr von den alten Mauern übrig geblieben ist. Rings herum sind andre Ortschaften aufgeblüht, der Berg jenseits des Tales ist mit weißen Häusern gesprenkelt und jeder einzelne dieser weißen Punkte entsendet am Sonntag jemand zur Kirche, die noch ebenso licht und einladend ihre Loggien dem Tal entgegenstreckt wie zwei offene Arme: so kommt doch!

Und sie kommen, des Sonntags. Mehrere Herrschaftskutschen von den umliegenden Villen fahren da die gewundene Straße hinauf; die Bauern, die den kürzeren Weg gerade durch das Dorf nehmen, wissen genau, wie viele es sein müssen und wer wegbleibt.

Das Dorf besteht aus einer einzigen steilen Gasse, und aus

den Haustoren zu beiden Seiten strömen die Kirchgänger hier zusammen. Es ist unheimlich, wie viel Seelen ein Haus oder vielmehr eine solche Höhle beherbergen kann. Der Kinder ist kein Ende. Sie wackeln fröhlich mit, hinter den größeren Mädchen drein, die, mit Vorliebe die ganze Breite der Gasse versperrend, zu dritt oder, wo es angeht, zu viert Arm in Arm dahinziehen und beständig vor Lachen zu bersten scheinen. Warum auch sollen sie nicht vergnügt sein in ihrem Sonntagsstaat? Er beschränkt sich ja im Grunde auf sehr wenig; aber desto mehr Aufmerksamkeit wird dem Wenigen geschenkt. Zum Beispiel dem wollenen Halstuch! Diesem Toilettengegenstand, den der Italiener für unentbehrlicher hält als den Handschuh; er trägt das Halstuch schon lange vor Allerheiligen, trotz des prachtvollen Oktoberwetters, und mit fortschreitender Kälte wird der Schal immer breiter, rückt immer höher hinauf, bis das neue Jahr kaum noch die Nasenspitze zu sehen bekommt; im Mai erst wird er wieder abgelegt. Was den Frauen im Sommer der Fächer bedeutet, das ist ihnen im Winter dieser Halsstreifen, zum Kirchgang besonders ganz unentbehrlich. Da bewundert man eine Ausstellung von Farben, wie sie schreiender nicht vorkommen kann: grellrosa, lichtblau, rot und dunkelviolett werden bevorzugt und lassen auch herrliche Kombinationen zu. Wer's hat, schmückt sich außerdem noch mit einem Endchen Band im Haar, das beileibe nicht dazu passen darf, und eines der Mädchen ist sogar glückliche Besitzerin eines Paares knopfloser, weißer Glaceelederschuhe — weiß? tempi passati! Aber sie bilden dennoch den Höhepunkt des Erreichten, den Zielpunkt des Neides und vieler Seufzer und jeder Sonntag sieht sie pünktlich wieder.

Je höher es geht, desto stärker schwillt der Zug an, desto schwieriger wird das Ausweichen. Und auszuweichen gilt es mehr als einmal, wenn die schweren runden Käse in kräftigem Schwung heruntergesaust kommen, mit denen die Burschen oben Diskus werfen, höchst unbekümmert um die Beine ihrer Nebenmenschen. Sie langweilen sich, sie sind schon lange oben. Langsam füllt sich der offene Säulengang, der die Kirche umgibt; es ist ein prächtiger Schutz bei schlechtem Wetter und eine Art Dorfkorso, wo mehr als eine Ehe — ist man doch hier nicht weit vom Himmel — beschlossen worden ist. Die Loggia bildet den Stolz

des Dorfes; man weist sich immer wieder gegenseitig die prachtvolle, alles beherrschende Aussicht, und die Markgräfin hatte auch die Kirche nicht ohne Absicht auf einen Punkt gestellt, wo, wie sie meinte, angesichts von so viel Lieblichkeit der Gottesnatur die guten Absichten des Schöpfers eine besonders eindringliche Sprache zu den Menschen führen müssten und sie günstig stimmen, so dass die Gnade leichter in ihre Herzen Eingang fände.

Die Glocken rufen energisch. Die Messe will beginnen. In der Kirche ist die Teilung in eine Männer- und Frauenseite streng durchgeführt. Die Mädchen haben eine ausgesprochene und begreifliche Vorliebe für das Chor. Um hinauf zu gelangen, muss man durch die Wohnung des Pfarrers gehen und kann sich von den Vorbereitungen für das Sonntagsmahl überzeugen — dann kommt eine dunkle Treppe, auf der man — ganz zufällig natürlich und ein bisschen polternd — hinfällt. Endlich ist man hier der gefährlichen Nähe des Pfarrers entrückt, was zwar der Andacht nicht abträglich, aber auch der Unterhaltung nicht ganz zuträglich ist. Mit einem Wort, das Chor bietet mannigfache Vorteile; unter anderm kann man von dort aus die ganze Kirche übersehen und sich ausrechnen, wie viel der Messner an Stuhlgeldern einnimmt.

Die Stuhlgelder bilden in den unmöblierten italienischen Kirchen eine reiche Einnahmequelle für den Messner. An der Eingangswand unweit der Tür sind die Sitzgelegenheiten übereinander aufgestapelt: eine wahre Stuhlburg. Der Strom der sich von außen herein Ergießenden stößt alsbald auf das wohlvorbereitete Hindernis der Mieter, die sich vor den Stühlen stauen. Der Messner reicht sie gegen zehn Rappen einzeln herunter. Dies gibt natürlich reichlich Anlass zu Verkehrsstörungen, wobei die Leute Zeit haben, sich zu überlegen, ob sie nicht auch einen Stuhl mieten sollen.

Ursprünglich waren die Stühle wohl als ein oder mehrere ruhende Pole in dem heftig kreisenden All der italienischen Kirchen gedacht. Jetzt ist man von dieser Auffassung abgekommen. Nicht jeder Platz ist zur Andacht günstig und infolgedessen arbeiten sich die Stuhlbesitzer, ihre Beute nachschleifend, mit viel Lärm und wenig Rücksicht durch die Menge. Das Geräusch der rückenden und schleifenden Stuhlbeine bildet aber nicht nur so-

zusagen das Introitus der feierlichen Handlung; in der Kirche gibt es kein: „Bitte, die Saaltüren werden geschlossen"; folglich dauert der Stuhlverkauf und ein mehr oder minder lebhafter Verkehr während der ganzen Messe weiter. Der Stuhl unterstützt wirkungsvoll die Orgel, leiht ihr gleichsam seine harmonischen Untertöne und markiert alle Hauptpunkte der heiligen Handlung durch rechtzeitige Platzveränderung und entsprechendes Geräusch. Der Stuhl bildet mit seinem Besitzer ein eigentümliches Doppelwesen, das sich bald zu einander verhält wie Kind und Kindermädchen (er wird nachgeschleift), bald wie Schaukel und Insaße, oder wie Betschemel und Betender, wie Balkonbrüstung und der sich darüber Lehnende, wie Wippbrett und wippende Person, wie Steckenpferd und Reiter und noch eine Reihe anderer Kombinationen — aber nur selten so, wie Stuhl und Mensch sich gewöhnlich zu einander verhalten. Es kommt darauf an, wie er eben gebraucht wird: ob die Person hinter dem Stuhl steht, ein Knie irgenwo auf der Lehne und die Arme oben hin gestützt, wobei der Stuhl in eine schaukelnde Bewegung versetzt wird; oder vor dem Stuhl, der, in dem Fall auf den Vorderbeinen balanzierend, seine Sitzfläche für das Knie hergeben muss, während sich die Lehne den Ellbogen als Stütze darbietet; das klingt sehr kompliziert und ist es auch; genug, es wippt leise auf und ab, aber es erweckt den Eindruck großer Inbrunst. Wenigstens nach vorne hin, denn — derrière moi le déluge! Was macht es aus, ob jemand dahinter durch die wenig anmutende Silhouette des sich herausreckenden Körperteils in seiner Andacht gestört wird? Sie ist für jeden gleich schwierig zu behaupten — sicher schwierig zum Beispiel angesichts der vielen improvisierten Betschemel, auf denen die Frauen mitleidlos dem andächtigen Hintermann ihre Füße ins Gesicht strecken, der zugleich verblüfft auf eine reiche Ausstellung von Unterwäsche blickt — denn die Stühle eignen sich natürlich mit ihrer hohen Sitzfläche ebensowenig zum Knien als ein Betschemel sich zum Sitzen eignen würde. Oder der Stuhl gebärdet sich als Steckenpferd; sein dicker Reiter sitzt rittlings oben, die Beine weit auseinandergespreizt. Diese Stellung ist bei den Männern sehr beliebt.

Der Anfang der Messe wird in ziemlicher Ordnung hinter den Stühlen stehend angehört; nur einige eifrige Seelen knien

schon. Nach dem Evangelium setzt man sich auf kurze Zeit, um schon beim Offertorium den Stuhl schnell wieder um sich herumzuwirbeln. All diese Unruhe und der Umstand, dass die Stühle so selten wirklich als Sitzgelegenheit benützt werden, hat seinen guten Grund. Diese Stühle sind so unbequem, kantig, steil und spitzig, als hätten sie nie an ihre eigentliche Bestimmung gedacht. Die Sitzfläche aus Stroh wird durch die zwei herausragenden Vorderbeine tückisch unterbrochen, so dass der dem menschlichen Behagen zugemessene Teil auf ein unmögliches Minimum beschränkt ist. Wer für dieses Marterwerkzeug noch dazu zehn Rappen bezahlt hat, kann sich darauf den schönsten Aussichten auf sein wohlverdientes Seelenheil hingeben, und es scheint, als habe die Stuhlfabrik, welche die Kirchen Italiens versorgt, mit Bewusstsein auf dieses Endziel hingearbeitet. Wer „Nerven" besitzt, zieht hier den einzigen Vorteil aus seiner sonst wenig beneidenswerten Lage, denn er fühlt nicht nur die Qualen des Sitzens doppelt, sondern das Minus der Lustgefühle, welches das Kratzen und Schleifen der Stuhlbeine bei jeder der oben angeführten Metamorphosen in ihm erregt, muss gerechterweise wieder ein Sündenplus aufheben.

Aus dieser Berechnung wäre vielleicht abzuleiten, dass das italienische Volk mit entsprechend mehr Sicherheit auf sein einstiges Seelenheil rechnen kann als andere Nationen; ist doch seine Andacht allein schon so verdienstvoll! Die, welche darin eine Bevorzugung der Halbinsel erblicken, mögen sich trösten. Die Folgerung stolpert unbedingt über drei verhängnisvolle Fußangeln; sie sind genau in die drei Worte zu fassen: die Orgel — der Halsstreifen oder Fächer, je nach der Jahreszeit — und die Kinder.

Zwischen Orgel und Stühlen besteht ein geheimnisvolles Einverständnis, so nämlich, dass sich, was sonst als Verdienst erscheinen müsste, genau in das Gegenteil verkehrt. Es ist nicht festzustellen, ob dem Organisten im Augenblick, wo er zu spielen beginnt, vielleicht die Tortur auf einem der Stühle so eindringlich vorschwebt, dass er in einer Regung menschlichen Mitleids sich bemüßigt fühlt, die Marter zu versüßen; gewiss ist, dass er sein Talent statt in den Dienst der Erhebung, der Loslösung vom Irdischen, in den Dienst ganz gemeiner Unterhaltungslust stellt.

Der Satan kitzelt ihm die Finger und ein Dreivierteltakt hüpft heraus, stolpert über die widerstrebenden Tasten, fällt, rafft sich wieder auf und rollt weiter — und es wird wahrhaftig ein alter Walzer daraus, ein wenig ungeschickt, ein wenig stößig, und schauerlich falsch; aber hier nimmt man es nicht genau, der Gelenkigkeit der hölzernen Tanzbeine unten ist der Takt immerhin angemessen. Es rückt, es scharrt da unten — es sind nicht mehr die qualvollen Schreie gepeinigter, sich windender Seelen, es ist ein Tanz — es geht im Takt — es kommt Methode in das Rücken, das Scharren — es kommt, wie man zu sagen pflegt, Zug hinein. O weh, der Zug trägt alles Verdienst fort, und Satan kann sich ins Fäustchen lachen, während der Organist zu einem Mozartschen Menuett übergeht. Mag sich der Orgelkünstler in ein paar angstvollen, quiekenden Lauten — die dem gebildeten Zuhörer unwillkürlich das Todesstöhnen des Jochanaan ins Gedächtnis rufen — plötzlich auf die ungeheure Verantwortung besinnen, die er auf sich geladen hat, die Stimmung ist trotzdem hin: wem während des Offertoriums Don Giovanni erschienen ist, dem nützt die Wandlung nicht mehr. Die Wandlung . . .

Der Pfarrer hat das Glockenzeichen abgeschafft, um seine Gemeinde zur Aufmerksamkeit zu zwingen. Er soll es büßen! Satan stellt sich auf den Hebel des Blasebalgs, und maestro Puccini tritt zu dem Organisten, flüstert ihm etwas ins Ohr. Der scheint wie entrückt. Wer — wer hat gesagt, dies sei ein Altar? Flattern dort nicht Kulissen — unterhalten sich dort nicht Pinkerton und Sharpless in angeregtem Wechselgespräch . . .

Und schon ertönt von der Orgel das Zwitschern der Geishas, Madame Butterfly taucht auf, einen Sturm der Bewunderung erregend! Da — eine Verwirrung. Die Wandlung überrascht den Künstler und bringt ihn aus dem Text. Er kann sich nur noch schnell auf den ergreifenden Schmerzensausbruch des betrogenen Pagliaccio besinnen, um den feierlichen Moment halbwegs würdig einzuleiten. Aber um seine Sammlung ist es nun geschehen — Madame Butterfly und Toska liegen einander beständig in den Haaren, Motive aus der Bohème, Aïda und Cavalleria rusticana schwimmen bunt durcheinander, unterbrochen — oder zusammengesetzt? — von Cantilenen; die Serva Padrona tischt zwischendurch ein wenig Pergolese auf — alles bis zur Unkenntlichkeit

verstümmelt. Doch eines hört man heraus: der Mann besitzt ein Opernpotpourri.

Satan tritt den Blasebalg.

Besitzt er die Gabe, sich zu vervielfältigen? Der Katechismus klärt uns darüber nicht auf, aber es ist sehr wahrscheinlich. Unter den Frauen ist eine verdächtige Bewegung, die mit Andacht nicht viel zu tun hat. Wo Boa, Ketten, Müffe, Lorgnons und Krausen fehlen, da lässt sich auch mit einfacheren Mitteln Unheil anrichten: mit dem Halsstreifen. — O, Ihr glaubt, er ließe sich nicht ebensogut verwenden als ein Blaufuchs? Da seht einmal her, wie ihn die Braune dort über die Schulter wirft! Ob es kostbares Fell ist, das da durch die Finger gleitet, oder grobe Wolle, bleibt sich für die Geste gleich. Man lässt den Streifen wie liebkosend durch die Finger gleiten — so — und schwenkt ihn mit einer eleganten Bewegung des Handgelenks nachlässig nach rückwärts (das kurze Endchen zappelt dabei jämmerlich und möchte gerne wieder nach vorne kriechen; aber das tut nichts, die Geste war vollendet, und bis man wieder genötigt ist, sie zu wiederholen, kann man sich der süßen Täuschung hingeben, es hingen Blaufuchsschwänze auf den Rücken hinab). Das ist ein Nesteln, ein Zupfen, ein An- und Ablegen; bald ist die Hitze unerträglich, bald stellt sich Frieren ein, immer rechtzeitig, um eine Veränderung vornehmen zu können, Aufmerksamkeit zu erregen und vielleicht — beneidet zu werden! Dies ist das geheime Endziel, das in den koketten Fingern lauert und die kleinen und kleinsten Mädchen schon anspornt, die wichtige Bewegung zu üben, als wäre die ganze Gemeinde ein einziger großer Spiegel.

Die Kleinen machens täppisch: sie sehen sich herausfordernd um, ob ihnen auch genügend Beachtung geschenkt worden ist. Sie tun furchtbar wichtig, diese kleinen Mädchen. Wie sie im Sommer nur eben hereinkommen, um den Fächer zweimal vor dem Hochaltar auf- und zuzuklappen, so gibt es auch jetzt ein ewiges Kommen und Gehen; sie knixen, wirbeln den Halsstreifen einmal herum, besprengen sich mit Weihwasser und laufen mit dem also gewonnenen Segen befriedigt wieder hinaus: man tritt eilig in ein Postamt, kauft eine Marke und geht. Auch die Tür, welche jedesmal dröhnend ins Schloss fällt, erinnert lebhaft an diese Einrichtung bei Postämtern.

Der Eingang sollte in der Nähe des Hochaltars sein, das wäre praktischer; denn jeder will sich bis dorthin durchdrängen, besonders die Kinder. Dieser Platz gehört ihnen und wird hartnäckig von ihnen behauptet. Sie sind augenscheinlich über die Folgen des pfarrherrlichen Zornes noch nicht so genau unterrichtet; sonst würden sie sich nicht so vertrauensvoll dort zusammendrängen, um — Unfug zu stiften. Wer ihrem gottlosen Treiben zusieht, muss von den schlimmsten Befürchtungen für das Seelenheil der Gemeinde befallen werden. Wenn dies am grünen Holze geschieht . . .

„Dominusse vobiscumeh!"

Die Kinder sind sich darüber einig, dass es beim Hochaltar am interessantesten ist. Sie bedrängen den wehrlosen Priester, so gut es Kinder eben verstehen, umgeben in dichten Scharen die schützende Balustrade, die niemand vor etwas schützt, denn so weit Umfang und Altar es zulassen, kriecht man eben zwischen den gewundenen Säulchen durch; auch dem Übersteigen bietet sich kein erhebliches Hindernis. Jenseits der Balustrade tun sich die Knaben, ihres bevorzugten Geschlechts bewusst, besonders hervor, während sich die Mädchen auf den Raum vor und auf der Balustrade beschränken müssen. Es erweckt von ferne den Eindruck rührendster Unschuld, die Knaben so vertrauensvoll auf den Altarstufen hocken zu sehen, die Hüte in der Hand. Bei näherer Betrachtung macht diese Illusion einem tiefen Erstaunen über die Fülle der Einfälle Platz, die hier im Dienste der Neckerei verpufft werden.

Man rückt scheinheilig immer höher hinauf. Der Ministrant kann sich zuletzt kaum mehr rühren. Er ist überhaupt der unglückliche Gegenstand der Neckereien, die sich an den Priester denn doch nicht so offenkundig heranwagen. Man zupft ihn, räuspert sich mächtig gerade an den wichtigen Stellen, wo seine Antworten einsetzen sollen, so dass er sein „ammeneh!" falsch anbringt. Man vergnügt sich auch sonst auf mannigfache Weise: die Jungen entreißen einander die Hüte und gehen dabei ungeniert vom Flüsterton zu lautem Zank über, bis eine drohende Handbewegung des Priesters dieser Unterhaltung ein Ende macht. Die Balgerei wird stiller weitergeführt, und endlich schlägt die Idee eines Preisspuckens alles andere siegreich aus dem Felde.

Die Mädchen gehen nicht ganz so weit. Hier ist im allgemeinen mehr Kichern, Deuten, Tuscheln, Klappern der Holzschuhe und Halsstreifenunruhe. Aber sie haben inzwischen doch auch schon ein Wettspringen auf den Stufen des Altars veranstaltet und den Knaben einiges mit Erfolg abgelauscht; Püffe setzt es auch hier reichlich ab. Die Ruhigsten beschäftigen sich damit, untereinander die Heiligenbildchen auszutauschen oder spazieren zu gehen. Ein ganz Kleines hat der Mutter den Rosenkranz entrissen und läuft triumphierend damit umher. Endlich zwingt sie der Verlust eines ihrer Holzpantoffeln auf die Balustrade zur Ruhe nieder; da entdeckt sie ein Becken, das die Reinmachefrau dort wie ein Opfergefäß stehen gelassen hat. Die Kleine fühlt sich von dem schmutzigen Wasser mächtig angezogen und schon rückt eine kleine Kolonne entschlossen dorthin vor, als die Besendame noch zu rechter Zeit erscheint, um ein Unheil zu verhüten.

„In nomine patrisse, fillisse e spiriti sanctisse ammeneh!"

„Oremusseh — Pater nobisseh —"

Der Rest geht in ein eilfertiges Murmeln über, während der Priester seine Messgeräte zusammenpackt. Seine Messe ist nicht umsonst als die Zwanzigminuten-Messe berühmt. Da bleibt keine Zeit zu langsamem Beten und zum Niederknien auch nicht. Wie ein Wasserfall gleiten die Worte von seinen Lippen; noch ein Kniefall, eine scharfe Wendung, ein paar unverständliche — sseh — neh — und meh und — den Rest kann in der Sakristei hören, wer will.

Der Baronin ist es zu schnell gegangen. Sie bewegt noch die ganze Zeit mechanisch die Lippen im Ave Maria, als der Priester schon längst in der Sakristei verschwunden ist, und bewacht durch ihr Lorgnon den Ausgang, um den neuen Mantel der Marchesa nicht zu versäumen. Sie schwärmt für Puccini. Der Organist hat eben ausgeschwelgt. Da lösen sich ihre Lippen endlich vom Lateinischen los und: „Bällah, 'sta messah!" klingt es im Brustton der Überzeugung. Dann geht sie dicht hinter dem neuen Mantel dem Ausgang zu, und der Sonntag ist besorgt.

— — — — — — — — — — — — — —

Ob der Stein vor achthundert Jahren nicht vielleicht nur einen Blick in die Zukunft getan hatte, als ihn das Seufzen beschlich?

□□□

THEATER UND KONZERT

SCHAUSPIEL in ZÜRICH. Frank Wedekinds dramatisches Gedicht *Simson* ging über die Bühne des Pfauentheaters. Ende Januar hatte es im Lessingtheater in Berlin seine erste Aufführung erlebt. Es lohnte sich, auch unsere Literaturfreunde so rasch mit diesem neuen Werk Wedekinds bekannt zu machen; denn an echt dichterischen Zügen ist es reich, so reich, dass gewisse skurrile Elemente in dem Drama diesen Eindruck des Bedeutsamen und Wertvollen wohl zu stören, nicht aber zu zerstören vermögen.

Man kann sich leicht denken, was Wedekind an dem alttestamentlichen Stoffe gereizt hat: der Mann, der vom Weibe, das seine Sinne erfüllt, nicht loskommt, ob er wohl weiß, dass es ihn betrügt, dass er nur ein Spielzeug seiner Begehrlichkeit ist. Auch der Stärkste gerät in diese Knechtschaft. Und seine Sinnenliebe ist stärker als seine Verachtung — *c'est un peu fort, que le mépris ne puisse pas tuer l'amour*, heißts klassisch einfach in der *Arlésienne*; aber es ist nun einmal so. Wedekind zeigt es im zweiten Akte seines Dramas, dem gelungensten, tiefsten, ergreifendsten seiner Dichtung. Noch der durch Delilas Verrat Geblendete lässt nicht von ihr ab, und er bettelt um Liebe, um wahre Liebe, und er entblößt sein Innerstes, sein blutendes Herz vor ihr, und sie macht aus seinem Lebenstragik-Sang einen Sinnenkitzel für ihren neuen Liebhaber, den Philisterfürsten Og von Basan. Das ist die furchtbarste Tragödie Simsons: seine Seele hat er entblößt, ausgeschüttet im dumpfen dunkeln Lied von der narrenden Liebeslockung und ist damit zum Gespötte einer schändlichen Buhlerin, eines geilen Königs geworden. Eine Szene wie diese findet nur ein Dichter; und die Worte, die er geprägt, die lyrischen Klänge, die aufrauschen, tragen die Färbung stärksten Mitempfindens, schmerzvollsten Miterlebens.

Von diesem Akte schweift das Erinnern zu der Dichtung eines Franzosen. In den *Destinées* Alfred de Vignys, die erst nach des Dichters Tode an die Öffentlichkeit traten aus der vornehmen Abgeschlossenheit seiner *tour d'ivoire*, steht das Gedicht *La colère de Samson* (von 1839). Auf Simsons Knien ist Delila (oder Dalila, wie die Franzosen sagen) eingeschlummert, *riante et bercée par la puissante main sous sa tête placée.* Da ringt sich ein düster-trauriger, schmerzlicher Gesang aus seiner Kehle, in hebräischen Lauten, den Delila nicht versteht. Er hebt an mit den Worten: „Ein ewiger Kampf, jederzeit und überall spielt sich ab auf Erden, in Gegenwart Gottes, zwischen der Güte des Mannes und der List des Weibes, *car la femme est un être impur de corps et d'âme . . .* Der Mann bedarf immer der Liebkosung und der Liebe, überall hin verfolgt ihn dieses Bedürfnis, und er gerät in der Stadt ohne weiteres ins Netz der *Vierges folles: plus fort il sera né, mieux il sera vaincu . . . Et, plus ou moins, la Femme est toujours Dalila:* „Sie lässt sich lieben, ohne selbst zu lieben." Müde von diesem ewigen Kampf, wissend, was ihm bevorsteht von Delila, beschließt Simson, das Verhängnis herankommen zu lassen, *Ce qui sera, sera!* Und er entschlummert an Delilas Seite, und die Philister kommen über ihn, und sie blenden ihn, und sie stellen ihn, in Fesseln, vor ihren Gott Dagon. Das Fest entfaltet sich lärmend. Und De-

lila, die bleiche Buhlerin, ist, bekränzt und angebetet, die Königin des Mahles; aber zitternd spricht sie: Er kann mich nicht sehen!

Von dem, was in dem Drama höhnische Satire ist gegen die Heuchelei derer, die aus der Niedertracht ein Idol machen, die ihre innere Gemeinheit nach außen anständig maskieren möchten; was nach der Karikatur hin geht, auf die zu verzichten gerade Wedekind um so schwerer hatte fallen müssen, als ja die Feinde Simsons und die Anstifter und Ausnützer Delilas — Philister sind, die sich von selbst zur Porträtierung als Feiglinge, Dummköpfe, Neidlinge, Gäuche empfehlen: davon soll hier weiter nicht die Rede sein. Wie schon gesagt: diese Elemente stören, aber sie zerstören nicht den dichterischen Kern dieses Dramas, dem im Oeuvre Wedekinds ein ehrenvoller Platz sicher ist.

*

Die Anwürfe des Volksdramatikers ignoriere ich. Lemaître hat einst einem Schriftsteller, der Torheiten und Beleidigungen über ihn geäußert hatte, nur die vier Worte zugerufen: *Vous êtes un malheureux!* Deutsch könnte man das so ausdrücken: Armer Kerl!

H. TROG

*

ZÜRCHER OPER. Dr. Lothar Kempter, unser verdienter Opernkapellmeister feierte vor einiger Zeit seinen siebzigsten Geburtstag. Wer nur einigermaßen um das Musikleben von Zürich sich kümmert, den muss dieses Jubiläum mit Genugtuung erfüllen. Denn was ein Mensch in dieser Stellung in nahezu vierzig Jahren leistet, muss sich an den Früchten zeigen: am Einfluss auf das Musikempfinden zweier Generationen und am Ruf unserer Stadt als Musikstätte. Auf seinem Programm stand Wagner, und Wagner ist heute unumstrittenes Gemeingut unserer Stadt. Was unsern Ruf nach außen betrifft, so ist die Zürcher Oper in ganz Deutschland bekannt als vorzügliche Wagnerschule, wodurch wir immer stimmlich erstklassige Eleven bekommen. Somit hat Kempter sein Programm in allen Teilen durchgeführt. Die Aufgabe war groß und gipfelt in der eminenten Fähigkeit, mit wenig Mitteln Großes und Größtes aufzuführen und schließlich sogar das Gesamtœuvre Wagners bezwungen zu haben. Diese Fähigkeit des Zusammenfassens und Zusammenhaltens ist für Kempters geistige Persönlichkeit das prägnanteste und wertvollste, während er uns von der menschlichen Seite Bewunderung abringt durch seine unentwegte Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit. Und schließlich dürfen wir seine künstlerische Gestaltungskraft nicht vergessen, die oft Höhepunkte zeitigte, wie sie mit größeren Mitteln kaum größer hervorgebracht werden können: ich erinnere nur an die *Leonorenouverture*, an *Parsifal*, an den Schluss der *Götterdämmerung*, um nur einiges herauszuheben. So kann Lothar Kempter auf inhaltsreiche 70 Jahre zurückblicken und des Dankes der Besten sicher sein.

Während die letzten Jahre immer mitten in der Spielzeit ihr Saisonglanzstück brachten, mussten wir dies Jahr lange und ungeduldig warten, und kommen nun endlich im März zum musikalischen Höhepunkt der Saison: zu Gustav Dorets *Sennen*, die die deutsche Uraufführung hier erlebten. Doret hat damit ein Stück schweizerischen Nationalempfindens auf die Bühne gebracht: eine freudige, frische Alpenlandschaft mit ihren großen, freien Tönen; die brü-

tende, stille, und doch so warme, schirmende Stimmung einer Sennhütte bei Nacht, und vielleicht am wenigsten charakteristisch das dörfliche Fest, die Kilbi. Das ist nach meinem Dafürhalten das Schöne an der Oper, dieses empfundene Eingeben in Naturstimmungen, in die Herbheit und Größe des Gebirges, in die Lieblichkeit und Einfachheit der Alpweiden und Sennereien. Doret verwendet dazu hauptsächlich zwei Motive, die den Grundton bilden zu seinem Gemälde: den Ranz des vaches und das Emmenthalerlied, und wechselt in diesen sehr reizvoll das Kolorit je nach Stimmung und Beleuchtung. Daneben geht die Handlung des Sennen Köbi vorrüber, der aus Eifersucht den Kameraden Hansli erwürgt und ob dessen gespensterhaften Erscheinung in der Gewitternacht nach der Kilbi zu Tode fällt. Auch dies ist einfach und volkstümlich in Erfindung und Empfindung. Nun hat Doret im dramatischen Teil seiner Musik die Gestalt des Köbi derart gesteigert, dass er seine Einfachheit verliert und etwas Dämonisches kriegt, das sich dann am Schluss des zweiten Aktes steigert zu Bejahung von Leben und Liebe trotz Schuld. Dadurch erhält der Senn etwas Heldenhaftes — im Sinne von Nietzsche — und die Musik des Mittelaktes einen kraftvollen, markanten Höhepunkt.

In der motivistischen Verwertung der Themen, mehr aber noch in der Instrumentierung und der farbensatten Stimmungs-Schattierung ist Doret ganz im Banne von Wagners Ring. Das ist kein Vorwurf, wenn dadurch so viel Schönes und Großes entsteht. Sie beweist nur die virtuose Beherrschung des Technischen. Eine andere Frage ist die, ob der Schweizerbauer Köbi in sie hineinpasst oder ob nicht Doret nur sich selbst wiedergibt, den modernen Menschen im Widerstreite der Gefühle. Ich glaube nun, dass Doret diese Klippe glücklich umgangen hat und in Köbi wohl einen Sturm von Leidenschaften und Gewissensbissen schildert, äußerlich aber die Ruhe des Bauern gänzlich wahrt. Mit der Darstellung dieser Rolle hat sich übrigens Herr Janesch verdiente Lorbeeren geholt. Gegenüber seiner früheren Fassung hat das Stück durch seine Dreiteilung entschieden gewonnen. Der neue zweite Akt gibt einen wohltuenden ruhigen Akzent in die leidenschaftliche Handlung hinein und vertieft dieselbe in wesentlichem Maße. Wir sehen drei charakteristische, stimmungsvolle Bilder aus unserer Alpenwelt und unserem Älplerleben, wir sehen wahre Menschen und nicht Opernschemen vor uns handeln, und wir werden auch durch die Musik nicht allzuweit aus der Sphäre dieser Menschen fortgetragen, sondern hören ihre Weisen, die auch die unsern sind und uns vertraut und lieb vorkommen. Deshalb werden wir Schweizer vor allem diese Oper pflegen müssen, die so viel Eigenart enthält, und da die Aufführung in Zürich mit aller Sorgfalt vorbereitet war und besonders landschaftlich prachtvolle Bilder gibt, so ist zu hoffen, dass der Erfolg nicht hinter demjenigen der Genfer Aufführung zurückstehe.

Vor Neujahr versuchte man ein Stück eines anderen Schweizers an der Oper einzuführen: *Das heilige Käpplein* von Erich Fischer. Leider ohne Erfolg. Das vom Komponisten verfasste Libretto ist eine jener Ritterschauergeschichten nach der Schablone mit vielen grotesken und oft auch witzigen Situationen, die einer Fuchsenproduktion gewiss zur Ehre gereichen würden, aber für die Bühne

doch zu ungeschickt sind. Die Musik dazu macht mehr den Eindruck von Gelegenheitsmusik, die hier ohne inneren Zusammenhang aneinandergehängt wurde. Der Abend brachte manchem Verlegenheit, manchem Langeweile und man bedauerte nur, dass ein unleugbares Können nicht von mehr künstlerischer und bühnentechnischer Einsicht geleitet wurde.

Von Operetten hörten wir wieder einmal eine, die der Erwähnung wert ist: *Polenblut* von Nebdal. Hinter einer derben, flachen Handlung versteckt sich eine so feine und empfundene Musik, dass man entzückt diesen Klängen lauscht, die sich so angenehm leise fortspinnen und die Phantasie mitnehmen, während auf der Bühne die Handlung weiterschreitet. Man staunt oft über die Inkongruenz zwischen dieser vollblütigen, gar nicht operettenhaft-sentimentalen Musik des berühmten Böhmen, und den verstandesmäßigen Plattitüden des Librettos, das im schlimmsten Berlin entstanden zu sein scheint. Da man sich über solche Kleinigkeiten aber heuzutage nicht mehr wundern darf, kann man sich wenigstens an den musikalischen Schönheiten schadlos halten, die hier zu einem so reichen Strauße zusammengebunden sind.

OTTO HUG

NEUE BÜCHER

ALBERT STEFFEN. *Die Erneuerung des Bundes.* Roman. Mit einer Zeichnung von Walo von May. S. Fischer, Berlin 1913.

Gleich einem alten Runenzauber hält uns dieser feierliche Titel in geheimnisvollem Banne —: als ob aus Sphärenharmonien ein tiefster Ton herüberdringe, in unsern Seelentiefen fest sich ankernd und wundersam zu einem immer mächtiger fortklingenden Orgelpunkte werdend, auf dem der Dichter — in gewaltiger Steigerung der innern wie der äußern Mittel — eine Symphonie erstellt, die sich gleich einer heiligen Domeskuppel wölbt und schließt. Anfang und Ende sind zuhöchst in eins gefriedet; Vergangenheit und Zukunft traumhaft in verewigte Gegenwart gerückt.

Dem Blick der Sage in urfrühe Zeiten folgend, schauen wir im Anbeginne einen Mann mit seinen beiden Söhnen aus dem ungewissen Norden kommen, bestimmt: ein Reich zu gründen, wo Tag und Nacht, wo Moor- und Maienland sich voneinander scheiden. In dieser sagenhaften Vorzeit bildet sich der Schicksalsknoten aus den Fäden, die Karma spinnt im Weltenwerden. Wie er sich löst, in höherm Lichte neu sich knüpft, das zeigt uns in der Folge die Erzählung, die als eine Wiederspiegelung kosmischen Vorgangs in der Erdenalltagssphäre sichtbar wird. Das ewig heilige Gesetz des Opfers höherer, geläuterter Geistesmächte an der Schwelle in das ihnen zuerkannte Land —: als ein Verzicht zum Heil zurückgebliebener, niedriger, nachtumfangner Kreaturen — erfüllt sich hier. Bei diesen Abgefallenen in der Finsternis zu bleiben, ihr Leiden lindernd und — als Lehrende und Leitende — zu verharren, bis selbst der Mörder unter ihnen, nach Erkenntnis und Bekenntnis ringend, an das Licht gelangen kann —: das ist der Sinn des alten Bundes, der sich ewiglich erneuert. Christus be-

siegelt ihn, am Schluss des Werkes unter seine jüngsten Jünger tretend und die überirdischen Worte sprechend: „Lasset mich mit in eurem Bunde sein. Niemals wollen wir uns trennen von jenen, die unsertwegen in der Tiefe weilen. Nie wollen wir uns von der Erde wenden, wenn nicht der Letzte mit uns kommen kann. Nie wollen wir geliebt sein, wenn nicht diese Liebe von uns selber ausgeht und alle erlöst und den Erlösten wiederum entströmt, bis sich die Erde selbst in lauter Liebeslicht verwandelt hat." — So stehen wiederum drei Menschen, wie am Eingang, so am Ausgang dieses Dichterbaues; und was aus grauer, sagenhafter Zeit herüberkam, das geht — verwandelt durch ein inneres Licht — den Weg hinaus in Ewigkeit, gefolgt von einem unabsehbaren Zuge derer, die durch dieses Licht erleuchtet wurden.

So hat Albert Steffen in seinem dritten Romanwerk — zu dem die vorangehende *Bestimmung der Roheit* gleichsam als Präludium erscheint — in Wort und Bild, in Gleichnis und Gedanke den tiefern Weg der Menschheit vorzuzeichnen versucht. Und ist ihm dies durch Inspiration denn auch gelungen. Mit der Sicherheit eines Nachtwandlers folgt er ihr; und fast möchte man sagen, dass er nur da, wo ihn die laute Wirklichkeit zu jähem Erwachen zwingt, zuweilen strauchelt oder seinen äußern Pfad verliert. — „Voll feiner Gedanken, nur etwas locker zusammengehalten", schrieb mir jüngst eine aufhorchende Leserin nach beendeter Lektüre dieses stillen Buches. „Locker" vielleicht in dem Sinne, wie Anton Bruckner (ein geistiger Ahnherr Steffens) seine Symphonien konzipiert und gliedert, die wir — trotz gelegentlicher Ökonomiefehler, scheinbarer Zufälligkeiten und Naivetäten — als lebendige Gebilde liebend erleben. In diesem Sinne dürfen wir auch Jeremias Gotthelf als Steffens vorbildlichen, väterlichen Meister bezeichnen. Auch hier ein erstaunliches Beobachten, Erfühlen und Ausdeuten der feinsten, verborgensten Regungen der Seele und der Natur rings um uns her: ein unaufhörliches Zwiegespräch mit dem Ich und dem All; ein schier scheues Auf- und Nachzeichnen innerer Erlebnisse in Vers und Prosa.

Aus einem dringlichen Bedürfnis: sich mitzuteilen, von dämonischen Zwiespältigkeiten sich zu befreien, ist Steffens unbekümmertes Erstlingswerk *Ott, Alois und Werelsche* entstanden —: ein Roman, in dem sich des Dichters Wille und Bestimmung wohl am rückhaltlosesten äußert. Hier wird auch gegen Schluss das glückleuchtende Hauptthema, das sich in Steffens zweitem und dritttem Werke wesentlich erweitert, vertieft und vergeistigt hat, zum ersten Male feierlich angeschlagen. Mildmahnend klingt es mitten hinein in unsere durch materialistischen Egoismus verfeindete und verödete Zeit —: „Ich weine nicht für mich, sondern für die andern. Meine Muskeln spannen sich nicht für mich — für andere, für andere —. O, unendliches, herrliches Gefühl!"

Wer so des Dichters innere Entwicklung in diesen drei Stufen miterlebt hat, wer Zeuge des Aufblühens einer himmlischen Blüte inmitten der Wildnis unseres Alltagsgartens gewesen ist, der wird auch erkannt haben, dass Steffens Größe und Bedeutung nicht allein nur in einem liebevollen Nachbilden der Umwelt besteht, worin ihn unsere „Heimatkünstler" leicht erreichen können. Man nimmt es vielmehr als ein wun-

dersames Naturgeschehnis hin, wenn dieser junge Dichter durch die Liebe auch zu solch ungeahnter Schönheit gelangt, wie zum Beispiel in der Schilderung des Aquariums, des herbstlichen Jagdmorgens und vor allem der überirdischen Szene, in der die gefallene Dienstmagd ihr neugeborenes Kindlein — von heiligem Wahnsinn übermannt — durchs Fenster hinaus dem Mondschein hingibt, meinend: die seligen Strahlen trügen es dahin. Man muss über Gottfried Keller bis zu Jean Paul oder noch älteren Meistern zurückgreifen, um poetische Reliquien von solcher Reinheit und Lieblichkeit zu finden. Nur einer, der durch Ehrfurcht zur Gottesfurcht (die eben keine Furcht mehr ist) gelangte, vermochte solche Werte umzuwandeln ins lebendige Wort. Voll Inbrunst langen wir nach dem Mantelsaume eines Dichters, dessen Falten eine sehnsüchtige Seele bergen, die sich in Einsamkeit und Stille langsam aber unablenkbar vorbereitet auf eine kommende Gottes-Zeit; und traumbeglückt verehren wir in Albert Steffen den Dichter, der — einem Heiligen ähnlich — seine Menschlichkeit so ganz aus sich herausgestellt hat, dass der Geist wie in ein klares Kristall-Gefäß einfließen kann, auf dass es uns dereinst als Gral erleuchte und erlabe.

HANS REINHART

*

DIE KINDER- UND HAUSMÄRCHEN. (Ein Gedenksblatt an die erste Ausgabe im Jahr 1812).

Wenn man große Ereignisse und große Persönlichkeiten jeweils nach hundert Jahren zu feiern pflegt, so geschieht dies zweifellos aus dem Bestreben, die Erinnerungen an bedeutsame Leistungen der Menschheit von Zeit zu Zeit wieder aufzufrischen und für die Gegenwart fruchtbar zu machen, sowie aus Dankbarkeit für das, was Bleibendes und Fortwirkendes unter uns noch lebendig ist. Die Vorbilder sind es, die stets zur Nachahmung gereizt haben, und die Kenntnis der Taten unserer Väter und Großväter ist stets ein treffliches Mittel gewesen, uns bescheiden zu machen, indem wir uns fragten, wie weit wirs ohne sie gebracht hätten.

Aber heute ist es etwas anderes, was ich den Lesern ins Gedächtnis rufen möchte; nicht eine Großtat des Geistes oder ein Heldentum auf dem Schlachtfelde oder sonst ein Ereignis oder ein Menschenleben, das in dem Sinne als groß bezeichnet werden kann, wie etwa Napoleon und sein Zug nach Russland, dessen ja heute allgemein gedacht wird. Und doch — welch' dankbare Gefühle erfüllen uns alle, wenn wir uns daran erinnern, und mit welcher Liebe hängen wir an dem, was vor hundert Jahren zwei schlichte Gelehrte uns allen geschenkt haben. Denn ohne dieses Geschenk können wir, soweit die deutsche Zunge klingt, uns die verflossenen Jugendtage gar nicht vorstellen. Ich meine die *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, deren erster Band im Verlage der Realschulbuchhandlung in Berlin im Herbst 1912 erschienen ist, und wozu Wilhelm seine ganz herrliche Einleitung am 18. Oktober 1812, gerade im Jahr vor der Leipziger Schlacht, wie sein Bruder Jakob im Handexemplar hinzugefügt, in Cassel abgeschlossen und unterzeichnet hat.

Warme Dankbarkeit erfüllt uns jedesmal beim Anblick dieser prächtigen Sammlung volkstümlicher Prosaerzählungen, der ersten, die mit zarter Hand und möglichster Genauigkeit aus den Quellen geschöpft

wurden, worin diese Volksdichtung sprudelt, und die uns nichts anderes bieten will, als was das Volk selber den beiden Sammlern während der sechs Jahre geboten hatte, die über dem Suchen nach diesem alten schönen Gemeingut verstrichen, ehe die erste Sammlung zustande gekommen war. Und auch einen Schatz hat uns das Brüderpaar in diesen Büchern geschenkt! Wie viel reines, edles Gut, das die Phantasie des naiven Kindes belebt und beseelt wie selten etwas anderes, haben sie vor dem drohenden Untergang gerettet! Wilhelm sagt in seinem Vorwort: „Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltener werden, denn die Sitte darin (im Märchenerzählen) nimmt selber immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von ihnen spricht, welches vornehm aussieht und doch so wenig kostet".

Bekanntlich haben die Romantiker in Deutschland die Grundlage zur neueren Literaturgeschichte und germanischen Sprachforschung gelegt; sie haben die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das Mittelalter gelenkt, das sie verherrlichten und dessen Kunst ihnen als Ideal erschien, das in der Gegenwart nicht erreicht worden sei; sie fanden darin das Nationale besser ausgedrückt als in der späteren Zeit, und einer der Führer dieser Epoche, Friedrich Schlegel, hat dieser ehrfurchtvollen Betrachtung der Vergangenheit besonders deutlichen Ausdruck verliehen. Aus dieser Anschauung gingen die ersten germanistisch-fachwissenschaftlichen Arbeiten eines von der Hagen und Anderer hervor.

Aber auch die Liebe zur Volksdichtung, die ja bekanntlich schon im Herzen Goethes durch Herders Arbeiten geweckt worden war, fand in den Kreisen der Romantiker ihre begeistere Pflege. So gaben 1806—08 Achim v. Arnim und Clemens Brentano *Des Knaben Wunderhorn* heraus, jene Sammlung von Volksliedern, die Goethe freudig willkommen hieß, und die auf die Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts so befruchtend eingewirkt hat, dass man sich diese ohne jene Sammlung fast nicht denken könnte. Im Jahre 1807 folgten Göwes *Volksbücher*, eine Sammlung von Romanen, Arzneibüchern, Reisebeschreibungen etc., die als wertvoller Beitrag zur volkstümlichen Literatur betrachtet werden durfte; alles Werke, die einen starken Ansporn für die Brüder Grimm bildeten, sich — wenn auch mit wissenschaftlich besserem Rüstzeug — ähnlichen Forschungen hinzugeben. Ihr Interesse drehte sich zunächst ausschließlich um die Geschichte der Poesie, und von dieser war es wieder die Volks- oder „Naturpoesie", welche sie — die Unterscheidung, die Herder aufgebracht, zu der ihrigen machend — der Kunstdichtung weit vorzogen. Sie betonten den nationalen Charakter dieser volkstümlichen Poesie als deren großen Vorzug der höfischen Dichtkunst gegenüber, der besonders Wilhelm eine ungerechte Geringschätzung entgegenbrachte. Jakob hat maßvoller geurteilt; aber die Vorliebe für die Volksdichtung teilte er damals unzweifelhaft mit seinen Bruder.

Eine Sammlung von Volksliedern lag also im *Wunderhorn* vor. Allerdings eine Sammlung, die trotz ihrer Bedeutung, die sie gewann und die ihr nicht abgesprochen werden darf, als Volksliedersammlung nicht alles so bot, wie wir es heute von einer

solchen Ausgabe erwarten müssten. Vieles darin war wertlos, vieles durch die Überlieferung und durch Überarbeitung von der Hand der Herausgeber entstellt, manches Stück hätte nicht unter die Volkslieder gehört etc. Aber sie war da — und die Bücher, die auch dem Volksgesang ein entschiedenes und liebevolles Interesse entgegenbrachten, wollten wohl nicht gern Arnim und Brentano Konkurrenz machen, als sie sich anschickten, nach Überresten alter volkstümlicher Poesie zu suchen. Herder, der in so vielen Dingen als Anreger und Bahnbrecher gewirkt hatte, war auch ihnen ein guter Ratgeber. Seiner Forderung gehorchend, gingen sie diesen Resten nicht bloß in ältern Drucken und Pergamenten nach, sondern sie wandten sich an das Volk selber, ließen sich von den Landleuten die Prosageschichten, wie sie sich von Mund zu Mund festgepflanzt und von Generation zu Generation vererbt hatten, erzählen und zeichneten sie auf, bestrebt um Echtes und Unverdorbenes zu sammeln und der Nachwelt aufzubewahren. Und je nachdem diese Erzählungen an einen Ort oder an eine Zeit gebunden waren, oder aber vollkommen davon losgelöst im Reiche der Phantasie zeit- und ortlos erschienen, wurden sie den Sagen oder den Märchen zugeteilt.

So ist allmählich die wunderbare Sammlung der *Kinder- und Hausmärchen* entstanden, deren erster Band in dem denkwürdigen Jahre 1812 herauskam, dem schon 1814 der zweite folgen konnte, und 1816—18 sandten die beiden emsigen Forscher dieser Publikation die *Deutschen Sagen* nach, zwei Bände, wovon der erste die „mehr örtlich", der zweite die „mehr geschichtlich (zeitlich) gebundenen" Sagen enthielt, und die — wie die Märchen — fast durchwegs aus mündlicher Überlieferung geschöpft waren.

Aber die unmittelbarere und beglückendere Wirkung hat die Märchensammlung auf die deutsche Nation ausgeübt. Sie ist ein Gemeingut nicht nur des deutschen Volkes, sondern der Völker überhaupt geworden, und es tut ihrem Werte keinen Eintrag, wenn die Brüder vielleicht in der Vermutung gemeinindogermanischen Erbgutes, mythologischer Ein- und Nachwirkungen etc. etwas zu phantasiereich vorgegangen sein mögen. Das wissenschaftliche Verdienst der beiden Gelehrten, die Märchenforschung begründet zu haben, bleibt ebenso bestehen, ob ihre Hypothesen in der Auslegung der Märchenbeute noch allgemein anerkannt seien oder nicht. Und zum allermindesten so groß wie jenes ist das Verdienst, den Kindern einen unendlich teuren Schatz erhalten und überliefert zu haben, der — gerade weil sie in der Überarbeitung der Märchen so behutsam und mit feinstem Verständnis der Volks- und Kinderseele vorgegangen — jedem Kinderherzen lieb wird und für uns Erwachsene unlöslich verknüpft bleibt mit der Erinnerung an die märchenfernen Kindertage, da wir mit leuchtenden Augen zum erstenmal die Geschichten vom *Dornröschen* u. vom *Schneewittchen*, vom *Aschenbrödel* und vom *Rotkäppchen*, vom *Hans im Glück* und vom *Tischlein deck' dich* — und wie sie alle heißen mögen, erzählen gehört oder selber gelesen haben.

HANS MÜLLER-BERTELMANN

•

FRITZ MÜLLER. *Alltagsgeschichten.* Verlag von Huber & Co., Frauenfeld 1914.

Wir zählen Fritz Muller längst ein wenig zu den schweizerischen

Autoren. Dass er sein neuestes Buch in einem schweizerischen Verlag erscheinen lässt, soll doch wohl seinerseits diese Zugehörigkeit dartun. Fritz Müller ist unerschöpflich im Herausschütteln seiner geistreichen, scharf pointierten Geschichten, die sich alle auf ungefähr der selben Linie bewegen, innerhalb der selben Grenzen sich tummeln, aber hier reich von einer meisterhaften Virtuosität Zeugnis ablegen. Selten bleibt eine dieser Alltagsgeschichten im Anekdotischen stecken, fast immer spürt man aus den witzigen Plaudereien den nachdenklichen Ernst einer gefestigten und ehrlichen Persönlichkeit, der es nicht ausschließlich ums Amüsieren zu tun ist. Dass die Geschichten alle gleichwertig seien, kann wohl niemand verlangen, aber durch Geist und übersprudelnden Humor zeichnen sie sich alle aus, und wenn man nun schon die vierte dieser Sammlungen mit dem selben Vergnügen, das man bei der ersten empfand, aus der Hand legt, so ist das sicherlich ein nicht alltägliches Lob. BLOESCH

*

FRIDOLIN HOFER. *Im Feld und Firnelicht.* Neue Gedichte. 1914. Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München.

Diese Sammlung enthält in der Tradition verwurzelte Gedichte und, geringer an Zahl, solche von unverkennbar neuem Ton. Sie bezeugt die Überwindung der Literatur und den Durchbruch zum Leben.

Die große deutsche Lyrik, wie sie Goethe schuf und wie sie von seinen Nachfahren aufgenommen, variiert und bereichert wurde, ist, kurz gesagt, der Sang des Menschen, der in Friede und Unruhe, in Seligkeit und Hast, beglückt oder stürmend über die Erde, die feste, eingesetzte, unverrückbare. die alte und sich verjüngende Erde geht.

Die Ahnung einer gewaltigen Zukunft, verbunden mit dem durch die Naturwissenschaft gesteigerten kosmischen Gefühl, dehnt heute unsern Blick ins Weite, Unermessne, grandios Chaotische, und die Gegenwart bekommt das Elementare, Epochenhafte der Urzeit.

Diese Horizontverschiebung betrifft bei Hofer zunächst die Landschaft. Das Feld wandelt sich zum Meer.

Spätes Pflügen:

Frühdämmerung umgarnt die Welt.
Unter aschfahlem Himmelsbogen
Mühsam, schwer
Stößt ein Pflug noch durch herbstliches Feld.
Dicht und dichter der Nebel fällt;
Nun seh ich kein Land mehr: ich schaue ein Meer:
Pechschwarze, starrende Flut — die Schollen,
Der Pflug — ein Schiff,
Von wasserstampfenden Rossen gezogen,
Und manchmal geht durch der Dämmerung Wehen und Wogen
Wie unterirdisch ein Schüttern und Rollen,
Als streife das Fahrzeug ein Felsenriff.

Im Einzelnen verspricht viel Ausdrucksvolles die Erfüllung. — Ich, Flamme, die in Erdendunkel zündet. — Seliger Sommer blüht und wogt durch mein Haus. — Ihr kahlen Gipfel des Urgesteines, Von Stürmen umbraust, von Gestirnen umhellt, Einst werdet ihr Land, lichtgrüne Welt. — Wald und atmender Halm, Wolken und Moorgeschwele. — Freilich finden sich in den neu orientierten Stücken oft schwerfällige, schlechte und tote Verse, während die epigonischen Gedichte des Bandes meist untadelig sind, — wieder ein Beleg, dass formale Gewandtheit noch lange nicht Stil heißt. Seinen Stil durchzubilden, ist nun die ernste

Aufgabe des Dichters. Dann wird er das Vorzügliche, das er besitzt, rein geben können. *Landschaften I.:*

Grauschlammiges Land, wie Meerestiefen entstiegen.
Nur hier und dort auf Feldern noch Furchen von Schnee,
Wie weißer Wellenstrich der brandenden See,
Darüber Bäume, die ächzend im West sich wiegen.
Ackergründe, strotzend von gärenden Stoffen,
Aus Banden toter Erstarrung gelöst noch kaum
Und den gesegneten Schoß dem unendlichen Raum
Schon hingegeben — welt, weltoffen.

JOSEF HALPERIN

TAGEBUCH

DAS ORGANISATIONSWESEN DER GEGENWART. Unser wirtschaftliches Zeitalter steht im Zeichen der Organisation. Der Organisation der Arbeiter ist die der Unternehmer gefolgt. Auch die Kartellierung läuft in letzter Linie auf eine Organisation hinaus. Der Organisationsgedanke drückt unserem Zeitalter den Stempel auf; er hat eine Mächtegruppierung herbeigeführt, die für die Volkswirtschaft von schwerwiegender Bedeutung ist. In die Sinnlosigkeit des wirtschaftlichen Geschehens wurde Sinn gebracht, in die Anarchie der Produktion ein Element der Ausgleichung getragen, den Auswüchsen einer allzuoft mit den konkreten Faktoren des ökonomischen Lebens nicht mehr rechnenden Arbeiterorganisation hat die Koalition der Unternehmer da und dort Halt geboten. Die Organisation kittet Menschen und Verbände enger zusammen, steigert das wirtschaftliche Denken und stählt die Energie im wirtschaftlichen Kampfe. Allein überall tritt uns die Organisation noch als etwas Unfertiges entgegen, als etwas, das noch im Flusse der Entwicklung ist. Das Arbeiten an dem neuzeitlichen Organisationswesen, so betont der ehemalige österreichische Justizminister Dr. *Franz Klein*, ein hervorragender Rechtslehrer, in einem soeben erschienen Buche *Das Organisationswesen der Gegenwart*, Verlag von F. Wahlen, Berlin, kann jetzt nur ein Momentbild bieten. Jede wissenschaftliche Tätigkeit in sozialen Dingen der Gegenwart sei derselben Beschränkung unterworfen, sofern sie mehr sein wolle als das Ersticken farbenfrischer und duftender Pflanzen zwischen den Papierblättern eines Herbariums.

Klein sucht in seinem Werke auch die Politik und die Wirkungen des modernen Organisationswesens ins Licht zu rücken. Die Einzelpersönlichkeit verschwindet hinter dem Kollektiven, beide schaffen geistige Einheiten, hier wie dort fühlen, denken und handeln die einzelnen in ihrer Vereinigung vielfach anders als isoliert, und ihre Ideen und Gefühle gehen in der Vereinigung nach derselben Richtung, so dass man bildlich im einen wie im anderen Falle von einer *Kollektivseele* sprechen kann. Die bloße Ansammlung wie die Organisationen geben ihren Mitgliedern Machtbewusstsein und ermutigen sie zu Äußerungen und Akten, zu denen sie als einzelne sich nicht ermannt hätten. Beide setzen ihre Mitglieder in einen Zustand höherer Empfänglichkeit, indem sie zu jeder moralischen Hingebung fähig sind und ihr persönliches Interesse freudig dem kollektiven opfern.

Klein findet wie so manche Sozialpolitiker, dass in allen Schichten wo Organisationen vorkommen, die

Organisierten sehr häufig den anderen an Urteilsfähigkeit, Aufgewecktheit, Klugheit und Gewandtheit *voranstehen.* Sie sind das kritische, vorwärts strebende Element in der Menge. Wenn in den Organisationen einzelne Gruppen ihr Schicksal oder Fragen ihres Gedeihens selbst in die Hand nehmen, wächst auch in der Gemeinschaft Willens- und Tatkraft, und zwar ist es zum großen Teile über das Überlieferte und Gegebene empor- oder von ihm wegstrebendes Wollen und Tun. Es dürfte, meint Klein, durchaus nicht zutreffen, dass die Organisationen den Unternehmungsgeist beeinträchtigen, vorausgesetzt, dass Unternehmungsgeist allgemein als Wille verstanden wird, für das private oder öffentliche Leben nutzbringende Veranstaltungen zu schaffen und nicht technisch gerade auf die mit Kapitalrisiko verbundene wirtschaftliche Produktion bezogen wird.

Das anregende Werk des österreichischen Juristen dürfte ohne Zweifel die Auffassungen über das Wesen und die Zulässigkeit der Organisation erheblich beinflussen.

CIVIS

*

ERKLÄRUNG. Aus dem Artikel von Ernst Dick in Nr. 11 von *Wissen und Leben* erfuhr ich, und ich überzeugte mich daraufhin, dass Hermann Burte in seinem Drama *Herzog Utz* eine Szene stehen hat, die in der äußeren Situation Ähnlichkeit mit einer Szene meines bisher unveröffentlichten, jedoch schon im Jahre 1907 konzipierten Dramas *Ulrich von Hutten* aufweist:

Herzog Utz, Ulrich von Württemberg, der das Weib seines Marschalls (historisch: seines Jägermeisters Hans von Hutten) leidenschaftlich liebt und besitzen möchte, wird dabei *betroffen* und *belauscht*, als er sich entwürdigte, den Marschall *kniefällig* um Überlassung der verräterisch schönen Frau zu bitten.

Diese Szene steht als „erregendes Moment" im ersten Akte meines Huttendramas. Sie ist einem anderen *Stoffe*, einem gänzlich anderen *Zusammenhange*, einer durchaus anderen *Problemstellung* dienstbar und stimmt selbstverständlich in keinem Worte mit Burte überein. Wie oben gesagt, nur die Situation ist dieselbe.

Ich fand diese wirksame Szene dort, wo auch Burte geschöpft haben dürfte, bei David Friedrich Strauß, dem daran lag, den Ausgangspunkt und die Berechtigung von Huttens Querelen gegen Herzog Ulrich eingehend klarzustellen, um das pfäffische Lügengewebe zu zerstören, als habe der beleidigte Herzog (der den Vetter Ulrichs von Hutten meuchelte) seinen Jägermeister, der die Augen zur Herzogin erhoben haben sollte, *gerichtet.*

In einer Zeit, in der sowohl der dichtende Famulus als der gewiegte literarische Hochstapler in die Tasche des Dichter-Mitmenschen greift und unauffällig und frivol sich bereichert; in einer Zeit, die aber auch ebenso frivol sogenannte Abhängigkeitchen feststellen möchte: lege ich, durch Erfahrung belehrt und gewitzigt, auf dies Faktum der Duplizität nachdrücklich Gewicht, um bei der Veröffentlichung meines Huttendramas nicht in den Verdacht zu geraten, mit Hermann Burtes Taschenuhr die Zeit festgestellt zu haben.

CARL FRIEDRICH WIEGAND

Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750
Redaktor in Bern Dr. HANS BLÖSCH, Bümpliz.

AP Neue Schweizer Rundschau
32
N42
Jg.7
Heft 1-
12

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY